
3 1761 07063369 8


UNIV.
OF TORONTO
LIBRARY







DIE

SPRACHE ALS KUNST

VON

GUSTAV GERBER.

ERSTER BAND.

ZWEITE AUFLAGE.

BERLIN 1885.
R. GAERTNERS VERLAGSBUCHHANDLUNG
HERMANN HEYFELDER.



Vorrede.

Böckh schrieb im Jahre 1808 eine Abhandlung „Von dem Übergange der Buchstaben ineinander“ (zuerst in den „Studien von C. Daub und Fr. Creuzer“ Bd. IV — kl. Schr. Bd. III), in welcher es heifst: „Jetzo kann man wohl sagen, dafs diese Sprachlehre noch in den ersten Elementen stehe; nur ihre Mitte ist aufgeklärt, wir meinen das Gewöhnliche von Etymologie und Syntax; wie viele Bernhardi's werden aber noch erfordert, um die beiden Enden einigermafsen befriedigend zu bearbeiten, nämlich was diesseits der Etymologie und jenseits der Syntax liegt, letzteres die ethische Betrachtung der Sprache, ihr Wert, ihre Bedeutung, Wirksamkeit und verschiedener Gebrauch für das Gemüt nach ihren verschiedenen Elementen, eigentlich dasjenige, was in die Logik, Aesthetik, Rhetorik und Poetik gehört“ cet. —

In dieser Richtung, welche Böckh als „den künstlerischen Gebrauch“ der Sprache bezeichnet, „für welchen bis jetzt nichts Bedeutendes gethan worden, wiewohl der Aesthetiker und Poetiker, der Logiker und Rhetoriker hunderte vorhanden sind“ — bewegt sich die vorliegende Arbeit.

Nennt man die Tonkunst, so wird sogleich verstanden, wovon man spricht, und so sollte auch kein Zweifel sein, was Sprachkunst bedeutet. Indessen ist es zwar hergebracht, den Ton als Material der Tonkunst zu betrachten, wenn man aber an die Kunst dachte, welche sich des artikulierten Tons — also der Sprache — als Materiales bediente, so verstand man unter dieser die Dichtkunst. Man wird sehen, warum ich dies für unrichtig halte. Es klingt wunderlich, wenn ver-

sichert wird, es sei bis jetzt eine Kunst, welche doch jeder in ihren Hervorbringungen kennt, übersehen worden, wenn also eine solche Kunst gewissermaſsen jetzt entdeckt wird; aber es ist andererseits nicht schwer, zu bemerken, woher es kommen konnte, daſs die Aesthetik über diese Kunst hinwegsah, deren Abgrenzung die schwierigste ist und deren Werke nicht bedeutend auffallen, weil sie mehr der flüchtig vorüberrauschenden lebendigen Rede angehören, als der Litteratur. —

Man sah in der Sprache die Kunst nicht, weil Sprache sich zugleich immer als Bedürfnis zeigt, und weil sie dem Auge zu nahe lag, um in ihrem wahren Wesen angeschaut werden zu können. Man wagte nicht, sich in der wunderlichen Lage zu glauben, daſs man unwissentlich unaufhörlich eine Kunst übe, etwa wie M. Jourdain in Molières: le bourgeois gentilhomme (A. II, Sc. 4): „Par ma foi, il y a plus de quarante ans que je dis de la prose, sans que j'en sçeusse rien.“ — Was man aber doch als Kunst in den Hervorbringungen der Sprache erkannte, das sonderte man von den verwandten Künsten und Techniken wegen einer Unklarheit nicht, wie sie z. B. ihren Ausdruck fand in der Aufstellung jener „schönen Redekünste“, über welche sich schon Goethe (Gr. A. Bd. IV, p. 261) ärgert, „denn herkömmliche Ausdrücke, woran niemand mehr Arges hat, verüben doch einen schädlichen Einfluſs, verdüstern Ansichten, entstellen den Begriff und geben ganzen Fächern eine falsche Richtung.“ —

Man wird finden, daſs durch die Einführung des Begriffs der Kunst eine bisher vermiſste Ordnung und Bestimmtheit in die Theorie von der Sprache und von den sogenannten redenden Künsten gebracht wird, eine Ordnung nicht bloſs äuſserlicher Art, so daſs wir etwa nur Namen und Rubriken änderten, sondern so, wie sie aus Klarheit der Grundanschauung und aus befriedigender Einsicht in das einzelne hervorgeht. —

Wir haben dabei mit Sorgfalt die Traditionen verfolgt, und man wird sich vielleicht wundern, daſs wir auch bei vielfach schwachen und dürftigen Figuren- und Tropensammlern, Rhetoren cet. uns aufhalten. Zunächst ist darüber zu bemerken, daſs im ganzen doch viel mehr Genauigkeit, Scharf-

sinn, Liebe in der Betrachtung der Sprache von jenen Alten bewiesen wird, als man nach den geringschätzigen Reden mancher Neueren erwarten sollte. Ferner aber ist zu bedenken, daſs nur ein möglichst genauer Anschluſs an die alte Überlieferung uns vor völliger Verwirrung in diesen Dingen bewahren kann. Achtung vor den Alten, gröſsere Genauigkeit und Vorsicht würden manche neuere Lehrbücher, in welchen diese Dinge behandelt werden, vor Verkehrtheiten und Miſsverständnissen bewahrt haben, und obwohl die Terminologie der Alten an Unbestimmtheit, Überfülle, Schwanken u. dgl. leidet, wird doch kein neueres Volk sie durch eigen Erdachtes ersetzen können. Die Rhetorik, wie die Logik, Metaphysik, Medizin u. a. ist nicht von uns erfunden, und die Kontinuität der Tradition kann für ihre Termini nicht aufgegeben werden. Daſs eine Menge des Überlieferten in Wegfall kommen kann, daſs anderes genauer zu bestimmen ist, versteht sich von selbst — aber auch das wird erwünscht sein, daſs sich hier in genügender Vollständigkeit bei einander findet, was festzuhalten und was aufzugeben rätlich erscheint.

In welchem Sinne wir übrigens die Sprache dem Begriff der Kunst einordnen, wird aus dem Werke selbst zu entnehmen sein. Vom Aberglauben an die Kraft von Titeln, Rubriken, wissenschaftlichen Kunstausdrücken wissen wir uns frei. Das Wort „Kunst“ ist, eben als Wort, lediglich ein Bild, und wir wissen, daſs es vergebliche Mühe wäre, mit Bildern — Kunstmitteln — schärfer bestimmen und abgrenzen zu wollen, als es eben möglich ist. Wir sagen nur etwa dies, daſs es für die Erkenntnis sowohl des Wesens wie der Formen der Sprache von, wie uns scheint, entscheidender Wichtigkeit ist, wenn wir ihren Begriff in die Sphäre des Sprachbildes „Kunst“ hineinsetzen, in dem Sinne, daſs Kunst vor allem ein freies Können bezeichnet, wie *τέχνη* auf dem *τίκτειν* beruht, ars ein *ἀρτύειν* ist, von dem Cicero treffend sagt (de nat. deor. II, 22): „artis maxime proprium est creare et gignere;“ wir verzichten aber, durch diese Einordnung eine Bestimmtheit zu erreichen, welche das System zwar abrundet, der Natur der Dinge aber Gewalt anthut. —

Der Verfasser muſs befürchten, daſs die Entwickelung

desselben Gedankens bei seiner Anwendung auf verschiedene Fälle öfter, wenn auch in anderer Form, wiederkehrt, als es nötig ist. Es liegt dies daran, daſs seine amtliche Thätigkeit ein stetiges Arbeiten nicht erlaubte, so daſs Spuren des öfteren Wieder-Anfangens und Sich-Hineindenkens entstehen muſsten. Vielleicht ist indes bei der ersten konsequenten Entwickelung einer neuen Auffassung, und da auch der Leser nach der Natur des Abgehandelten mehr nach Abschnitten sich mit der Sache beschäftigen wird, als mit der Darstellung des ganzen Gebietes, der angegebene Übelstand nicht ohne Nutzen. —

Bromberg, den 18. März 1871.

G. G.

Vorwort zur zweiten Auflage.

In der zweiten Auflage des vorliegenden Werkes sind Berichtigungen und Ergänzungen an vielen Stellen gegeben worden; der Grundgedanke ist unverändert geblieben, und nur seine Darstellung schien hier und da einer Abänderung zu bedürfen. Dem Hinweis auf eine „Kritik der Sprache“, welche ich mit Bezug auf Kant als eine „Kritik der unreinen Vernunft“ bezeichnete, habe ich inzwischen durch erkenntnistheoretische Untersuchungen zu genügen unternommen, welche dem Publikum in diesen Tagen unter dem Titel „die Sprache und das Erkennen“ vorgelegt werden.

Bromberg, den 6. August 1884.

G. G.

Inhaltsangabe.

A. Allgemeiner Teil.

B. Besonderer Teil.

Abschnitt I. Die Sprache als Kunst.

A. Allgemeiner Teil.

I. Das System der Künste.

1. Vom Wesen der Kunst.

Die Werke der Kunst bringen uns Freude, gleichsam eine Bejahung unserer Natur. Wir aber suchen die Freude, wie das Leben selbst, denn diese ist eben nichts anderes, als der Genuſs des Lebens.

Was immer in uns liegt, stellen wir nach und nach, wie unser Leben sich entfaltet, heraus, übergeben es so der Verflechtung in das Getriebe der Welt, so weit sich dies uns erschlieſst, und empfinden erst in dieser Wechselwirkung unser Leben, uns selbst. — Leben heiſst thätig sein; allein aus der Bethätigung unseres Wesens quillt uns der Strom der Freude. Zwar kann es scheinen, als ergebe sich Freude auch ohne eigenes Thun, als flösse sie uns zu auch aus der bloſsen Hingebung an das, was ohne uns ist, was die Schöpfung in überströmender Fülle bietet. Aber wenn wir anders das dumpfe Wohlgefühl des gesättigten Tieres von der bewuſsten Freude des Menschen unterscheiden wollen, so ergiebt sich leicht, daſs selbst unser ruhigstes Genieſsen, anscheinend in reiner Passivität hingenommen, eines Entgegenkommens von unserer Seite und der Helligkeit des Bewuſstseins bedarf, um zur menschlichen Freude zu werden, daſs der Menschengeist, woher auch immer angeregt, doch sich alles erst zu eigen macht, worin er sich versenkt, daſs er alles Gegebene sich doch wieder erst nehmen muſs, daſs er das freilich ohne ihn Geschaffene für seine Eigenart bestimmt, umgrenzt, umwandelt, daſs er nicht eher zur Freude kommt, bevor er nicht sich gesucht, nicht sich wiedergefunden hat in dem, was er nicht ist oder nicht zu sein schien.

Hört er auf mit der Eigenthätigkeit beim Genusse, so hört auch sein Eigenleben auf; ihn durchflutet dann der bewufstlose Zug des Naturlebens, er träumt, er entschlummert. — Und so ist die Kunst eine Thätigkeit und bringt uns Freude, und, fügen wir hinzu, ihre Thätigkeit will eben nur dieses: Freude hervorbringen d. h. das Bewufstsein und den Genufs ihrer selbst.

Die Kunst unterscheidet sich hierdurch von den anderen Arten der Thätigkeit, welche die Freude als natürliche Folge unserer Selbstbethätigung zwar nicht ausschliefsen, als Zweck aber ein Anderes, ihrem Thun an sich Fremdes setzen, ohne welches sie überhaupt nicht vorhanden sein würden. Im Gebiete der Kunst würde die Frage, welche Zwecke wir durch unsere Thätigkeit erreichen, welche Vorteile wir aus ihr ziehen, gar nicht entstehen können, in den anderen Gebieten menschlicher Praxis müfste ohne nützliche oder ehrende Erfolge die aufgewandte Thätigkeit und Arbeit für verloren gelten. Es ergiebt sich hieraus die Stellung der Kunst als eine freie gegenüber denjenigen Gebieten unseres Thuns, in welchen wir durch Motive bedingt und bestimmt werden, welche, aufserhalb desselben entstanden, anregend, nötigend, zwingend auf uns einwirken. Hier erfahren wir unsere Bedürftigkeit, welche uns veranlafst, nach aufsen zu greifen, uns durch Aneignung weiteren Stoffes zu stärken, zu ergänzen; in der Kunst proklamieren wir uns als unabhängig, als auf uns selbst gestellt, und indem wir frei, unserer Art gemäfs, gestalten und schaffen, dürfen wir uns dünken, einer göttlichen Gabe zu walten und zu geniefsen.

Wie verläuft denn die Praxis des Menschen? Er kommt aus dem System seiner Bedürfnisse im weiteren Sinne nie heraus. Seine Zwecke werden ihm im Weiterleben wieder zu Mitteln, und die Thätigkeit dieser Art hat darum ihre Erfüllung und Befriedigung immer in einem anderen; die Freude begleitet zwar dieses Streben, folgt auch der Prosa auf ihrem arbeitsvollen Wege und lohnt redliche Mühe, aber mit Erreichung des Erfolges erlischt sie naturgemäfs und erwacht dann nur wieder in und mit dem Triebe zur Fortsetzung der Thätigkeit.

Derart ist nicht die Freude an den Werken der Kunst. In dieser mögen wir nicht einmal erinnert werden an die Mühe, die Sorgfalt des Künstlers; die Spuren der Arbeit und Anstrengung müssen im vollendeten Werke verwischt sein, unsere Freude ist volle Befriedigung; aufser ihr, der Freude an der Schönheit, wollte unser Schaffen nichts und wollen wir nichts von dem Geschaffenen.

Die Thätigkeit bei Ausübung der Kunst ist also zwecklos, Arbeit, welche doch keine sein soll; sie macht ihre Werke nicht zu Mitteln für weiteres, ist ohne Nutzen und ist deshalb Spiel, frei vom Dienst, frei von der Strenge des Lebens. Aristoteles (Rhet. 1, 9): „*καλὸν μὲν οὖν ἐστὶν, ὃ ἂν δι' αὑτὸ αἱρετὸν ὄν, ἐπαινετὸν ᾖ.*" — Kant (Kritik der Urteilskr. p. 16): „Schön ist, was ohne alles Interesse gefällt."

Das Wort „Spiel" ist vielfach auf die Kunst angewendet worden. Schiller (Über ästhetische Erzieh. Brief 15) sagt in solchem Bezuge: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt." „Mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst; aber mit der Schönheit spielt er", und er nennt den Spieltrieb die Quelle der Kunst. Jean Paul (Levana § 47) sagt: „Das Spiel ist die erste Poesie des Menschen". — Unter Spiel verstehen wir demnach kein sinnloses Thun, setzen es nicht gleichbedeutend mit dem bloſsen Scherz, mit nichtigem Spaſs. Selbst das Spiel der Kinder ist ernstlich gemeinte Thätigkeit. Ihnen dünkt die bloſse Willkür des Spaſses, welche sich etwa in ihr Spiel mischt, zu läppisch, sie wollen feste Ordnung, d. h. sie suchen Gestaltung durch Form, und sie sind eifrig, diese aufrecht zu erhalten. Je mehr die Menschen reifen, desto mehr Inhalt, Bedeutung, Wert wissen sie dieser Formierung zu geben, und das Werk des Spiels scheint als Kunstwerk endlich seine Dauer zu verdienen, damit es viele in das Paradies der Unschuld zurückschmeichele.

Wenn nun diejenige Thätigkeit, welche der Kunst eigen ist, sich durch ihr Selbstgenügen, durch die Abwesenheit eines jeden äuſseren Zweckes von anderen unterscheidet, so erscheint sie verwandt dem Verhalten des Menschen zur Religion und zur Wissenschaft. Denn auch im Glauben, in der Andacht, in der wissenschaftlichen Forschung finden wir ein Selbstgenügen und erheben uns zu geistiger Freiheit, und was der religiöse Sinn zu Mythen bildete, was philosophisches Schauen und Denken als Gott und Welt umfassendes System hinstellte, verträgt schwerlich eine scharfe Abgrenzung von den Gebilden der Kunst. Aber gemeint als Kunst sind diese Hervorbringungen nicht; sie wollen ein Inneres, ein Glauben, eine Gesinnung, eine Erkenntnis, empfangen ihre Bedeutung und ihren Wert nur dadurch, daſs sie dieses offenbaren, eine Wahrheit verkündigen, und nicht das Hervorgebrachte ist das eigentliche Werk, sondern das, was es bedeutet. Der Kunst aber ist es wesentlich, daſs ihr Schaffen ein bestimm-

tes Dasein gewinne, in welchem voll und ganz ihr Schaffen aufgeht, ein Dasein so, wie es eben gestaltet wurde, und welches so in sich abgeschlossen ruht. —

In der Kunst also spielen wir. Wann aber spielen wir doch? Wir spielen im Kindesalter, um einen Trieb zur Thätigkeit zu befriedigen, welcher mit Naturnotwendigkeit uns zwingt, und der daher, wenn ihm nicht gewillfahrt wird, als Reiz mit Unlust gefühlt, von dem zum Schweigen, Stillsitzen, Einschlafen verurteilten Kinde als das empfunden wird, was er an sich ist, als Pein und Qual. Wir spielen später, um uns abzuspannen von Anstrengungen, um Unangenehmes zeitweilig zu beseitigen, um uns zu betäuben, zu vergessen; wir spielen wohl auch, um zu spielen, um der Heiterkeit, Gesundheit, Kraft einen Ausdruck zu gewähren, immer jedoch, um aus einem gedrückteren in einen freieren, gehobenen Zustand überzugehn.

Nun ist freilich, was wir im gewöhnlichen Leben sonst Spiele nennen, nur Ausübung und Anwendung künstlerischer Einfälle, wie sie in Bezug auf ihre Erfinder mit Recht zu bezeichnen sind, angeknüpft an anderweitige Interessen und so in die Praxis des zwecksetzenden Lebens gezogen, und wir werden die Anwendung des Namens deshalb so zu beschränken haben, daſs er nur auf die Quelle deutet, aus welcher auch die Kunst ihren Ursprung nimmt, aber, was von dem Bedürfnis nach Spiel, von seiner Wirkung auf das Gemüt gesagt wurde, gilt — und zwar in höherem Grade — auch von dem Spiel in seiner Reinheit, von der Kunst. — Die Kunst tritt als der Sonntag ein in die Werktage des Lebens, sie erheitert, tröstet, erhebt; sie hält sich dabei fern von jeder Einmischung in unsere Sorgen, unsere Bedürfnisse, deren Befriedigung nur hungrig macht nach neuen Diensten. So steht sie lächelnd, läſst sich nicht ein auf unsern Privatjammer, wehrt ab jede Unruhe und sagt zu uns: Kommet, spielet mit, und ihr werdet erhoben sein! —

Welche Tiefe des Schmerzes aber muſs die Kunst in sich überwunden haben, um uns solches von sich verheiſsen zu können! Denn wie sollte sie Freude bringen können für jeden, wenn nicht der Schmerz jedes Herzens in ihr zu Grunde gegangen wäre? Woher denn überhaupt dieses Verlangen in uns nach Freude, dieser Bejahung unseres Wesens, wie wir sagten, wenn unser Leben nicht an sich selbst der Schmerz wäre, welcher seinen Trost, seine Heilung eben in seiner Entfaltung sucht? Ist nicht klar,

daſs der Schmerz es ist, welcher in tiefster Tiefe die Kunst hervorbrachte und hervorbringt? Welcher Schmerz aber?

Unser Leben ruht nicht in sich selbst geschlossen, es besteht nur durch die Wechselwirkung mit der Welt. Leicht empfunden wird anfangs diese unsere Bedingtheit, und leicht wird der Reiz befriedigt, welcher sie in uns anzeigt und uns in sie hinein zieht. Aber in dem Maſse, als wir uns weiter entwickeln, d. h. inniger verflechten mit dem Leben des Universums, drückt gewichtiger die Nötigung und die Befriedigung gelingt schwerer. Wir finden unser Wesen bedingt, beschränkt, verneint nach allen Seiten. Die Qual unserer Unvollkommenheit, die Marter des Zweifels, die Schauer der Endlichkeit ergreifen und lähmen uns. Und die Welt sieht uns so aus, wie wir selbst: *οἴδαμεν γὰρ, ὅτι πᾶσα ἡ κτίσις συστενάζει καὶ συνωδίνει ἄχρι τοῦ νῦν.* (Röm. Cp. VIII, 22.) Wir fühlen endlich und erkennen, daſs überhaupt zwar unser Sollen ein unendliches ist, daſs aber Befriedigung innerhalb jener Wechselwirkung nicht erreicht wird. Wir finden uns als rätselhafte Wesen, finden uns in einer Welt, deren Gesetzen wir zu folgen gezwungen sind, ohne daſs doch, was sie uns gewährt, unser Wesen auszufüllen und zu vollenden imstande ist, wir finden uns umschränkt von einem endlichen Dasein und begabt mit nicht endlichen Ansprüchen, denen wir gleichwohl nicht entsagen, weil wir fühlen, daſs sie gerade unser eigenstes Wesen aussprechen. So ergreift uns allmächtig der Schmerz unserer Endlichkeit.

Wohl tröstet und beruhigt immer wieder das Streben nach dem Guten, es erfreuen und stärken die Erfolge gewissenhaften Handelns, und, indem wir uns vorhalten, daſs Erfüllung unserer Pflicht nach dem Maſs unserer Kräfte als das allein uns Zustehende auch als allein vergönnte Beschwichtigung jenes Schmerzes zu betrachten sei, fügen wir uns mit Ergebung dem Schicksale alles Endlichen, aber dieses verständige Verzichten nimmt doch den Schmerz des Lebens nur hin, weil es muſs, findet sich zwar mit ihm ab, aber überwindet ihn nicht. Es verweist uns dann die fromme Ahnung des Herzens, die freudige Hoffnung, welche auf dem Grunde des Glaubens erwächst, auf eine künftige Ergänzung unseres irdischen Lebens in einem jenseitigen, aber die Erfüllung wird doch erst im Jenseit erwartet, und wir kennen die Bedingungen nicht, unter welchen sie eintritt.

Wer aber trennt denn mit Recht dieses geahnte, von unserm Herzen geforderte Jenseit von dem Diesseit, wer setzt Scheidewände innerhalb der Schöpfung und zerreiſst ihre Einheit? Er-

greifen wir dieses Jenseit nicht schon, indem wir es fordern? Ragt es nicht überall hinein in die Kreise, welche unser Leben zieht, und wirkt es nicht auf sie? Wie denn sollte einst eine Brücke führen von dem Hier nach einem Dort — und dies Einst ist immer — wenn sie nicht schon immer hinüberbrächte das Dort in unser Hier? — Verläuft unser Leben als eine Zeit der Prüfung, der Vorbereitung auf ein Weiterleben, so müssen doch die Bedingungen, unter welchen dieses zukünftige Dasein sich entwickelt, in ihrem Grunde dieselben sein mit denen, welche unsere diesseitige Welt regeln und bestimmen. Und so ist es in der That; das Ziel unserer Sehnsucht ist dieser Welt nicht fremd, sondern erfüllt sie mit tausend Wonnen, und die Kunst ist es, welche dies fühlt, schaut und für uns aufweist in ihren Werken. Weltsinn und Weltlust sind kein Frevel, denn diese Welt ist nicht ungöttlich, und Blindheit ist es, sie ungöttlich zu halten; das verkündigt die Kunst. — Sie nimmt keinen Teil an dem Ringen unseres Geistes, das Rätsel der Schöpfung zu begreifen, es beschäftigt sie nicht die endlos sich erneuernde Aufgabe, dem Sollen in uns Verwirklichung zu geben; sie erfaſst vielmehr das Dasein als ein dem Menschen und den Anforderungen seiner Natur Homogenes, in ihr lösen sich auf die Disharmonieen, durch welche die Bruchstücke der Erscheinungswelt uns beunruhigen und verwirren, sie findet und schafft überall Eurythmie und Symmetrie in dem Ruhenden, Harmonie der bewegenden Kräfte, Analogie der äuſseren Vorgänge mit dem innersten Weben und Wollen der Seele, Gerechtigkeit sieht sie in der Menschengeschichte, wo der trübe Blick der Prosa sich verzweifelnd abkehrt, sie sucht und findet den Gott in der Natur, und ihr einziger Lohn ist dieses, daſs sie ihn fand. Aus ihren Werken strahlt darum wieder jene Klarheit und Vollkommenheit, welche als der Schein des Geistes alles Irdische in Licht taucht. Freilich ist diese Freude am Göttlichen eben nur die Freude am Schein der Erscheinung, die Freude an der Schönheit — aber dieser Schein ist das einzige Licht, aus welchem uns die Wahrheit entgegenleuchtet, ohne uns zu blenden. Was endlich die Kunst erschafft und damit der Welt der Erscheinungen einreiht, verfällt dann zwar deren Bedingungen nicht weniger wie jedes andere Dasein, und zeigt so seinen endlichen Ursprung, aber einmal doch ist die Feier des Ewigen in dem Werke verkörpert worden, soweit dem Menschen dieses Ewige zu fassen vergönnt ist, und wir, die wir jene Einheit mit dem Göttlichen fühlten und auszusprechen vermochten, sind versöhnt

mit dem Dasein, welches sie in sich trägt. Man kann sagen, dafs diese Versöhnung irdischer Art ist, dafs die Tröstung durch die Kunst nichtig ist, hervorgebracht durch Täuschung — aber gehört denn das Leben der Erde, das Leben des Menschen nicht zum Allleben, zum Himmel — oder wie wir jenes unserer Sehnsucht vorschwebende Etwas nennen, welches aller Hoffnungen Erfüllung in sich trägt? Was auf Erden wahr ist — wahr in der ihm somit zukommenden Begrenzung — kann nirgend unwahr sein, denn jedes ist für alles geschaffen.

Solger sagt in Bezug auf die endliche Natur des Kunstwerks (Erwin. T. I p. 256 sq.): „Indem das Schöne mitten in dem Gewühl der anderen, erscheinenden Gegenstände durch die ihm inwohnende Herrlichkeit des göttlichen Wesens erhöht wird, kann es sich doch nicht aus jener irdischen Verkettung befreien, sondern versinkt vor Gott mit der ganzen übrigen Erscheinung in Nichtigkeit. Dieser herbe Widerspruch bewältigt jeden, auch unbewufst, mit einem nicht nur innigen, sondern allgewaltigen, nicht durch andere Güter heilbaren, sondern ewigen und unzerstreubaren Schmerze; denn nicht durch den Untergang des einzelnen Dinges wird er in uns erregt, ja nicht einmal blofs durch die Vergänglichkeit alles Irdischen, sondern durch die Nichtigkeit der Idee selbst, die mit ihrer Verkörperung zugleich dem gemeinsamen Geschick alles Sterblichen unterworfen wurde, mit der aber jedesmal eine ganze gottbeseelte Welt dahinstirbt. Dies ist das wahrhafte Los des Schönen auf der Erde! Und dennoch ist in demselben, und mufs in ihm sein jener vollständige Übergang des Göttlichen und Irdischen in einander, sodafs, indem das Sterbliche vertilgt wird, nicht blofs an dessen Stelle der höhere Zustand der Verewigung tritt, sondern eben durch den Untergang erst recht einleuchtet, wie dieses Sterbliche zugleich vollkommen eins mit dem Ewigen ist. Dadurch entsteht die überschwengliche Seligkeit, die mit der Wehmut und durch sie bei solchem Anblick in unsere Seele strömt, und uns auf so wunderbare Weise den ganzen Mafsstab gewöhnlicher Empfindung entrückt.“ —

Man findet den Boden für die gegebenen Andeutungen über das Wesen der Kunst bei Kant: Kritik der Urteilskraft.

Dafs die Kunst sei, ist ein rein menschliches Bedürfnis.

„Im Fleiſs kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.“

(Schiller: Die Künstler.)

Was an den Kunstwerken Kunst ist, die Form also, ist Eigentum und Abbild der Menschennatur, der Künstler selbst ist die Seele, das Leben, der Lebenszweck seines Werkes, er selbst nach seinen einzelnen Daseinsmomenten giebt in der Gestaltung des Stoffes sich selbst. Andererseits erfolgt die Verwirklichung der Kunst nur an einem bestimmten Stoffe, nur also im engsten Zusammenhange mit der Auſsenwelt, denn auch die Poesie, welche am meisten Form, am wenigsten Stoff ist, arbeitet doch nur mit Vorstellungen, welche aus dem Zusammenhange des Menschen mit der Auſsenwelt erwachsen. Dieser Stoff, welcher der Natur angehört, jene Form, in welcher sich unsere Seele abbildet, gehen in der Kunst zu so inniger Verbindung zusammen, daſs schon hieraus die Analogie der menschlichen Seele mit den Bewegungen der Natur erhellt. Nur scheinbar ist der Stoff bloſs ein Auſsen, nur scheinbar ist die Menschenseele bloſs ein Innen; beides, Natur und Seele ist in seinem innersten Wesen zugleich auch das andere. Demnach hätte die Untersuchung jene Analogie zwischen der Seele als der kunsthervorbringenden und der Welt als der kunsterleidenden und kunstdarbietenden herauszustellen; dem Formtrieb in uns muſs ein Gestaltungsbedürfnis auſser uns entsprechen, d. h. eine Gestaltungs-Andeutung, welche als Gestaltungs-Reiz wirkt. Nun tritt die Beziehung unserer Organisation zu jener der äuſseren Welt auf doppelte Weise uns entgegen und wird uns faſsbar: wir sehen und wir hören. Geruch, Geschmack, Gefühl wirken hierzu nur beiher, um die Auffassung zu individualisieren und zu vervollständigen. Das Gesicht zeigt uns im Raume die Form, den Umfang, die Grenzen, das Scheinen; das Gehör überliefert uns in der Zeit den Inhalt, die Tiefe, die Endlosigkeit, das Wesen. Hieraus ergiebt sich die Entstehung der Künste in einer Doppelreihe. — Zerlegen und ordnen wir ferner jenes Zusammengehen des menschlichen Organismus mit den Bewegungen der Erscheinungswelt nach den Graden, in welchen diese Analogie hervortritt und uns zum Bewuſstsein kommt, so unterscheiden wir zuerst als die Stufe, auf welcher sie am schwächsten bemerkt wird, die der unorganischen Welt, welcher der Mensch nur beikommt durch Messen und Zählen, die ihm am

wenigsten deutlich erschlossen ist, der auch in ihm nur ein dunkles, wenn auch tiefes Wesen entspricht; auf dieser Stufe erbaut sich als Kunst des Gesichts die Architektur, als die des Gehörs die Musik. Näher entspricht der Seele und deutlicher das Leben der organischen Welt, denn sie zeigt ihm Gebilde, welche an sich schon als geistbewegt sich darstellen; auf dieser Stufe erzeugt sich als Kunst für das Gesicht die Plastik, für das Gehör die Sprachkunst. Wir schauen endlich in eine Welt des Geistes, für welche die Erscheinung nur Mittel der Darstellung, bloſser Schein ist, welcher das Wesen der Dinge verklärend umflieſst, und es ergiebt sich auf dieser dritten Stufe als Kunst für das Gesicht die Malerei, für das Gehör die Poesie. — Alles andere sind Mischkünste, welche sich an die eine oder andere dieser Kunstgruppen anlehnen. Wir werden sie weiterhin ausführlicher zu besprechen haben.

Die Grenzen der Kunst sind hiermit bezeichnet. Die Seele des Menschen kann schlieſslich nichts anderes, Höheres hervorbringen, als sich selbst; sie findet auch in der Erscheinungswelt nur das ihr Entsprechende und entnimmt aus derselben daher wieder nur sich selbst in Gestalt eines Materiellen; sie beschäftigt sich also in der Kunst nur mit sich, wird sich gegenständlich, beschaut sich, wie sie sein muſs, damit sie zur Befriedigung gelangen kann. So bestimmt und beschränkt in ihrem Wesen und nach ihrem Gehalte scheint freilich die Kunst ein leeres, wenn auch heiteres Gaukelspiel, welches der Mensch mit sich selbst spielt; sie erscheint dem Wahren und Guten gegenüber als nichtiger Schein, wenn wir die Abgrenzung ihres Gebietes als Ausschlieſsung des Umfassenderen verstehen und betonen d. h. wenn wir das Nur-Menschliche ihres Inhalts um dieses Nur willen als das Nicht-Wesentliche, Nicht-Wahre, Nicht-Göttliche hinstellen. Zu solcher Entgegensetzung berechtigt uns jedoch nichts. Auch die Wahrheit ist nur eine menschliche und das Gute ist das Gute nur für uns; denn bestimmt, wie wir sind, durch die Eigenartigkeit unserer Organisation, sind wir auch nur nach deren Umfang und deren Bedingungen zur Teilnahme an dem Höchsten befähigt. Überall aber befinden wir uns in dem Umkreise desselben Seins, und so weit wir, den Andeutungen unserer Welt folgend, Überirdisches ahnen und darstellen, so weit eben ist es auch bei uns. Die Kunst umfaſst darum das Göttliche für uns, weil sie das Menschliche in uns in seiner Reinheit ergreift.

2. Von der Beteiligung der Menschen an der Kunst.

Was wir über das Wesen der Kunst gesagt haben, ergab sich aus Betrachtungen über das Wesen der menschlichen Seele, und es ist damit von selbst gesagt, dafs wir die Kunst für ein allen Menschen Gemeinsames erachten, dafs wir dem Künstler also keine absonderliche Begabung zuschreiben, welche nur selten zu finden wäre und blofs einzelnen ausnahmsweise von der Natur Bevorzugten zukäme. Das Bedürfnis, aus welchem die Kunst erwächst, zeigt sich nicht vereinzelt bei diesem und jenem, vielmehr charakterisiert es den Menschen, und ebenso ist die Art, wie die Kunst es befriedigt, keine nur zufällig vorkommende, vielmehr die gattungsgemäfse, allgemeine. In der That entspricht dem Satz: die Kunst ist für alle — der andere: Alle sind Künstler, so dafs es mit der Kunst sich verhält, wie mit dem Wahren und Guten: Alle üben sie aus und begründen ihr Bestehn für alle. Schleiermacher (Vorlesungen über Aesthetik ed. Lommatzsch p. 108 ff.) sagt: „Die ästhetische Thätigkeit ist eine allgemeine menschliche, kann sich aber in der Masse nur als Minimum im Traum und unklaren Vorstellungen entwickeln. In diesem gebundenen Zustande spricht sich aber die allgemeine Anlage im Wünschen und Sehnen aus, dafs diese Thätigkeit frei werde. Der Geist hat das zweifache Bewufstsein, dafs er in dieser Einzelheit ein anderer ist, als der Andere, und dafs er eins mit dem Anderen, identisch mit ihm ist. Wo nun in irgend einer Richtung der Eine blofs zum Verlangen kommt von dem, was er so nicht verwirklichen kann, und der Andere die Thätigkeit selbst leistet, da eignet jener sich diese an und findet darin die Befriedigung seines Verlangens. Diese Befriedigung ist nichts anderes, als die Erhebung des Gattungsbewufstseins über das Einzelne; es erregt sein Wohlgefallen, dafs das, was in ihm ist und nicht zur Vollständigkeit gebracht werden kann, in einem Andern wirklich dazu gelangt ist.“ — P. Ackermann (Du principe de la poésie p. 2) sagt: „que le sentiment poétique n'est pas un privilège céleste, mais un don commun à l'humanité, comme toutes les autres facultés morales.“ Er beruft sich dabei auf Goethe bei Eckermann (Gespr. I. p. 324), und giebt als Grund: „l'être humain est tout entier en chaque homme.“

Nicht jede Form freilich, in welcher Kunst sich darstellt, berührt jeden; wohl kaum werden alle Arten der Kunstwerke

demselben Menschen zugänglich sein und befreiend auf ihn wirken. Matt ferner, wie das Kunstbedürfnis, der Schmerz der Endlichkeit, bei vielen sich regt, ist bei diesen dann auch der Genuſs, die Befriedigung und Freude. Die meisten werden, wie es auf allen Gebieten des geistigen Lebens bemerkt wird — denn auch unter den Denkern und Praktikern muſs gewöhnlich „ein einziger Reicher viele Bettler in Nahrung setzen“, giebt es der „Könige“ nur wenig, der „Kärrner“ in Menge (Schiller: Kant und seine Ausleger) — eher das Kunstwerk, welches geschaffen ist, (mit mehr oder weniger Abweichung) reproduzieren, als sich selbst zum Schaffen begeistern, sich lieber erfreuen in überwiegend passivem Verhalten, als sich anspannen zu schöpferischer Thätigkeit. Reine Passivität giebt es übrigens hierbei natürlich nicht, und oberflächlich ist die Betrachtung, welche in dem Genuſs der Kunst eben nur das Genieſsen, ein Vergnügen findet, die Bethätigung aber des künstlerischen Sinnes in demselben nicht als eine durchaus aktive erkennt. Was als Idee in der Phantasie des Künstlers dem Werke voranging und seine Ausführung leitete, lebt im sinnig eindringenden Genusse wieder auf, und es kehrt so aus dem Kunstwerk gewissermaſsen die Idee als Empfindung in die Menschenseele zurück. Richtig sagt deshalb George Sand (La mare au diable): Celui qui puise de nobles jouissances dans le sentiment de la poésie est un vrai poëte, n'eût-il pas fait un vers dans toute sa vie. — und Lamartine (Voyage en Orient): Je suis né poète, c'est à dire plus ou moins intelligent de cette belle langue que Dieu parle à tous les hommes, mais plus clairement à quelques-uns, par la voix de ses oeuvres. — Was Aristoteles sagt (Rhet. 3, 7): „συνομοιοπαθεῖ ἀεὶ ὁ ἀκούων τῷ παθητικῶς λέγοντι“ und Horaz (A. P. 101): „Ut ridentibus adrident: ita flentibus adsunt Humani vultus. Si vis me flere, dolendum est Primum ipse tibi“ cet. — gilt überraschend vom lebendigen Kunstwerk. Yxem (Über Goethe's Charakter p. 2) bemerkt: „Wenn ein jedes Kunstwerk, insofern die Phantasie und durch diese alle anderen Kräfte der Seele es hervorbringen, auch das Gepräge des Geistes an sich trägt, der es erzeugte, so wird der Beschauer des Kunstwerks, indem er sich durch dasselbe in eine andere — der Natur des menschlichen Geistes gemäſse — Welt versetzt sieht, sich auch unwillkürlich eben jenem hervorbringenden Geiste verwandt oder doch nahe fühlen; — er wird bei wiederholter Betrachtung nicht nur die Thätigkeit desselben, seine Absichten, die Gesetze, nach denen er hervor-

brachte, sondern auch in diesem allen wieder seine Persönlichkeit, seinen Charakter und, mit einem Worte, ihn selbst zu erkennen bemüht sein.“ „Insofern freilich ein Kunstwerk nur das Resultat einer vorübergehenden Thätigkeit ist, wird aus demselben auch immer nur eine einzelne Bildungsstufe des Künstlers erkannt werden können.“ —

Wenn nun auch ferner eine einseitige Ausbildung vieler Menschen ebensowohl für als gegen die Kunst anzuerkennen sein wird, so ist doch ein Verhältnis zu ihr an sich in jedem vorhanden und zeigt sich, natürlich in Gradunterschieden, wie jede Befähigung, entweder als Sinn, der überwiegend nur aufnimmt, oder als Talent, welches, gegebener Anregung folgend, wiedergiebt und ein Schaffen gleichsam fortsetzt, oder als Genie, welches aus sich in ursprünglicher Frische das Kunstwerk hervorbringt. Dafs aber die Kunst vorzugsweise als Ergebnis einer besonderen Naturanlage angesehen wird, — „poetam natura ipsa valere et mentis viribus excitari et quasi divino quodam spiritu inflari“ (Cicero: p. Arch. 8) — erklärt sich einmal daraus, dafs allerdings das Schöpferische gerade beim Kunstwerk am meisten hervortritt, so dafs blofse Reproduktionen, zu welchen auch Fleifs bei geringer Anlage befähigt, weniger geachtet werden, dann aber daraus, dafs in der Kunst das volle Gewicht auf die Form fällt, welche eben schlechterdings befriedigen mufs. Wohlgemeintes, Nachgeahmtes, Halbvollendetes, Mittelmäfsiges kann bei allen anderen Bestrebungen immer noch als ein Achtbares erscheinen, in der Kunst aber ist es ohne Wert. Freilich ist auch im Gebiete der Kunst gar viel zu lernen, und der talentvollen Techniker giebt es genug, welche im Kreise genügsamer Zeitgenossen mit Ruhm von der Nachahmung der Genies oder genievoller Kunstepochen zehren; wahrer Schöpfergeist jedoch, die Originalität läfst sich in keiner Sphäre menschlicher Thätigkeit erlernen oder erarbeiten und bleibt deshalb der Vorzug einer kleinen Zahl. —

Zeigt es sich so, dafs in höherem oder geringerem Grade die Kunst ein gemeinsamer Besitz aller Menschen ist, so folgt, dafs überhaupt der Einzelne als solcher die Kunst nicht hervorzubringen vermag, wie ja selbst die Ausschmückung des Körpers bei Kulturvölkern ebensowohl wie bei den Wilden nur als Mode d. h. durch Beteiligung aller besteht und Form gewinnt. Darum genügte, wie die Geschichte zeigt, zur Blüte irgend einer Kunst niemals das blofse Vorhandensein einzelner Talente; Zeit, Ort, Umstand d. h. der bestimmte Mensch, das bestimmte Volk, die

Mitlebenden bedingen sie und geben ihr Richtung und Gesetz. Wahre Kunstbegeisterung entspringt aus dem Bewuſstsein des Künstlers, für alle zu arbeiten; ohne innige Beziehung zum Volksgeiste, ohne geschichtliche Berechtigung schafft kein Künstler, giebt es keine Kunst. —

Es darf endlich nicht übersehen werden, daſs auch dort schon Freude an dem Können und Schaffen, an dem Schein und an dem Schönen vorhanden ist, der Eintritt in die Sphäre der Kunst also anzuerkennen, wo doch von den höchsten oder auch nur von reinen Kunstforderungen nicht die Rede sein kann. Auch an der Kunst haftet ja ein individuelles Moment — denn kein Mensch ist nur Künstler und sonst nichts — und, absolut genommen, entspricht so keine Hervorbringung der Idee der Kunst vollkommen. Auch der Mensch ist nicht bloſs in der Zeit vollkommener Reife des Körpers und des Geistes — wenn anders in seinem Leben dieser Punkt bestimmt angegeben werden kann — als wirklicher Mensch zu erachten, vielmehr stellt er diesen in dem Verlauf seines ganzen Lebens dar, so weit ihm dies nach den Schranken seiner Individualität vergönnt ist, nicht aber in einem einzelnen Daseinsmomente. So wird also eine unbefangene Betrachtung die Anfänge ästhetischer Entwicklung nicht deshalb mit Verachtung behandeln, weil bei ihnen nur ein Minimum ideellen Gehalts hervortritt und also auch eine Befriedigung sehr leichter Art stattfindet. Immerhin mag man diese mit dem Namen des sinnlichen Wohlgefallens von reineren Kunstgenüssen unterscheiden; dennoch wird, wer sich darauf versteht, als ein Mensch von Geschmack zweifellos in einem Bezuge zur Kunst und zum Schönen stehn. Der Sinn des Gefühls, Geruchs und Geschmacks lassen keine Art ästhetischen Genusses zu, als diese niedere, Auge und Ohr sind aber von ihr nicht ausgeschlossen. Ein Feuerwerk, ein Kaleidoskop, der Ton der Äolsharfe, der Glocken schmeicheln in der That nur den Sinnen, eine wohllautende, weiche Stimme, gefällige Aussprache ist am Ende, abgesehen vom Inhalte des Gesprochenen, bloſser Reiz, dennoch würde eine schwache Empfänglichkeit für dergleichen Anregungen des Auges oder Ohrs auch sicher auf geringen Sinn für die bildenden und musischen Künste überhaupt schlieſsen lassen.

Und wenn in diesem Falle die ästhetische Auffassung und die dieser entsprechende Kunst hinter dem Begriff der Sache zurückbleibt, so kann andererseits eine einseitige Ausbildung des begrifflichen Denkens oder des praktischen Strebens die Menschen

dahin führen, daſs sie überhaupt die Befriedigung des Geistes auf dem Wege der Kunst allein ablehnen, ohne doch die Verbindung mit ihr vollständig aufzugeben. Das Interesse am Schönen ist dann freilich kein reines mehr, man naht sich dem Objekt nicht mehr ohne einen bestimmten anderweitigen Zweck und trennt die Form von dem Wesen, aber auch dann ist die Beziehung zur Kunst noch anzuerkennen, und wer also nur etwa noch didaktische Poesie ernst genug für sich findet, Leopold Schefers Laienbrevier, oder Angelus Silesius Sprüche, der ist doch ohne Sinn für Poesie nicht zu denken.

Liefern uns für die Auffassung des Schönen in den Anfängen der Kunst im allgemeinen die Ungebildeten Beispiele, so werden uns für das zuletzt geschilderte Verhältnis zur Kunst als Individuen Gelehrte, Männer der Wissenschaft einfallen, als Völker Römer und Chinesen, als Zeiten z. B. die der Meistersänger in Deutschland.

Zusammenfassend also sagen wir: die Kunst ist nur scheinbar dem Individuum angehörig, sie ist das Werk und der Besitz der Gattung, wie etwa die Religion, die Geschichte. Auch in der Geschichte sind es nicht die einzelnen sogenannten geschichtlichen Personen, welche diese machen, sondern die Völker sind es, welche durch Einzelne sich aussprechen. —

Wir weisen noch darauf hin, daſs die Beteiligung an der Kunst in dem Maſse allgemeiner zu werden scheint, als diese geistiger wird. Es folgen so: Architektur, Plastik, Malerei, Musik, Sprachkunst, Dichtkunst d. h. Kunst im Gebiet des Gedankens. —

3. Vom Ursprung des Kunstwerkes.

Wir bezeichneten oben den Schmerz als den Stachel, welcher ursprünglich in der Menschenseele das Bedürfnis der Kunst erweckt. Es ist dies jetzt näher anzugeben.

Das Tier lebt in unmittelbarer Einheit mit der Natur, ist daher mit ihr weder zufrieden noch unzufrieden. Auch der Mensch ist Natur, aber er entwickelt sich zu einer Doppelstellung; er ist sie selbst, aber er ist auch sie selbst gegen sich selbst, denn er ist Dasein und er ist Ich. Sein Dasein verläuft nach dem Naturgesetz, sein Ich strebt nach Selbstbestimmung, d. h. nach Freiheit. Die Weltgeschichte zeigt, wie in diesem Ringen des Ichs mit der

Natur das Menschengeschlecht sich entfaltet. Wir fühlen demnach, sobald wir anfangen uns zu fühlen, zugleich unsere Entzweiung, fühlen die Natur als uns fremd, gleichgiltig, inkongruent, und dieser Schmerz treibt zur Darstellung einer uns kongruenten Natur, — (bruchstücksweise, wie wir ja auch nur einzelne Daseinsmomente in uns selbst zu empfinden vermögen) — welche uns durch die Wirklichkeit des Kunstwerks die Möglichkeit unserer Kongruenz mit der Natur erweist, welche unser Ideal als in den Bedingungen mit einbegriffen zeigt, unter welchen die Natur steht. Goethe spricht über diese Inkongruenz der Natur gegen Sulzer (Gr. Ausg. Teil 26 p. 17), und sagt u. a. „Was wir von Natur sehen, ist Kraft, die Kraft verschlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tausend Keime zertreten, jeden Augenblick tausend geboren, groſs und bedeutend, mannigfaltig ins Unendliche; schön und häſslich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander existierend. Und die Kunst ist gerade das Widerspiel; sie entspringt aus den Bemühungen des Individuums, sich gegen die zerstörende Kraft des Ganzen zu erhalten." —

In dem Gefühl der Inkongruenz unseres durch Naturnotwendigkeit bestimmten Seins und der Freiheit des Ich liegt ebensowohl der Keim des Stolzes auf unsere Menschenwürde, der zu Thaten treibt und die Natur sich zu unterwerfen strebt, wie das Leiden der Seele, welches sehnsüchtig nach Mitgefühl, Ruhe, Versöhnung trachtet; jener Stolz betont das Ich, dieses Leiden bekennt unsern Zusammenhang mit der Natur, unsere Trennung von einer Mutter. Theoretisch bethätigt sich jener Stolz in der Philosophie, praktisch in der Ethik und Politik; theoretisch bethätigt sich dieses Leiden in der Religion, praktisch in der Kunst, und der Kultus der Religion wird daher leicht zur Kunst selbst.

Dieses Leiden ist also kein vorübergehendes, es ist mit dem Ich zugleich gegeben, dessen Wahlspruch Hobbes' Wort ist: „exeundum e statu naturae" — und steigert sich darum mit dem fortschreitenden Bewuſstsein. Die Kultur, das Reich des Ich, wird zuletzt bedroht durch den Angstschrei des vereinsamten Herzens: Retournons à la nature! — „Wir sehen alsdann in der unvernünftigen Natur nur eine glücklichere Schwester, die in dem mütterlichen Hause zurückblieb, aus welchem wir im Übermut unserer Freiheit heraus in die Fremde stürmten: Mit schmerzlichem Verlangen sehnen wir uns dahin zurück, sobald wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und hören im fernen Auslande

der Kunst der Mutter rührende Stimme.“ (Schiller: Über naive und sent. Dichtung. Gr. Ausg. T. 10 p. 295.)

Es könnte im Hinblick auf jene Entgegensetzung, welche Schiller (Über naive und sentimentalische Dichtung) zwischen naiver und sentimentalischer Dichtkunst macht, uns scheinen, als hätte unsere Auffassung nur die letztere, d. h. also die moderne, im Auge, denn nach Schiller geniefst in jener die glückliche Menschheit die Natur als eine Wirklichkeit, welche ist, und strebt nur in dieser nach einem Ideal, welches sein sollte. Schiller übersieht indes, dafs eben in dem Reiz des Schaffens der Schmerz schon sich kund giebt und von ihm aus sich immer schärfer zuspitzt, aufsteigend von Nichtbefriedigung bis zur Qual, und der von ihm entwickelte, im übrigen wohl begründete, Unterschied zwischen antiker und moderner Kunst ist ein gradueller, kein absoluter. Auf Goethe z. B., dessen Schöpfungen Schiller selbst in der Abhandlung als naive bezeichnet, welcher sich das Bedrückende von der Seele herunterschrieb, würde die Unterscheidung nur sehr bedingt anzuwenden sein, und es dürfte genügen, jene naive Dichtkunst als eine solche zu denken, in welcher der Anstofs zur Kunstschöpfung überwiegend von der Natur ausgeht, die sentimentalische als diejenige, welche vom Subjekt aus beginnt. Ein Sein bringt es jedoch nie ohne Entsprechen des andern Faktors zum wirklichen Schaffen. — Es ist ferner selbstverständlich, dafs, da die Kunst eben aus jenem Schmerze hervorgeht, sie (für jeden betreffenden Daseinsmoment) auch dessen Heilung ist, so dafs er in ihr sich auflöst oder vielmehr zu Grunde geht. Die kunsterfüllte, kunstbegeisterte Seele weifs daher auch nichts mehr von ihrem Schmerz, wenn sie sich nicht besinnt, sondern sie freut sich jenes erhöhten Lebens als eines sich von selbst vorstellenden; freilich ist uns Menschen solches Leben nur zeitweilig vergönnt, und nur zeitweilig auch ist es berechtigt. —

Dafs aber jener Schmerz der Gattung in uns, welcher seine Heilung in der Kunst findet, erst später in das Bewufstsein tritt, sowohl bei den Individuen als im Leben der Völker, hat darin seinen Grund, dafs er feiner ist, weil geistiger Art. Er wird deshalb nicht gefühlt, oder tritt doch auf so lange zurück, bis der erste Tumult unseres Naturdaseins sich gelegt hat, bis das Individuum als solches sein sinnliches Bestehen der Aufsenwelt gegenüber gesichert hat. Solange noch der Kampf um die Existenz selbst geführt wird, solange noch das rohere Bedürfnis unmittelbar uns zur Unterwerfung unter die Natur zwingt, so

lange also der Mensch sich noch nicht loszulösen vermag von ihr, nur ihre Stimme hört und beachten mufs, so lange also die Entzweiung nicht eingetreten ist und von dem Bewufstsein erfafst wurde, so lange bedarf er keiner Kunst und hat deshalb keine. In diesem Sinne gilt, was Schopenhauer sagt (Welt als Wille und Vorstellung T. 2 p. 466): „Die Mutter der nützlichen Künste ist die Not; die der schönen der Überflufs. Zum Vater haben jene den Verstand, diese das Genie, welches selbst eine Art Überflufs ist, nämlich der der Erkenntniskraft über das zum Dienste des Willens erforderliche Mafs." — Es verhält sich ebenso mit jeder anderen Bethätigung der Freiheit des Menschen; die äufseren Voraussetzungen für das Entstehen von Wissenschaft, Gesetz, Religion, Kunst sind im ganzen und grofsen dieselben, und darum ist für sie das Weib, wesentlich die Naturseite des Geschlechts darstellend und festhaltend — es fehlt ihm eben die Entzweiung in ihrer Tiefe — weniger angeregt und befähigt. Wie sehr verschwinden übrigens, von hier aus angesehen, die Ungleichheiten im Schicksal der Menschen! Ohne Tiefe der Entzweiung kein Denker, kein Künstler; erst der zerreifsende Seelenschmerz fafst die Wahrheit, fafst den Glauben und kennt sie; ohne Hölle kein Himmel der Seligkeit; schlafen die Sorgen des täglichen Brotes, so erwachen um so lebendiger die Kämpfe der Seele, wer ein Mittelmafs von selbst sich bewahrt, wen nie der Menschheit ganzer Jammer erfafst, weil seine Natur es ihm so verstattet, der ist doch auch in seinem Glücke immer nur mittelmäfsig.

Damit die Seele sich ausspreche, mufs sie sich mit einem Leibe bekleiden, einem Stoffe, und diesen entnimmt sie der Natur. Sie schafft sich so eine von ihr belebte, vermenschlichte Welt, welche ihre Gleichgültigkeit und Fremdheit abgelegt hat und mit ihr sympathisiert. Schon unser Weinen, Klagen, Aussprechen erleichtert uns, und doch ist es nur der menschliche Laut, welcher durch das Medium der Luft an uns anklingt und wie ein Zeichen des Mitgefühls der Natur uns unserer Einsamkeit entreifst. Goethe entlastete seine Seele, wie er sagt, indem er, „was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht umwandelte", d. h. indem er es dem Ich entrifs und seiner Kunst-Welt übergab, und es ist hierbei in der That dasselbe, ob die Seele, welche zur Darstellung sich gedrungen fühlt, ihre Anregung von freudigen oder von schmerzlichen Empfindungen empfängt, denn auch die Freude schmerzt, wenn sie einsam bleibt,

kein Echo findet im All. Andere Arten der Praxis, Heilmittel gegen Leiden anderer Art, Leiden nämlich des Individuums als solchen, gehen nicht direkt auf diese Befreiung des Ich; sie zerstreuen allerdings, lenken die Empfindung ab, aber nur mittelbar, sofern sie eben Thätigkeiten sind, denn unmittelbar verfolgen sie eben andere Zwecke; die Kunst aber will allein diese Darstellung des Seelenmoments, und ihr fügt sich der Stoff nicht nur, sondern er scheint diese Darstellung selber zu suchen und herauszufordern. Und jeder Stoff, welchen die Seele in dem Gefühl, mit dem Vertrauen ergreift, dafs die Natur ihr sich konform verhalte, leistet, was er verspricht. Doppelt also erfolgt der Reiz zum Kunstwerk, er regt sich in der Seele des Menschen, sobald sie sich frei fühlt, er ruht gebunden und schweigend, aber nur harrend, dafs ihm der menschliche Mund geliehen werde, um sich zu äufsern, in der Materie und in den Metamorphosen der Natur. — Und hier ist es nun, wo das Genie, der schöpferische Mensch, die Interpretation übernehmen mufs. Denn nicht jedes Auge sieht, nicht jedes Ohr hört, nicht jedem Sinne enthüllt sich von selbst, was die Natur freigebig dem Genius offenbart; nur den Sonntagskindern der Kunst ist es vergönnt, den Menschengeist sogleich auch wiederzufinden in dem bewufstlosen Regen und Weben der Schöpfung, den anderen giebt die Natur nur zufällig, bei einem Zusammentreffen vieler glücklicher Momente, — in der Seele sowohl, wie in der äufseren Welt, — das uns Entsprechende, unsere Natur Bejahende zu sehn, zu hören, zu fühlen. Die Kunst-Welt aber, zu welcher der Genius den Menschen den Eingang erschliefst, tilgt das Zufällige in dieser vermenschlichten Natur, und so ist sie uns wirklich die Welt geworden, welche die wirkliche nur ahnen läfst. An solche Welt glaubt der Mensch in der Religion wie in der Kunst; Gott wird in beiden Sphären zum Menschen, die Welt gilt nur als Mittel, ihn zu offenbaren. —

Man kann sich also vorstellen, die Natur reize zur Nachahmung, und so entstehe die Kunst; man kann aber ebensowohl sagen, dafs ein Kunsttrieb der Seele inwohne, welcher sie nötige, zu schaffen; in der That ist es das Zusammentreffen beider Bewegungen, welches die Kunst hervorbringt. Natur und Mensch sind mit und für einander geschaffen, und darum trifft das Sehnen im Menschen auf jene Andeutungen seiner Befriedigung in der Natur. Wollen wir hier vorgreifend nach dem Gesagten die Reihe der Künste ordnen, so scheint, als ob bei der Baukunst, Bildkunst, Malerei, welche wir oben (p. 9) als Künste des Ge-

sichts bezeichneten, die Anregung vorwiegend von aufsen erfolgt, bei den Künsten des Gehörs dagegen: Musik, Sprachkunst, Poesie vorwiegend von innen.

4. Von dem System der Künste.

Wenn, wie wir ausführten, der Mensch in der Kunst sich selbst darstellt und nur sich, so werden auch die verschiedenen Formen, in welche Kunst sich auseinanderlegt, durch psychologische Untersuchung sich ergeben. Andererseits stellt sich die Kunst in Wirklichkeit doch eben nur in diesen verschiedenen Formen dar — es giebt ja keine Kunst als solche — und da deren Verschiedenheit sichtlich auf dem Material beruht, welches die Seele ergreift, um sich ihm einzubilden, so würde ebensowohl aus einer Gruppierung des Materials eine brauchbare Übersicht und Rubrizierung der Kunstformen zu gewinnen sein. Aber beide Einteilungen würden nur die eine der beiden Seiten berücksichtigen, um die es sich handelt, denn die menschliche Seele bewegt sich nicht unabhängig von den Reizen der Aufsenwelt, und ebenso zeigt uns die Welt im Gebiete der Kunst ihren Stoff als einen solchen, wie er der Menschenseele konform ist. Es ist ja z. B. die architektonische Seele, wenn wir uns so ausdrücken wollen, keineswegs auch eine malerische oder musikalische oder dichterische, und die Verschiedenheit der Künste beruht also nicht nur auf dem Aufsen oder dem Innen, sondern auf beiden vereinigt. Das Charakteristische, Unterscheidende der einzelnen Künste wird daher nur dann richtig verstanden werden, wenn es zwar im Menschen selbst aufgesucht wird, aber nicht in dem abstrakten, begrifflichen Menschen, sondern in dem wirklichen, welcher als Naturwesen und in der Wechselwirkung mit der Natur lebendig ist, die sowohl in ihm wie aufser ihm ihn trägt und umfafst. Nennen wir also jene endlose Menge von inneren und äufseren Faktoren, welche helfend und hindernd sein Naturdasein bedingen, das Sinnliche, Leibliche, und bezeichnen wir jenes, was dieser Vielheit gegenüber ihn als Individuum, als Einheit bewahrt, als sein Geistiges, die Seele; so wird in der Verschiedenheit der Beziehung der Seele (als der Einheit) auf das Leibliche (als der Vielheit) der Grund zu finden sein, warum die eine Seele, um in der Kunst zu einer ihr adäquaten Darstellung zu gelangen, ein solches, die andere ein anderes Material sich vorstellt und darum

auch ein entsprechendes in der Aufsenwelt sich erwählt. Wir deuten hier nur an, was wir allerdings meinen, dafs, wenn von Künstlern hervorragenden Schaffensvermögens die Rede ist, sich im Leiblichen und Geistigen, im Temperament, in der Auffassungsweise, im ganzen Charakter auch jene Unterschiede bemerkbar machen. werden, welche sie zu den verschiedenen Kunstformen hinweisen. —

Die Seele als das Einigende und Zusammenhaltende im Leiblichen mag passend als das Herrschende diesem gegenüber bezeichnet werden, keineswegs aber versteht sie ihre Herrschaft in jedem Individuum in gleicher Art oder übt sie auf dieselbe Weise aus. Was Aristoteles (de anima 1, 3) gegen die Pythagoreischen Vorstellungen von der Seelenwanderung bemerkt, dafs nämlich nicht jede Seele in jeder Leiblichkeit wohnen könne, wie die Baukunst nicht in Flöten, findet auch hier seine Anwendung. Von diesen Verschiedenheiten zunächst abgesehen erkennt und fühlt sich allerdings das erwachte Bewufstsein des Menschen in jedem Individuum als das mit sich Identische im Wechsel des Sinnlichen, als beharrende Einheit dem Vielen gegenüber, und durchgängig wird daher die kunstübende Seele dem Materiale, welches sie zum Kunstwerk gestaltet, Einheit verleihen, denn nur so entspricht dieses ihrem Wesen. Einheit, dem Vielen gegenüber, macht sich, wo sie am schwächsten, lässigsten auftritt, als eine Ordnung, als äufserliche Gruppierung von Teilen in einem Ganzen geltend; straffer und strenger greift sie ein, wenn sie mit Herrschermacht die Teile völlig mit ihrem Willen und Wesen durchdringt, ihnen ihren Stempel aufdrückt und sich so zu ihnen verhält, wie das Leben zu den Gliedern eines Organismus; sie geht endlich auf den Grund dieser ihrer Macht zurück, wird innerlicher und geistiger, erkennt sich als den Wert, als die Bedeutung ihres Leibes und neben ihr behält dann die Vielheit nur den Sinn, die Erscheinung der Seele zu sein. — Und so stellt also die Seele, wenn sie sich in der Kunst eine Gestaltung giebt, die Einheit in ihrer Vielheit dar als eine mechanische, oder als eine organische, oder endlich als eine ideelle. — Geben wir das Nähere an. — Die Welt erscheint zunächst der Wahrnehmung als blofse Vielheit von Einzelheiten, deren zerstreutes und zerstreuendes Gewirr ein ruhiges Erfassen hindert; wie auch in der Seele sich zuerst der bunte Wechsel von Anregungen der Einheit des Selbstbewufstseins entgegenstellt und das Verlangen nach Sammlung hervorruft. Um sich zurecht zu finden, versucht die

Seele eine Ordnung in das Viele zu bringen, sie gruppiert es, macht es überschaulich, so dafs es sich ihr darstellt als Teile eines Ganzen; sie meint in der Welt der Erscheinungen also geschlossene Gruppen entweder schon zu finden, oder sie schafft sie sich. Das Bewufstsein orientiert sich also entweder in einem ihm an sich äufserlichen Material, oder es formt dasselbe nach seinem Bedürfnis und macht es sich damit heimisch, wohnlich in der Welt. Es ist der Seele hierbei nur um eine Einheit lässiger Art zu thun, dem jenes Mannigfaltige, Viele sich leicht einfügt, und es entsteht so eine Ordnung gefälliger Art, welche dem Belieben noch Spielraum gönnt, die Selbständigkeit der Teile nicht völlig aufheben mag. Als Vielheit dieser Art ist jene ganze Natur zu bezeichnen, welche wir die unorganische nennen. Das Zusammenliegen der einzelnen Gestalten, für unsere Empfindung ein Zusammenwirken, wird Anlafs und Urbild für den künstlerischen Trieb, welcher aus der Grenzenlosigkeit ein für den Menschen Unbeschaubares nach uns zusagenden Verhältnissen zusammenordnet und das Störende beseitigt. Die Weiten begrenzen sich zu Gärten; Höhen und Tiefen, Wölbungen, Grotten, Höhlen — immer eine Vereinigung des Stoffes zu Einer Wirkung — werden zu oberirdischen und unterirdischen Bauten, bald mit stärkerer Anlehnung an das von der Natur Gebotene, bald mit phantasievoller Befreiung von derselben. Der Schmuck der unorganischen Natur, die freieren Bildungen der Pflanzenwelt, geben der Phantasie mit ihren Stämmen die Säulen in ihrem Laub, ihrem Blütenmeer die Ornamentik. — Wir haben so das Gebiet der Architektur. —

Vischer bespricht (Aesthetik Bd. 3 p. 197) die dunkle Anregung der Phantasie durch die Natur der örtlichen Landschaft und handelt p. 317 über Krystalle und Krystallsäulen als Vorbilder beim gothischen Bau.

Die Seele fühlt sich weiter als Einheit strengerer und innigerer Art ihrer Leiblichkeit gegenüber; ist sie doch deren Lebensprinzip, ohne welche das Viele zerfällt. Sie ordnet nicht nur, sie gliedert das Leibliche, sie durchdringt es, bewegt es nach ihrem Willen; sie hat die Macht, die Teile als solche aufzuheben und organisch zu verbinden. Eine Einheit dieser Art verwirklicht die Natur in ihren organischen Gestalten, am lichtvollsten, der Menschenseele am innigsten entsprechend, in der Menschengestalt selbst. Und wie, ästhetisch betrachtet, das organisch Lebendige das Bewufstsein hineinwirft in die weiten und öden Bezirke des Unorganischen,

— gleichsam die Staffage der Weltlandschaft — so schliefst auch die Phantasie ihre Nachschöpfungen des Lebendigen gern an die deutungsbedürftigen, stummen Schöpfungen der Architektur und berechnet sie auf diese. Das Material, in welches die Seele auf dieser Stufe ihre Ideen einbildet, behält unter den Händen des Künstlers das Gepräge der Vielheit nicht, und es mufs deshalb schon an sich fähig sein, die Einheit nicht mehr als blofses Nebeneinander der Massen erscheinen zu lassen, sondern als ein Ineinanderfluten beseelter Glieder. Gleichmäfsigkeit und Zusammenhang des zu bearbeitenden Materials ist daher erforderlich und wird entweder aufgesucht, z. B. in Marmor, oder hervorgebracht, z. B. durch Erzgufs. Der Stoff ist also nicht mehr eine zufällige Vielheit, welche äufserlich zusammengebracht und verbunden wird, sondern an sich schon eine Bestimmtheit und Begrenzung. Die Kunst, welche dieser gröfseren Spannung der Seele und dem lebendigeren Reiz der Natur folgend, in ihren Schöpfungen den Organismus als eine Beherrschung des Leiblichen durch beseelende Einheit, gereinigt von den Schlacken der Endlichkeit, darstellt, ist die Plastik. Bei ihr zeigt die Bildhauerkunst den Moment, die Tanzkunst — im weitesten Sinne — die Bewegung, beide aber gefallen durch jene Eurythmie der Gestaltung, welche bekundet, dafs jede Spur irdischer Arbeit, des Existenzkampfes, getilgt ist.

Aber in tieferer Weise noch wird sich die Seele ihrer bewufst, indem sie erkennt, dafs sie es ist, durch welche die Vielheit sich erst zum Eigenleben, zum Bewufstsein ihrer selbst erhebt. Damit weifs sie sich als deren eigentliche Bedeutung, weifs, dafs das Leibliche keine weitere Bestimmung hat, für sich nichts vermag, als dieses: sie erscheinen zu lassen, zu offenbaren. Und so ahnt sie sich als den eigentlichen Wert der Welt, welche in dunklem Ringen, aber doch der Ahnung zugänglich, der Deutung sich in Analogieen erschliefsend, zur Seele werden, Seele aussprechen, sich als Geist bekennen will. Wie die Seele im Menschen, so tritt in der Natur der Geist als das Wesen heraus, und es setzt sich damit die Vielheit zu blofser Erscheinung, zu einem Schein herab. Der Geist wird zum Licht, welches hervorbricht aus dem dunklen Körper und ihn mit farbigem Leben überstrahlt; das Einzelne in der unorganischen Welt schwindet, die Masse löst sich in Duft, die Seele der Landschaft macht sich der Menschenseele vernehmlich, indem sie dieser ihre Stimmung mitteilt, das Geheimnis ihrer Schönheit eröffnet. — Und so senkt sich der Blick des Künst-

lers auch in die Tiefe des organischen Lebens; nicht mehr haftet er an der Oberfläche, sondern er fühlt, was diese ausstrahlt; er dringt ein durch das Auge, welches ihm lächelt, klagt, die Seele in jeder ihrer Regungen offenbart. So bleibt von der Masse nur Umrifs, Farbe, Schatten, die Art der Raumerfüllung — alles, was eben hinreicht, den Schein des Körperlichen in allem Glanze, in aller Farbenpracht zu bewahren. — Es ist dies das Gebiet der Malerei, — welcher daher zur Auswahl für ihre Darstellungen das ganze Reich des Organischen, wie des Unorganischen zu Gebote steht, d. h. alles Sichtbare, welches fähig ist, unserm Auge seine Seele zu offenbaren, die Weltseele als der unseren verwandt uns nahe zu bringen. Ihr Material aber ist nicht mehr Masse oder überhaupt ein Körperliches und ist nur eben insofern noch Material zu nennen, als die Kunst durch dasselbe noch den Schein der Erscheinungswelt festzuhalten vermag.

Während also die Seele in der Architektur als zusammenfassende, in der Skulptur als gliedernde, in der Malerei als wesentliche Einheit sich kund giebt, verhält sich die Natur auf diesen Stufen als Vielheit der Massen, als organisierte Masse, als Schein der Masse. —

Hiermit ist der Kreis der Künste, wie sie der Sinn des Sehens, der Sinn für die Materie im Raume, hervorbringt, geschlossen; die Seele selbst als das Wesen wird gefordert, es tritt die innere Natur vor das Bewufstsein. Während nun die äufsere Welt uns verinnerlicht und so für die Seele erfafsbar wird durch das Licht, mufs die innere Natur (der Welt wie des Menschen) damit sie unserm Bewufstsein erscheinen könne, sich veräufserlichen, und dies geschieht durch den Schall, welcher empfunden wird durch das Gehör, als den Sinn für die Materie in der Zeit. —

Es ist hierbei zu bemerken, dafs die Auffassung des Gesichtssinnes als Sinn für die Materie im Raum und des Gehörs als Sinn für die Materie in der Zeit, minder abstrakt ausgedrückt, den Gesichtssinn als Sinn für die Farbe, den Gehörsinn als Sinn für die Bewegung des Räumlichen bezeichnen würde, denn weder Raum und Zeit noch Materie für sich sind Gegenstände für die Sinne; das Gehör ist insofern Sinn für die Zeit zu nennen, als im Schall das Räumliche verschwindet, sich selbst in seiner Bewegung aufhebt, und durch diese also, als durch seine Erzeugerin, wird er aus dem Raume in die Zeit hinübergenommen. —

Wenn die Seele sich als das Wesen der Erscheinung erkannt hat, ist sie damit zu sich selber gekommen. Als solche findet sie sich aber in der Aufsenwelt nicht; nur im Menschen lebt und webt sie als sie selbst, und so wird weiter in der Kunst der Mensch selbst Anfangs- und Endpunkt, Anreiz zugleich und Material für den schöpferisch sich bethätigenden Trieb.

Das Wesen der Seele ist es, Bewegung zu sein in sich selbst, die Geistesbewegung, von welcher jede äufserlich erscheinende nur Wirkung ist und Abbild. So lange daher die Menschenseele nur noch dumpfes, zielloses Weben in sich selbst ist, sich nicht offenbart in irgend einem Körperlichen, bietet sie weder das für die Gestaltung durch die Kunst notwendige Material, noch verleiht sie, wie die objektive Natur, dieser den nötigen Anreiz. Doch aber schläft nur in ihr der Drang, sich selbst zu beschauen, sich kennen zu lernen, zu lieben, um ihrer eigenen Göttlichkeit sich zu erfreuen, und bald erwacht sie. Die Nerven erzittern und schwingen, das Leibliche wird, bezwungen vom Geiste, selber zu einem Unstofflichen, zu einer blofsen Wirkung auf die Luftwellen, welche uns umfliefsen; — es entsteht der Ton, welchen das Ohr erfafst, um von ihm auf das Innerliche, auf die Seele des Ertönenden zu schliefsen.

Auf der Oberfläche nur weilt das Auge, ist von materiellen Schranken gehemmt, aber das Ohr vernimmt den Geist; als ein Nebeneinander erfafst das Auge die Welt, als ein Nacheinander erscheint sie dem Ohr; jenes haftet an der scheinbaren Festigkeit des Daseins, dieses ergreift es in seinem Werden, seiner Entfaltung, seinem Schwinden; darum kommt uns der tiefere Schmerz durch das Hören, darum die gröfsere Erhebung durch die Künste des Ohrs. —

Es stellt sich nun dieselbe Reihe der Künste dar in Bezug auf diese innerliche Natur, wie sie sich für die äufserliche Natur uns ergeben hatte: zuerst rhythmische Ordnung in der Vielheit der Seelenbewegungen und deren äufseren Abbildern, den Tönen; zweitens Darstellung der durch die Anregung der einzelnen Lebensmomente individualisierten und bestimmten Seelenbewegungen durch entsprechend gegliederte (artikulierte) Tonreihen; endlich Erfassen der Naturseele in ihrer völligen Entfaltung als derjenigen, welche, zum Selbstbewufstsein entwickelt, zugleich das erfassende Ich ist und das erfafste; Darstellung also des selbstbewufsten Geistes, wie er Herrscher ist im ganzen Reiche des Beseelten, Mafs und Zweck setzt. —

Würde es auf dieser Stufe darauf ankommen, die Entfaltung des Selbstbewufstseins im Gebiete des Geistes zu verfolgen, so wäre dies die Wissenschaft; aber von der Kunst wird dieses Selbst nur erfafst, wie es, die Blüte der irdischen Schöpfung, diese am tiefsten und reinsten in sich widerspiegelt und sie als von jenem Geiste durchdrungen aufweist, dessen Verwandtschaft die Menschenseele ahnt, fühlt und glaubt. In dieser Form bedeutet die Seele nicht mehr das Individuelle; sie offenbart sich als der wesentliche, und deshalb allen gemeinsame Geist der Gattung, wie er sich in der Menschengeschichte kund giebt. —

Es ist dies näher anzugeben.

Dafs die bewegte Seele sich im Ton äufsert, wird nicht erst bei dem Menschengeschlecht wahrgenommen. Tiere höherer Ordnung sind zur Tonhervorbringung befähigt; die Vögel, das Volk der Luft, zeigen sogar, gleichsam unterstützt von dem Elemente, welches sie trägt, ein Analogon der Kunst auf dieser ersten Stufe der zweiten Reihe, der Tonkunst, wie Ameisen, Bienen, Biber Analoga mit den Werken der Architektur, der ersten Kunst in der Reihe der bildenden Künste, hervorbringen. Der Sinn der Zusammenordnung des Vielen geht diesen Geschöpfen also nicht durchaus ab, obwohl er als selbstbewufster nicht hervortritt. Man fiel auch darauf, die menschliche Baukunst oder Tonkunst aus einer Nachahmung dieser Biberarchitektur und Vogelmusik abzuleiten, aber menschlicher Ton entquillt eigenartig und mit gleicher Notwendigkeit unserem Geschlechte und begleitet die Bewegungen der Seele in rein menschlicher Weise. Es braucht jedoch vielleicht die Vermutung nicht völlig abgewiesen zu werden, dafs bei Erfindung musikalischer Instrumente, also in Bezug auf die Technik, Beobachtung der Entstehung von Tierlauten nicht ganz ohne Einflufs blieb, obwohl für dergleichen sich überhaupt die ganze Natur, auch die unorganische, zur Benutzung darbot (wie zur testudo, zu den tibiis), die Technik selbst auch durchaus menschlichen Ursprung zeigt.

Was nun jene Seelenbewegungen betrifft, welche Anreiz und Grundlage für die Tonkunst bilden, so mufs festgehalten werden, dafs bei ihnen von selbstbewufsten Akten geistiger Thätigkeit noch nicht die Rede ist. Die Seele selbst ist zwar zum Objekt dieser Kunst geworden, aber als Naturseele, nicht als die zum selbstbewufsten Erfassen ihrer selbst fortgeschrittene. In ihr regt sich jener dunkle Schmerz der Kreatur, jene Sehnsucht nach einer Heimat, das Bangen des Einsamen und das Bedürfnis nach Liebe,

sie sucht die Freude des Zusammenklangs, die Ahnung des Sichfindens, und sie findet in sich auch das Überströmen des Glückes, das Jauchzen der Erfüllung, das Gefühl erdentlasteter Seligkeit. Der Ton aber folgt allen diesen Regungen; an sich schon ist er die Flucht des Irdischen von sich selbst, Lösung der Starrheit des Stoffes; er ringt sich empor aus der Schwere des Daseins und mit ihm zieht, nicht mehr in erzwungener Ruhe gebannt an die Masse, in leisen Wogen, wie das Blut Tropfen um Tropfen heifs und innig den Lebensatem begleitet, der Rhythmus, der Ordner des Zuges, Einheit legend in die Bewegung. Unmittelbarer, ergreifender schlägt keine Kunst an das Herz, keine stürmischer, ermattender, als die Tonkunst. Sie erscheint als die am meisten subjektive der Künste, aber die in ihr schlummernde Mathematik, die Zahl, welche ihre Gestaltungen beherrscht, zeigt, wie sie im tiefsten Grunde doch wurzelt in der Objektivität (Leibnitz, epist. ad divers. I, 144: „musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi“ —); und da eben nur solche Tonverbindungen unserm Ohre Harmonie sind, welche nach gewissen mathematisch bestimmten Verhältnissen erfolgen, legen die Harmoniegesetze der Musik ein unser Herz überzeugendes Zeugnis ab, wie die Musik des Menschen, wenn auch uns nicht immer erkennbar und so scheinbar gebunden, auch in den Bewegungen der grofsen Natur wiederklingt.

Es ist hier noch einer anderen Weise zu gedenken, in welcher die Naturseele ihre Bewegungen, und zwar für den Sinn des Auges, darzustellen vermag, nämlich durch die Gebärde. Diese spricht bestimmter, genauer bezeichnend, als die Musik, wie denn überhaupt der Sinn des Auges bestimmter auffafst und Bestimmteres also verlangt, als das Ohr (Quintilian XI, 87 nennt die Gebärdensprache den „communis omnium hominum sermo“ der Verschiedenheit der Volkssprachen gegenüber. cf. Petron. ed. Buech. p. 212: „manu puer loquaci“), aber sie ist auch oberflächlicher, als der Ton und teilt eben ihrer Bestimmtheit wegen nur die sich häufig wiederholenden, allen bekannten Empfindungen in stereotyper Form mit. Auf ihr beruht zum Teil wieder die Tanzkunst, namentlich die pantomimische, eine sichtbare Rhythmik, welche durch begleitende Musik zu innigerer Wirkung gesteigert wird. — (cf. Tac. dial. c. 26: „histriones diserte saltare dicuntur“.) —

Die Einheit des musikalischen Kunstwerks beruht auf der Einheit der auszusprechenden Empfindung, welche sich namentlich

nach beiden Richtungen, zwischen denen das Naturleben sich auf und ab bewegt, in einem gröſseren Ganzen auszusprechen liebt, nach denen des Schmerzes und der Freude. — Das reine Tönen als solches kommt überwiegend der Instrumentalmusik zu, welche es so zu einer farbigen und reichen, doch aber weniger tief greifenden Entfaltung bringt; die Vokalmusik, welche der Mensch selbst als edelstes Instrument hervorbringt, bildet nicht etwa den unmittelbaren Schrei der Empfindung zu musikalischem Tone fort, sondern es gesellt sich bei ihr zum Tone das entsprechende Wort, ohne doch in dieser Verbindung schon sein volles Wesen zur Wirkung zu bringen; vielmehr giebt es nur der Stimmung, dem Gefühlsausdruck eine festere und charakterisierende Haltung, bleibt aber für die Gesamtwirkung von untergeordneter Bedeutung.

Aber allerdings drängt das menschliche Bewuſstsein fort zu gröſserer Bestimmtheit und Klarheit; die innige aber unklare und schwankende Bedeutung der musikalischen Tonbilder genügt diesem fortgeschrittenen Bewuſstsein nicht, es verlangt seiner gröſseren Helligkeit und Bestimmtheit gemäſs eine entsprechende Gliederung seines Tonmaterials, wie sie erfolgt im Wort. Gerade so verdeutlicht und gliedert sich der Ausdruck der bildenden Kunst, wenn sie fortgeht von der Architektur zur Plastik. —

Das Kunstwerk der Musik folgt dem Auf- und Niederwogen der Empfindung, umschlieſst diese zerflieſsenden Wellen in Einem Becken und beschwichtigt das Leid der Seele, indem es sie untertaucht in die tönende Flut, sie vergessen läſst, träumen und ahnen; das Kunstwerk der Sprache schreckt den Geist auf aus dem Traume, zwingt ihn, sich auf sich zu besinnen, sich bestimmter zusammenzufassen; es durchdringt ihr Material, den Ton, mit Bewuſstsein, erfüllt ihn mit Verstand, erhebt ihn zum an sich schon bedeutenden Worte. Es ist jetzt nicht mehr die empfindende Naturseele, welche durch menschliches Material sich ausspricht, sondern der Mensch als Mensch sucht sich, als den selbstbewuſsten also; und an der Sprache, dem für diesen Geist charakteristischen Material, will er ihn erkennen, ihn sich nahe bringen, sich seiner erfreuen. — Freilich verliert, wie wir schon hier bemerken, der Ton, indem er in der Sprache zum Ausdruck eines bestimmten Bewuſstseins sich artikuliert, in eben dem Maſse an der Fähigkeit, die minder bestimmten Bewegungen der Seele zu bezeichnen, und vielfach greift deshalb die Kunst der Sprache, um sich zur Darstellung dieser Empfindungen, Gefühle, zu befähigen, an dem gegliederten Worte nach dem Ton als solchem

zurück, benutzt es, absehend von seiner Bedeutung, rein musikalisch und läfst zur Steigerung der Wirkung, bestimmten Tonfall und Rhythmus hinzutreten. Eine besondere Helligkeit und Bestimmtheit mufs jedenfalls diese Kunst auszeichnen, welche in der Sprache sich äufsert, der festen Ausprägung des Gedankens; wir nennen sie die Sprachkunst. —

Das Material, in welchem die Sprachkunst arbeitet, ist aus dem Menschengeist geschaffen und stellt ihn dar, freilich noch in einem dem Bewufstsein an sich fremden Mittel, dem Ton, wie ihn unser Organismus erzeugt und gestaltet, so dafs die Kunst von diesem abhängig bleibt und über seine Ausdrucksfähigkeit nicht hinausgeht. Es ist hiermit die Begrenzung der Sprachkunst angegeben; sie stellt die sprechende Seele dar, d. h. die Seele, sofern sie nur in der Sprache erscheint. Es ist hierbei von der Sprache nicht in dem Sinne die Rede, wie sie, als mächtigstes Mittel menschlicher Entwickelung, aber doch nur als Mittel, Völker zusammenschliefst, die Fortschritte der Kultur bedingt, die Wissenschaft trägt, überhaupt jede menschliche Praxis begleitet und fördert, sondern von der Sprache, sofern sie Ausdruck der Seelenbewegungen ist; denn der Sprachkunst ist die Sprache nicht Mittel zur Darstellung irgend welchen Inhalts, welchen die Seele aufgenommen haben kann, sondern sie selbst, ihre Formation ist der alleinige Zweck der Darstellung, und der Gehalt, welchen sie in diesen Bildungen verkörpert, ist ebenso nichts anderes, als die Menschenseele in der bewufsten Bestimmtheit, zu welcher sie in ihren einzelnen Lebensmomenten gelangt. Gerade so stellt die Plastik den Menschenleib hin. —

Da fühlt sich also die Seele in ihrer ruhig waltenden Harmonie, wenn sie in dem fliefsenden Wohllaut der Menschenrede sich wiegt; sie freut sich ihrer Gemeinschaft mit der Schöpfung, wenn sie der Klangsymbolik der Worte lauscht oder nachsinnt, oder wenn ihr die Bilderpracht der Darstellung die Überraschungen der Analogie zeigt, welche jedes mit allem verknüpft, sie erkennt den Sturm ihres Zornes, die Bitterkeit ihres Hasses, die Kraft ihrer Begeisterung in den Figurationen der Rede, sie sieht überhaupt die Vollkommenheit der Sprachkunst in der Genauigkeit und charakterisierenden Schönheit, mit welcher die Tonbilder der Sprache sie begleiten, so dafs jede ihrer Bewegungen zu bestimmtem Ausdruck gelangt. Der musikalische Rhythmus ist in der Sprachkunst zwar noch vorhanden, aber abhängig von dem Wort und Satzton, d. h. von der Bedeutung. —

Die Sprachkunst verkörpert den einzelnen, bestimmten Moment des Seelenlebens; daher ist die ideale Wortwurzel ihr eigentlich ausreichender Sprachkörper, und ihre Darstellungen behalten ihre Einheit an diesem Worte, welches zu sagen ist, um den Seelenmoment abzubilden; ihr Umfang ist deshalb beschränkt auf Sprachkörper, für welche diese Einheit noch ausreichend gefühlt wird, auf das sich zum Satze entfaltende Wort, endlich auf Satzkreise, welche gleichsam nur die Ausstrahlungen eines einzigen Satzes oder Wortes darstellen. Diesen relativ engen Umfang ihrer Werke hat die Sprachkunst mit der Skulptur gemein, und der Grund hierfür ist bei beiden Künsten derselbe; auch die Skulptur, so lange sie selbständig ist, nicht bloſses Ornament, stellt nur den bestimmten Daseinsmoment einer Person dar oder einer Gruppe, welche diesen Moment vollständig entwickelt. —

Wenn nun so die Bewegungen der Seele, ihre einzelnen Lebensmomente allein es sind, wie wir sagten, nicht also der von ihr aufgenommene Inhalt, welche von der Sprachkunst dargestellt werden, und zwar dargestellt nicht in dem Material jener zu festem Gepräge, gewissermaſsen zu einem Abschluſs gelangten Sprache, durch welche die Mitteilungen der Menschen erfolgen und deren Verbindung unterhalten wird, so kann es scheinen, als bewege sich diese ganze Kunst in bloſsen Formen, sofern sie eben nur Seelenformationen in Wortformationen darstelle, und man wird fragen, ob denn die Seele könne anders dargestellt werden, als an jenem bestimmten Inhalt, welcher sie in den einzelnen Momenten erfüllt und eben den Anreiz zu ihren Bewegungen giebt; man wird auch fragen, ob Sprachkunst sich denn einer anderen Sprache bedienen könne, als dieser wirklichen, welche dem Menschengeschlechte alle jene Dienste leistet, um derentwillen wir hier von ihr absehn wollen. Hierauf läſst sich für jetzt nur im allgemeinen folgendes angeben. Allerdings ist es immer ein bestimmter, in das Bewuſstsein eintretender Inhalt, durch welchen die Seele zu einer Bewegung veranlaſst wird, und ebenso muſs auch das darstellende Wort diesen Inhalt abbilden, ihn bedeuten, wenn es den Seelenmoment bestimmt wiedergeben will, aber wie an der Seele nicht der Inhalt als solcher, sondern die Art, wie er erfaſst wird und wirkt, in Betracht kommt, so handelt es sich auch bei dem Wortbilde in der Sprachkunst nicht sowohl um den Inhalt, welchen es einschlieſst, um das, was es bedeutet, als um die Art, wie es diese Bedeutung in dem artikulierten Tonbilde oder in einer Wortreihe zur Darstellung bringt. Unablässig verkehrt

die Seele mit der Welt und zieht aus diesem Verkehr ihre Nahrung, aber in der Sprachkunst stellt sie lediglich die Einwirkungen dieses Verkehrs nach aufsen, und zeigt, obwohl an ihm und durch ihn, doch nur sich selbst in ihrer eigentümlichen Thätigkeit; so auch entsteht die wirkliche Sprache nur aus der Verbindung der Menschen und lebt in dieser fort, aber in jedem einzelnen behält sie doch ihre besondere Form, eigenartig je nach der Kraft, mit welcher das Individuum dieses gemeinsame Besitztum ergreift und verwaltet. Demnach stellt die Sprachkunst nur die subjektive Seele in ihrem subjektiven Ausdruck dar. Wie übrigens eben aus diesen Einzelbestrebungen der Individuen die Sprache selbst, — als Kunst der Sprache — ihren Ursprung nimmt, und diesen auch als sogenannte fertige Sprache — in der Sprachkunst — niemals verleugnet, wird später zur Erörterung kommen.

Der selbstbewufste Geist des Menschen erkennt endlich in dem Verkehr mit der Welt diese selbst, — die innere wie die äufsere, so weit sie ihm zugänglich ist — als sein Eigentum, assimiliert sie sich, unterjocht sie durch Gedanken und Handlungen, und es ist dann die Dichtkunst diejenige Kunst, durch welche er seine Kämpfe bei dieser Besitzergreifung sich zur Anschauung bringt und gestaltet. Das Dasein des objektiven Menschen, wie der selbstbewufste Geist es erfafst, tritt, durch die Einheit dieses Selbstbewufstseins gehalten und erhoben, in verklärter Gestalt vor die Seele. Den Schauplatz, auf welchem sich die Entwickelung des menschlichen Geistes zur Objektivität hin vollzieht, bietet die Geschichte im weitesten Sinne des Wortes; aus ihr lernt die Seele sich ebenso in ihrer Kraft und Freiheit kennen, wie in ihrer Schwäche und Gebundenheit. Sie überschaut aber nur dann ihre eigene Welt, erkennt nur dann die in ihr selbst gebietenden Mächte des Guten, Wahren und Schönen als die weltbeherrschenden und weltüberwindenden, wenn sie sich als individuelle aufgiebt und als gattungsgemäfse erfafst, und so hat es die Poesie nicht mehr zu thun mit den Individuen als solchen, sondern sofern sie an sich die Gattung darstellen. Vortrefflich sagt daher Schiller (Über naive und sentimentalische Dichtkunst), dafs „der Begriff der Poesie kein andrer sei, als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben". —

Das Material, in welchem die Poesie arbeitet, ist der Geist selbst, das vorstellende Bewufstsein, die schaffende Phantasie. Zwar giebt sich das poetische Kunstwerk, um in die Welt der Erscheinung überzugehen, d. h. um selbst objektives Dasein zu

gewinnen, einen der Sinnlichkeit angehörenden Körper in der Sprache, aber es ist diese dem Kunstwerk gegenüber nicht Material, sondern nur das Mittel, um zu erscheinen; die Sinnlichkeit ist in der Poesie, wie in der Malerei, der in der ersten Kunstreihe ihr entsprechenden Kunst, nur noch Schein; das Wort wird zum Zeichen, welches bedeutet, und es kommt, wenn Poesie in begrifflicher Strenge und Reinheit gefaſst wird, im poetischen Kunstwerk auch nur diese seine Bedeutung, d. h. die Seele des Menschen, in Betracht. — Gleichgültig ist es deshalb auch an sich, ob das Werk der Poesie durch Wort oder durch Schrift, durch Auge oder Ohr mitgeteilt wird; nur im Geiste, in der Erinnerung, wird es besessen. —

Es kann gemeint werden, daſs, wenn der Dichter auch zunächst seine bildende und gestaltende Kraft nicht auf das Wort richte, dieses doch als notwendige Bedingung für das Zustandekommen jeder Geistesarbeit sich sofort einstelle und zugleich mit dem poetischen Kunstwerk formiere, nachher auch zugleich, wie die poetische Komposition selbst im einzelnen noch revidiert und korrigiert wird, sprachkünstlerisch an diesen Stellen dem Ausdruck nachgeholfen werde, so daſs überhaupt Seele und Wort in unlöslicher Verbindung ständen, die Sprachkunst also, wenn nicht als Zweck, doch aber als notwendige Folge poetischen Schaffens zu betrachten sei. Das Genauere hierüber wird später angegeben werden, für jetzt mag die Bemerkung genügen, daſs die Annahme, irgend ein Künstler — auſser eben der Sprachkünstler — arbeite in Worten, wenn er seine Werke entwerfe, unrichtig ist. Weder der Architekt, noch der Bildhauer, noch der Maler, und ebensowenig der Musiker und Dichter entwerfen in Worten. Es giebt sich gerade darin der Zug ihres besonderen Talentes zu erkennen, daſs ihre Phantasie nur bestimmte, dem besonderen Materiale entsprechende Stoffe erfaſst und sie deshalb auch unmittelbar mit diesem Materiale in Verbindung setzt. Und so mag denn der eine Dichter mehr in Bildern, ein anderer in Farbenglut, der dritte in musikalischer Stimmung, mancher vielleicht auch angeregt zu lebendiger Rhetorik seine Kompositionen sich wählen und behandeln — immer ist doch nur der Gedanke sein Material und die von selbst dazu tretende Veranschaulichung hängt von individuellen Einflüssen ab, ist zufälliger Art, unwesentlich und wechselnd. Die Künste, deren Werke durch das Ohr aufgefaſst werden, Musik, Sprachkunst, Poesie bedürfen eines Mittels, um beliebig wiedererzeugt und genossen werden zu können, da sie ihrer Natur nach nur

zeitlich existieren. Es giebt also Noten für Musik (und Tanz), Schrift für Sprachkunst und Poesie. Weiter sind Künstler erforderlich, reproduzierende Virtuosen, welche nach solchen Andeutungen der Noten und der Schrift die Kunstwerke wieder ins Leben zu rufen verstehen: Musiker, Sänger, (Tänzer), Deklamatoren, Schauspieler. Bei den Improvisatoren fällt das Hauptgewicht der Leistung auf die glückliche, im Augenblick erfolgende Darstellung der einzelnen Momente, deren Aneinanderreihung nach bestimmten Gesichtspunkten, wie sie sich aus dem Thema ergeben, zuweilen als Werk der Poesie aufgefafst wird. Aber die Kunst des bewufsten Geistes ist am wenigsten ohne die Besonnenheit zu denken, welche mit der Begeisterung zusammen erst das Kunstwerk hervorbringt, und der Improvisator kann deshalb nicht Dichter sein; dagegen fällt bei der Sprachkunst am leichtesten Konception und Darstellung zusammen, weil die Seelenbewegung sich naturgemäfs sogleich in Worte verkörpert und blitzschnell zum treffenden Ausdruck gelangt. Demnach wird der Improvisator als der Virtuose der Sprachkunst aufzufassen sein. —

Das System der Künste ist also das folgende, welches sich in zwei einander entsprechenden Triaden ordnet:

1. Künste des Auges:
   a. Baukunst. (Architektur.) b. Bildnerkunst. (Plastik.) c. Malerei.
2. Künste des Ohrs:
   a. Tonkunst. (Musik.) b. Sprachkunst. c. Dichtkunst.

Der Mangel an Kongruenz bei anderen Aufstellungen mufs, wenn er auch nicht erwähnt wird, doch empfunden worden sein, da feinfühlende Aesthetiker den Parallelismus zwischen Baukunst und Tonkunst, dann zwischen Malerei und Dichtkunst wohl bemerkt haben, ihnen demnach die Kunst des Bildhauers ohne eine entsprechende Kunst für den Sinn des Gehörs blieb. —

So sagt Vischer (Köstlin) (Teil III, Abschn. 2, Heft 4, § 766 der „Aesthetik“): „Im System der Künste steht die Musik in einer Beziehung tiefer Verwandtschaft bei tiefem Unterschiede mit der Baukunst. Wie diese ist sie eine Kunst der reinen Verhältnisse, wesentlich messend, zählend; ebendaher fällt auch bei ihr Erfindung und Ausführung auseinander; in derselben Stellung wie die Architektur als vorbereitende Urform vor

die bildende Kunst, tritt sie vor die Dichtkunst." Dieselbe Verwandtschaft hatte Fr. Schlegel angedeutet: die Baukunst sei eine gefrorne Musik, mit Bezug worauf Köstlin (l. c.) die Musik eine aufgetaute Baukunst nennt. Weiter heiſst es (p. 839): „Die Musik steht als Vorhalle vor der Dichtkunst, wie die Baukunst vor den beiden anderen bildenden Künsten," und dann lesen wir (T. III, Abschn. 2, Heft 5) p. 1172: „Im allgemeinen hat das Wort des Simonides, die Dichtkunst sei eine redende Malerei, seine Wahrheit," was im weiteren durchgeführt wird. Das Verhältnis der Künste zu einander wird dann so gefaſst (p. 1168): „Es verhalte sich die Poesie zu allen bildenden Künsten und zu der Musik, wie die Malerei zur Plastik." Darin ist viel Unbestimmtheit, und wenn man einerseits sieht, es soll bestimmt die Baukunst als der Tonkunst, die Malerei als der Poesie entsprechend hingestellt sein, gerät man andrerseits in Verwirrung, weil eben der Plastik das entsprechende Gegenbild in der zweiten Reihe der Künste fehlt, so daſs sie darum einmal der Malerei beigesellt werden muſs, ein andermal von ihr gesondert erscheint. — Festzuhalten ist, daſs die Malerei in ihrer Reihe der Künste der Poesie entspricht; sie zeigt eine ähnliche Art der Vergeistigung ihres räumlichen Materials, wie denn Vischer (Bd. III, Abt. 1. p. 539) von ihr sagt, „daſs sie in dem Sinne, in welchem bei der Skulptur von Nachbildung die Rede ist, eigentlich kein Material hat." — Was Simonides sah (Plutarch, de glor. Ath. cp. 3): *„τὴν μὲν ζωγραφίαν ποίησιν σιωπῶσαν — τὴν δὲ ποίησιν ζωγραφίαν λαλοῦσαν — οἱ μὲν χρώμασι καὶ σχήμασιν, οἱ δ' ὀνόμασι καὶ λέξεσι ταὐτὰ δηλοῦσιν — ὕλῃ καὶ τρόποις μιμήσεως διαφέρουσι, τέλος δ' ἀμφοτέροις ἓν ὑπόκειται"*, und Horaz (ep. ad Pis. 361 sq.): „ut pictura poesis", wird durch pedantisches Miſsverstehen und Miſsbrauchen, gegen welches Lessings Laokoon sich richtete, in seiner wesentlichen Richtigkeit nicht gestört. F. Thiersch (Allgemeine Aesthetik. Berlin 1846) hat eine ähnliche Gliederung der Künste, wie die unsrige, setzt jedoch statt der Sprachkunst die Mimik. Er sagt (p. 98 sq.): „Die drei mit dem Organismus des Menschen verkehrenden Künste, welche das Schöne insofern darstellen, als es sich durch den Organismus des Menschen offenbart — Tonkunst, Poesie, Mimik — sind dadurch angewiesen, es als ein nie Ruhendes, sondern immer Webendes und Waltendes, als die Erscheinung des Lebens selbst zu entfalten. Ihr Erscheinen ist darum in der Zeit begriffen." — „Die drei andern, mit irdischen, vom menschlichen Organismus unabhängigen

Stoffen verkehrenden Künste — Architektur, Plastik, Malerei — stellen das Schöne dar, nicht wie es sich in der Zeit entfaltet, sondern insofern es zu seiner Entfaltung gekommen ist, darum in einem Augenblicke, und sind genötigt, alle Teile desselben bei und nebeneinander zu zeigen, den Gegenstand nicht als einen werdenden, sondern als einen gewordenen aufzufassen, wo das zu Behandelnde, zu Bildende sich in seiner gröſsten Bedeutsamkeit und reinsten Eigentümlichkeit offenbart — doch werden beide Triaden der Kunst dadurch nicht getrennt; auf dem Gebiete der Kunst ist in den mannigfaltigsten Gestaltungen Einheit des Wesenhaften im Innern; und die eine Reihe zeigt nur in ihrer durch den Stoff gebotenen Gebundenheit, was die andere in ihrer durch den Stoff bedingten Flüssigkeit oder Aufeinanderfolge als ein Nacheinander jenem Beieinander gegenüberstellt." — Was nun jene Aufstellung der Mimik statt der Sprachkunst als einer selbständigen Kunst im System der Künste betrifft, so ist sie nicht weit vom Richtigen entfernt, denn auch bei ihr handelt es sich um eine Sprache, — d. h. um eine bestimmtere Gestaltung des musikalischen Tons — freilich aber um die unvollkommnere und dem Sinn des Auges zufallende, der Gebärde. Hierüber haben wir p. 28 sq. schon gesprochen. Ähnlich ist der Theorie von Thiersch jene, welche Westphal (Metrik der griech. Dramat. und Lyriker cet. von Roſsbach und R. Westphal. Teil II. Abteilung 1) aus der Scholiensammlung zu der Grammatik des Dionysios Thrax mitteilt, die nach dem Urteil des Herausgebers, der sie sich damit gewissermaſsen aneignet, „den meisten neueren Versuchen, die Künste zu klassifizieren, unbedingt vorzuziehen ist." — Lucius Tarrhaeus unterscheidet nämlich eine doppelte Trias der schönen Künste: 1) die der apotelestischen Künste: Architektur, Plastik, Malerei; 2) die der praktischen oder musischen Künste: Musik, Orchestik, Poesie. Eine Kunst ist ein *ἀποτελεστικόν,* wenn sie der Künstler durch sein Schaffen dem Zuschauer ein für alle Male zur Anschauung bringt; *πρακτικόν,* wenn hierzu jedesmal die Vermittelung eines anderen, also eines Sängers, Schauspielers, Rhapsoden cet. nötig ist. — Es sind beide Triaden so getrennt als Künste der Ruhe und der Bewegung. Die erstere verlangt nämlich darum nur einmalige Schöpfung des Künstlers, weil die räumliche Existenz eben in Ruhe bleibt, die zweite aber bedarf einer nochmaligen Thätigkeit des darstellenden Künstlers, weil ihr Stoff (Ekmageion) vorübergehend ist, der Bewegung angehört. Für die Künste der Ruhe heiſst die

künstlerische Gliederung dann Symmetrie, für die musischen Künste Rhythmus. (Takt, Metrum.) —*)

Der Mangel bei dieser Einteilung — wie sie Westphal aufstellt — ist, dafs die Künste der Bewegung zwei verschiedene Arten der Bewegung unter derselben Rubrik enthalten. Musik und Poesie bewegen nichts Räumliches mehr, ihre Bewegung bedarf, um sich wirklich darzustellen, eines mehr gefügigen, feineren Stoffes, als der Körper des Menschen ist, und darum brauchen sie auch ein idealeres Organ zur Auffassung ihrer Kunstwerke, als das Gesicht; ihnen dient das Gehör. Es ist leicht zu fühlen, dafs zwischen den Wirkungen der Musik und der Poesie die des Tanzes nicht in der Mitte steht, dafs im Gegenteil der Tanz (eine Mischkunst, wie aus dem obigen sich ergiebt, von Plastik und Musik) hinter dem geistigen Gehalt, der Tiefe und Macht des musikalischen Ausdrucks zurücksteht. — Dennoch sind diejenigen, welche Mimik und Orchestik in dem System der Künste zwischen Musik und Poesie anbringen wollen, darin im Recht, dafs sie eine bei den anderen Klassifikationen an dieser Stelle hervortretende Lücke ausfüllen, und dafs sie die bei allen Künsten der Bewegung eintretende Notwendigkeit der jedesmaligen Erneuerung des Kunstwerks hervorheben. — Man kann sogar der Ansicht sein, dafs die von uns gegebene Einteilung nur dasjenige giebt, was jene Theoretiker zu setzen beabsichtigten. Es wird nämlich von der auf die Tonkunst folgenden Kunst ein mehr bestimmter Ausdruck der Empfindung verlangt, als ihn die Musik rein für sich zu erreichen vermag. Die Musik selbst greift ja als Vokalmusik zum artikulierten Tone, um sich bestimmter auslassen zu können, oder sie spannt sich in den Rahmen einer durch das Wort umschriebenen bestimmten Situation — (mehr giebt ein Operntext nicht), um deutlicher und treffender zu sein. Nun giebt allerdings auch die Gebärde, indem sie gleichsam den Körper artikuliert, jenem Verlangen nach, und sofern also auch Mimik

---

*) G. Teichmüller, „Aristoteles' Philosophie der Kunst" (Halle 1869) weist freilich nach, dafs Westphal hierbei einigermafsen willkürlich mit der Überlieferung umgeht, da von den Alten die sogenannten schönen Künste von den anderen nicht getrennt werden, auch die Einteilung der schönen in bildende und musische nicht antik ist, endlich die Unterscheidung der apotelestischen von den praktischen nur dahin zu fassen ist, dafs jene ein materielles Werk fertig hinstellen (z. B. die Schusterkunst und Baukunst), diese nichts Bleibendes hinterlassen (z. B. die Tanzkunst). (Die Ausführung bei Teichmüller l. c. p. 366 sq.)

und Orchestik eine Sprache sind — ihr Ausdruck muſs „sprechend“ sein — beruht ihre Einordnung zwischen Musik und Poesie auf einem richtigen Gefühl. Aber die wahre Sprache ist eben nicht diese stumme des Körpers. — Es hindert im übrigen nichts, daſs die Künste, wie wir sie in der Theorie trennten, in der Praxis doch vielfach Verbindungen eingehn. Werke der Plastik und Malerei werden zu Zierden in den Hallen der Architektur; die Werke der Sprachkunst dienen vielfältig der Poesie als Mittel der Darstellung; Entwürfe der Poesie (in der Oper), lyrische Gedichte werden Anlehnung für musikalische Kompositionen; endlich können alle Künste zu einer Gesamtwirkung, Zuschauer und Hörer in eine erhöhte Lebensstimmung zu versetzen, sich vereinigen. —

Man wird ferner, auch abgesehen von mancher Kunstgattung, wie z. B. der Kunst der Schauspieler, der Holzschneidekunst, welche man abgeleitete Künste nennen könnte, da sie das Bestehen anderer Künste voraussetzen, nicht einmal behaupten können, daſs die Zahl der möglichen Künste bestimmt angegeben werden könne. Der Name einer Kunst wird aus dem Material zu entnehmen sein, in welchem sie sich darstellt, nnd dieses Material ist unbegrenzter Vermehrung fähig; unsere Einteilung beansprucht daher auch nur dies, die Hauptabteilungen gegeben zu haben, und läſst die Ansicht von Thiersch (Allgemeine Aesthetik p. 4) in ihrem Rechte: „Es giebt soviel Künste, als Gegenstände, an denen ein höheres Können sich zeigen kann.“ — Freilich würden wir Bedenken tragen, etwa mit Lommatzsch (Wissenschaft des Ideals. Berl. 1835) anzunehmen, daſs „die Feuerwerkerkunst“, „Schattenspiel“, „Fechtkunst“, „Seiltanz“, „Reittanz“, „Redekunst“, jemals zu den Künsten zu rechnen sein würden. —

Lotze (Geschichte der Aesthetik in Deutschland. München 1868) sagt gut (p. 445): „So wie kleine Gemeinden und groſse Staaten von demselben Prinzip der Sittlichkeit und des Rechts durchdrungen sein sollen, gleichwohl aber jene wegen der Beschränktheit ihrer Aufgaben und ihrer Mittel niemals diesen zugerechnet werden können, so werden Gymnastik und Tanz, schöne Gartenkunst und Feuerwerkerei, Toilettenkunst und Mimik zwar immer Territorien nach amerikanischem Ausdruck sein, in welchen ästhetische Gesetze gelten, aber niemals werden sie Anspruch darauf erwerben, unter die Reihe der stimmfähigen Staaten aufgenommen zu werden.“ — Lotze spricht weiterhin (p. 458) von

den systematischen Einteilungen der Künste, wie sie Solger, Hegel, Vischer u. a. versucht haben, mit geringem Interesse. Er findet es „schwierig zu sagen, was denn eigentlich diese Versuche nützen, und wem?“ Er sagt (p. 459): es seien „im Leben und in der Wirklichkeit die Künste zwar zu mannigfaltigem Zusammenwirken bestimmt, aber nirgends dazu, sich in einer systematischen Reihenfolge zu gruppieren; in der Welt des Denkens aber und der Begriffe haben alle Gegenstände nicht nur eine systematische Ordnung, die unabänderlich feststände, sondern der Zusammenhang der Dinge ist so allseitig organisiert, daſs man in jeder Richtung, in welcher man ihn durchkreuzt, eine besondere immer bedeutungsvolle Projektion seines Gefüges entdeckt. Keine der erwähnten Klassifikationen hat nur Unrecht; jede hebt eine dieser gültigen Beziehungen, einen gewissen Durchschnitt der Sache nach einer der Spaltungsrichtungen hervor, die ihr natürlich sind; aber wunderlich ist der Eifer, mit dem jeder neue Versuch sich als den endgültigen und einzig wahren ansieht und die vorangegangenen als nüchterne und überwundene Standpunkte betrachtet.“ —

Gewiſs hat man sich zu hüten, daſs man bei Versuchen zu systematischer Einteilung nicht in „wunderlichen Eifer“ falle, aber kaum war wohl Lotzes Erinnerung nötig, daſs die systematische Ordnung als solche nicht in Wirklichkeit auch bestehe; er müſste dann etwa auch warnen, daſs man nicht nutzlos die Linien der Längen- und Breitengrade auf dem Erdboden sich aufsuche. Keineswegs sind die systematischen Einteilungen alle gleich gut, gleich umfassend, gleich zweckmäſsig, und sie haben, wenn keinen anderen, sicherlich didaktischen Wert. —

Wir selbst, indem wir die Sprachkunst einem System der Künste einreihen, wissen uns zuversichtlicher, wenn unsere Klassifikation mit denen groſser Denker nicht im Widerspruch steht, vielmehr diese ergänzt und stützt. Damit besteht es wohl, daſs wir uns die Worte Köstlins („Aesthetik“, Vorwort p. VI) aneignen: „die moderne Aesthetik bildet noch immer den Glanzpunkt der philosophischen Litteratur der Gegenwart und verdient es, ihn zu bilden; aber es fragt sich, wie lange sie es noch bleiben werde, wenn sie sich nicht entschlieſst, überall nur aus dem lebendigen Quell der Wirklichkeit selber zu schöpfen, statt an fertige Schemen irgendwelcher Theorie sich zu binden, und die Sprache der Menschen statt der der Systeme zu reden.“ —

Die Einheit nicht nur der von uns aufgestellten, sondern überhaupt der möglichen Künste beruht zunächst auf ihrer gemeinsamen Wesenheit, in Bezug auf welche Bernhardi (Über den Ajax des Sophokles p. 6) sagt: „Die einzelnen Gattungen der Künste sind gleichsam einzelne Sprachen, oft nur Dialekte der Einen ungeteilten Kunst“; — sie zeigt sich aber auch in einer gewissen Durchdringung jeder Kunst durch die anderen, so daſs die eigentümliche Kraft einer jeden irgendwie auch in den andern zur Geltung kommt. — Es bedarf dieser Punkt noch einiger Erläuterungen im einzelnen. Was man z. B. mit bildlichem Ausdruck Architektonik in den Künsten nennt, wie etwa eine gewisse symmetrische Gruppierung in den Reliefs der Plastik, in historischen oder landschaftlichen Gemälden, oder auch in der Verteilung thematischer Durchführungen an einzelne Stimmen oder Instrumente in der Musik, ferner in der chiastisch oder anaphorisch gegliederten, überhaupt eurhythmischen Satzgliederung im Gebiete der Sprachkunst, in kontrastierenden oder entsprechenden Gruppenstellungen auf der Bühne, wie sie vom Regisseur im einzelnen bestimmt werden, oder in den Chortänzen, wie sie der Balletmeister anordnet; — alles dies, wodurch die einzelnen Teile des Materials, abgesehen von ihrer letzten und notwendigen Beziehung, gefällig, überschaulich, symmetrisch geordnet werden, ist in der That ein Stück Baukunst in dem Material anderer Künste.

Ebenso zeigt sich die Plastik vielfach wirksam bei den Werken der Architektur, gewissermaſsen sie krönend; sie beherrscht mannigfach auch den akademischen Stil in der Malerei, wird erkannt in einem gewissen ruhigen, sich wie organisch entfaltenden Ausdruck der Sprachkunst, ebenso in plastisch herausgehobenen Gestaltungen der Dichtkunst. —

In Bezug auf das Hervortreten des Malerischen innerhalb der anderen Kunstgattungen ist z. B. auf solche Säulenreihen der Architektur hinzuweisen, welche perspektivisch zurücktreten bis zu Pilastern, in der Plastik z. B. an malerische Gewandung, an lebendigere Reliefdarstellungen; in der Musik an die bekannten Tonmalereien; in der Sprachkunst an Klangnachahmungen; und was die Malerei in der Dichtkunst anbetrifft, so muſste ja Lessing seinen Laokoon schreiben, so sehr überschätzte man zu seiner Zeit die Fähigkeit der Poesie, malerische Wirkungen hervorzubringen. Daſs ferner Musik an den Werken der Architektur empfunden werden könne, darauf deuten z. B. die hellenischen Mythen von dem Mauerbau Thebens durch Amphion und Zethos,

oder Trojas durch Apollo und Poseidon, welche also zur Mechanik der Massenbewegung die Harmonik in der Zusammensetzung hinzufügen; in der Sprachkunst ist die Wirkung vieler sogenannten Figuren eine überwiegend musikalische; in der Poesie stimmt die Lyrik namentlich der modernen Völker vielfach wie Musik; dahin wirken klangvolle Modulierungen desselben Gefühls, ein musikalisch freierer Takt, affektvolle Bewegung bei wenig reicher oder tiefer Gedankenentwickelung, Mangel klaren Heraustretens der Empfindung, welche träumerisch in sich webt. Schiller (Über naive und sentimental. Dichtkunst) unterscheidet eine plastische Poesie von einer musikalischen und bezeichnet z. B. Klopstock als musikalischen Dichter. — In einem Briefe an Goethe sagt er von sich, beim Dichten überkomme ihn zuerst eine gewisse musikalische Stimmung, was auch allgemeinere Geltung hat. Denn so lange dem Dichter die Vorstellungen noch nicht zu klarer Formierung und Komposition gekommen sind, sind sie für den Ausdruck durch die Sprache nicht reif und es bleibt bei einer „gewissen musikalischen Stimmung", geht es zur Festigkeit und Bestimmtheit fort, so stellt sich als Zeichen davon auch das bezeichnende Wort ein. Aber auch nachher verschwindet die Musik im poetischen Kunstwerk nicht, sondern tritt nur zurück; und wie die Architektur auch noch in den beiden anderen bildenden Künsten, in der Plastik und Malerei, als Symmetrie und Eurhythmie fortwirkt, so bleibt in den Künsten, welche mit dem Ton verknüpft sind, in der Sprachkunst und Poesie, der Rhythmus, und ruft denen der Tonkunst verwandte Wirkungen hervor. —

Das Wesen der Sprachkunst tritt hauptsächlich in einer Art der Darstellung hervor, welche man „sprechend" nennt, womit das Wesen eines bis zur äufsersten Bestimmtheit, Lebendigkeit, Helligkeit fortgeschrittenen Ausdrucks glücklich bezeichnet ist. So kann namentlich die Plastik und die Malerei in der Darstellung bestimmter Momente menschlicher Bewegung durch grofse Energie diese bis zum sprechenden Ausdruck veranschaulichen, so dafs die Phantasie des Beschauers das angefangene Wort notwendig ergänzt. —

Auch die Instrumentalmusik führt uns zuweilen bis zum sprachlichen Ausdruck, sei es, dafs sie elegisch rührt, milde klagt, oder jubelt oder neckisch spielt und lacht; es tritt selbst als höchste Steigerung des musikalischen Ausdrucks Deklamation ein, als Recitativ angedeutet. In Beethovens neunter Symphonie bricht zuletzt die Menschenstimme hervor, um zu sagen,

was der Tonkunst an sich klar auszusprechen versagt ist. — Im Gebiete der Poesie macht sich die Sprachkunst geltend im emphatischen, prägnanten, antithetischen, ironischen Ausdruck, überhaupt in jeder mit besonderer Kraft den Moment herausstellenden Wendung. —

Was endlich die Wirkungen der Poesie innerhalb der anderen Kunstgattungen betrifft, so ist darauf hinzuweisen, dafs diese geistigste der Künste schon in der Conception zu jedem Kunstwerk alle Gattungen in gleicher, obzwar mehr oder weniger bewufsten Weise durchzieht. Es genügt hier, auf den Sprachgebrauch aufmerksam zu machen, welcher ein recht feines, ideales Hervortreten des Künstlerischen in den Kunstwerken jeder Gattung noch besonders als „poetisch" bezeichnet. —

II. Von der Sprachkunst im besonderen.

1. Die Aufstellung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung.

Wir haben in das System der Künste die Sprachkunst eingereiht und hiermit den sonst gewöhnlich aufgestellten Kunstgattungen eine neue hinzugefügt. Wir suchten dies zunächst im vorhergehenden dadurch zu rechtfertigen, dafs wir die Stellung näher bezeichneten, welche der Sprachkunst innerhalb des Systems zufällt. Wie also in der Reihe der bildenden Künste zwischen Architektur und Malerei die Plastik gewissermafsen vermittelt, von den Karyatiden und Telamonen bis zur Reliefdarstellung, so vermittelt in der Reihe der Künste für das Gehör die Sprachkunst zwischen Musik und Poesie, beginnend von der euphonischen, der charakterisierenden, der bildlichen Gestaltung des Wortes bis zu jenen liedförmigen Produktionen, welche lediglich den einzelnen Moment individueller Bewegung, wie er z. B. vielfach im sogenannten Volksliede hervorbricht, darstellen, oder bis zu jenen mehr ernsten oder mehr spielenden Sprachkunstwerken, welche z. B. als Epigramme, Rätsel u. d. m. bisher eine unbestimmte und

schwankende Einreihung unter die Dichtungsarten gefunden haben. Es ist fühlbar, dafs zwischen der Kunst des Tons und der Kunst des Geistes die Kunst des vergeistigten Tones in der Mitte steht. —

Nun kann es allerdings auffallend erscheinen, dafs eine Kunst, deren Werke am allgemeinsten verbreitet sind und am offensten vorliegen, bis jetzt noch von niemand als solche erkannt und aufgestellt worden ist. Es erklärt sich dies indessen zur Genüge aus folgenden Umständen. Künste erfordern Künstler — und wo sind die bei der Sprachkunst? In keiner anderen Kunst verschwindet in der That die Person der Künstler ebenso; Namen der Schöpfer selbständiger Sprachkunstwerke sind nur ausnahmsweise bekannt, und die Verfasser von Sprachornamenten gelten nicht als Künstler der Sprachkunst, weil sie anscheinend Gröfseres betreiben, worüber denn diese Qualität vergessen wird; die Künstler aber, welche die Sprache selbst als Kunst schufen, scheinen alle zu sein, welche überhaupt sprechen. Was man endlich etwa Sprachkünstler auch schon bisher nennen konnte, war eben um deswillen wenig angesehen; es galt der Name gleichbedeutend etwa mit Wortemacher. — Wie die Künstler, so ist auch das Material dieser Kunst, die Sprache, ungemein flüchtiger Natur, so schnell verrauschend, dafs für Betrachtung nicht Zeit bleibt, so fügsam der Behandlung, dafs für sie der Name einer Kunst viel zu gewichtig erscheint. Und dieses Material, obwohl immer künstlerisch geformt, dient doch äufserst selten — wenigstens bewufst — dem künstlerischen Genusse, denn es tritt sogleich in den Dienst der verschiedenartigsten Zwecke und findet eine so mannigfaltige Verwendung, dafs jede Sonderung, welche Sprache für sich selbst herausstellen will, sofern sie auch nur für sich selbst da sein soll, erst spät gelingt und als von der Wissenschaft gefordert erkannt wird. Es ist ferner die Zahl derjenigen Werke der Sprachkunst verhältnismäfsig klein, welche selbständig ein Ganzes bilden; man findet sie überwiegend nur als Ornamente am Sprachkörper, oder sie erscheinen auch als ganz natürliche Formen der Darstellung. Endlich ist auch zu berücksichtigen, dafs die Aesthetik in dem Sinne eines Systems, in welchem wir sie jetzt verstehen, eine verhältnismäfsig noch junge Wissenschaft ist (Kant, Kritik der Urteilskr. p. 202 erinnert noch: „Man möge seinen Entwurf zu einer möglichen Einteilung der schönen Künste nicht als beabsichtigte Theorie beurteilen. Es sei nur einer von den mancherlei Versuchen, die man noch

aufstellen kann und soll."), und dafs sie die selbständigen Werke der Sprachkunst bisher mit einiger Mühe freilich und schief genug, immerhin doch wenigstens untergebracht hatte bei der Dichtkunst. Es wird sich gleichwohl weiter unten ergeben, dafs bedeutende Denker schon vielfach mit mehr oder weniger Deutlichkeit auf die Sprachkunst als eine von der Poesie zu sondernde Kunst hingewiesen haben. —

Die Sonderung der Künste läfst sich im übrigen innerhalb der beiden Triaden mit voller Strenge nicht durchführen, und es mag daran erinnert werden, dafs der Wert der Systematik für die Sache selbst kein absoluter ist. Die Kunst so wenig wie das Leben werden in allen ihren Bildungen von unseren logischen Rubrizierungen umfafst, wenn auch Jean Pauls Wort (Vorschule der Aesthetik p. 22) die Sache zu leicht abmacht: „Jede Klassifikation ist so lange wahr, als die neue Klasse fehlt". Die Alten dehnten z. B. den Begriff der Musik sehr weit aus. Nach Hesychios (T. II p. 625) wurde durch das Wort Musik jede Kunst, nach Photios (Lexic. p. 277) selbst die Wahrsagerkunst, am gewöhnlichsten jedoch aufser der eigentlichen Tonkunst Poesie und Philosophie bezeichnet. Cicero (de orat. III, 44) sagt: „Musici erant quondam iidem, qui poetae". Trennung von Musik und Poesie wird von Platon (de legg. p. 670 A; cf. de rep. lib. II u. III) als *ἀμουσία καὶ θαυματουργία* verworfen. Auch nach Lessing sollten eigentlich Musik und Poesie zu Einer Kunst zusammenfliefsen. Er sagt (Bd. XI p. 178 ed. Lachm.-Maltz.): „Die Vereinigung willkürlicher, auf einander folgender hörbarer Zeichen, mit natürlichen, auf einander folgenden hörbaren Zeichen ist unstreitig unter allen möglichen die vollkommenste, besonders wenn noch dieses hinzukommt, dafs beiderlei Zeichen nicht allein für einerlei Sinn sind, sondern auch von ebendemselben Organe zu gleicher Zeit gefafst und hervorgebracht werden können. Von dieser Art ist die Verbindung der Poesie und Musik, so dafs die Natur selbst sie nicht sowohl zur Verbindung, als vielmehr zu einer und ebenderselben Kunst bestimmt zu haben scheinet. cet."

Die Sonderung der Künste wird natürlich in dem Mafse schwieriger, als der Stoff, in welchem sie sich darstellen, feiner und geistiger ist. Namentlich stehen deshalb die Künste, welche den Ton als Material direkt oder indirekt gebrauchen, in vielfacher Verbindung und in mannigfaltigem Übergange zu einander, und wenn z. B. Kameen, Intaglien noch unbestritten als

Werke der Plastik gelten mögen, Kupferstiche und Holzschnitte der Malerei eingeordnet werden, so sind doch Melodram, Oper, Kantate schon schwerer unterzubringen, und Werke, wie z. B. Parabeln, Epigramme, Fabeln sind unter Poesie nicht ohne Willkür zu rubrizieren, wenn man sie deren Hauptgattungen unterordnen will. —

Das Gebiet der Sprachkunst wird natürlich auf Unkosten anderer Kunstgebiete gewonnen werden müssen, denn wir erfinden nicht neue Kunstwerke, sondern stellen nur schon vorhandene unter neue Gesichtspunkte. Es wird sich dabei zeigen, dafs durch unsere Abgrenzung den Nachbarkünsten eben nur Fremdartiges entzogen wird, und dafs durch Aufstellung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung eine Klarheit innerhalb der Künste des Tons erreicht wird, welche mehr vermifst wurde, als man es sich gern eingestehen wollte.

2. Prosa und Poesie; die Prosa der Sprachkunst.

Zu solcher Klarheit wird auch eine Auseinandersetzung nötig sein über das Verhältnis der sogenannten Prosa zur Sprachkunst und zur Poesie. Der Sprachgebrauch ist hier nicht ohne Verwirrung geblieben, und man könnte, „Sprachkunst“ verwechselnd mit der sogenannten „poetischen Diktion“, zu der Annahme kommen, es bilde „Prosa“ den Gegensatz zur „Sprachkunst“. —

Prosa (oder eigentlich prorsa d. h. proversa) oratio ist die Rede (*πεζὸς λόγος*, oratio pedestris), welche nicht im versus (*στροφή*) wiederkehrt, sondern immer vorwärts strebt, also ungebundene Rede im Gegensatz zu der durch Metrum gefesselten. So erklärte schon Donatus (Ter. Eun. II, 3, 14): „Prorsum est porro versum, id est ante versum. Hinc et prorsa oratio, quam non inflexit cantilena“. — Wenn also das Wort in diesem Sinne beibehalten werden soll, so bezeichnet es nichts als die freie, unabhängige Rede, im Gegensatz zu der von der Dichtkunst zu ihrem Dienste in bestimmte Mafse gebrachten. So drückt den Unterschied aus die Zusammenstellung bei Ausonius (profess. XXI, 14): „prosa solebas et versu loqui“, und danach ist z. B. auch die Recitation von Prosa und Vers zu unterscheiden, wie Quintilian I, 8, 2 sagt: „sit lectio poetarum non quidem prosae similis, quia et carmen est et se poetae canere testantur“. — So versteht denn auch

Molière das Wort, wenn im „le bourgeois gentilhomme“ (II, 4) sein maistre de philosophie expliziert: „Tout ce qui n'est point prose, est vers; et tout ce qui n'est point vers, est prose“. Nun fanden Neuere (vielleicht ist Adelung, über den Deutschen Styl. Bd. 2 p. 250 sq. der Anstifter), daſs der Unterschied zwischen derjenigen Sprache, welche die Dichtkunst zu ihrer Darstellung wählt und der anderen, keineswegs bloſs auf dem Metrum, und wie sie hinzusetzten, dem Reim allein beruhe, sondern etwa auf der „Lebhaftigkeit“, wie Adelung (p. 253) will oder auf anderen Eigenschaften der Bildlichkeit cet. wie Neuere und Neueste sagen. Es wuſsten dies natürlich auch schon die Alten. cf. Quintilian 1, 5, 10 sq., der von den Barbarismen bei den Dichtern spricht, welche „poetico jure“ sich rechtfertigen, und bemerkt: „sed in prosa quoque est quaedam jam recepta immutatio“. Ganz deutlich sagt Aristoteles im ersten Kap. der Poetik, daſs man im gewöhnlichen Leben jeden einen Dichter nenne, der sich des Metrums bediene, selbst Naturforscher; Dichter seien jedoch nur die sich der nachahmenden Darstellung Bedienenden (*τοὺς κατὰ μίμησιν ποιητάς*). — Adelung ärgert sich so über die Ausdrücke „gebundene und ungebundene“ Rede, daſs er sie gar nicht mehr gebrauchen will. —

Nun wollte aber Prosa nichts weiter sagen, als ungebundene Rede; es bezeichnete einen nur äuſserlichen Unterschied, aber einen sicheren, und man konnte es dabei bewenden lassen. Jetzt ist der Begriff sehr schwankend geworden, denn man hat der poetischen Sprache viel zugeschrieben zum Unterschiede von der gewöhnlichen, was von gewissen Dichtungsgattungen, oder Dichtern oder dichtenden Völkern und Zeiten gelten mag, keineswegs aber von allen; man hat auch zugleich der Prosa vieles abgesprochen, was nicht jeder Darstellung in Prosa, z. B. Werken der Dichtkunst, der sogenannten Redekunst cet. abgesprochen werden kann. —

Dazu ist noch ein anderer Übelstand eingetreten. In der Bemühung, die Prosa von der Sprache der Dichtkunst zu unterscheiden, geriet man immer tiefer in Untersuchungen über das Wesen der Kunst, speziell der Poesie selbst, als aus welchem auch der Unterschied ihrer Sprache sich herleiten lassen müsse, und vergaſs schlieſslich, daſs man Prosa ja nicht von der Poesie zu unterscheiden habe — was ganz unnötig ist, da niemand eine Kunst selbst verwechseln wird mit irgend welchen Arten, wie sonst deren Material noch benutzt werden kann — sondern von

dem sprachlichen Ausdruck der Poesie. So heiſst es schon bei Adelung (l. c. p. 253): „Indessen ist doch gewiſs, daſs sowohl die poetische Harmonie, als die Dichtung zur Poesie notwendig sind, nur daſs in keiner von beiden, auch nicht in beiden zusammen genommen, das Wesen der Poesie und der Unterschied zwischen Poesie und Prosa gesetzt werden kann.“ Man sieht, wie die Frage, um die es sich handelt, nunmehr schief gestellt wird; aber in ästhetischen und sonstigen Werken ist diese Schiefheit jetzt allgemein, und der Begriff der Prosa wird so gefaſst, daſs man das Wort schon nicht mehr bloſs als den Gegensatz zur Poesie bezeichnend anwendet, sondern zur Kunst überhaupt, wie wenn man z. B. von der Prosa des Lebens spricht, prosaischer Zeit cet. Nun läſst sich gegen Veränderungen in der Bedeutung technischer Ausdrücke nicht viel thun, doch ist das Sachverhältnis vor Verdunkelung zu schützen.

Prosa bedeutet also erstens im engeren, ursprünglichen Sinne: die ungebundene Rede; im weiteren Sinne metonymisch, bezeichnet es den Gegensatz zum Wesen der Kunst. So liest man bei Lessing (Bd. 11 p. 183 ed. Lachm.-Maltz.): „So gut die Sprache ihre Prosa hat (d. h. so gut im Gebiete der Künste, welche sich in der Sprache darstellen, eine Prosa als deren Gegensatz aufgestellt wird): so gut muſs auch die Mahlerey dergleichen haben. Es giebt also poetische und prosaische Mahler.“ (z. B. nach Lessing: Die Allegoristen.) In diesem Sinne stände also etwa neben dem Baukünstler als Prosaiker der Maurer, neben dem Bildhauer der Steinmetz, neben dem Maler der Anstreicher, neben dem Musiker der signalisierende, die Marschbewegung regelnde Hornist, Trommler, neben dem Dichter endlich der Prosaist — welcher aber nur nicht etwa ein solcher ist, der sich der Prosa (im ersten Sinne) zur Darstellung bedient — oder wären etwa Boccaccio, George Sand, Dickens, Jean Paul nicht Dichter? — sondern vielleicht ein Geschichtschreiber, Mathematiker, Naturforscher, Kritiker cet. Im allgemeinen beruht die Prosa in der ersten Triade der Künste (des Auges), auf der Geometrie, die Prosa bei den Künsten des Ohrs auf dem Verstande, dem Begriff des Zweckes, der Logik. Wir haben uns aber enthalten, in dem vorhergehenden diejenige Prosa (im weiteren, übertragenen Sinne) anzugeben, welche neben der Sprachkunst steht, weil dies noch weiterer Erörterung bedarf.

Offenbar nämlich ist es ungenau, wenn man die gewöhnliche Rede z. B. die in der Umgangssprache übliche, ebenso als Prosa

bezeichnet, wie z. B. die Prosa in den Werken des Tacitus oder Lessings. Beide Arten der Darstellung sind „ungebundene Rede“, aber nicht beide stehen in demselben Range, und nicht beide stehen in demselben Gegensatze zur dichterischen Sprache. Wer denkt überhaupt z. B. daran, dafs irgend eine Mitteilung geschäftlicher Art in „gebundener Rede“ nicht erfolgen könne? — Wenn gesagt wird, die Sprache der Poesie sei älter, als die Prosa, meint man dann etwa, dafs die aus dem Bedürfnis hervorgehende Mitteilung unter den Menschen zuerst in gebundener Rede stattgefunden habe? — Prosa ist vielmehr ein Ausdruck, welcher die auf einem gewissen Standpunkt der Völker sich erzeugende Entgegensetzung gegen die Sprache der Poesie bezeichnet; er gehört in die Geschichte der Litteratur. So ist es gemeint, wenn Plinius hist. nat. VII, 56 erzählt: „Prosam orationem condere Pherecydes Syrius instituit, Cyri regis aetate; historiam Cadmus Milesius“. — oder V, 29: „Cadmus primus prosam orationem condere instituit“, oder Suidas v. *Ἑκαταῖος: „πρῶτος ἱστορίαν πεζῶς ἐξήνεγκε, συγγραφὴν δὲ Φερεκύδης“* und Strabo I, 18, der dies am deutlichsten ausspricht: *„ὁ πεζὸς λόγος, ὅγε κατεσκευασμένος, μίμημα τοῦ ποιητικοῦ ἐστι. πρώτιστα γὰρ ἡ ποιητικὴ κατασκευὰ παρῆλθεν εἰς τὸ μέσον καὶ εὐδοκίμησεν. εἶτα ἐκείνην μιμούμενοι, λύσαντνς τὸ μέτρον (τἄλλα) δὲ ψυλάξαντες τά ποιητικά, συνέγραψαν οἱ περὶ Κάδμον καὶ Φερεκύδη καὶ Ἑκαταῖον.“* — Zu dem *κατεσκευασμένος* bemerkt Casaubonus: „Non dicit, omnem orationem solutam esse poëtica posteriorem: sed artem oratoriam post poëticam esse natam. Eos autem, qui poëticam omni oratione soluta priorem esse putant, eleganter irridet Aristides in oratione de laudibus Serapis.“ Es ist also die Prosa, wenn nicht eine Kunst, doch Sache einer Technik, und Molières Maistre de philosophie ist also nicht völlig im Rechte: „Tout ce qui n'est point prose, est vers; et tout ce qui n'est point vers, est prose“, so dafs auch de la prose wäre: „Nicole apportez-moy mes pantoufles“ cet. — Prosa nämlich würden wir dies nur in jenem weiteren Sinne nennen, in welchem es den Gegensatz zur Kunst überhaupt bezeichnet. Diese Kunst aber im besonderen, welcher die gewöhnliche Rede der Bedürfnisse gegenübersteht, ist eben die Sprachkunst.

Die Prosa im Gegensatz zur sogenannten dichterischen Sprache ist kein zufällig, d. h. nach beliebigen, wechselnden Zwecken zusammengebrachtes und beliebig verwandtes Material, sie ist *κατεσκευασμένος*, dient den verschiedenen Gattungen der Prosadar-

stellungen ebenso, wie die dichterische Sprache den verschiedenen Gattungen der Dichtkunst, so dafs von einer allgemeinen Dichtersprache, welche gleich gut auf Epos, Lyrik, Drama; Idyll und Heldengedicht, Posse und Tragödie cet. pafste, ebensowenig die Rede sein kann, wie von einer guten Prosa überhaupt, die nämlich gut wäre z. B. für den historischen Stil wie für den der Beredsamkeit oder der Wissenschaft u. d. m. — Die Sprache ist nicht das Material, in welchem die Poesie arbeitet, denn dies ist die menschliche Vorstellung selbst; sondern ist nur die Aufsenseite dieses Materials, nach welcher es auch ein hörbares ist, also der Erscheinungswelt sich einreiht. Und ebenso ist die prosaische Sprache nicht das Material, welches z. B. die Geschichte, die Beredsamkeit, die Wissenschaft bearbeitet, denn auch deren Arbeiten liegen im Gebiete des Geistes; sondern sie ist dienend, bedingt in ihrer Formierung, im Stil, durch den Inhalt, welchen sie zur Erscheinung bringen soll. Die dichterische Sprache ist nun allerdings stets die Darstellung des schönen Scheins einer Kunst, die prosaische ist meistens die Darstellung eines Begreifens, des Begriffs, aber es hindert nichts, dafs auch die Poesie sich der prosaischen d. h. ungebundenen Rede zu ihrer Darstellung bediene, wie z. B. im Roman, im Idyll, dem Märchen etc. und es ist in der That ein weiterer fester Unterschied zwischen poetischer und prosaischer Darstellung nicht vorhanden, als der von den Alten angegebene zwischen gebundener und gelöster Rede, von welchem freilich richtig ist, dafs er nicht das Wesen der Poesie trifft, was er aber gar nicht kann, und dafs er nicht alle Darstellungsweisen der Poesie umfafst, was er aber auch gar nicht sollte. Diejenige Behandlung der Sprache ist, auch bei der Dichtkunst, die beste, welche deren Eigentümlichkeit am meisten Freiheit läfst, sie benutzt, aber nicht zwingt und unterdrückt, welche weder mit der licentia poëtica, den Fesseln des Metrums, der Einengung durch den Reim Gewaltthätigkeiten gegen die Sprache entschuldigt, noch die Gebilde der Sprachkunst im Übermafs verbraucht, um durch Schmuck, einer anderen Kunst entlehnt, zu ersetzen, was bei ihr selbst an geistigem Gehalt vermifst wird. —

Spricht man aber von Prosa in jenem weiteren Sinne, in welchem sie den Gegensatz zur Kunst überhaupt, also auch zur Poesie als einer solchen bezeichnet, so ist zu bedenken, dafs mit dieser zwar die ungebundene Rede — Prosa — verknüpft ist, weil die gebundene einfach zweckwidrig wäre, aber dafs deshalb nicht

umgekehrt die Poesie von dem Gebrauch der ungebundenen Rede ausgeschlossen wird. Man wirre also die Begriffe nicht durcheinander. —

Nicht in der Sprache, dem gemeinsamen Vehikel der Darstellung für Kunst und Nicht-Kunst, ist der Unterschied zwischen Poesie und Prosa (in weiterer Bedeutung) zu suchen, sondern in der verschiedenen Weltanschauung. Bestimmter tritt dieser Unterschied erst hervor in der Litteratur eines Volkes, als welche einerseits das Sein der Dinge wiederzugeben sich bemüht, soweit es als wirklich bestehend betrachtet wird: Prosa — andererseits auch das Sein, soweit es durch die Wirklichkeit nur zu einem Schein gebracht wird, also nur Symbol ist eines vorausgesetzten höheren Seins: Poesie. Litteratur aber, Prosa wie Poesie, entsteht erst dann, wenn ein Volk zum Bewufstsein seiner selbst gelangt, eine Gedankenwelt sich erbaut; ihr Reichtum ist nur Gradmesser und Folge des sich ausbreitenden und vertiefenden Bewufstseins, hebt sich und sinkt mit diesem in Wechselwirkung, wie denn die Litteratur z. B. steigt, wenn ein Volk durch grofse Thaten in höherem Grade selbstbewufst wird.

Was nun poetischer und prosaischer Ausdruck genannt wird, ist lediglich Folge jener Grundverschiedenheit in der Auffassung, denn das Sein, als letzte Wirklichkeit betrachtet, verlangt eigentliche, wirkliche, den Dingen nachgehende Darstellung; das Sein aber als blofser Schein wird nur dann angemessen dargestellt, wenn auch die Darstellung selbst als Schein wirkt, was aber durch allerlei Sprachkunstmittel, überhaupt durch einzelnes nicht mit Sicherheit zu gewinnen ist, zum Teil freilich z. B. durch Vers, Reim, Bildsprache erreicht wird, aber auch der ungebundenen und einfachen Rede gelingen kann. Die Sprachkunst hat es mit diesem Gegensatz als solchem nicht zu thun, obwohl natürlich der Unterschied der Weltanschauung sich auch in ihr geltend macht, so dafs sich die Sprache des Bedürfnisses und die der freien Darstellung, Darstellung um ihrer selbst willen, d. h. Kunst gegenüberstehn. Diese Sprache des Bedürfnisses, die Prosa der Sprachkunst, gehört aber gar nicht in die Litteratur; sie wird, wenn nicht scharf, doch genügend, als Sprache des gewöhnlichen Lebens bezeichnet. Wie aber steht es mit den Werken der Sprachkunst? Wo findet man sie? Und wie verhält sich die Sprache der Sprachkunst zu der sogenannten Sprache der Poesie? —

Wir können an dieser Stelle hierauf nur im allgemeinen antworten. Das der Sprachkunst eigentümliche Gebiet wird deutlicher hervortreten, wenn wir in den folgenden Abschnitten es genauer gegen die Dichtkunst und Rhetorik abgrenzen, wir bemerken hier nur dies, daſs die Bildung der Sprache selbst als Kunst vor jeder Litteratur liegt, und zwar begrifflich: durchaus, zeitlich: im wesentlichen, daſs diese also von dem Gegensatz der Poesie und Prosa (im engeren Sinne wie im weiteren) nicht berührt wird, sie vielmehr durch ihre Hervorbringungen erst die Mittel liefert zur Ausbildung der verschiedenen Stilgattungen; daſs ferner die Sprachkunst neben jenem Gegensatz sich hält und ihn für sich nicht beachtet. Wie weit aber die Sprachkunst ihre Werke zur Litteratur stellt, wird sich später ergeben. — In wie fern nun dennoch die Werke der Sprachkunst auf die Darstellung der Poesie Einfluſs haben, darüber bemerken wir an dieser Stelle nur das Folgende.

Die Werke der Sprachkunst sind teils der Art, daſs sie selbständig für sich fortleben, wie z. B. Epigramme, Parabeln, Rätsel, Gnomen u. a., teils sind sie geringeren Umfangs, weil sie den einzelnen Lebensmoment nur abbilden, aber nicht entfalten, und dann reihen sie sich von selbst — wie im Anfang der Sprachbildung die Wörter und Wortformationen — dem vorhandenen Sprachschatz ein und werden so ebenfalls zu Sprachmitteln, welche jedoch als Schmuck erscheinen, so lange sie noch als Figurationen der gewöhnlichen Rede gefühlt und erkannt werden. Diese Ornamente, welche unter dem Namen der Redefiguren bekannt sind, verfallen ferner sogleich, nachdem die Sprache sie in sich aufgenommen, dem Gesetz der Analogie, welches die Sprachbildung beherrscht, und bei ihrer flüchtigen Natur verlieren sie bald ihren bestimmten sprachlichen Ausdruck, in welchem sie der Sprachkünstler ursprünglich niederlegte, und werden zu bloſsen Formen, zu Schablonen, nach denen dann die weiteren Verzierungen ausgeführt werden. Dabei ist zu bemerken, daſs die Sprache immer neu geschaffen wird, daſs sie immer Sprechen ist, daſs also in diesem Flusse des Sprachlebens jeder neue Ornamentist ebensowohl Originalkünstler sein kann, wie er, von seinem Sprachgefühl geleitet, vielleicht nur — und zwar meist unbewuſst — Nachahmer ist. — Diese letzteren, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch bereits anheimgefallenen Werke der Sprachkunst werden allerdings dann auch in den Dienst der Poesie treten, und, wie ja natürlich ein Werk der Kunst auch äuſserlich den schönen

Schein gern um sich breitet, etwa den kunstvoll geschnitzten Rahmen um das herrliche Bild, die Arabesken an den Wandflächen in Kunstbauten, so wird die Poesie auch mit Vorliebe sich dieser Ornamente der Rede bedienen; aber ebenso bedient sich derselben jede affectvolle, feierliche, gehobene, scherzende Rede, um sich eine Färbung zu geben, namentlich z. B. die der Beredsamkeit, und eine besondere dichterische Sprache wird also durch diese Benutzung der unselbständig gewordenen Werke der Sprachkunst nicht konstituiert. Aristoteles (Rhet. III, 1) spricht z. B. von einer dichterischen Sprache (ποιητκὴ λέξις), welche sich die Rhetorik ebenfalls angeeignet habe, womit eine Sprache bezeichnet wird, wie sie in Dichtungen vorzugsweise gebraucht wird, nicht aber der Poesie eine besondere, ihr eigentümliche Sprache zugeschrieben ist. Es tritt ja z. B. auch bei gotischen Bauwerken der Bildhauer als Steinmetz vielfach an die Stelle des Maurers; sein Werk wird von dem Architekten als Teil des Mauerwerks mit Vorliebe — denn das Einzelne verstärkt bei Anwendung solcher Technik den Eindruck des Ganzen — zum Bau benutzt, darum aber giebt es doch kein plastisches, oder überhaupt künstlerisches Mauerwerk — denn von ähnlichen Ornamenten könnte jedes prosaische Ding, — ein Spiegel, ein Stuhl cet. Gebrauch machen —; und ebensowenig giebt es etwa eine Sprachkunst, welche im besonderen „Sprache der Dichtkunst“ wäre. —

3. Poesie und Sprachkunst.

Wir kommen dazu, das Gebiet der Sprachkunst genauer zu bezeichnen und grenzen es zunächst gegen die Poesie ab. —

Poesie war von uns gefaſst worden als die Kunst des Gedankens. Damit soll nicht nur gesagt sein, sie stelle irgendwie Gedanken dar, denn jede Kunst offenbart den Menschengeist, sondern dies, daſs sie Gedanken darstelle im Gedanken als ihrem Material, oder, wie mit schärferer Bestimmung es genannt werden mag, Vorstellungen in der Vorstellung. Dem Dichter wird also die eigene Seele und das von dieser Aufgefaſste zum Stoff der Behandlung. Demnach wird bei den Werken der Poesie der Gedanke in doppelter Weise sichtbar: als der formende, das Viele einigende, d. h. als die Idee, und als Stoff, welcher, als das Viele, dem Einigenden, der Form, sich unterwürfig zeigt. Homer also z. B. ist nicht bloſs Dichter als der formgebende Künstler,

sondern auch in Bezug auf den Stoff, welchen er ergreift. Nicht etwa den trojanischen Krieg stellt er in der Iliade dar, was immer nur Sache der Prosa, der Geschichte sein könnte, sondern er zeigt uns, wie seine Seele sich in diesen Krieg eingelebt hat, welche Bedeutung sein Sinn hineingelegt oder herausgeholt hat, wie sich ihm an diesem Stoffe die Natur des Menschen und menschlicher Verhältnisse enthüllt hat. Wegen dieser ihrer durchaus geistigen Natur nennt Aristoteles (Poet. c. 9.) die Poesie philosophischer als die Geschichte. Er sagt: Geschichtschreiber und Dichter unterscheiden sich nicht dadurch, dafs die einen in gebundener, die anderen in ungebundener Rede sprechen (*οὐ τῷ ἢ ἔμμετρα λέγειν ἢ ἄμετρα διαφέρουσιν*). Man könnte z. B. die Bücher Herodots ins Versmafs bringen und sie wären um nichts weniger Geschichte mit Versmafs als ohne Versmafs. Aber dadurch unterscheiden sie sich, dafs der eine erzählt, was geschehen ist, der andere, wie es hätte geschehen können (*τῷ τὸν μὲν τὰ γενόμενα λέγειν, τὸν δὲ οἷα ἂν γένοιτο*). Deswegen ist die Poesie auch philosophischer und vorzüglicher als die Geschichte, denn die Poesie stellt mehr das Allgemeine, die Geschichte das Einzelne dar (*διὸ καὶ φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ποίησις ἱστορίας ἐστίν· ἡ μὲν γὰρ ποίησις μᾶλλον τὰ καθόλον, ἡ δ᾽ἱστορία τὰ καθ᾽ ἕκαστον λέγει*).

Während nun die künstlerische Komposition für die Ausprägung ihrer Ideen bei den Künsten des Auges eine Menge von verschiedenartigem Material zur Verfügung hat, die mannigfachsten Körper oder deren Schein, ist für die Darstellung des ideelleren, mehr geistigen Gehalts der Künste des Ohres eben nur der Ton vorhanden. In der Musik bleibt noch eine gewisse sinnliche Fülle, reiche Modulation, scharfe Rhythmik, namentlich Auswahl für die Klangfärbung, denn dieselben Bewegungen der Seele können durch Vokal- oder Instrumentalmusik, durch Vereinigung beider, und innerhalb dieser Arten wieder durch Blase-, Schlag-, Streich-Instrumente u. s. w. verschiedenartig zum Ausdruck gebracht werden, für Sprachkunst und Dichtkunst bleibt aber eben nur die Sprache, welche jedoch nicht in demselben Sinn für beide das Mittel zur Darstellung ist. Bei der Poesie ist sie nur die zweite, nach aufsen gekehrte Hälfte des Materials, der Stoff, in welchen sich das bestimmte Denken notwendig kleidet, um vollständig zu sein und zu erscheinen. Plato (Soph. 263) drückt diese Notwendigkeit, dafs der Gedanke zum Worte werde, ja an sich schon selbst das Wort sei, naiv aus: „*διάνοια μὲν καὶ*

λόγος ταὐτόν· πλὴν ὁ μὲν ἐντὸς τῆς ψυχῆς πρὸς αὑτὴν διάλογος ἄνευ φωνῆς γιγνόμενος τοῦτ᾽ αὐτὸ ἡμῖν ἐπωνομάσθη διάνοια.“ — wie Macaulay (Milton. Essays I, 21) sagt: „the business of poetry is with images and not with words. — The poet uses words indeed; but they are merely the instruments of his art, not its objects“ — bei der Sprachkunst dagegen ist die Sprache das ganze Material. Poesie also setzt eine fertige Sprache voraus, um sie nach Belieben verwenden zu können, Sprachkunst verlangt die Sprache als ihr Material nur der Möglichkeit nach; sie giebt dann dem bis zum Sprechen bestimmten Gedanken den vollkommensten Ausdruck in der Sprache, so daſs nichts Überschüssiges an Geist noch zurückbleibt, während das Kunstwerk der Poesie von der Sprache nur zur Erscheinung gebracht wird, in seiner Tiefe aber mehr durch sie angedeutet als erschöpft wird. — E. Müller (Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten Bd. II p. 14) bezeichnet so im wesentlichen richtig als Aristoteles' Ansicht: „daſs das eigentümliche und wesentliche Darstellungsmittel der Poesie das Wort ist, und zwar das innerliche, nicht das gesprochene, welches freilich, um andern wahrnehmbar zu werden, irgendwie sinnliche Gestalt gewinnen muſs, wenn auch nur durch die Schrift (?), dessen Kraft aber doch keineswegs in dem, wodurch es sinnlich wahrnehmbar ist, beruht“. und p. 11: „Nach Aristoteles ist das Gedicht da, im wesentlichen fertig, noch ehe der Dichter seine Erfindung in Worte zu kleiden angefangen hat, die poetische Erfindung selbst ist ihm das Gedicht“ cet. —

Es fällt also bei der Dichtkunst das ganze Gewicht auf die Dichtung, Erdichtung, Verwandlung, Umschaffung der Erscheinungswelt, die Gedankenverschlingung, den Gedankenkampf; bei der Sprachkunst auf die Vollkommenheit der Darstellung eines Seelenmoments durch die Sprache; der Dichter erfindet Verwicklungen, Lösungen, Umstände, Lagen, giebt eine Weltanschauung; der Sprachkünstler erfindet Wörter, Satzformationen, Figurationen, Sprüche, giebt das Abbild eines Lebensmoments der Seele.

Der Dichter ist deshalb auch nicht ohne das Bewuſstsein, daſs Sprache für sich, ohne die beständig ergänzende und belebende Macht des Geistes, der Vorstellung, seinen Intentionen nicht entspricht, während der Sprachkünstler in der Darstellung seines Werkes durch den sprachlichen Ausdruck sich völlig genügt. Schiller z. B. erscheint die Sprache fast nur wie ein notwendiges Übel, ja wie ein Hindernis für den vollständigen Ausdruck

des poetischen Gedankens. Er citiert z. B. im Briefwechsel mit Körner 1, 55, eine (später weggelassene) Stelle aus dem Don Carlos:

„Schlimm, daſs der Gedanke
Erst in der Worte tote Elemente
Zersplittern muſs, die Seele sich im Schalle
Verkörpern muſs, der Seele zu erscheinen.“

ebenso heiſst es in dem Epigramm „Sprache“:

„Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen?
Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.“

Dagegen zeichnet er das Genügen bei dem bloſsen Worte, wie es ein Sprachkünstler (besser: Sprachkunst-Nachahmer) empfindet, in dem Epigramm „Der Dilettant“:

„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für Dich dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein.“

Die Kunst des Sprachkünstlers will zuerst, ehe noch die Sprache eine Festsetzung gewonnen hat, die Schwierigkeit überwinden, die Bewegungen der Seele in einem andersgearteten Material, dem Ton, darzustellen, späterhin hat sie eine erstarrte, begrifflich, abstrakt, zum bloſsen Zeichen gewordene Sprache zum Aussprechen des Individuellen wieder zu beleben; die Poesie verlangt jedoch, daſs die Sprache dem Gattungsbewuſstsein genug thue, und die sinnliche Lebendigkeit, von welcher bei der Poesie so oft die Rede ist, hebt in Bezug auf die Sprache nur die Einzelheiten der Darstellung; die Lebendigkeit des Ganzen, also des Kunstwerks selbst, beruht im Gedicht lediglich auf der Tiefe und Gröſse des Gedankens. Heyse (System der Sprachwissenschaft ed. Steinthal p. 45) sagt: „Werke der Poesie und der reinen Wissenschaft setzen die durch die menschliche Gesellschaft bereits gebildete und bis auf einen gewissen Grad vollendete Sprache schon voraus als vorgefundenes Darstellungsmittel.“ „Der Dichter redet nicht die Sprache des einzelnen individuellen Menschen als eines solchen, und will auch nicht dem einzelnen Subjekt etwas sagen oder mitteilen. Die Sprache wird für ihn Darstellungsmittel der Idee, des allgemeinen Geistes.“ —

Wenn wir nun bei der Sprachkunst ein Zuerst und ein Späterhin unterscheiden, nach welchem ihre Aufgaben wechseln, so kann allerdings dabei an die erste Bildung der Sprache gedacht werden, und weiter an einen Kulturzustand der gleichsam fertig gewordenen Sprache, aber zu bemerken ist, daſs Sprache immer neu entsteht,

dafs ferner auch immer die in Gebrauch genommenen Sprachmittel einen Sprachschatz bilden, welcher den rein individuellen Ausdruck bindet, dafs also beide Aufgaben, nämlich überhaupt: Sprachbildung und: Sprachbelehrung, Umschaffung, Individualisierung beständig die Sprachkunst beschäftigen, dafs also sich immer beides durchdringt: die Bildung der Sprache als eine Kunst, und die künstlerische Behandlung der vorhandenen Sprache d. h. die Sprachkunst. —

Warum aber Poesie und Sprachkunst auseinander zu halten sind, wird ferner klar, wenn wir die verschiedene Begabung des Dichters und des Sprachkünstlers betrachten. Der Dichter lebt vor allem in einer idealisierten Welt, oder sagen wir klarer: in einer von ihm den Bedingungen und Gesetzen seines Geistes entsprechend geschaffenen Welt. Die Gestalten des Epos wandeln auf einem idealen Boden, auch in der Lyrik erhebt sich das Gemüt in die Region der Freiheit, ganz erfüllt von dem poetischen Ideale ist der Äther, in welchem die Gestalten des Drama atmen. Auf die Interessen des Einzelnen als solchen, welche an der Wirklichkeit haften, geht der Dichter nicht ein; er fühlt sich eben jener Wirklichkeit enthoben, welche mit beständig wechselnden, zufälligen Reizen die Individuen beunruhigt, stachelt, beglückt. Es ist nichts Hyperbolisches in der Auffassung des Altertums, wenn z. B. Ennius (nach Cicero pro Arch. 8, 15) die poëtas sanctos nennt, welche begnadigt seien: „deorum aliquo dono atque munere“, wenn Ovid (ars am. III, 403) sagt:

„Quid petitur sacris nisi tantum fama poëtis?
Hoc votum nostri summa laboris habet.
Cura deum fuerant olim regumque poëtae
Praemiaque antiqui magna tulere chori.
Sanctaque majestas et erat venerabile nomen
Vatibus et largae saepe dabantur opes.“

Was wir die Begeisterung des Dichters nennen, war den Alten *μανία*, furor. Cicero (de divinat. 1, 34) berichtet: „Negat enim sine furore Democritus quemquam poëtam magnum esse posse.“ (cf. Cic. de orat. 2, 46 und Hor. ep. ad Pis. 295.) Plato sagt (Phaedr. p. 245): *„ὃς δ’ ἂν ἄνευ μανίας Μουσῶν ἐπὶ ποιητικὰς θύρας ἀφίκηται, πεισθεὶς ὡς ἄρα ἐκ τέχνης ἱκανὸς ποιητὴς ἐσόμενος, ἀτελὴς αὐτός τε καὶ ἡ ποίησις ὑπὸ τῆς τῶν μαινομένων ἢ τοῦ σωφρονοῦντος ἠφανίσθη“*. cf. auch legg. 4, 719: *„παλαιὸς μῦθος ὑπό τε αὐτῶν ἡμῶν ἀεὶ λεγόμενός ἐστι καὶ τοῖς ἄλλοις πᾶσι ξυνδεδογμένος, ὅτι ποιητὴς, ὁπό-*

ταν ἐν τῷ τρίποδι τῆς Μούσης καθίζηται, τότε οὐκ ἔμφρων ἐστίν". — Der Dichter, ein Homer, Aeschylus, Sophokles, Aristophanes, ein Dante, Ariost, ein Shakespeare, ein Goethe, Schiller — er bewegt immer eine Welt; sei es, dafs sein helles Auge in der wirklichen Welt auch die poetische auffindet, wie Goethe sie schaute, sei es, dafs er seine Feuerseele hineinleuchten läfst in die Welt des Daseins, so dafs ihre Gestalten von diesem Lichte umstrahlt werden, er bewegt immer eine Welt. — Wer daher diese Kraft nicht fühlt und diese Lust, mit der gemeinen Wirklichkeit zu brechen, die Klugheit der Weltkinder von sich abzuthun, wem es zu phantastisch vorkommt oder zu kühn, in die selbstgeschaffene Welt sich zu flüchten und in ihr die wahre zu finden — der ist kein Dichter. So fühlt es z. B. Horatius (Serm. 1, 4, 39):

„primum ego me illorum, dederim quibus esse poëtas,
excerpam numero: neque enim concludere versum
dixeris esse satis; neque si quis scribat uti nos
sermoni propiora, putes hunc esse poëtam
ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
magna sonaturum, des nominis hujus honorem."

In der Poesie kommt die Kunst zu ihrer Vollendung, und zwar dadurch, dafs sie auf jedes fremde Material verzichtet, ihre sinnliche Erscheinung auf das geringste Mafs beschränkt; es atmet der Dichter in dem berauschenden Duft einer Zauberwelt, die seinem eigenen begeisterten Gemüt entquillt. Die Künstler der übrigen Kunstgattungen idealisieren nur innerhalb bestimmter Sphären, und so erstreckt sich auch das Kunstwollen des Sprachkünstlers nur darauf, den unmittelbaren Ausdruck der Seelenbewegungen durch die Sprache zu einer idealisierten Darstellung zu bringen, dem gemeinen Affekt durch das geisterfüllte Wort ein erhöhtes Dasein zu verleihen. Er nimmt im übrigen die Bedingungen der objektiven Welt als gegeben, und läfst sie für sich gelten, ihn kümmert keine *κάθαρσις παθημάτων*, keine Reinigung, Beruhigung der Gemütsaffektionen, sondern einzig deren treffendste, edelste und schönste Darstellung in der Sprache. — Es interessiert den Sprachkünstler jeglicher Inhalt objektiver Art nur insofern als dieser die Seele bewegt und anregt, sich darzustellen, sich mitzuteilen; während es dem Dichter gerade um diesen Inhalt zu thun ist, der seiner idealen Welt angehört und sie hervorbringt. — Die Seele des Menschen kann nach zwei Seiten als an sich unbestimmt bezeichnet werden; einmal, sofern sie von Natur

unendlich bestimmbar ist, sodann, indem sie, sich entfaltend, endlos von Aufsenreizen bestimmt wird; sie ist einmal nur die Empfindung von der Möglichkeit jeden Inhalts, sodann ist sie Auffassung eines Anderen; hier wie dort tritt sie in ihrer eigenen Eigentümlichkeit nicht hervor. Die Musik ist es, welche jene empfindende Seele zum Tönen bringt: (Schiller: „Tonkunst“) „Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.“ Die Poesie ist es, welche die gehaltvolle Seele, die zum freien Geist erhobene, zeigt, wie sie diesen Gehalt sich aneignet, sie erhält: „Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.“ (Goethe: „Zueignung.“)

Wo aber die Seele sich selbst erfafst in ihrer Bestimmtheit, da spricht sie; die Sprache tritt eben nur ein, wo ein bewufstes, helles Denken sich bestimmt hat; der artikulierte Ton ist Ausdruck eines artikulierten Denkens. Diese Helligkeit des Bewufstseins charakterisiert darum auch den Sprachkünstler, und die Besonnenheit, welcher auch der begeisterte Künstler bei Hervorbringung seiner Werke bedarf, ist jenem vornehmlich eigen. Dabei berührt die Sprachkunst einerseits den Kreis musikalischer Empfindungen, und sie grenzt andererseits an die Gedankenentfaltung der Poesie. —

Fehlt es nun den Werken der Sprachkunst an einem objektiven Gehalt, bleiben sie in den Schranken des Individuellen, der Einzelheit, stellen sie nichts dar, als die wechselnden Affekte der Seele, ihr Weinen und Lachen, ihren Schmerz und ihre Lust, so mag man fragen, wo da die Hoheit, die Idealität einer Kunst noch vorhanden sei. Aber was spricht denn z. B. die Plastik aus in ihren Gestalten, was die Musik in ihren Tönen? Ist es etwas anderes als die Formen unseres äufseren und inneren Lebens? Ist unsere Seele keine Lebensform des Universums? Ist sie der Darstellung weniger würdig durch Pracht und Reichtum, Zartheit und Kraft, Hoheit und Feinheit, als was der Pinsel des Malers aus der Welt der Erscheinungen wiedergiebt? Die Bewegungen der Seele entspringen aus ihrer Wechselwirkung mit der Welt, sie sind nur scheinbar blofs subjektive, denn auch sie enthüllen das Wesen des Weltgeistes; sie auszusprechen giebt deshalb Genugthuung, Freude, Genufs und ist Sache der Kunst. —

Wir entwickelten, dafs der Dichter als Material für seine Werke eine Vielheit von Gedanken behandele, für welche der Ein-

heitspunkt in der Idee der Dichtung liege. Es läſst sich hieraus weiter schlieſsen, daſs seine Werke auch äuſserlich in ihrer Darstellung durch die Sprache einen gewissen gröſseren Umfang beanspruchen müssen, denn Motivierung, Entfaltung, Verschlingung, Auflösung — dies alles mit seinen Kontrasten, Parallelen, auch wohl Episoden ist mehr oder weniger in jeder Dichtung enthalten und bedingt ein Werk von nicht zu engem Bau. Anders verhält es sich mit dem Werke des Sprachkünstlers, dem jene Langatmigkeit nicht eigen ist. Seine Werke entwickeln nicht ein Ringen von Gedanken, die Handlungen des Geistes, sondern zeichnen Bewegungen der Seele in demjenigen Momente, wo diese zu der nötigen Klarheit gelangt sind, zu solcher Bestimmtheit sich zugespitzt haben, daſs sie zu Worte kommen können und müssen. Die Werke der Sprachkunst also, als den Moment ergreifend und ausdrückend, überschreiten auch in ihrer sprachlichen Darstellung den Umfang Eines Gedankens, Einer Seelenregung nicht, und es ist also im allgemeinen die Form des Satzes, in welchem sie zur Erscheinung kommen, worunter der streng grammatische Satz freilich nicht allein zu verstehen ist. Auch der Kunstgenuſs ist hiernach ein verschiedener bei Werken der Poesie, welche einen Wiederaufbau ihrer Gedankenkonstruktion verlangen, und bei denen der Sprachkunst, wo die Auffassung im Moment erfolgt, zu hell und zu bestimmt, um lange nachzuklingen, zu leicht faſsbar, um dauernd zu beschäftigen. Man achte gleichwohl diese Werke des Moments nicht gering. Schiller mag uns hier vertreten („Gunst des Augenblicks“):

— — „der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Langsam in dem Lauf der Horen
Füget sich der Stein zum Stein,
Schnell, wie es der Geist geboren,
Will das Werk empfunden sein.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein;
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schliefst die Nacht sie wieder ein.“

Die Sprachkunst zeigt auch nach dieser Seite die ihrer Stellung in der zweiten Triade der Künste zukommende Analogie mit der Skulptur. Schelling („Über das Verh. der bild. Künste zu d. Natur“) sagt: „Die Plastik ist genötigt, die Schönheit des Weltalls fast auf Einem Punkt zu zeigen“. (cf. Vischer, Aesthet. Bd. III. p. 359.) „Die Skulptur wählt zur Darstellung den „fruchtbaren Moment“. (Vischer: Aesth. III. p. 399.) Ebenso Lessing im Laokoon und Goethe, über welche man sehe: Gervinus, Gesch. der dtsch. Dichtung, IV. p. 323.

Erwägt man die über den Unterschied von Dichtkunst und Sprachkunst gegebenen Bestimmungen, so erhellt, dafs ein Teil der Erzeugnisse, welche man namentlich der lyrischen Dichtungsgattung gewöhnlich zurechnet, von uns als der Sprachkunst angehörig betrachtet werden mufs. Da im späteren hierüber genauer verhandelt wird, beschränken wir uns auf einige Andeutungen, um unseren Standpunkt zu rechtfertigen.

Was ist lyrische Dichtkunst? Wenn man etwa sagt, sie stelle die Subjektivität, die Empfindungen, das innerliche Leben des Menschen dar, hat man sich sogleich nach zweien Seiten hin zu verwahren. Denn weder ist jeder subjektive Einfall oder jede Regung der Empfindung oder jeder innerliche Vorgang, wenn er auch versifiziert wird, ein Gedicht, noch wird man geneigt sein, eine gereimte Gesetzgebung für die Innenwelt, wie man sie als Aufgabe der sogenannten didaktischen Poesie betrachtet, überhaupt für Poesie zu erklären. Gelegenheitsdichtung, Reflexionspoesie, Tendenzpredigt in Versen — das sind z. B. Bezeichnungen von Poesieen, in welchen unsere geringe Bereitwilligkeit zur Anerkennung dieser Formen als der Dichtkunst angehörig sich ausspricht, ohne dafs ihnen doch eine passendere Stellung angewiesen würde. Unsicherheiten dieser und weiterer Art sind bei strengeren Kunsttheoretikern Grund geworden, die Lyrik überhaupt, als der Epik und Dramatik nicht ebenbürtig, beiseite zu schieben. Wir nennen Aristoteles, Lessing, Gervinus.

Aristoteles übergeht in seiner Poetik die Lyrik fast ganz. Im ersten und zweiten Kapitel, in welchem über die Dichtkunst an sich und über ihre Arten gehandelt werden soll (*περὶ ποιητι-*

κῆς αὐτῆς τε καὶ τῶν εἰδῶν αὐτῆς), erwähnt er der Lyrik als der *διθυραμβικῶν ποίησις καὶ ἡ τῶν νόμων* und läſst dann weiter von ihr nichts hören. Wenn er im Eingange als Arten der *μιμήσεις* auch „den gröſsten Teil des Flöten- und Citherspiels" nennt (*τῆς αὐλητικῆς ἡ πλείστη καὶ κιθαριστικῆς*), so ist darunter nur *ψιλὴ κιθάρισις* und *αὔλησις* zu verstehen, d. h. *μέλος ἄνευ λόγου,* aber kein Teil der Lyrik. Nun hängt es von den Vorstellungen, welche man sich von dem Zustande der uns überlieferten Poetik macht, ab, ob man das Übergehen der Lyrik als Nichtachtung derselben auslegen will, aber jedenfalls soll doch hier im Eingange von der lyrischen Poesie gesprochen werden, und eben hier nennt Aristoteles einzelne Arten der Lyrik statt ihrer selbst. Den Dithyramben aber kam rein lyrischer Charakter gar nicht zu, sie waren lyrisch-episch-dramatisch. (cf. Gräfenhan, Comment. zu Arist. poet. p. 4: „perierat lyrica eorum natura.") Die Nomen haben ebenfalls epischen Charakter gehabt. (cf. Gräfenhan l. c. p. 28.) Ähnlich führt auch Plato (de republ. 3 p. 394 C.) statt der lyrischen Poesie, welche den Dichter selbst reden lasse („*δι' ἀπαγγελίας αὐτοῦ τοῦ ποιητοῦ*") bloſs die Art des Dithyrambus an: „*εὕροις δ'ἂν αὐτὴν μάλιστά που ἐν διθυράμβοις.*" — Die Hymnen und Loblieder, welche sich im vierten Kapitel der Poetik beiläufig erwähnt finden, werden gleichfalls als Handlung darstellend betrachtet. Man sieht also, daſs dem Aristoteles die Dichtung wesentlich nur als Nachahmung von Handlungen und Situationen gegolten hat, daſs er ein Aussprechen bloſser Empfindungen als Dichtkunstwerk nicht anerkannte. (cf. Biese, Phil. d. Arist. Bd. II p. 677; 694 sq.) Deutlich schlieſst er deshalb *ψόγοι* (Spottgedichte) aus dem Gebiet der wahren Poesie aus, welche in heiterem Mutwillen Fehler bestimmter Individuen rügten (Poet. 4, 5), wie er andererseits auch die Lehrgedichte als Gedichte nicht anerkennt. (Poet. c. 1.) —

Lessings Ansicht ist aus seinem „Laokoon" zu entnehmen; sie ist vollständig die des Aristoteles. „Handlungen" sind nach ihm der eigentliche Gegenstand der Poesie, und Herder schrieb deshalb „nach der lyrischen Tonart seines Geistes": „Er zitterte vor dem Blutbade, welches Lessings Sätze unter alten und neuen Poeten anrichten müssen." (Herders Werke, Litt. u. Kunst XIII., 209.) In der That hat freilich Lessing durch die Betonung der Handlung die Lyrik nicht überhaupt aus dem Gebiet der Poesie gewiesen, wie er denn in seiner Abhandlung über die Fabel (T. V,

p. 419) sagt: „Giebt es aber doch wohl Kunstrichter, welche einen noch engeren, und zwar so materiellen Begriff mit dem Worte Handlung verbinden, dafs sie nirgends Handlung sehen, als wo die Körper so thätig sind, dafs sie eine gewisse Veränderung des Raumes erfordern." — „Es hat ihnen nie beifallen wollen, dafs auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andere aufhebt, eine Handlung sei; vielleicht weil sie viel zu mechanisch denken und fühlen, als dafs sie sich irgend einer Thätigkeit dabei bewufst wären." — Aber Lessing erkannte doch nur eine solche Lyrik an, welcher in diesem weiteren Sinne „Handlung" zuzuschreiben wäre. Epos und Drama erschienen ihm jedenfalls als die vollendeteren Dichtungsarten, wie er denn höhere und niedere Gattungen der Poesie ausdrücklich unterscheidet. Erst eine Mannigfaltigkeit von Bildern, die zweckmäfsig zusammenstimmen, d. h. Handlung begründet auch das Wesen der Fabel nach Lessing, sonst wäre, wie er sagt, jedes Gleichnis, jedes Emblema eine Fabel. „Handlung" erklärt er im Sinne der Aristotelischen πρᾶξις, welche Thun und Leiden gleichmäfsig in sich schliefst. „Was die Fabel erzählt, mufs eine Folge von Veränderungen sein. Eine Veränderung oder auch mehrere Veränderungen, die nur nebeneinander bestehen und nicht aufeinander folgen, wollen zur Fabel nicht hinreichen;" — „sie ist dann nur ein Bild, Emblem." — Es kann Zweifel bestehen darüber, ob Lessing recht hat, wenn er die Forderungen, welche er an die Poesie stellt, hier gerade an die Fabel richtet (vide unten, wo die Fabel behandelt wird), aber die Richtigkeit der Forderungen selbst wird dadurch nicht angefochten. — Dem gegenüber hebt z. B. Goethe hervor, dafs die bildende Kunst zu ihrer Darstellung gerade nur einen Moment zu wählen hat, und wir haben schon oben (p. 58f.) der Analogie gedacht, welche auch hier zwischen Skulptur und Sprachkunst besteht; Lessing selbst weist (Laokoon, Kp. III.) darauf hin, dafs der bildende Künstler „nie mehr als einen einzigen Augenblick" brauchen könne; er sagt, dafs dieser einzige Augenblick „nicht fruchtbar genug gewählt werden kann", nämlich fruchtbar in dem Sinne, dafs er der Einbildungskraft freies Spiel läfst. — Kp. XVI sagt er, „dieser Augenblick müsse der prägnanteste sein", aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird, „gleichsam also das Centrum einer Handlung", „als Wirkung einer vorhergehenden und Ursache einer folgenden Erscheinung." — Auch von dieser Bemerkung kann die

Theorie der Sprachkunst Gebrauch machen, denn wenn wir oben den Satz als den natürlichen Umfang eines Sprachganzen hinstellten, so wird klar, dafs, wenn in Analogie mit der Skulptur, der Sprachkünstler einen Seelenmoment zur Darstellung bringt, welcher prägnant, ein Centrum notwendig vorausgehender und folgender Momente ist, die Sprachkunst auch zu einem Werke gröfseren Umfangs gelangt — denn sie kann wegen der zeitlichen Natur des Tones nur nach einander darstellen — welches dann gleichsam die Entfaltung des Einen Momentes enthält. —

Gervinus beseitigt, wie Biese (die Philosophie des Aristoteles Bd. 2 p. 695) sagt, in seinen Grundzügen der Historik p. 56 die Lyrik als unwesentliche Dichtungsart und wirft sie mit der didaktischen Poesie zusammen. — In seiner „Geschichte der deutschen Dichtung“ (Bd. IV., p. 323 sq.) schliefst er sich den Ansichten des Aristoteles und Lessings an und spöttelt über den Herderschen Schrecken wegen des Dichter-Blutbades: „Was weiter, so bleibt eben die Zahl der echten und wahren Dichter und Dichtungsarten übrig, unter denen uns wohl ist.“ — Wir führen noch die Stelle an aus Bd. I, p. 284 sq.: „Alle Lyrik läfst sich in die zwei grofsen Hälften scheiden, nach denen sie entweder an die epische und dramatische Dichtung angelehnt oder auf sich selbst ruhend erscheint, falls man diesen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die wo sie am meisten unabhängig ist, am innigsten sich mit der Musik verwebt, und in unverkünstelten Zeiten immer untrennbar von der Musik war“ — „eine dritte Gattung lehrhafter Verstandespoesie, Sprüche, Rätsel, Sinngedichte u. dgl. m. konnte nur der Lyrik zugeteilt werden, weil man eine eigene Gattung lehrhaft-satirischer Dichtung nie klar abgeschieden hat.“ — Ähnlich, wie diese Männer, spricht sich Vischer, Aesthetik III, 2. Abt. § 838 (p. 1172) über das Verhältnis der Lyrik zum Epos und Drama aus. Der vielbenutzte J. J. Eschenburg (Entwurf einer Theorie und Litteratur der schönen Redekünste) nahm überhaupt keine weiteren Dichtgattungen an, als Epos und Drama. (Vide die fünfte von Pinder besorgte Ausgabe p. VIII.) — Jean Paul, der in seiner „Vorschule der Aesthetik“ (Werke, T. 42 p. 145) auch einen Paragraph „über die Lyra“ giebt, sagt, in der ersten Auflage hätte er nichts davon gehabt. „Im frühern Auslassen der ganzen lyrischen Abteilung hatt' ich einen alten, wenn auch nicht guten Vorgänger an Eschenburg, welcher gleichfalls nur alles in Drama und in Epos einteilt, und in das letztere die ganze lyrische

Heerde, die Ode, die Elegie und noch Satiren, Allegorieen und Sinngedichte einlagert" cet. Indessen ist, was Jean Paul hierüber beibringt, auch von wenig Belang, und p. 148 zweifelt er doch noch, ob man nicht „die lyrischen Arten nur für abgerissene, für sich fortlebende Glieder der beiden poetischen Riesenleiber" (Epos und Drama) erklären solle. —

Die von Gervinus als „der unabhängigere Teil der Lyrik, welche auf der Gegenwart ruht" bezeichneten Dichtwerke, (l. c. p. 284.) ebenso diejenigen, welche er seiner dritten Gattung einordnet, sind im wesentlichen der Sprachkunst zuzurechnen, wobei über jene ihrer Natur nach mit der Musik verbundenen Lieder das Folgende schon hier zu bemerken ist.

Es hat nämlich überhaupt eine wirkliche Dichtung bereits an ihrer sprachlichen Darstellung ihre Musik, soweit sie eine solche verträgt, und die Verbindung mit der Tonkunst kann ihr im übrigen in Bezug auf die Herausstellung ihres wesentlichen Gehalts nur zum Nachteil gereichen. Man fühlt dies leicht, wenn man etwa ein Gedicht von bedeutenderem Gehalt, z. B. Schillers Glocke mit der hinzugefügten Romberg'schen Musik anhört, die manche Einzelheiten allenfalls herauszuheben vermag, aber doch nur in fremder, den Gesamteindruck abschwächender Weise, den Gedankengehalt des Ganzen aber völlig unberührt läſst. Wie sollte auch die Musik in dem Gebiete objektiven Gedankengehalts, für welches ihr jedes Verständnis fehlt, in welchem sie also nichts zu suchen hat, nicht zudringlich erscheinen? Wenn man von tiefer, gedankenvoller Musik spricht, so ist dies doch in ganz anderem Sinne zu verstehn, als wenn dasselbe von einer Dichtung gesagt wird, denn die musikalischen Gedanken, wenn man sie so nennen will, bleiben immer in der Sphäre der Empfindung. Ganz wohl aber kann ein Lied, Abbild eines Lebensmoments der Seele, entspringend also aus einer subjektiven Stimmung, aus welcher es sich bis zur Bestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks herausgearbeitet hat, in jede allgemeine Stimmung wieder untertauchen, und wenn diese etwa mit dem Grunde verglichen werden kann, aus welchem die helleren Farben eines Gemäldes aufleuchten, so werden dann die Worte des Liedes etwa als die Lichter erscheinen, welche der Künstler aufsetzt, um das Bedeutende bedeutend hervortreten zu lassen. In der That ist es in der Musik wie in der Sprachkunst dieselbe Naturseite der Seele, welche zu ihrem Ausdruck kommt, und eine Verbindung der benachbarten Künste erscheint natürlich. —

Wenn ein Einwurf hiergegen aus dem Verhältnis entnommen werden sollte, welches bei den Griechen die Tonkunst zur Dichtung einnahm, so ist zu bemerken, daſs dort die musikalische Hülfe eben nur diente, an Bedeutung etwa derjenigen in unseren Recitativen vergleichbar, welche lediglich Hebung der Deklamation bezweckt.

Fassen wir das über die Lyrik Gesagte zusammen, so haben wir sie überhaupt als das Grenzgebiet zwischen Sprachkunst und Dichtkunst zu bezeichnen. Was bisher zur Lyrik gerechnet wurde, ohne doch mehr zu geben, als Abbildung eines einzelnen Lebensmomentes der Seele, ziehen wir zur Sprachkunst. Diejenige Lyrik hingegen, welche eine Vielheit von Empfindungen und Gedanken behandelt und diese Mannigfaltigkeit zur Einheit eines Gedankens oder einer Empfindung abschlieſst, halten wir für eine der Epik und Dramatik gleichberechtigte Dichtungsgattung. —

Bei dieser Sonderung unter den sogenannten lyrischen Gedichten haben wir uns, um ein Miſsverstehen abzuwehren, noch mit wenigem über die sogenannte didaktische Dichtgattung auszusprechen.

Sofern nämlich das Wesen derjenigen Lyrik, welche wir auch ferner der Poesie einordnen, darin zu erblicken ist, daſs sie die auf der Höhe der Gattung stehende Innenwelt des Menschen darlegt, so wird ihr damit eine Tendenz auf Hervorbringung einer Erkenntnis, Herausstellen einer Wahrheit zugeschrieben, und es ist eine nahe liegende Folgerung, es sei diese Lyrik als eine lehrhafte zu fassen, wie auch wohl Jean Paul es meinte, wenn er sie „den elektrischen Kondensator der Philosophie“ nennt.

Nun hat die gesamte in Betracht kommende Kunstphilosophie der neueren Zeit den moralischen wie jeden anderen Nutzen von dem Wesen der Kunst durchaus fern zu halten gesucht und die didaktische Dichtgattung als zur Dichtkunst in strengerem Sinne nicht gehörig erachtet. Die Alten dachten nicht so, wie bekannt. Horat. A. P. 343 sagt:

> „Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci
> Lectorem delectando pariterque monendo“.

ebenso v. 333:

> „Aut prodesse volunt, aut delectare poetae.
> Aut simul et jucunda et idonea dicere vitae“,

wozu Schol. Cr. setzt: „prosunt Georgica“, auch rühmt er am Homer: (lib. I. ep. 2.)

„qui, quid sit pulchrum, quid utile, quid non
Planius ac melius Chrysippo ac Crantore dicit.“

Auch Boileau schärft, ihm folgend, ein (l'art poétique 8):

„Auteurs —
qu'en savantes leçons votre muse fertile
partout joigne au plaisant le solide et l'utile.“

Unsere eigene Meinung ist nach dem Gesagten nicht zweifelhaft: die Kunst verfolgt keine Zwecke, welche aufser ihr selbst lägen. Aber man mufs sich hüten, ein Richtiges zu stark zu betonen, weil es einer verbreiteten Schiefheit entgegengehalten wird, und in diesen Fehler sind bei uns namentlich die Anhänger der romantischen Schule verfallen. Sie haben mit ihrer freieren Ansicht der Förderung der Kunst und der Kunsteinsicht gedient, sind aber in Theorie und Praxis durch Übertreibung des an sich wahren Prinzips vielfach zu inhaltslosem Spiel gekommen, bei dem ein ironischer Scherz der einzige Ernst war. Schiller schrieb noch: „über die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“ und doch spricht er sehr streng über die didaktische Poesie, namentlich die von Haller und Klopstock, „welche nicht eigentlich des Dichters Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mitteilt;“ — (In der Abhandl. über naive und sentimental. Dichtkunst.) — sie sei zur Poesie nicht zu rechnen, und „dasjenige didaktische Gedicht, worin der Gedanke selbst poetisch wäre und es auch bliebe, sei noch zu erwarten;“ und doch wird der Charakter gerade der Schillerschen Lyrik im wesentlichen als didaktisch bezeichnet werden müssen, aber „Ideal und Leben“ z. B. ist kein philosophisch-didaktisches Gedicht, sondern eben Schillers Lyrik. In Bezug auf die von Stolberg angefochtenen „Götter Griechenlands“ schreibt Schiller an Körner: „Ich bin überzeugt, dafs jedes Kunstwerk nur sich selbst, d. h. seiner eigenen Schönheitsregel Rechenschaft geben darf und keiner anderen Forderung unterworfen ist. Hingegen glaub' ich auch fest, dafs es gerade auf diesem Wege auch alle übrigen Forderungen mittelbar befriedigen mufs, weil sich jede Schönheit doch endlich in allgemeine Wahrheit auflösen läfst.“ — Auch Goethe scheint nicht immer gleich zu urteilen. Er erklärt es einmal (Bd. 26 p. 146): „Über das Lehrgedicht“ — „für nicht zulässig, dafs man zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge,“ — „da diese didaktische oder schulmeisterliche Poesie ein Mittelgeschöpf sei und bleibe zwischen Poesie und Rhetorik;“ dann aber scheint er

die Poesie überhaupt für didaktisch zu erklären, wenn er klagt: „dafs das Publikum nicht begreifen lerne: dafs der wahre Poet eigentlich doch nur als verkappter Bufsprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachtet.“ — Ähnlich sagt Hegel: (Aesthetik, Bd. I, p. 541 cf. p. 543) „dafs die didaktische Poesie aus dem vollständigen Zerfallen der zur wahren Kunst gehörigen Momente hervorgehe,“ giebt aber (Bd. III, p. 509) zu, dafs im Drama der bestimmte Zweck einer Belehrung zulässig sei, „sobald er nicht in selbständiger Absichtlichkeit aus der dargestellten Handlung heraustrete.“ — (Hegel hat sich ausführlich über diesen Punkt ausgelassen: Aesth. Bd. I, p. 64—73.) —

Es ist eine Überspannung des Begriffs der Kunst, wenn man jeden Zusammenhang ihrer Schöpfungen mit dem Getriebe des prosaischen Lebens aufheben will. Das vollendete Kunstwerk verfällt, wie jedes andere Objekt, dem Gebrauch der zwecksetzenden und zweckmäfsigen Thätigkeit der Menschen, ohne dafs es doch durch diese Verwendung in seinem Wesen gestört oder geändert würde. Eine solche Verwendung kann selbst von dem Künstler vorher gewufst werden, und die Rücksicht auf dieselbe kann in vielen Beziehungen seinen Entwurf mitbestimmt haben, ohne das Werk in seinem Kunstwert zu beeinträchtigen, wie wenn z. B. vom Musiker eine Messe geschrieben wird, oder ein Trauermarsch komponiert, oder wenn der Maler ein Altarbild malt. So können auch die Werke der Sprachkunst allmählich in den Gebrauch der Sprache des Bedürfnisses übergehen, und die Beredsamkeit, die geschichtliche, wissenschaftliche Darstellung etc. kann sich ihrer bedienen.

In Bezug auf die didaktische Poesie wird man hiernach folgendes festzuhalten haben. Es ist unrichtig, eine besondere didaktische Dichtgattung aufzustellen, denn aus dem Inhalt einer Dichtung ist kein Einteilungsprinzip zu entnehmen, und noch weniger aus dem Zweck, da Kunstwerke Zwecke nicht verfolgen. Vischer (Aesthetik, Bd. V, p. 1457) bezeichnet es deshalb richtig als „grobe logische Sünde, das Didaktische dem Epischen, Lyrischen, Dramatischen zu koordinieren.“ Andererseits wird die Poesie rechter Art die Lehre — so wenig sie diese als Zweck setzen und sich also in ihrer Gestaltung durch sie bestimmen lassen darf — als Folge ihrer Darstellung, und zwar als eine ihr wesentlich zukommende zu erkennen haben. Denn die Poesie hat es nicht mit der Darstellung des Individuellen als solchen zu thun,

sondern mit den Idealen der Menschheit, soweit diese in den Individuen sich darzustellen vermögen. Diese Darstellung aber des Gattungsgemäſsen ist der Urquell für alles, was im tiefsten Sinne Lehre zu nennen ist, ja sie ist das Gericht über jene Einzelvorschriften der Moral selbst. Es gehört das Werk der Dichtkunst dem Streite des Lebens, auf den Moral sich wesentlich bezieht, nicht mehr an; die Poesie hat diesen, wie gut sie ihn auch kennt, nur mittelbar zu beachten, denn sie hat ihn überwunden; ihre Stimme, aus der Ruhe einer beseligten Menschenbrust hervorgehend, tönt durch das Gewirr der Leidenschaften wie Glockenton aus der Höhe und kündigt den Frieden. — Gut sagt so Jakobs (Vermischte Schriften T. III, p. 34): „die wahre Weisheit eines Gedichts liegt in seinem Innersten, wie der Fruchtkeim in dem tiefen Schoſse der Blume; und seine Sittlichkeit ist der Widerschein des Hohen und Göttlichen, das der Menschheit zum Grunde liegt.“ —

Das Didaktische in diesem Sinne, wenn schon jeder Dichtgattung eigen, tritt unmittelbar und direkt nur in der Lyrik hervor. Platen beklagt, von diesem Standpunkt aus, das „Loos des Lyrikers“:

„Es flötet oftmals tauberem Ohr der hohe
Lyrische Dichter —
Pindars Flug und die Kunst des Flaccus,
Aber dein schwerwiegendes Wort, Petrarka,
Prägt sich uns langsam in's Herz; der Menge
Bleibt's ein Geheimnis.
Jenen ward bloſs geistiger Reiz,
Leichter Takt nicht, der den umschwärmten Putztisch ziert.“
„Ewig bleibt ihr Name genannt und tönt im
Ohr der Menschheit; doch es gesellt sich ihnen
Selten freundschaftsvoll ein Gemüt und huldigt
Körnigem Tiefsinn.“ —

Aber Platen irrt doch, wenn er glaubt, daſs: „Gerne zeigt jedwedem bequem Homer sich,“ und daſs: „leicht das Volk hinreiſsend erhöht des Dramas Schöpfer den Schauplatz.“ — Es ergeht gehaltvoller Poesie, wie überhaupt ächter Kunst, sei sie nun, welcher Gattung man will, beim Pöbel unweigerlich schlecht.

Man könnte nun nach dem Gesagten annehmen, als unterscheide sich die Sprachkunst von dieser höheren Lyrik der Poesie vornehmlich dadurch, daſs sich aus ihr ein Lehrhaftes nicht ergebe oder entwickeln lasse, aber es wäre dies unrichtig. Warum

soll nicht ein Lebensmoment der Seele erfüllt sein können von einer Erkenntnis, einer Beobachtung, einem Einfall, warum sollte Darstellung eines solchen Moments, solcher Seelenblicke und Seelenblitze ein sprachliches Kunstwerk nicht geben, bei welchem der Wert darauf ruht, dafs es in dieser bestimmten Form seinen Ausdruck gefunden hat? —

Der Spruch, das Epigramm, Gnome, Sprüchwort cet. sind hier anzuführen und werden später genauer zur Betrachtung kommen. Für jetzt ist darüber zu bemerken, dafs allerdings das Lehrhafte in diesen Sprachkunstwerken anderer Art ist, als die idealen Tendenzen, um welche es sich bei Werken der Poesie handelt; sie stellen alle auch in diesem Gebiete des Gedankens nur den Moment dar, ein Einzelnes, aber den „fruchtbaren Moment" als Centrum, als Resultat von Einzelheiten; sie alle haben nicht den Gedanken als solchen zum Vorwurf, sondern seine glückliche Verkörperung, seine dankenswerte Aufbewahrung in einer bestimmten, durch Kürze, Eigenheit, Wohlklang, Schönheit ansprechenden sprachlichen Form. —

Überhaupt haften die Werke der Sprachkunst ihrer Natur nach viel mehr an ihrem bestimmten Ausdruck in der Sprache, als die der Poesie, denn gerade die Eigenartigkeit, die individuelle Kraft der Darstellung macht sie zu Kunstwerken, und während also Werke der Poesie ganz wohl Übersetzungen in fremde Sprachen vertragen, sobald nur der Geist der Dichtung bewahrt erscheint, erscheinen die Werke der Sprachkunst nicht leicht übertragbar in fremdem Idiome, müssen eher im fremden Idiome neu geschaffen werden.

Es ist schliefslich an dieser Stelle ausdrücklich auszusprechen, dafs die Sprachkunst es ist, welche die Sprache nicht nur schafft und gestaltet, sondern auch beständig umschafft und fortbildet, und dafs es ein Irrtum ist, welcher mit den oben besprochenen ungenauen Ansichten über das Verhältnis der Poesie zu ihrer sprachlichen Darstellung zusammenhängt, wenn man die Dichtkunst, die Beredsamkeit, überhaupt die Litteratur der Völker als deren Sprachen angehörig erachtet, so dafs die Sprache es vornehmlich wäre, welche durch die Litteratur dargestellt würde, fortgebildet, gehoben, und auch verschlechtert, zu Grunde gerichtet. Das Vorhandensein einer Litteratur beweist hohe Kultur, zeugt von Streben nach Durchdringung des objektiven Geistes, von begrifflicher Schärfe, es bedingt Fähigkeit der Sprache, dieser Kultur zum Ausdruck zu dienen, aber nirgend geht Litteratur

auf Produktion der Sprache als solche, überall verbraucht sie diese nur als Mittel. Und eben in dem Maſse, in welchem Sprache den Völkern zum bloſsen Zeichen wird, erlischt das Sprachgefühl, stirbt das Sprachbewuſstsein ab, und mit der fortschreitenden Abstraktion beschleunigt sich der Verfall der Sprache als solcher.

Die Erschaffung einer Sprache ist gleichbedeutend mit der Entwickelung des Bewuſstseins und hat die Völker lange beschäftigt, ehe sie in die Geschichte eintraten. Erst mit dieser beginnt auch eine Litteratur, d. h. die Entwickelung des Volksgeistes giebt sich u. a. auch durch Überlieferung der Thaten, Lehren, Sagen, Forschungen einen Ausdruck, und diese Überlieferung erfolgt in der Sprache. Es handelt sich aber um diese selbst so wenig dabei, als bei der Plastik um den Marmor, bei der Architektur um Stein und Balken, obwohl, wie die übrigen Faktoren der geschichtlichen Entwickelung, auch die Litteratur ihren Einfluſs auf die Sprache übt, und zwar, weil sie gerade in ihr das Mittel zur Darstellung hat, in hervortretender und besonders nachweisbarer Weise. —

Schleicher („Die Deutsche Sprache," p. 35) sagt: „Sprachbildung und Geschichte sind sich ablösende Thätigkeiten des Menschen, zwei Offenbarungsweisen seines Wesens, die nie zugleich stattfinden, sondern von denen stets die erstere der zweiten vorausgeht. Es läſst sich sogar objektiv nachweisen, daſs Geschichte und Sprachentwickelung in umgekehrtem Verhältnisse zu einander stehen. Je reicher und gewaltiger die Geschichte, desto rascher der Sprachverfall; je ärmer, je langsamer und träger verlaufend jene, desto treuer erhält sich die Sprache." — Schleicher bezeichnet deshalb geradezu (l. c. p. 37) die historische Periode in dem Leben einer Sprache als „die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form."

Wird dem Gesagten entgegengehalten, daſs durch eine schriftliche Litteratur unzweifelhaft eine feste Richtschnur für den Ausdruck der Sprechenden gegeben, die Sprache somit durch sie wenigstens konserviert werde, so ist zu bemerken, daſs selbst diese anscheinend der Sprache zu gute kommende Folge einer schriftlichen Nationallitteratur dem Leben der Sprache keineswegs unbedingt heilsam ist. Denn weil Litteratur nur Eine Art ist, wie der Volksgeist sich darstellt, wird ihre Sprache auch nur Eigentum einer bestimmten Volksschicht; es entsteht der Gegensatz einer bequem fortlebenden Volkssprache und einer stagnierenden

Büchersprache und damit ein Bruch innerhalb der Sprache selbst. Die Geschichte der Kultursprachen zeigt dies hinlänglich.

Nun spricht Schleicher nur vom Verfall der sprachlichen Form; auch wird niemand bestreiten, daſs durch ihre Anstrengungen, den objektiven Geist zu bewältigen, die Litteratur der Sprache zu gröſserer Schärfe begrifflicher Bezeichnung verhilft und ihr überhaupt eine allseitige geistige Durchbildung verschafft, welche in dem syntaktischen Gebiete besonders hervortritt. Aber dieser Gewinn ist dennoch kein Gewinn für die Sprache als solche, sondern nur eine Steigerung ihrer Fähigkeit, zum Zeichen für objektiven Inhalt zu werden, Steigerung ihrer Brauchbarkeit für den Dienst. Schleicher ist indes im Irrtum, wenn er annimmt, daſs in der historischen Zeit des Lebens der Sprache der Trieb zur Sprachbildung gar erlischt. Dieser Trieb bleibt so gewiſs, wie der Mensch selbst, aber freilich ändert er auch die Formen, unter denen er erscheint, sobald der Mensch selbst eine Umwandlung erfährt. Wenn die Menschen in das hellere Bewuſstsein des Kulturzustandes eintreten, wird auch ihr Sprachsinn ein mehr bewuſster, ihre Sprachkunst eine mehr reflektierte; an Stelle der ursprünglich schaffenden Kunst, welcher wir „die Sprache als Kunst“ verdanken, tritt überwiegend ein Umschaffen, bloſse Figuration des vorhandenen Sprachschatzes ein, ein Teil dessen, was wir als Werke der „Sprachkunst“ bezeichnen. Beide Äuſserungen des Sprachkunsttriebes sind aber wesentlich derselben Art, gehören derselben Kunst an. Es ist dies eine Kunst, an welcher sich scheinbar alle auch schöpferisch beteiligen oder doch beteiligen können, aber auch sie verlangt besondere Gaben für ihre wirklichen Künstler, deren Werke Anerkennung finden und Bestand haben. —

Wir haben so im allgemeinen die Gesichtspunkte angegeben, nach welchen uns begrifflich eine Sonderung der Sprachkunst von der Poesie geboten erscheint. Was nun die Sonderung der bestimmten, einzelnen Werke beider Kunstgattungen betrifft, so wird später das nähere angegeben werden. Hier finde nur die Bemerkung Platz, daſs, sowie z. B. Plastik und Architektur zuerst vielfach vermischt auftreten, auch Sprachkunst und Poesie sich erst allmählich in bestimmter Weise von einander sondern. Sonderung ist eben der Gang der Kultur, und sowie deshalb ein Nichtgetrenntsein von Dichtkunst und Sprachkunst Zeichen ist einer erst beginnenden Kultur, so ist das Eintreten einer Vermischung beider Kunstgattungen ein Zeichen von Hyperkultur, oder sagen

wir lieber: vom Verfall der Kunst. — Goethe sagt (Einleitung in die Propyläen): „Eines der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst ist die Vermischung der verschiedenen Arten derselben. — Die Künste selbst, sowie ihre Arten sind untereinander verwandt, sie haben eine gewisse Neigung, sich zu vereinigen, ja sich ineinander zu verlieren; aber eben darin besteht die Pflicht, das Verdienst, die Würde des ächten Künstlers, daſs er das Kunstfach, in welchem er arbeitet, von andern abzusondern, jede Kunst und Kunstart auf sich selbst zu stellen und sie aufs möglichste zu isolieren wisse."

4. Die Sprachkunst und die Redekunst.

Die selbständigen Werke der Sprachkunst hat man der lyrischen, auch wohl der epischen Dichtgattung zugeschoben, die unselbständigen, namentlich die sogenannten Redefiguren wurden mehr noch in den Lehrbüchern der Rhetorik in dem Abschnitt über die elocutio behandelt, als in denen der Poetik; sie finden sich zuweilen auch in Grammatiken als Anhang untergebracht. Die mit solchem Schmuck, den sie der Sprachkunst verdankt, mehr oder minder reich ausgestattete Sprache der Beredsamkeit, namentlich der griechischen und römischen, gab vielfach auch Anlaſs, die sogenannte Redekunst zu den Künsten zu stellen. Wir führen hier nur Kant an, der (Kritik der Urteilskraft, p. 203) sagt: „Die redenden Künste sind Beredsamkeit und Dichtkunst. Beredsamkeit ist die Kunst, ein Geschäfte des Verstandes als ein freyes Spiel der Einbildungskraft zu betreiben: Dichtkunst ein freyes Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäfte des Verstandes auszuführen. Der Redner also kündigt ein Geschäfte an und führt es so aus, als ob es bloſs ein Spiel mit Ideen sei, um die Zuhörer zu unterhalten. Der Dichter kündigt bloſs ein unterhaltendes Spiel mit Ideen an, und so kommt doch so viel für den Verstand heraus, als ob er bloſs dessen Geschäfte zu treiben die Absicht gehabt hätte."

Man sieht sogleich, daſs Kant, um die Beredsamkeit zu einer Kunst machen zu können, eben nichts Gutes aus ihr gemacht hat, und man erinnert sich an den Platonischen Sokrates im Gorgias, der sie eine Geschicklichkeit nennt, (*ἐμπειρία χάριτός τινος καὶ ἡδονῆς ἀπεργασίας*) und sie zusammen mit der Kochkunst (*ὀψοποιική*) und der Putzkunst und Sophistik, (*κομμωτική καὶ σοφι-*

στική) der Schmeichelei (*κολακεία*) unterordnet. (Plat. Gorg. p. 463.) Kant selbst nennt ihr wirkliches Beginnen ein Geschäfte des Verstandes, welches durch einen Aufputz zur Kunst werde; wir finden also gerade dasjenige ihr zugeschrieben: das Setzen eines ihrer Form fremden Zweckes, welches sie aus dem Reiche der Künste entfernt. Da der Verstand ihre Operationen allerdings leitet und bestimmt, ist E. v. Lasaulx (Philosophie der schönen Künste. München 1860) gar dazu fortgegangen, die Redekunst als „Kunst der Prosa“ für die geistigste der Künste auszugeben. Dafs sie im übrigen mit der Sprachkunst nichts gemein hat, ist klar. Kein Werk der Beredsamkeit hat darin seinen wesentlichen Zweck, das zu Sagende in die schönste Sprachform zu kleiden. Spricht man von einer „schönen Rede“, so meint man entweder eine zweckmäfsige, oder, wenn der Ausdruck genau genommen werden soll, spricht man ironisch und bezeichnet blofses Wortgeklingel und täuschende Sophistik, weil sie eben durch den schönen Schein von einer ernsten Prüfung ihres Inhalts — um den allein es sich handelt — abzulenken sucht. Kant ist denn auch der Rhetorik, sofern er mit ihr „als der ars oratoria, der Kunst zu überreden, d. i. durch den schönen Schein zu hintergehen“, die Sprachkunst notwendig verbunden hält, durchaus abgeneigt und lobt sich dagegen die Dichtkunst, „bei der alles ehrlich und aufrichtig zugehe.“ — Er sagt (l. c. p. 215), dafs er „bei Lesung der besten Rede eines römischen Volks — oder jetzigen Parlaments — oder Kanzelredners jederzeit das unangenehme Gefühl der Mifsbilligung einer hinterlistigen Kunst gehabt habe.“

Wie richtig übrigens und begründet diese Empfindung Kants namentlich in Bezug auf die griechische Rhetorik war, deren Streben immer blieb: *τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν* können wir z. B. aus den naiven Ratschlägen entnehmen, welche in der dem Aristoteles zugeschriebenen Rhetorik des Anaximenes den Rednern erteilt werden, damit sie Überredung herbeizuführen vermögen. So heifst es im cap. 7 (L. Spengel, rhet. Graec. Vol. I, p. 194), wo von den Mitteln gehandelt wird, eine Sache glaublich erscheinen zu lassen (*πίστεις*) —: wenn du nun die Anschuldigung ableugnest, so mache es so — (*ἂν μὲν οὖν ἔξαρνος ἦς μὴ πεποιηκέναι* cet.) mufst du es zugestehen, so sage, dafs ja meist dergleichen geschehe (*ἂν δὲ ὁμολογεῖν ἀναγκάζῃ* cet.); geht auch das nicht, so schiebe es aufs Unglück cet. (*ἂν δὲ μὴ δυνατὸν ᾖ τοῦτο δεῖξαι, καταφευκτέον* cet), oder im cap. 15 (l. c. p. 202), wo gezeigt wird, wie man ein Zeugnis erschleichen kann, (*ἔστι δὲ καὶ κλέπτειν*

τὴν μαρτυρίαν τρόπῳ τοιῷδε) wenn aber die Gegner es so machen, wie wir ihre Niederträchtigkeit ans Licht bringen u. s. w. Spezieller noch gegen die Verwendung gerade der Sprachkunst in der Rede erklärt sich Locke (An Essay Concerning Human Understanding III, 10, 34): Figurative Speech also and Abuse of Language. Er sagt: „Da Witz und Seltsamkeiten (wit and fancy) eher in der Welt Platz finden, als trockene Wahrheit und wirkliches Wesen, so wird man figürliche Redeweise und Wortspielereien schwerlich als eine Unvollkommenheit oder einen Mißbrauch der Sprache betrachten wollen. Ich gestehe, daß in Reden, durch welche wir mehr Vergnügen und Lust suchen als Belehrung und Besserung, dergleichen erborgter Schmuck kaum als Fehler gelten kann. Aber wenn wir von den Dingen sprechen wollen, wie sie sind, müssen wir zugeben, daß die ganze Redekunst, mit Ausnahme der Ordnung und Klarheit, alle die künstliche und figürliche Anwendung der Wörter, welche die Beredsamkeit erfunden hat, zu nichts weiter dient, als unrichtige Vorstellungen zu erwecken, die Leidenschaften zu erregen, dadurch das Urteil mißzuleiten, und so in der That eine vollkommene Betrügerei ist.“ — Wenn er dann die Redekunst nur in Reden an das Volk zulässig hält, ihren Gebrauch in der Wissenschaft gänzlich verwirft, darüber klagt, daß die Menschen Professoren der Beredsamkeit anstellen, um zu lernen, wie sie sich gegenseitig betrügen, doch aber den Zauber der Rede so groß hält, daß es Verwegenheit sei, dagegen zu sprechen: „Eloquence, like the fair sex, has too prevailing beauties in it to suffer itself ever to be spoken against; and it is in vain to find fault with those arts of deceiving, wherein men find pleasure to be deceived“ — so ist zunächst zu bemerken, daß die Wissenschaft zwar das Bestreben haben wird, sich vor den Täuschungen bildlicher und figürlicher Worte zu hüten, daß sie aber kein anderes Mittel hat, sich auszusprechen, als eben diese Sprachbilder und Figuren, deren sie gern überhoben wäre, worüber später näheres. Was übrigens die Verwendung der Werke der Sprachkunst in der Beredsamkeit betrifft, sofern sie als solche noch wirksam und erkennbar sind, so ist eben zu sagen, daß die Beredsamkeit keine Kunst ist, sondern ein Geschäft, welches, wie jedes andere, mit mehr oder weniger Strenge und Gewissenhaftigkeit getrieben wird und danach mehr oder weniger Anspruch auf Achtung hat. Soweit Erzeugnisse der Sprachkunst dazu benutzt werden, bedeutende einzelne Momente der Rede hervorzuheben, hat die Beurteilung

einen ähnlichen Fall vor sich, wie wenn dies bei der Darstellung von Werken der Dichtkunst geschieht, oder wie wenn z. B. Bauwerke, Geräte durch allerlei der Skulptur entlehnte Ausschmückung dem Geschmacke schmeicheln und ihn möglicherweise auf Kosten strenger, die Zweckmäfsigkeit besonders berücksichtigender Ausführung zu bestechen drohen. —

So behandelt denn auch die Lehre von der elocutio in der Rhetorik oder in der Stilistik nicht etwa die Sprachkunst, sondern die Angemessenheit des Redeganzen und der einzelnen Ausdrücke zu dem Zweck, welcher durch eine Rede unter gewissen Umständen, unter bestimmter Umgebung, innerhalb gewisser Grenzen cet. erreicht werden soll. Die Rhetorik ist daher auch wesentlich eine Lehre; sie und die Stilistik sind Produkte grammatisch historischer Kennerschaft, abstrahieren ihre Regeln von ihren Mustern, geben Anweisung zur Verfertigung von Werken der Redekunst und können also, wenn sie hierbei auch von den in der Sprache bereits eingebürgerten Werken der Sprachkunst handeln wollen, diese nur als dienende Glieder mit steter Beziehung auf die Gesamtwirkung berücksichtigen. Die Aesthetik aber, und so speziell die der Sprachkunst, stellt kein Regelwerk auf; sie kann nichts zur Nachahmung empfehlen, sondern nur zur Betrachtung, will nicht sowohl Belehrung bieten, als auf künstlerischen Genufs hinweisen. Sprechen schon an sich, um eben zu sprechen — welch' heiteres, lebensvolles Vergnügen! — „Wenn auch niemand wäre, der uns sehe oder höre — wir sprechen, wir schreiben, gleichsam nur um Besitz von der Sache zu nehmen und uns unseres Genusses zu vergewissern,“ sagt Herder. (Anmerkungen über die Anthologie der Griechen. T. 1. — Bd. 20, p. 121) und ferner (p. 122): „Sollte auch niemand seine (des Schmerzerfüllten) Seufzer hören oder seine Klagen lesen; genug sie zerrannen in Thränen, sie atmeten in Worte aus: dadurch erhellete und beruhigte sich die Seele.“ — Sagt doch auch unser Dichter (Goethe, Bd. 32, p. 229):

„Worte sind der Seele Bild —
Nicht ein Bild; sie sind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten. —
Was wir hatten, wo ist's hin?
Und was ist's denn, was wir haben? —
Nun, wir sprechen! Rasch im Flieh'n
Haschen wir des Lebens Gaben“. —

Franzosen und Weiber verstehen und würdigen diesen Genufs des Sprechens besser, bewegen sich in ihm glücklicher, als Deutsche und Männer, denn sie empfinden leichter, feiner, und sie haben die Neigung, das Empfundene sogleich frei und gefällig zu gestalten. M. de Staël sagt mit Recht über die französische Sprache: „qu'elle n'est pas seulement comme ailleurs un moyen de communiquer ses idées, ses sentiments et ses affaires, mais un instrument dont on aime à jouer et qui ranime les esprits comme la musique chez quelques peuples et les liqueurs fortes chez quelques autres.“ —

Und so will die Aesthetik der Sprachkunst nur eben dies: die Werke ihrer Kunst verstehen und in ihrem begrifflichen Zusammenhang aufweisen. Hegel spricht dies allgemein von der Kunstphilosophie aus (Aesthetik, Bd. I, p. 25): „Es ist eine schiefe Ansicht, als ob es bei einem Feststellen des Schönen um das Leiten zu thun wäre. Die Philosophie der Kunst bemüht sich nicht um Vorschriften für die Künstler, sondern sie hat auszumachen, was das Schöne überhaupt ist, und wie es sich im Vorhandenen, in Kunstwerken gezeigt hat, ohne dergleichen Regeln geben zu wollen.“ — (cf. auch l. c. p. 35 sq.) —

5. Über die Anerkennung der Sprachkunst als einer besonderen Kunstgattung bei früheren Forschern.

Es ist nicht ohne Interesse, den Spuren der Anerkennung einer besonderen Sprachkunst nachzugehen, wie sie sich bei tieferen Forschern hier und da zu erkennen geben, doch werden wir uns dabei auf Mitteilung des Wichtigsten beschränken. Wir beginnen bei Aristoteles. Er bezeichnet die nachahmenden Künste, welche sich zu ihrer Darstellung der Sprache bedienen, mit dem gemeinsamen Namen: Wortdichtung, (*ἐποποιία*) ob sie nun in gebundener oder ungebundener Rede auftreten. (Poet. 1: *ἡ δὲ ἐποποιία μόνον (μιμεῖται) τοῖς λόγοις, ψιλοῖς ἢ τοῖς μέτροις.)* Er setzte also das Wesen der Dichtung nicht, wie die gewöhnliche Meinung, in das Metrum, (cf. cp. 1.) und sagt deshalb z. B. im cp. 6 der Poetik, wo er die Darstellungsmittel der Tragödie bespricht, dafs hier der ungebundenen Rede ebensoviel Bedeutung und Wert zukomme als der gebundenen. (cp. VI: *τέταρτον δὲ τῶν μὲν λόγων ἡ λέξις. λέγω δὲ, ὥσπερ πρότερον εἴρηται, λέξιν*

εἶναι τὴν διὰ τῆς ὀνομασίας ἑρμηνείαν, ὃ καὶ ἐπὶ τῶν ἐμμέτρων καὶ ἐπὶ τῶν λόγων ἔχει τὴν αὐτὴν δύναμιν.) — Aristoteles giebt sonach, wie wir schon oben (p. 44) erwähnten, der Sprache, als einem bloſsen Mittel äuſserer Darstellung, die richtige Stellung zur Poesie, deren Wesen die Handlung ist. Er nennt deshalb (cp. 6) die *σύνθεσις* oder *σύστασις τῶν πραγμάτων* die *ἀρχή* und *ψυχή* der Dichtkunst, und sagt (cp. 9) ganz deutlich, worauf es bei der Poesie ankommt und worauf nicht: *δῆλον οὖν ἐκ τούτων, ὅτι τὸν ποιητὴν μᾶλλον τῶν μύθων εἶναι δεῖ ποιητὴν, ἢ τῶν μέτρων, ὅσῳ ποιητὴς κατὰ τὴν μίμησίν ἐστι, μιμεῖται δὲ τὰς πράξεις.* Darum kann auch nach ihm die gebundene Rede ganz wohl zur Darstellung prosaischer Stoffe gebraucht werden, wie denn Empedokles, der metrisch geschrieben, ein Physiologe sei, aber kein Dichter, (cp. 1) während z. B. die Mimen des Sophron und Xenarch, wiewohl geschrieben: *τοῖς λόγοις ψιλοῖς,* Dichtungen seien. (Ähnlich sagt Plutarch de audiendis poetis ed. Hutt. T. VII, p. 62 von den philosophischen Lehrgedichten des Empedokles, Parmenides cet. auch von den Gnomen des Theognis: *λόγοί εἰσὶ κεχρημένοι παρὰ ποιητικῆς, ὥσπερ ὄχημα, τὸν ὄγκον καὶ τὸ μέτρον, ἵνα τὸ πεζὸν διαφύγωσιν.)*

Wo deshalb Aristoteles die Rede als solche betrachtet, weiſs er nichts von einer eigenen poetischen Sprache, als ob die Poesie eine besondere Formierung derselben bedinge. Er erkennt die Notwendigkeit kühner, zusammengesetzter Wortbildungen bei den Dithyramben, den Darstellungen der Affekte, an (Rhet. III, 3), aber Bilder und geschmückter Ausdruck bringen ihm keineswegs die Poesie hervor, vielmehr darf der Dichter sie nur sparsam verwenden, weil sie sonst von der Hauptsache abziehen, und Charaktere wie Gedanken verdecken. (Poet. cp. 24, cf. auch Rhet. III, 3.) Er lehnt darum überhaupt die Behandlung der Redeformen (der *σχήματα τῆς λέξεως*) in der Poetik ab (cp. 19), mit Recht abweichend von den modernen Verfassern von Poetiken und Aufstellern einer „dichterischen Sprache“, da für die Dichtkunst deren Kenntnis oder Nichtkenntnis ziemlich gleichgiltig sei. Die Schauspielerkunst müsse von ihnen wissen, sagt er, oder vielmehr eine andere und höhere Kunst als diese. (*τὰ σχήματα τῆς λέξεως, ἅ ἐστιν εἰδέναι τῆς ὑποκριτικῆς καὶ τοῦ τὴν τοιαύτην ἔχοντος ἀρχιτεκτονικήν.)* Als Beispiele solcher Redeformen führt er dann Figuren an des Gebots, der Bitte, Drohung, Frage cet. — Nun ist klar, daſs Aristoteles unter der architektonischen Wissenschaft an dieser Stelle keine andere versteht, als die Theorie der Sprache als

Sprache. Die Rhetorik, unter welche sonst gewöhnlich die Figurenlehre gebracht wird, meint er nicht, denn er weist ihr gerade im Gegensatz hierzu zu Anfang desselben Kapitels die Behandlung der Gedanken zu (*περὶ διανοίας*). Ein kleiner Schritt fehlte nur bis dahin, dafs von ihm diese Wissenschaft auch als ein Wissen von einer Kunst erfafst wurde, und diesen Schritt hatte er halb zurückgelegt, als er (Poet. cp. 22) über ungewöhnliche Worte, Figuren, Metaphern und deren Anwendung redend, sagte, es sei nichts Geringes (*μέγα μέν*), dergleichen passend anzuwenden, das bei weitem Bedeutendste aber (*πολὺ δὲ μέγιστον*) sei es, das Metaphorische zu behandeln, denn dies entspringe allein aus glücklicher Naturanlage (*εὐφυΐας δὲ σημεῖόν ἐστιν*), weil es auf bildlichem Anschaun beruhe. — Da hatte Aristoteles doch eine Kunst, welche durch Sprache sich darstellt, ohne doch Poesie zu sein oder der Rhetorik anzugehören.

Noch auf einen andern Punkt haben wir zurückzuweisen. Was wir nämlich oben (p. 30) als wesentlichen Unterschied der Sprachkunst von der Poesie in Bezug auf ihren Gehalt bezeichneten, dafs jene die individuelle Seele in ihren einzelnen Lebensmomenten zum Ausdruck bringe, die unmittelbare Bewegung der Naturseele, diese von dem selbstbewufsten, mit der objektiven Welt vermittelten allgemeinen Geist der Gattung getragen werde, gerade dies trennt auch nach Aristoteles die wahrhafte Poesie von anderen Hervorbringungen, welche er nur eben nicht bestimmt einer andern Kunst — unserer Sprachkunst — einzuordnen weifs. Er schliefst deshalb die individuellen Spottgedichte von der Poesie aus, (vide oben p. 59) und betont den allgemeinen, philosophischen Charakter dieser letzteren (vide oben p. 51). Hiermit hängt zusammen, dafs er auch die Improvisationen, sofern sie eben nur den Erregungen des Moments Ausdruck geben, von der Poesie trennt (vide oben p. 32). Er betrachtet die Leistungen jener Verfertiger von Spottgedichten und von Improvisationen gleichsam als Vorstufen zur Ausbildung der Poesie. Aus den individuell gehaltenen Spottliedern, sagt er cp. 4, ging der die Dummheit allgemein verspottende epische Margites hervor, und cp. 5: es sei in Athen zuerst Krates vom individuellen Spottliede zu allgemein gehaltenen Dichtungen fortgeschritten; (*Κράτης πρῶτος ἦρξεν ἀφέμενος τῆς ἰαμβικῆς ἰδέας καθόλου ποιεῖν λόγους καὶ μύθους*) ebenso habe man sich bei der Neigung und natürlichen Freude, welche die Menschen für Nachahmung, Harmonie und Rhythmus empfänden, zuerst in glücklichen Improvisationen geübt,

aus diesen aber, aneinander gereihten Sprachkunstwerken, dann zur Poesie erhoben. (cp. 4: *κατὰ φύσιν δὲ ὄντος ἡμῖν τοῦ μιμεῖσθαι καὶ τῆς ἁρμονίας καὶ τοῦ ῥυθμοῦ — ἐξ ἀρχῆς οἱ πεφυκότες πρὸς αὐτὰ μάλιστα, κατὰ μικρὸν προάγοντες ἐγέννησαν τὴν ποίησιν ἐκ τῶν αὐτοσχεδιασμάτων.*) Es sei so Tragödie, wie Komödie aus Improvisationen hervorgegangen, jene aus dem Dithyrambus, diese aus den Phallicis. In ähnlicher Weise wie hier in der Geschichte der Litteratur zeigt denn auch die Entwickelung der einzelnen Menschen ein Aufsteigen von Sprachkunst zur Fähigkeit dichterischer Komposition. (cp. 6: *οἱ ἐγχειροῦντες ποιεῖν πρότερον δύνανται τῇ λέξει καὶ τοῖς ἤθεσιν ἀκριβοῦν ἢ τὰ πράγματα συνίστασθαι, οἷον καὶ οἱ πρῶτοι ποιηταὶ σχεδὸν ἅπαντες.*) Wir bezeichneten oben (p. 32) die Improvisatoren als die Virtuosen der Sprachkunst, befinden uns also mit Aristoteles im Einverständnis, sofern wir sie von den Dichtern unterscheiden, bemerken jedoch, dafs Improvisationen nicht nur als dem Grade nach noch nicht Dichtungen und als Anfänge der Dichtkunst zu fassen sind, sondern als der Art nach von dieser verschiedene Kunstwerke. Volkslieder, welche etwa durch Improvisation entstehn, gehören eben dann der Sprachkunst an, und die Improvisatoren sind auch in Zeiten der Kultur möglich, sofern sie in eminenter Weise den vorhandenen Sprachschatz zur Beherrschung des Moments zu verwenden wissen, wobei denn die poetische Idee des Ganzen ihnen nur der übernommene Rahmen ist, in welchen sie ihre Produktionen einpassen. Cicero, wo er den Improvisator Archias rühmt (p. Arch. 8), hebt richtig dessen Wort-Kunst hervor: „quotiens ego hunc vidi, cum litteram scripsisset nullam, magnum numerum optimorum versuum de iis ipsis rebus, quae tum agerentur, dicere ex tempore! quotiens revocatum eandem rem dicere commutatis verbis atque sententiis! — Es versteht sich natürlich von selbst, dafs in demselben Individuum bis auf einen gewissen Grad die Talente zur Improvisation und zur Poesie vereinigt sein können, und sicherlich sind jene Anfänge der Dichtkunst, welche Aristoteles als Improvisationen bezeichnet, von Personen solcher Begabung ausgegangen, aber Kunstwerke reiner Art entstehen nur, wenn der Poet nicht als solcher auch Sprachkünstler sein will und umgekehrt. —

So hat z. B. unser Schiller sich in seinen späteren Werken immer freier gemacht von dem übermächtigen Andrange des Moments und ist ein um so gröfserer Dichter geworden, je mehr er

als Sprachkünstler zurückzutreten wufste. Interessant ist es zu sehn, was dabei herauskommt, wenn ein Mann konsequent und vollständig Sprachkunst mit Poesie verwechselt, und es mag uns, damit wir hiervon ein Beispiel geben, eine kurze Abschweifung gestattet sein.

Aristoteles sagt, dafs die Rede dadurch sich veredele, wenn man sich fremdartiger Bezeichnungen bediene, seltener, umschreibender, metaphorischer (Rhet. 3, 2: *τὸ γὰρ ἐξαλλάξαι ποιεῖ φαίνεσθαι [λέξιν] σεμνοτέραν*), wenn man aber alles und jedes so ausspreche, würde die Rede rätselhaft und kauderwelsch. Jenen ersteren Teil der Ansicht des Aristoteles (am deutlichsten in der Poetik cp. 22: *σεμνὴ δὲ καὶ ἐξαλλάττουσα [λέξις] τὸ ἰδιωτικὸν ἡ τοῖς ξενικοῖς κεχρημένη. ξενικὸν δὲ λέγω γλῶτταν καὶ μεταφορὰν καὶ ἐπέκτασιν καὶ πᾶν τὸ παρὰ τὸ κύριον. ἀλλ' ἄν τις ἅμα ἅπαρτα τὰ τοιαῦτα ποιήσῃ, ἢ αἴνιγμα ἔσται, ἢ βαρβαρισμός.* ausgesprochen), eignete sich an Ferdinand Wachter („Die höhere Dichtersprache, vornehmlich des Witzes, erneuert und erweitert von Eywind Skaldaspillir dem Wiedergeborenen" mit dem Heldengedicht: die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse. Ein komisch-tragisches Heldenlied in 27 Gesängen. Nebst Vorhalle: I. Die Dichtersprache, II. Zweck und Wirkung des ächten Heldenliedes, III. Einheit und Abfassung der Iliade. Leipz. Brockhaus 1854). Er nennt als Quellen für die Belehrung über die Dichtersprache die Skaldenlieder der Heimskringla, griechische Orakelsprüche u. dgl. m. und sagt: „Die wahre Dichtersprache braucht den prosaischen Ausdruck gar nicht, sondern bedient sich blofs dichterischer Bezeichnungen." Es ist, wie Wachter meint, Aufmerksamkeit auf den Inhalt als solchen der Poesie fremd; die Skaldenlieder, auch wohl die Gesänge Pindars gäben das Richtige, hingegen seien Goethes Dichtungen „in dürftiger Dichtersprache verfafst."

So giebt denn der Mann ein Beispiel, wie es wird, wenn jemand mit theoretisch befestigtem Bewufstsein und praktischer Tollheit Sprachkunst mit Poesie verwechselt. Er macht also Vorschläge zur Güte, um die Sprache, d. h. nach ihm: die Dichtkunst zu heben. Das Volk liebe dichterische Bezeichnungen z. B. Gänsewein statt Wasser; der Dichter möge nun für Gans den edleren Schwan setzen, dann umschreibe er Wein und Schwan und sage also statt Wasser: „der von der weifsen Zierde des Urdharbrunnens genossene Rebensaft." So ist ein Strumpfwirker auf poetisch: „Der Wirker der Hüllen der Füfse", und sehr schön

kann gesagt werden: „Gäbe mir einer den Schallschlag, die von dem Ohr und der Wange genossne, nicht süfsliche Feige“ etc. —

Damit man sehe, wie sich dies im Zusammenhange ausnimmt, möge eine Stelle aus der Wachterschen Dichtung folgen:

„Als ich einst in den herbstlichen Ferien Lehrau's Au liess,
Und nach der Stadt, die erfreu'nd an der Leutra und Saale Vermählung
Ganz paradiesisch gelegen, mich trug, und dem Hain, das der alte
Am Landgrafen geborne Philister als Hahn aus dem Mund schickt,
Welchem ein Lichten vorangeht, dessen Erwähnen den Söhnen
Des nach dem Lichten sich sehnenden Ziels des den kinnlichen Backen
Boldwin's schwingenden Tödters des Leun, auf dem Wandern ein Heimweh
Weckt, wie den Tellschussgläubigen Sehnleid jene Musik schafft,
Die Kuhreigen genannt, als ich nach der Quelle der Wonne
Wallhaul's ging, liess ich mir die würzigen Pflaumen der kalk'gen
Hügel des Saalthals trefflich die speisende Röhre hinunter
Gleiten. — Ein Mädchen verbot, die Last der Belaubten zu mindern“

u. s. w.

Wir sahen oben schon, wie Lessing die Lyrik im Verhältnis zum Wesen der Poesie betrachtet. Man erinnert sich hierbei an jene Stellen in den Litteraturbriefen, in welchen er zwischen dem Sprachkünstler und dem Dichter unterscheidet. Es galt den Oden des Herrn Cramer: „Herr Cramer ist der vortrefflichste Versifikateur — dafs aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben wir oft beide bedauert. Wer eine oder zwei von seinen sogenannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen. In allen findet sich viel poetische Sprache und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen, aber auch allen mangelt der schöne verdeckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindar und Horaz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das, mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, blofs in die Augen leuchtet.“ Was Lessing hierbei unter „poetischer Sprache“ versteht, deutet er an, indem er weiterhin vor dem Ge-

brauch „edelster Worte" warnt, durch welche „die Helden (des Drama) in Deklamatores verwandelt werden" und statt ihrer die Wahl der „nachdrücklichsten" empfiehlt. (Es bezieht sich dies auf Klopstock's Abhandlung: „Von der Sprache der Poesie." — zuerst im „Nordischen Aufseher", wie Lessing citiert; in den sämtlichen Werken Bd. 10, p. 202 sq.) Es heifst also Lessings Urteil für uns: Herr Cramer, seiner Natur nach ein unverächtlicher Sprachkünstler, wird dadurch nicht zum Dichter, dafs er eine Reihe sprachlicher Kunstwerke nach blofs prosaischen, logisch-rhetorischen Gesichtspunkten zusammenstellt. Weiter aber ist zu bemerken, dafs Dichter dieser Art, welche zwei Künste vermischen, eben darum auch nicht für wahrhafte Sprachkünstler zu halten sind, denn sie können nicht, was sie wollen, und sie wollen nicht, wozu sie vielleicht befähigt sein würden. Solchen Zwitterkünstlern gilt das Horazische (ad Pis. 372):

— „mediocribus esse poetis
Non homines, non di, non concessere columnae." —

Der Sprachkünstler, sobald er mit selbständigen Werken auftritt, darf diese nicht in Formen bringen wollen, welche der Poesie angehören. Rückert hat in unserer Zeit z. B. hierin das Richtige getroffen, die Spruch- und Liedform angewendet, wie wir dies später noch besprechen werden.

Lessing teilte Herrn Basedow, der sich über jenes Urteil ereiferte, mit, dafs man ein „vortrefflichster Versifikateur" — wie auch z. B. Pope es war — nicht wäre, ohne ein Mann von vielem Witze, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu sein; „ja, dafs ein solcher Mann jedenfalls auch ein Genie habe." Es wird dabei Diderot citiert: „Quelle différence entre le Versificateur et le Poete! Cependant ne croyez pas que je meprise le premier: son talent est rare" und eine Stelle aus einem „feinsten Kunstrichter der Engländer" (dem Verfasser des Essay on te Writing and Genius of Pope): Wahre Dichter seien so selten, „that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The man of rhymes may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true Maker of*) Creator, is so incommon a prodigy, that" — cet. (vide Lessing: Briefe, die neueste Litteratur betreffend, Brief 51 und 103.)

Boileau übrigens, den Diderot in der oben citierten Stelle

*) Lessing hat of; ist vielleicht or zu lesen? Gr. Ausg. Bd. 6, 216.

als versificateur bezeichnet hatte, wird in den „Questions sur l'Encyclopédie“ (u. Artikel: Art poétique) gegen diese Bezeichnung in Schutz genommen: „Il faut rendre justice à Boileau. S'il n'avait été qu'un versificateur, il serait à peine connu.“ — cet. Er selbst warnt (in seiner l'art poëtique, I, 9):

„N'allez pas sur des vers sans fruit vous consumer,
Ni prendre pour génie un amour de rimer“ cet.

Hatte doch auch sein Vorbild Horaz (ep. ad Pis. 319 sq.) schon gegen die Wortklingelei bemerkt:

„Interdum speciosa locis, morataque recte
Fabula nullius veneris sine pondere et arte
Valdius oblectat populum meliusque moratur
Quam versus inopes rerum, nugaeque canorae.“

Auch ein deutscher Kritiker vor Lessing, Christian Wernicke, der sich über „das Wörterspiel“ der Schäfer an der Pegnitz lustig macht, hatte unterschieden zwischen Worte- und — Versemachern und Dichtern. Er sagt: (wie Koberstein, Grundr. der Gesch. der dtsch. National-Litterat. Bd. 1. p. 657 anführt) „Wir sind unstreitig bessere Reimer und bessere Versmacher, als Franzosen, Italiäner und Engländer; wer aber unter uns, der diese ausländische Poeten gelesen und deren Sprache nicht nur überhin verstehet, darf sich unterstehen zu sagen, dafs wir bis itzo durchgehends so gute Poeten als sie sind?“ —

In sinniger Weise bespricht Herder Zeiten des Übergangs von Musik zur Poesie, in denen eben Sprechkunst und Sprachkunst vorzugsweise herrschend waren: (Werke, T. I, p. 154: „Von den Lebensaltern einer Sprache.“) „Lange Zeit war bei den Alten singen und sprechen (*αὐδᾶν, ἀείδειν* und das nachgebildete Wort canere) einerlei. Orakel sangen, und die Stimmen, die der Gott sang, hiefsen Aussprüche (*φατά*); die Gesetze sangen, und hiefsen Lieder (*νόμοι*); die Weissager, die Dichter sangen und was sie sangen, hiefsen Reden (*ἔπεα*) cet.“ „Man sprach im gemeinen Leben (und ein anderes gab es noch nicht) die Worte in höherem Ton, dafs man nicht blofs lange und kurze Accente, sondern auch hohe und niedere Sylben deutlicher hören liefs. Der Rhythmus der Sprache war heller, und in solchen rhythmischen Falltönen fiel natürlich die Sprache auseinander“ (p. 137) cet. „Und dies jugendliche Sprachalter war blofs das poetische. Man sang im gemeinen Leben, und der Dichter erhöhte nur seine Accente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus. Die Sprache war sinnlich und reich an kühnen Bildern: sie war noch ein Aus-

druck der Leidenschaft, sie war noch in den Verbindungen ungefesselt: der Periode fiel auseinander, wie er wollte — Seht, das ist die poetische Sprache!" —

Wir sagen: seht, das ist eine Schilderung der Sprache als Kunst der Sprache! und bemerken noch folgendes über die vermeinte Fortentwicklung und Ausbildung der Sprache durch die Poesie. Es ist nämlich nach dem von uns früher Gesagten nicht richtig, einen unmittelbaren Einfluſs der Poesie auf die Sprache anzunehmen. Eine Kunst freilich ist es — und in dem allgemeinen Sinne, nach welchem wir in jeder Kunst Poesie erblicken, mag man sie ungenau Poesie nennen, wie wenn Goethe (Bd. 26 p. 157) „Poesie und leidenschaftliche Rede die einzigen Quellen" nennt, aus denen Reinigung, Bereicherung, lebendiges Wachstum der Sprache hervorgehe. Freilich war im Entstehen der Sprache der Dichter auch der Sprachkünstler, und erst die eine Weltanschauung ausdrückende Sprache gestattete freie Entfaltung des poetischen Gedankens —, welche in der Bildung und Weiterbildung der Sprache sichtbar wird, aber es ist dies lediglich Sprachkunst, nicht Dichtkunst. Daſs Dichter auch Sprachkünstler sein können und umgekehrt, versteht sich von selbst, wie ja auch der Bildhauer zeichnen kann, und z. B. ein Buonarotti die höchste Bedeutung in der Architektur, Skulptur, Malerei zugleich erreichte — aber die kunstvolle Behandlung der Sprache ist sicher nicht das Werk des Dichters als solchen. Wie Lessing, unterscheiden auch Goethe und Schiller in dieser Beziehung gar wohl. Goethe erinnert z. B. „für junge Dichter": (Bd. 26 p. 316) „Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daſs es einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen (Goethe vermeidet sichtlich den Ausdruck: in Poesie) sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäſs, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken." „Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles, was im Innern vorgeht, alles, was sich auf die Person bezieht, mehr oder weniger gelungen sein" cet. So schildert man Sprachkunst, welche geneigt ist, sich für Poesie zu halten; und was sagt Schiller anderes zum „Dilettanten"?

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein."

(cf. hierzu Goethe Bd. 25 p. 333: „Schaden des Dilettantismus in der lyrischen Poesie.")

Wichtig ist für die neuere Theorie der Kunst die Ansicht Hegels. —

Hegel (in seiner Aesthetik; Vorlesungen ed. Hotho) stellt eine Sprachkunst im System der Künste nicht auf, aber dennoch sondert er solche Kunst von der Poesie und giebt auch ihre Gliederung im wesentlichen richtig an. — Die Idee des Schönen entwickelt sich nach Hegel in drei Hauptformen der Kunst: als symbolische, klassische und romantische, (Bd. I, p. 388 sq.) und zwar „sucht die symbolische Kunst jene vollendete Einheit der inneren Bedeutung und äufseren Gestalt, welche die klassische in der Darstellung der substantiellen Individualität für die sinnliche Anschauung findet, und die romantische in ihrer hervorragenden Geistigkeit überschreitet“ (p. 390). Es bezeichnen die Namen dieser Kunstformen wesentlich geschichtliche Entwickelungsstufen: die orientalische, antike, mittelalterliche Kunst, denen gegenüber das moderne Ideal, wie Gottschall (Poetik p. 107) will, als die plastische und romantische Seite vereinigend aufgefafst werden mag. —

Nun ist klar, dafs die Sprachkunst hauptsächlich der symbolischen Kunstform Hegels zugerechnet werden mufs, wie sie denn auch vorzugsweise im Orient zu üppiger, die Poesie überwuchernder, Entfaltung gelangt ist. Denn Sprache ist Symbol des Gedankens, ist sein menschlich konventionelles Zeichen. Hegel sagt darüber (p. 392 sq.): „Das Symbol ist zunächst ein Zeichen. Bei der blofsen Bezeichnung aber ist der Zusammenhang, den die Bedeutung und deren Ausdruck mit einander haben, nur eine ganz willkürliche Verknüpfung. Dieser Ausdruck, dies sinnliche Ding oder Bild stellt dann so wenig sich selber vor, dafs es vielmehr einen ihm fremden Inhalt, mit dem es in gar keiner eigentümlichen Gemeinschaft zu stehen braucht, vor die Vorstellung bringt. So sind in den Sprachen z. B. die Töne Zeichen von irgend einer Vorstellung, Empfindung u. s. w. Der überwiegende Teil der Töne einer Sprache ist aber mit den Vorstellungen, die dadurch ausgedrückt werden, auf eine dem Gehalte nach zufällige Weise verknüpft, wenn sich auch durch eine geschichtliche Entwickelung zeigen liefse, dafs der ursprüngliche Zusammenhang von anderer Beschaffenheit war, und die Verschiedenheit der Sprachen besteht vornehmlich darin, dafs dieselbe Vorstellung durch ein verschiedenes Tönen ausgedrückt ist.“ —

Nach Hegel ist nun ferner die symbolische Kunst „gleichsam nur als Vorkunst zu betrachten, welche hauptsächlich dem Morgen-

lande angehörte" (p. 391). (Der Ausdruck „Vorkunst" wird p. 406 der „eigentlichen Kunst" entgegengesetzt.) Die unsichere Bezeichnung einer Vorkunst, die dies doch nur „gleichsam" sein soll, zeigt die Verlegenheit, in welcher sich Hegel bei der Rubrizierung befand; im Verhältnis zur Poesie war hier eben die Sprachkunst anzuerkennen. —

Wir deuten auch noch die weitere Ausführung bei Hegel an, weil sie fast den gesamten von uns später zu entwickelnden Stoff der Sprachkunst berührt. Hegel selbst bemerkt (p. 491) ausdrücklich, „dafs die verschiedenen Formen, welche in diesem ganzen Kreise ihre Stellung finden, fast durchgängig nur der Kunst der Rede angehören," — nimmt aber freilich sofort wieder diese „Kunst der Rede" als die „Poesie".

Nachdem Hegel (p. 392) die Symbole unterschieden hat 1) in willkürliche Zeichen, z. B. Töne einer Sprache, Farben cet. für Vorstellungen, und 2) in solche, welche in Beziehung stehen, z. B. Löwe als Symbol für Stärke, Fuchs für List cet. zeigt er (p. 395), dafs sie notwendig zweideutig sind, weil sie sowohl im eigentlichen wie im uneigentlichen Sinne genommen werden können, wie z. B. die Wörter: begreifen, schliefsen cet. Diese Zweideutigkeit hört erst dann auf, wenn die Beziehung von Bild und Bedeutung ausdrücklich gesetzt wird in einer Vergleichung. — Wird nun diese subjektive Seite der Einsicht in die Beziehung des Symbols oder Zeichens zu seiner Bedeutung noch nicht als solche geltend gemacht, so giebt dies die Darstellungen der Fabel, Parabel, des Apologs (p. 416), des Sprichworts und der Metamorphosen (p. 490); wenn aber die Bedeutung als solche klar hervortritt und das Symbol überragt, so giebt dies die Allegorie, die Metapher, das Gleichnis (p. 416), das Rätsel und das Bild (p. 490). Wenn endlich sich die Kunstform rein äufserlich zur Bedeutung stellt, wodurch diese selbst als blofse Prosa sich ausscheidet, so giebt dies das Lehrgedicht und die beschreibende Poesie (p. 416), von welchen Dichtformen (p. 490) auch gesagt wird, dafs sie nur „anhangsweise" erwähnt würden, weil sie „wahrhafte Kunstwerke" nicht seien. —

Jene symbolische Kunstformen sind also (p. 488) „untergeordneter Gattung", wenn sie sich als ein Ganzes darstellen; im übrigen kommen sie bei echten Produkten der klassischen und romantischen Kunst „als Schmuck und Beiwerk" vor. Man „befindet sich deshalb in Verlegenheit und hat viel Mühe, wenn man

diese Dichtungsarten in bestimmte Hauptarten einzurangieren unternimmt“; (p. 491) sie sind nur „ein bloſses Suchen der Kunst“ (p. 492) haben nur „zu den allgemeinen Formen der Kunst ein Verhältnis, und ihr spezifischer Charakter läſst sich nur aus diesem Verhältnis, nicht aber aus dem Begriff der eigentlichen Gattungen der Dichtkunst, als der epischen, lyrischen und dramatischen erklären“. —

Freilich nicht. Merkwürdig aber ist es doch, daſs eine Menge unzweifelhafter Kunstwerke, darunter z. B. die Fabel, welcher ein Lessing so viel Aufmerksamkeit widmete, die Spruchdichtung, welche Nationen so lange und so eindringlich bewegt — wenn auch nicht mit dem Posaunenschall dramatischer Pracht — „untergeordnet“ sein sollen und einem schwer begreiflichen „allgemeinen“ Kunstverhältnis angehören, weil sie in die Rubriken nicht passen wollen, welche die Theoretiker gemacht haben. Gelten denn die Kunstwerke nur, wenn das System es erlaubt, oder muſs nicht umgekehrt die Theorie aus den wirklich vorhandenen Kunstwerken abgeleitet werden? —

Daſs aber die Werke der Sprachkunst sich in die Rubriken der Poesie nicht einfügen lassen, ist eine Folge davon, daſs Hegel den Begriff der Poesie höchst scharf und bestimmt gefaſst hat; denn hieraus muſste sich ergeben, daſs jene Erzeugnisse der Sprachkunst ihr nicht angehören. Hegel nennt die Poesie „die allgemeine Kunst, deren eigentliches Material die Phantasie selber ist“. (Aesth. T. III, p. 231.) „Ihre Sprache beruhe weder auf der Wahl der einzelnen Wörter, noch auf der Art ihrer Zusammensetzung zu Sätzen und ausgebildeten Perioden, noch auf dem Wohlklang, Rhythmus, Reim u. s. f., sondern auf der Art und Weise der Vorstellung.“ — Er betont dies besonders (Aesth. III, p. 274): „Die äuſserliche Weise, in welcher ein Inhalt kunstgemäſs erscheint, das kann, wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, für den poetischen Ausdruck nur die Vorstellung selber sein.“ —

Hegel schildert ferner, und es läſst sich nicht besser sagen, das erste Hervortreten der Sprachkunst. Er entwickelt nämlich, daſs Sprechen um zu sprechen, Poesie giebt; und er hat recht, wenn er Poesie in dem weiteren Sinne faſst, in welchem man es für Kunst überhaupt gebraucht, wie er selbst (III, p. 237) sagt: „Die Natur des Poetischen fällt im allgemeinen mit dem Begriff des Kunstschönen und Kunstwerks überhaupt zusammen“. — Hätte er aber, nach seinen eigenen Prinzipien, nicht sagen müssen:

Sprechen, um zu sprechen, giebt eine Kunst der Sprache? — Die Worte selbst sind (Aesth. III, p. 239 sq.): „Die Poesie hat begonnen, als der Mensch es unternahm, sich auszusprechen; das Gesprochene ist ihr nur deswegen da, um ausgesprochen zu sein. Wenn der Mensch selbst mitten innerhalb der praktischen Thätigkeit und Not einmal zur theoretischen Sammlung übergeht und sich mitteilt, so tritt sogleich ein gebildeter Ausdruck, ein Anklang an das Poetische ein. Hiervon liefert, um nur eins zu erwähnen, das durch Herodot uns erhaltene Distichon ein Beispiel, welches den Tod der zu Thermopylae gefallenen Griechen berichtet. Der Inhalt ist ganz einfach gelassen; die trockene Nachricht, mit dreihundert Myriaden hätten hier die Schlacht viertausend Peloponnesier gekämpft; das Interesse ist aber, eine Inschrift zu fertigen, die That für die Mitwelt und Nachwelt, rein dieses Sagens wegen, auszusprechen, und so wird der Ausdruck poetisch, d. h. er will sich als ein *ποιεῖν* erweisen, das den Inhalt in seiner Einfachheit läfst, das Aussprechen jedoch absichtlich bildet. Das Wort, das die Vorstellungen fafst, ist von so hoher Würde, dafs es sich von sonstiger Redeweise zu unterscheiden sucht und zu einem Distichon macht.“

Nun kommt es gewifs nicht darauf an, dafs jene Inschrift sich gerade zu einem Distichon machte; die metrische Form ist ihr nicht wesentlich, und auch die ungebundene Rede würde genügt haben, obwohl sie sicher auch nach rhythmischer Schönheit gestrebt hätte, aber, und das ist es, worauf es ankommt, sie suchte sich „rein dieses Sagens wegen“ auszusprechen und darum „von sonstiger Redeweise zu unterscheiden“; sie änderte nicht die Vorstellung, sondern den Ausdruck, sie war also kein Werk der Dichtung, sondern der Sprachkunst. — Dafs aber dies sich so verhalte, giebt Hegel indirekt zu, indem er solche Darstellung des blofsen Moments, ohne weitere Entwickelung, von der Poesie ausschliefst und doch der Kunst zurechnet. Es ist nicht ohne Interesse, zu sehen, wie er sich wendet und dreht, das Falsche abzuwehren, zum bestimmten Erfassen des Richtigen aber nicht durchdringt. T. III, p. 248 sagt er: „Es giebt einen Inhalt gediegener Art, der ein in sich geschlossenes Ganzes bildet, doch ohne weitere Entwickelung und Bewegung schon in einem Satze vollendet und fertig ist. Von solchem Gehalt läfst sich eigentlich nicht sagen, ob er zur Poesie oder zur Prosa zu rechnen sei. Das grofse Wort des alten Testaments z. B. „Gott sprach, es werde Licht und es ward Licht“, ist in seiner Gediegenheit und

schlagenden Fassung für sich die höchste Poesie so gut als Prosa. Ebenso die Gebote: Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir; oder: du sollst Vater und Mutter ehren. Auch die goldenen Sprüche des Pythagoras, die Sprüche und Weisheit Salomonis u. s. f. gehören hierher. Es sind dies gehaltvolle Sätze, die gleichsam noch vor dem Unterschiede des Prosaischen und Poetischen liegen. Ein poetisches Kunstwerk aber ist dergleichen selbst in gröſseren Zusammenstellungen kaum zu nennen, denn die Abgeschlossenheit und Rundung haben wir in der Poesie zugleich als Entwickelung, Gliederung und deshalb als eine Einheit zu nehmen, welche wesentlich aus sich zu einer wirklichen Besonderung ihrer unterschiedenen Seiten und Teile herausgeht.“ —

Nicht minder vergeblich bemüht sich Hegel, wo er vom sprachlichen Ausdruck der Poesie handelt (T. III, p. 282 sq.), eine besondere poetische Sprache, welche er anerkennt, abzugrenzen: „Es läſst sich die Grenzlinie, an welcher die Poesie aufhört und das Prosaische beginnt, nur schwer ziehen und ist überhaupt mit fester Genauigkeit im allgemeinen nicht anzugeben.“ — Man denkt bei dem Begriff des sprachlichen Ausdrucks der Poesie gewöhnlich nur an die Sprache der Oden, des Heldengedichts, der Tragödie; hielte man sich gegenwärtig, daſs ebensowohl die Sprache der Satire, der Komödie, des Märchens, der Novelle zum „sprachlichen Ausdruck der Poesie“ gehört, so würde man leicht die Ansicht gewinnen, daſs überhaupt das poetische Kunstwerk nur in demselben Sinne eine besondere Sprache verlangt, in welchem z. B. der Kanzelredner, der Philosoph, der Feuilletonist sich einer eigenen Sprache zu bedienen hat. — Sehr gut bespricht Hegel (T. III, p. 287) auch die Überwucherung dichterischer Produktionen mit Gebilden der Sprachkunst, wodurch rhetorische Poesie (bei Lateinern, Franzosen, auch Herder, Schiller) oder Überladen mit Bildern (bei Spaniern und Italienern, besonders Persern und Arabern) und witziges Spielen der Diktion entstehe. —

Wir erwähnen ferner Trahndorff. (Aesth. oder Lehre von der Weltanschauung und Kunst. Berl. 1827.) Trahndorff spricht z. B. (T. II, p. 94) von einer „Kunst des Wortklanges“, welche zusammen mit der Musik als „das Bewegen des Zeitlichen zum Ewigen“ zu fassen sei, wie sich Mimik und Tanzkunst als „das Bewegen des Räumlichen zum Ewigen“ darstellten. Er bestimmt sie näher p. 115: sie sei „das Sprechen als schöne Kunst“, welches

er nennt: „ein Inbegriff von Bildern in Bildern und von Bildern über Bildern.“ — Er sagt (p. 116): „Wohl hat man bereits erkannt, daſs es eine solche Kunst geben müsse, wie dies der Eifer der Aesthetiker beweist gegen diejenigen, welche schöne Verse schon für schöne Gedichte halten; man hat also die Verskunst dadurch als eine besondere von der Poesie verschiedene anerkannt, indem man einsah, daſs ein Gedicht in schlechten Versen doch sehr poetisch sein könne, so wie hingegen die schönsten Verse sehr unpoetisch.“ — „Der Mangel an Selbständigkeit der Kunst des Wortklanges (sagt er p. 94) hat sie als eigentümliche Kunst versteckt“, ihr Einfluſs erscheine (p. 98) z. B. an den Klinggedichten, Sonetten, Trioletten u. s. w., welche indes zur lyrischen Poesie zu rechnen seien. Trahndorff bemerkt weiter (p. 117), daſs diese Kunst sich zeigen könne „in der Prosa so gut wie in der Verskunst,“ „daſs sie trotz scheinbarer und wirklicher Abhängigkeit von anderen Künsten, dennoch ihr eigenes Leben habe, und ein Glied sei in der Reihe der schönen Künste und ein notwendiges Organ in dem Organismus der Kunst überhaupt, daſs sie also auch für sich zu beachten und nicht zu zersplittern und bei anderen Künsten unterzustecken sei“. Durch Feststellung solcher Kunst des Wortklanges wird, wie Trahndorff sieht (p. 118), mancher Unklarheit über die Sprache der Prosa in ihrem Verhältnis zur Verskunst begegnet, man begreift durch sie „ein Leben des Schönsprechens, und daſs ein Improvisatore, wenn auch nicht gerade als Dichter, doch als Meister in der Kunst des Wortklanges werde gelten können“. Auch die „Deklamation“ weist er in die Sphäre dieser Kunst, und als ihr entsprechend bezeichnet er (p. 118) „die Tanzkunst“, „denn so wie diese hindeute auf eine Veredelung des menschlichen Bewegens, so jene auf eine Veredelung des Sprechens“ cet. — Die weitere Ausführung bei Trahndorff hält sich teils zu sehr im allgemeinen, teils verfehlt sie auch zu sehr das Totalgebiet der Sprachkunst, da diese ihr mit der Verskunst fast zusammenfällt. — Die Unterscheidung der Poesie von der Sprachkunst, wie sie Hegel aufstellt, findet sich mehr oder weniger deutlich auch bei den neueren Aesthetikern, ohne daſs jedoch es zur Aufstellung einer besonderen Kunstgattung gekommen wäre. Der Wirrwarr in diesem Gebiete ist deshalb bis heute geblieben.

Thiersch (Allgemeine Aesthetik. Berl. 1846), dessen Gliederung der Künste wir schon oben (p. 33 sq.) erwähnten, spricht (p. 141) von „gewissen Tongebilden“ in der Sprache, welche der

Dichter „als Werkstücke für die Gestaltung seiner Schöpfungen" brauchen könne. Er sagt: „Es hat sich in den Worten gleichsam ein Vorrat von Formen und in der Rede ein Instrument gebildet, dessen Tasten der Geist berührt, und auf dem er die Melodieen seiner Gedanken spielt." — „Es hat sich gleichsam (?) gebildet!" Wer ist der Es? —

Bei Kahlert (System der Aesthetik. Leipzig 1846) heiſst es, (p. 255): „Das dichterische Ideal ist, wie wir sehen, allerdings Bild, aber ein weit höheres, als Metapher und Gleichnis. Die Metapher hat ihr Verhältnis zur Vorstellung, das Gleichnis zum Phantasiegebilde, welches von dem seine Umrisse überwachenden Begriffe gezügelt wird. Das Ideal, die Erscheinung der Idee, ist bildliche Äuſserung der Vernunft." P. 251 warnt Kahlert vor Verwechselung einer „Vorratskammer tropischer Ausdrücke" mit der Poesie. Er meint (p. 256), „daſs ein Sprachkünstler als Dichter höchstens Allegoriker sei", wobei denn die Frage bleibt, ob er denn als Sprachkünstler selber nichts ist? —

Solger (Vorlesungen über Aesthetik, herausgegeb. v. Heyse) erkennt (p. 259), daſs für die Poesie die Sprache nicht in demselben Sinne Material ist, als man von einem Material der übrigen Künste spricht; er faſst sie als die Kunst der reinen, das Mannigfaltige aus sich erzeugenden Idee, als die universelle Kunst und stellt ihr die anderen, an sinnliche Darstellung gebundenen Künste gegenüber. Er sagt, nachdem er die „Haupteinteilung in Poesie und Kunst" aufgestellt, „die Poesie ist die universelle Kunst; sie ist die sich selbst modifizierende und bestimmende Idee". „Die Poesie und die darin lebendige Idee muſs selbst eine Wirklichkeit annehmen, die aber nur als Wirklichkeit der thätigen Idee, nicht des Objektes erscheint." „Die Wirklichkeit nun, welche die Idee sich giebt, ist die Sprache, welche mithin nicht äuſseres Mittel oder Organ der Poesie ist, sondern die Existenz und Thätigkeit der Poesie selbst, insofern diese Thätigkeit ganz Wirklichkeit werden muſs." Deutlicher (l. c. p. 265): „Die Sprache ist in der Poesie nicht Mittel der Mitteilung, sondern einzig und allein Mittel der Selbstobjektivierung, wodurch die Idee Wirklichkeit wird." (Genaueres in diesem Sinne: Solger, Erwin, T. II, p. 73, 76, 81.) —

Nicht klarer ist sich hierüber Carrière (den Danzel, Lessing II, p. 46 A citiert), wenn er sagt: „daſs das Material, in welchem der Dichter arbeitet, eigentlich (!) doch die Phantasie des Hörers

oder Lesers ist". Mit solchem: „eigentlich" ist in der Wissenschaft eben Ernst zu machen. —

Vischer, der die Sprache richtig als „bloſses Vehikel" für die Poesie bezeichnet, als für welche nur „die Phantasie" selbst das Material sei (Aesthetik, T. III, 2. § 836, p. 1163); der ferner (§ 838) die Poesie als die „Totalität der anderen Künste" faſst, und „den Standpunkt der bildenden Künste auch in dieser wiederkehren" sieht, war, wie Hegel, nahe daran, eine Sprachkunst als selbständige Kunst zu erkennen. Bestimmt genug heiſst es (l. c. p. 9): Das Material der Poesie sei die Phantasie der Zuhörer, „Sprache sei nur das Werkzeug, womit in diesem Material gearbeitet wird", aber, wie Hegel, läſst er dann (§ 850, p. 1215) „die Dichtkunst „es sein", welche schöpferisch und sprachbildend" wirke. Das Material der Sprache in seinen Einzelheiten zu betrachten, weist er dann „der Rhetorik" zu, nicht ohne deren „wesentliche Formen" auch für die Poetik geeignet zu finden. Daſs die Sache hiermit in genügender Weise sich nicht erledige, deutet er p. 1219 an, wo er sagt: „Genaue Analyse" cet. der „poetischen Sprache würde für die Poetik von tiefem Interesse sein. Man habe dieselbe bisher nur von der Voraussetzung aus, daſs das Ganze prosaisch sei, untersucht; man dachte an keine tiefere Ableitung" cet. „So habe von jeher die trübste logische Verwirrung, die dürftigste äuſsere Aufreihung in diesen Erörterungen geherrscht. Es wäre aber eine gründliche Untersuchung und Berichtigung nicht sowohl Aufgabe der Aesthetik, als vielmehr einer getrennten Poetik. Jene habe dazu keinen Raum übrig." — Schlägt man dann eine neuere Poetik auf, z. B. die von Gottschall (Breslau 1858), so findet man statt der gründlichen Untersuchung etwa die Bemerkung (p. 149): „Es bedürfe wirklich diese Lehre einer gründlichen Reform, zu der leider die Grenzen, die diesem Werke vorgezeichnet seien, nicht den genügenden Raum gewährten."

Manche neuere Aesthetiker endlich, wie Zeising (Aesthetische Forschungen, p. 470) helfen sich freilich glatt über diese Schwierigkeiten fort, indem sie kurzweg: „die Sprache das Darstellungsmittel für die Poesie nennen, welche für den Dichter dieselbe Bedeutung habe, wie die übrigen Stoffe für die übrigen Künstler." —

Ähnlich, und den Sprachkünstler charakterisierend, der sich für einen Dichter hält, sind Rückerts Worte (Ausgew. Ged.,

p. 289) die Poesie ist ihm: „des Worts demütge Dienerin“, so daſs er erklärt:

„Des Wortes Kraft durch Worte zu entfalten,
Dies hohe Amt ist vor der Welt das meine.“

6. Die Gliederung der Sprachkunst.

Wir gehn dazu über, den Inhalt der Sprachkunst im einzelnen zu bezeichnen und zu klassifizieren. Er zerlegt sich uns in drei deutlich auseinandertretende Gruppen, welche ohne Zwang eine Parallele mit den Gattungen der Sculptur, der, wie wir sahen, der Sprachkunst entsprechenden bildenden Kunst zulassen. Man erinnert sich hierbei, daſs Demokrit (wie Olympiodor zu Platons Philebus p. 242 anführt) die Namen als *ἀγάλματα φωνήεντα* bezeichnete, ebenso (nach Proclus zu Plat. Kratyl. p. 6) Pythagoras. (vide: Lersch, die Sprachphilosophie der Alten I, 26 und III, 19.)*)

Fassen wir nämlich die Kunst des Bildhauers allgemein als solche, durch welche eine kontinuierliche Masse Form empfängt, so werden wir behauene Grenzsteine, Denksteine, mancherlei Formierung von Backsteinen, Säulen und Pilasterbildungen, selbst, wie in Indien, in Tiergestalten, Postamenten u. d. m. als Bildhauerwerke, wenn auch niedrigsten Ranges, gelten lassen; ebenso z. B. jene bergartig aus Erde aufgeworfenen Reliefs in Nordamerika, welche Vischer (T. III, p. 269) „gebaute Plastik, plastisches Bauen“ nennt, ferner die Obelisken: steinerne Sonnenstrahlen, die Steinpfeiler des Nordens, (cf. Kugler, Kunstgesch., p. 10) die Idole von den Sandwichinseln, die „Bildersteine“ in Nordasien (cf. Springer, Kunstgesch., p. 12), den indischen Dagop, reihenweise Aufstellung von Sphinxen, Widdern cet., Memnonen in Egypten, Elefanten cet., in Indien: symbolische Bauwerke. Daſs dergleichen schlieſslich der verhältnismäſsig leichten Technik eines Steinmetzen zur Ausführung überlassen werden könnte, thut nichts zur Sache. Vischer (Aesth. T. III, p. 89) bespricht, wie viel-

---

*) Hierocles (Comment. in Aur. Carmen XXV): *καὶ τὸ τοῦ Διὸς ὄνομα σύμβολόν ἐστι καὶ εἰκὼν ἐν φωνῇ δημιουργικῆς οὐσίας, τῷ τοὺς πρώτους θεμένους τοῖς πράγμασι τὰ ὀνόματα, διὰ σοφίας ὑπερβολήν, ὥςπερ τινὰς ἀγαλματοποιοὺς ἀρίστους, διὰ τῶν ὀνομάτων, ὡς δι᾽ εἰκόνων, ἐμφανίσαι αὐτῶν τὰς δυνάμεις.*

fältig der Künstler erst durch das Handwerk hindurchgeht, wie z. B. Peter Vischer, bei den Griechen der *δημιουργός, χειρῶναξ,* wie denn *τέχνη* ebensowohl Kunst wie Handwerk ist. Findet doch ähnliches auch bei der Dichtkunst statt, sofern Übung in der Behandlung der Sprache bis zu ihr hinanreicht. Solche Werke nun, obzwar an sich selbständig gedacht, vielleicht auch zufällig, wenn z. B. der Kultus sich einmischt, selbständig erhalten, lehnen sich gewöhnlich an etwas Architektonisches an, sei es Bau oder Garten, verschwinden auch wohl unbeachtet in der Mannigfaltigkeit als einzelne Teile, obwohl sie in sich gegliederte Ganze sind.

Wird dann zweitens die Bildhauerkunst nach Gehalt und Technik bedeutender, so sichert sie ihren Werken von selbst eine eigentümliche und selbständige Bedeutung, und zwar in dem Maſse, als sie das individuell Menschliche, z. B. in Büsten, Medaillons, zur Erscheinung bringt. Diese Eigenstellung wird dadurch nicht beeinträchtigt, daſs es, wie im Wesen der Malerei, so in der Natur der Skulptur liegt, sich, z. B. als Reliefdarstellung in Giebelfedern, eine architektonische Beziehung oder Umgebung zu wünschen und sich so an die Werke einer räumlich umfassenderen Kunstgattung anzulehnen. In diese zweite Abteilung gehören also z. B. Statuen, Gruppen, Reliefs cet. (cf. Vischer, Aesth., T. III, p. 461). — Es ist endlich drittens die Skulptur imstande, eine freie Verbindung mit anderen bildenden Künsten einzugehn, etwa so, wie die Malerei sich zur Unterstützung von Skulpturwerken herbeiläſst. Sie giebt namentlich der Architektur die Mittel, ihre Strebungen klarer auszusprechen, ihre Wirkungen zu steigern, harmonisch zu machen, zuzuspitzen, ihr Erscheinen reicher und würdiger hervortreten zu lassen. Dabei ist sie nicht darauf beschränkt, sich notwendig wieder mit Kunstwerken zu verbinden, sondern auch Dinge, welche an sich der Prosa des Lebens dienen, werden ihr als Hintergrund, von dem ihr Schmuck sich frisch und klar abhebt, willkommen sein, ja sie wird dergleichen prosaische Werke selbst erfinden oder darstellen, um sie entweder durch ihr Ornament in eine gefällige Beziehung zum ästhetischen Gefühl zu setzen, oder um durch sie für ihre kleinen Kunstwerke passende Träger zu erhalten. Hierher gehören z. B. die geflügelten assyrischen Pallastwächter, egyptischen Sphinxe, in Bezug auf welche Springer (Kunstgesch. p. 16) von einer „architektonischen Skulptur“ spricht, ebenso die umgekehrten Reliefs: *ἔντυπον, ἔγγλυφον,* intaglio für Siegelringe,

auch Pasten, Gemmen, ἔκτυπον, ἀνάγλυφον als Schmuck am Körper, an Bechern, Leuchtern cet. — Es tritt hier zu der Kunstthätigkeit des Bildners noch die Reflexion, um verständige und sinnige Beziehungen zu ermitteln, so daſs die Wirkung des Ganzen wesentlich (wie etwa bei der Beteiligung der Malerei in Schmückung der Gewänder) auf feinen und gebildeten Geschmack berechnet ist. Man denke etwa an Benvenuto Cellinis Thätigkeit. — Vischer (Aesthetik, T. III, p. 331) bezeichnet diese ganze Kunst als „untergeordnete Tektonik", sagt aber: „Niemand rühme sich des Kunstsinns, der sich nicht auch für diese untergeordneten Zweige, wodurch diese Kunst sich konkret mit dem Leben verschlingt, lebendig interessiert." Er verlangt von den Ornamenten, daſs sie sich „organisch in einer den Zweck selbst klar symbolisierenden Weise" mit dem Gerät vereinigen; z. B. Tierfüſse an Tischen, Panthertatzen am Weintisch, Widderkopf am Sturmbock cet. —

Es ist, wie wir in Bezug auf unsere Parallelisierung der Skulptur mit der Sprachkunst noch schlieſslich bemerken, auch nicht zufällig, daſs ein besonders hervorragendes Werk der Sprachkunst, das Epigramm, mit Einzelwerken der Plastik vielfach in Verbindung trat. In der griechischen Anthologie z. B. sind namentlich Bildsäulen, in ihrem charakterisierenden Momente aufgefaſst, Gegenstände eines Ausspruchs, durch welchen diesem Momente gleichsam das Wort geliehen wird; ebenso die natürlichen Menschengestalten in plastischer Situation. Dergleichen sind z. B. Myrons Kuh, Jupiters Bildsäule von Pheidias, die badende Venus, das Bild der Geliebten, die Venus des Praxiteles. Herder („Blumen aus der Anthologie", Bd. 20 p. 124 der ges. Werke) sagt fein: „Es ist ein und derselbe Sinn, der diese Kunstwerke und ihre Exposition in Worten hervorbrachte" und bildet eine besondere Abteilung seiner Epigramme (p. 149) aus „jenen schildernden, welche die Griechen auf ihre Kunstwerke machten". — Alle jene Kunstwerke der Skulptur endlich, die der Architektur oder dem Schmucke dienenden wie die selbständigen, wie die Kunstwerke aller Gattungen überhaupt, verfallen, sobald sie als fertig der Welt der Erscheinungen übergeben worden sind, gehen ihrer Verwitterung, Abnutzung, ihrem Untergange unaufhaltsam entgegen. Der Akt ihrer Schöpfung ist auch die Blüte ihres Daseins, dann unterliegen sie dem Lose alles Endlichen. Und auch hierin teilt die Kunst der Sprache das Geschick ihrer Schwestern, denn die Geschichte der Sprachen zeigt aus-

nahmelos nur den allmählichen lautlichen Verfall, die Abnutzung, das Absterben ihrer Kunstwerke. —

Als den oben geschilderten drei Gattungen der Skulptur entsprechend können drei Formen unterschieden werden, unter denen die Werke der Sprachkunst erscheinen. Sie sind nämlich zuerst innerhalb der Sprache selbst zu erkennen, obwohl sie als Werke der Kunst dort nicht mehr hervortreten. Hatten wir für die entsprechenden Formen der Skulptur die Bezeichnung „gebaute Plastik, plastisches Bauen“ uns angeeignet, so mag für jetzt der zu wenig umfassende Ausdruck: musikalische Sprache, sprechende Musik andeuten, welche Stelle innerhalb der Sprachkunst wir bezeichnen wollen. Wir geben dieser ersten Abteilung den Titel: Die Sprache als Kunst.

Den Skulpturen, welche der Künstler mit gröfserer oder geringerer Absichtlichkeit und Reflexion als Schmuck verwendet — „der untergeordneten Tektonik“ — entspricht die zweite Abteilung der Sprachkunst, welche wir, da sie deren unselbständige Werke in sich begreift, unter dem Titel: Die (Werke der) Sprachkunst im Dienste der Rede behandeln wollen.

Den selbständigen Werken der Skulptur endlich entsprechen drittens die selbständigen Werke der Sprachkunst und die dritte Abteilung handelt so von der: Sprachkunst in ihrer Selbständigkeit.

Man sieht schon an dieser Stelle leicht, dafs in der Skulptur wie in der Sprachkunst die Unselbständigkeit der Werke der ersten und zweiten Abteilung gemeinsam ist, und dafs also diese Abteilungen insofern zusammenfallen. Der Unterschied zwischen ihnen ist, dafs in der ersten Abteilung die noch nicht vollzogene Sonderung von Bauen und Bilden, von Singen und Sagen zur Betrachtung kommt, in der zweiten aber eine hergestellte Verbindung von Bauen und Bilden, Sprachkunst und Sprache; dort ist die Vereinigung eine unmittelbare, naive, hier eine vermittelte, reflektierte. In der ersten Abteilung ist deshalb die Kunst aus einer bisherigen Verkennung hervorzuziehn, ist zu zeigen: die Sprache als Kunst; in der zweiten haben wir es mit einem bewufsten Schaffen zu thun, welches deshalb auch schon immer als ein künstlerisches bemerkt worden ist, und der Titel: Sprachkunst im Dienste der Rede drückt dies aus. —

Wir fügen dieser allgemeinen Angabe über unsere Einteilung der Sprachkunst einige Erläuterungen hinzu und handeln zuerst von der

I. Sprache als Kunst.

Dafs Sprache Kunst ist und in welchem Sinne sie so zu nennen ist, werden wir im ersten Abschnitte des besonderen Teiles ausführlich darthun. Welcher Gattung menschlicher Thätigkeit man sie zuzurechnen habe, ist bisher nicht genügend untersucht und beantwortet worden. Die Ansichten, welche die Wissenschaft hierüber entwickelt hat und für jetzt festhält, lassen sich aus Heyse (System der Sprachwissensch., ed. Steinthal. Berl. 1856) in genügendem Mafse entnehmen, und wir wollen deshalb diese vorläufige Besprechung an seine Darstellung anschliefsen. Heyse führt aus (p. 25), dafs die Sprache „ihrer Substanz nach nicht dem praktischen, sondern dem theoretischen Geiste angehöre", sie sei (p. 27) „die Äufserungsform des denkenden Geistes oder der Intelligenz des Menschen", „notwendig für das menschliche Individuum als solches" (p. 38 sq.), „für die menschliche Gesellschaft" (p. 41) und für Werke der Kunst und Wissenschaft, welche dem Individuellen entrückt seien und dem allgemeinen Geiste angehörten (p. 45). Sie sei also (p. 60) „ein dienendes Organ des Geistes", aber (p. 62) „nicht der physische Organismus des Menschen, noch auch der subjektive Geist ist das schaffende Prinzip der Sprache; sondern die Erzeugung der Sprache geschieht mit Notwendigkeit, ohne besonnene Absicht und klares Bewufstsein, aus innerem Instinkte des Geistes". — Weiter bespricht dann Heyse (p. 36 sq.) das Verhältnis der Sprache zur Kunst: beide seien Äufserungsformen des theoretischen Geistes, beide seien kein Handeln und gingen nicht auf einen aufser ihnen liegenden Zweck, beide seien nicht blofse Nachbildung der äufseren Objekte, sondern stellten einen geistigen Inhalt dar und zwar für einen der idealen Sinne: Gesicht, Gehör. Dennoch sei die Sprache nicht Kunst, und der Unterschied sei folgender: „Die Sprache entwickelt den Gedanken in logischer Form für den Verstand. — Die Kunst stellt ihn in sinnlicher Form dar für die Anschauung, die Phantasie. — In der Sprache ist das sinnliche Element, der Laut, objektiv betrachtet, blofses Mittel der Äufserung. Es kommt hier alles auf den geistigen Inhalt an. Für die Kunst ist das sinnliche Element der wesentliche Stoff, in welchem sie bildet, nicht blofs Darstellungsmittel, sondern integrierender Teil des Kunstwerkes." —

Ist dies nun richtig? —

Mag, was von der Kunst gesagt wird, gelten; dem, worin

die Sprache ihr entgegengesetzt wird, kann man nicht beistimmen. Es heifst: „Die Sprache entwickelt den Gedanken in logischer Form für den Verstand.“ Da würde zunächst der Ausdruck: „entwickelt den Gedanken“ zu meiden sein, auch wenn man unter Gedanken überhaupt die Bewegungen, Lebensakte der Seele verstehen will, denn die Sprache als solche entwickelt nicht schon: sie stellt nur heraus, stellt dar; dafs sie ferner „in logischer Form“ darstelle, würde genauer heifsen müssen: in bestimmt artikulierten Zeichen der Vorstellungen und der Beziehungen derselben zu einander; dafs endlich sie allein „für den Verstand“ darstelle, kann nichts anderes bedeuten, als dafs sie für ein Verstehen, für das Verständnis darstelle. —

Heyse selbst bemerkt (p. 67) richtig gegen Becker (Organism. der Sprache): Dieser „konstruiere die Sprache nach abstraktlogischen Kategorieen.“ Dagegen sei zu sagen: „Der Laut ist schon da, ehe der Begriff da ist, als Ausdruck des animalischen Seelenlebens, der Empfindung. Der Begriff erschafft den Laut nicht: er gestaltet ihn nur um, und macht ihn zu seinem Organe (wozu wir setzen: so weit dies möglich ist). Das ursprüngliche Gestaltende aber ist in der Sprache überhaupt nicht der logische Begriff, sondern der vernünftige Geist überhaupt, der durch verschiedene untergeordnete Entwickelungsstufen oder Formen sich erst allmählich zum logischen Begriffe hinaufarbeitet“ cet. P. 68 heifst es noch: „Bei Becker fängt die Sprache mit dem abstrakten logischen Begriffe an, statt mit ihm aufzuhören; denn mit dem Erreichen dieses Standpunktes erreicht zugleich die ursprüngliche Sprachschöpfung ihr Ende; die organische Identität des Geistigen und Sinnlichen ist aufgelöst, indem der Geist zur Herrschaft gelangt, und der Laut zum blofsen Zeichen des Begriffes herabsinkt.“ —

Hat sich nun wohl Heyse bei seiner Entgegensetzung von Sprache und Kunst nicht der von ihm getadelten Beckerschen Vorstellung zu nahe gestellt? — Wir glauben, dafs unsere Verbesserung schon hier als solche erkennbar ist, sagen also: Die Sprache stellt die Lebensakte der Seele in bestimmt artikulierten Zeichen der Vorstellungen und deren Beziehungen zu einander für das Verständnis dar, und fragen nun, indem wir das von der Kunst Gesagte vergleichen, stellen sich diese bestimmt artikulierten Zeichen etwa nicht dar: „in sinnlicher Form“? — Man denke doch nur an dasjenige, was in der Musik und gar in der Dichtkunst: „sinnliche Form“ zu nennen wäre! — Und wir fragen

dann: ist das Verständnis durch die Sprache nicht ein Verstehen auf Anregung dessen, was Heyse Anschauung, Phantasie nennt, und umgekehrt: wird in der Kunst durch Anschauung und Phantasie etwas anderes bewirkt, als eben das Verständnis des Kunstwerks? — Wollte man zweifeln, ob das Verständnis, zu welchem die Sprache führt, durch „Anschauung und Phantasie“ vermittelt werde, so erinnere man sich — bis zur genaueren Erörterung dieses Punktes — zunächst nur an den ursprünglich symbolischen Charakter der Sprache, daran, daſs die Zeichen, deren sich die Sprache bedient, zwar in der fertigen Sprache als willkürlich erscheinen, in der That aber nicht minder Bilder sind, als z. B. die Tonbilder der Musik, die Vorstellungsbilder der Poesie, Bilder freilich nicht der äuſseren Welt, sondern der Bewegungen und Lebensakte unseres Innern. Mit dem von Heyse selbst (p. 37) Gesagten: „Die Sprache ist keineswegs der reine farblose Ausdruck des abstrakt-logischen Gedankens; sie hat innerlich und äuſserlich sehr viel sinnlich-anschauliche, phantastische Elemente,“ läſst sich zwar schon berichtigen, was wir hier von ihm besprechen, aber diese Anschaulichkeit, Sinnlichkeit, Phantastik ist vielmehr, wie sich später zeigen wird, die Natur der Sprache, nicht ein zufälliges Element in ihr, von dem sich eben nur „sehr viel“ findet. —

Wenn nun Heyse weiter sagt: „das sinnliche Element der Sprache, der Laut, sei bloſses Mittel der Äuſserung, es komme hier alles auf den geistigen Inhalt an“, so mag er sich selbst entgegnen (p. 35): „der Laut steht zum Geistigen nicht im Verhältnis des Mittels zum Zweck, sondern ist das natürliche Organ des denkenden Geistes“. — Daſs das Lautbild im Gebrauch nach und nach zum bloſsen Mittel wird — oder sagen wir besser: zu werden scheint — kann sein Wesen nicht ändern; zu sagen, daſs alles auf den geistigen Inhalt ankommt, heiſst behaupten, daſs nichts auf die Lautform, auf die phonetische Seite der Sprache ankomme. Ist das so? — Heyse sagt (p. 66): „Wir dürfen nie vergessen, daſs der Geist durchaus der wesentliche Inhalt und die herrschende Macht, der Lautstoff nur dienendes Element ist. Die physiologischen Gesetze und Erscheinungen in der Sprache sind nur Symbole psychischer Verhältnisse und haben nur als der sinnliche Ausdruck geistiger Bestimmungen Wert und Bedeutung“ cet. „Diese Lautformen also sind nur Symbole psychischer Verhältnisse?“ Und dienen denn Symbole? Sind sie nicht vielmehr so „integrierende Teile der Sprache, wie es Heyse

(vide oben) nur immer vom sinnlichen Element des Kunstwerks im Verhältnis zu diesem selbst verlangen kann; sind sie nicht „der wesentliche Stoff" der Sprache?

Wir prüfen auch noch die übrigen Punkte, in welchen nach Heyse Sprache von der Kunst sich unterscheidet.

Heyse sagt (p. 36): „Die Sprache kommt jedem vernünftigen Menschen als solchem zu; die Kunstdarstellung hingegen setzt eine besondere Begabtheit des individuellen Geistes voraus. Auch das Verständnis des Kunstwerks ist nicht jedem gegeben, wie das Verständnis seiner Sprache." — Es sind dies die gewöhnlichen Vorstellungen von der Sache, aber sie sind unrichtig, wie wir ausführlich oben (p. 10—14) in Bezug auf die Kunst nachgewiesen haben. Was aber die allgemeine Befähigung „jedes vernünftigen Menschen" für die Sprache betrifft, so ist zu bedenken, daſs über sie nicht leicht zu urteilen ist, da wir ja die Sprache nicht mehr machen, sondern erlernen, daſs aber bei der uranfänglichen Sprachschöpfung sich die Begabteren wahrscheinlich gerade so vor den übrigen ausgezeichnet haben, wie in der Kunst die Genies und die Talente vor den Nachtretern und bloſs Aufnehmenden; daſs ferner „jeder vernünftige Mensch" allerdings spricht, weil die Vernünftigkeit (worüber später weiteres) vor allem von der Sprachentwickelung bedingt ist, daſs aber manche Völker in der That wenig Vernünftigkeit und so auch nur unvollkommene Sprache aufweisen; daſs endlich noch heute innerhalb der bestehenden Sprachen mindestens ein ebenso groſser Unterschied zwischen dürftig und gewaltig Sprechenden, zwischen kärglicher und überreicher Verwendung des Wortschatzes, zwischen bloſs Nachsprechenden und die Sprache Umschaffenden besteht, wie nur irgend — die einzelnen Kunstgattungen als Eine Kunst zusammengefaſst — zwischen den echten Künstlern und solchen, welche der Kunst ferner stehn. — Wie aber mit dem Sprechen, so verhält es sich, wie leicht zu sehen, auch mit dem Verständnis der Sprache. —

Heyse trennt ferner die Kunst von der Sprache in Beziehung auf ihren Stoff. Er sagt: „Der Sprachstoff sind die Worte und Wortformen, nicht der rein sinnliche, materielle Laut nach seinen physikalischen Unterschieden und Verhältnissen." „Er ist schon an und für sich ein Geistiges, Bedeutsames; die einzelnen Wörter und Wortformen sind auch in ihrer Vereinzelung Zeichen von Vorstellungen und logischen Beziehungen. Der Stoff des Kunstwerkes hingegen ist an sich ein rein Natürliches, Geist-

loses. Dieser ist an sich tot; der Sprachstoff ist nur scheinbar ruhend“ — cet. —

Hiernach soll also ein schon für sich Geistiges, Bedeutsames nicht Stoff eines Kunstwerks sein können, nur ein an sich Totes. Es ist wohl zu sehen, wie Heyse zu solcher Aufstellung kommt. Will man nämlich im Begriff die einigende Idee des Kunstwerks gegenüberstellen dem Material, durch welches sie sich aussprechen soll, so erscheint natürlich in diesem Verhältnis die Idee als das Bestimmende, Thätige, der Stoff als das Bestimmte, Leidende, so daſs also auch ein an sich Lebendes, Geisterfülltes, wenn es als Material zur Verwendung kommt, sein Eigenleben soweit aufgeben muſs, als die beherrschende Einheit es fordert — aber folgt denn daraus, daſs nun auch für sich der Stoff kein Leben haben darf? — Duldet Gartenbaukunst nur Vertrocknetes? Formiert nicht die Tanzkunst z. B. einen an sich schon lebendigen Körper? Hält Heyse den Ton der menschlichen Stimme, welchen die Vokalmusik verwendet, für an sich geistlos, nicht bedeutsam, tot? Nenn er ihn nicht (p. 34) selbst: „die ideellste Lebensäuſserung des animalischen Seelenlebens“? Und nun die Dichtkunst mit ihren Nebenkünsten, z. B. der des Schauspielers, arbeitend in totem Stoff!

Endlich sagt Heyse (p. 37): „Die Sprache ist nur ein Stoff, ein Vorrat einzelner Begriffszeichen, wie sie etwa in Wörterbuch und Grammatik vorliegen. Diese Teile stehen zwar in lebendiger Beziehung zu einander, aber nur der Möglichkeit, noch nicht der Wirklichkeit nach. Ein wirklicher Zusammenhang wird erst hergestellt in einem Rede-Ganzen, einem Sprach- oder Schriftwerk.“ Weiterhin wird dann noch erklärt, „die Poesie sei die redende Kunst“, „das Dichtwerk zugleich Sprach- und Kunstwerk“. —

Daſs, um mit dem letzten anzufangen, es ein Irrtum ist, wenn man ein Dichtwerk für ein Sprachwerk ansieht, haben wir zur Genüge besprochen. Nun vermiſst Heyse an der Sprache, damit sie ein Sprachwerk sein könne, die Totalität, ohne welche doch ein Kunstwerk nicht bestehe, sie biete nur Teile, kein Ganzes. Aber was sagte denn Heyse kurz zuvor? — „Der Sprachstoff ist schon an und für sich ein Geistiges, Bedeutsames, die einzelnen Wörter und Wortformen sind auch in ihrer Vereinzelung Zeichen von Vorstellungen“ cet. Nun soll das alles doch „nur der Möglichkeit nach, nicht in Wirklichkeit“ so sein? Die wirkliche Sprache aber wäre „der Vorrat an Begriffszeichen in Wörterbuch und Grammatik“? — Gewiſs nicht. —

Vielmehr bietet die wirkliche Sprache nur Ganzes, die Auflösung der Sprache in an sich sinnlose Einzelheiten ist lediglich theoretische Abstraktion. Man nimmt mit hinlänglicher Sicherheit an, daſs alle Wörter sich auf Wurzeln zurückführen lassen. Was ist denn nun als der Inhalt dieser Wurzeln zu denken? Heyse giebt hierüber Auskunft (p. 134 sq.): „Da die Wurzel den reinen Inhalt der Vorstellung ohne alle formelle (logisch-grammatische) Begrenzung darstellt, so kann sie nicht Ausdruck der einzelnen bestimmten Vorstellung als solcher sein (wie sie das Wort bezeichnet); sondern sie muſs vielmehr der noch ungesonderten, den bloſsen Stoff des Wahrgenommenen enthaltenen Anschauung in ihrer Totalität entsprechen. Die Notwendigkeit dieser Bedeutung der Wurzel wird aber vollkommen einleuchtend, sobald wir sie als Form der Mitteilung eines geistigen Inhaltes auffassen. Als solche kann sie unmöglich Zeichen einer einzelnen Vorstellung sein, sondern muſs einen reicheren Inhalt haben, indem sie einen ganzen Gedanken vertritt. Das Bezeichnen einzelner Vorstellungen (Dinge, Thätigkeit, Eigenschaften u. s. w.) durch Laute ist ein bloſses Nennen.“ „Wie jeder Akt des denkenden Geistes seinem subjektiven Inhalte nach ein ganzer Gedanken ist: so muſs notwendig auch jede Sprachäuſserung der Absicht des Sprechenden nach ein ganzer Satz sein, „wie auch jetzt das erste Wort des Kindes ein ganzer Satz ist (Becker, Organism. S. 19)“ cet. — Dies ist richtig, und dies ist auch festzuhalten für alle spätere Entwickelung der Sprache, denn was die Wurzel zustande brachte: Verständnis, das wollte auch bis jetzt die Sprache, und sie erreicht ihre Absicht nicht weniger, sondern besser, bestimmter. Immer denkt also die lebendige Sprache, der wirklich Sprechende ein Ganzes, nie ist die wirkliche Sprache bloſser Vorrat von Wörtern, nie meint sie ihre einzelnen Bestandteile. Daſs unsere Theorie solches Ganze zerlegen, vereinzeln kann, daſs unsere Grammatiken und Wörterbücher dieses Vereinzelte wissenschaftlich behandeln, ist hierbei völlig gleichgiltig; es könnte sonst auch wohl weiter behauptet werden, daſs die Wörter selbst nur der Möglichkeit nach vorhanden seien, in Wirklichkeit vielmehr die Silben und einzelnen Laute. Die Sache stellt sich also gerade umgekehrt: in der Wirklichkeit bezieht die Sprache immer nur ihre Wörter aufeinander, die Wörter in ihrer Einzelheit sind Abstraktionen, Sprache nur der Möglichkeit nach. — (Man vergleiche hierüber noch W. v. Humboldt „Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachbaues“. Ges. Werke Bd. 6 p. 42.)

Heyse sagt (p. 37): „unter allen Künsten steht die Musik der Sprache am nächsten“, und stellt damit selbst gewissermaſsen die Sprache in die Reihe der Künste. In der That ist das Hervorbrechen der Sprache, wie Heyse richtig (p. 42 sq.) erörtert, nicht „aus einem äuſserlichen Bedürfnisse“ herzuleiten, sondern es ist „das Bedürfnis des denkenden Geistes an sich, sich zu äuſsern“ (p. 44), die Sprache also ist sich selbst Zweck. Ebenso frei und zugleich mit derselben innerlichen Notwendigkeit, wie der musikalische Laut, entsprang die Wurzel dem menschlichen Organismus; ähnlich wie dieser im Gebiete der empfindenden Seele, der Naturseele, war auch dieser als Ausdruck der sich selbst bestimmenden, bewuſsten Seelenakte zunächst noch unbestimmt, sicherlich vom musikalischen Tone nicht zu weit entfernt und verschieden, aber ihn trieb allerdings ein anderes Bedürfnis hervor, als dasjenige, welchem der musikalische Ton genügte, das Bedürfnis bestimmter Abbildung einer bestimmteren, helleren Seelenthätigkeit, und so entfaltete er sich zur Sprache, welche nicht weniger Kunst forderte, nicht weniger Kunstgenuſs gewährte, als die Musik, welche aber über deren Wirkungen nach der Seite des Geistes hinausging. — Wir bezeichnen also im allgemeinen als Inhalt unserer ersten Abteilung die Betrachtung über das Wort und über die Wortformen, welche von andern Gesichtspunkten auch Gegenstand lexikalischer und grammatischer Behandlung sind. Wenn das Wörterbuch den Sprachstoff, d. h. den materiellen Inhalt der Wörter feststellt, die Grammatik das Formelle der Sprache, also die Sprachformen und die Beziehungen, gemäſs welcher diese eintreten, das Werden also der Wörter zu Worten erörtert, geht unsere Untersuchung auf das Schaffen und Entstehen des Stoffes und der Form als einer Einheit, durch welche ein bestimmter Seelenmoment zur Darstellung kommt. Wenn die Musik ihre Empfindungen kundgiebt durch Tonbilder, offenbart sich die Kunst der Sprache durch Lautbilder, d. h. durch Töne, welche an sich Bedeutung haben, gedeutet werden. Wir haben zu beachten, daſs das Wort Bild selbst ein Bild ist, wenn es Tonbild bedeuten soll, denn der Ton an sich, das Hörbare ist nicht fähig, ein Simultanes darzustellen, wie es das sichtbare Bild vermag. Der Ton erfolgt successiv, ist nur ein wiederholtes Erschüttern, aber in unserer Auffassung wirkt er nach Art eines Bildes, und man kann in lauter Bildern sagen: das Gehör schaut ein Zeitbild an.

Betrachten wir die einzelnen Wörter einer als abgeschlossen

erscheinenden Sprache, so treten sie uns freilich nicht als Kunstwerke, als Bilder entgegen; sie sind eben als Baustücke hineingearbeitet in den Bau der Sprache, thun einzeln ihren Dienst und erscheinen uns lediglich als Zeichen für jenes, was sie bedeuten. Aber doch auch in den Fügungen der Sprache kommt es vor, dafs wir an ihre künstlerische Natur erinnert werden, wie wenn ein Wort emphatisch steht, und so das erloschene Sprachbewufstsein neu belebt wird, wenn Wortspiele unsere Aufmerksamkeit reizen, oder Rätsel, oder, wenn Reimklänge wirken u. d. m. Man kann zur Veranschaulichung dieses Verhaltens der Wörter in der fertigen Sprache die bekannte Vergleichung der Wörter mit Münzen benutzen, welche schon Quintilian hat (lib. I, 6, 3): „utendumque plane sermone ut nummo, cui publica forma est" (cf. Fortunat., art. rhet. III, 3). Vide auch Plutarch (de Pyth. orac. 24) *„ἀμοιβῇ γὰρ ἔοικε νομίσματος ἡ τοῦ λόγου χρεία, καὶ δόκιμον μὲν αὐτοῦ τὸ σύνηθές ἐστι καὶ γνώριμον, ἄλλην ἐν ἄλλοις χρόνοις ἰσχὺν λαμβάνοντος"*. — Zweifellos nämlich weist die Münze an sich ein Kunstwerk auf, aber kaum ist sie geschaffen, so bewirkt die Allgemeingiltigkeit ihres Stoffes allgemeine Benutzung, und sie wird konventionelles Zeichen für Mitteilung und Umtausch von Werten. Wenn dann nicht ausbleiben kann, dafs das Gepräge — das Bild und die Charakterisierung — sich nach und nach abnutzt und verwischt, wodurch dann das Künstlerische zurückgeschoben, endlich vergessen wird, so hindert doch andererseits nichts, dafs jedes Stück einmal von einem Künstlerauge betrachtet werde, am ehesten wohl, wenn die Gepräge verschiedener Stücke verglichen werden, oder wenn neugeprägte in Umlauf kommen. Es dienen aber auch kostbare Stücke Liebhabern zum Schmuck, und endlich bethätigt sich an Münzsammlungen zwar überwiegend ein historisches Interesse, doch geht neben diesem auch ein künstlerisches, und die Freude an der Münzsammlung ist nicht blofs auf den Besitz eines wissenschaftlichen Hilfsmittels gegründet. Die Werke der Kunst also, welche wir in der ersten Abteilung zu betrachten haben, begegnen uns in der ausgebildeten Sprache nur noch als Zeichen, aber diesen Zeichen und ihren verschiedenartigen Kombinationen fehlt nirgend ästhetische Beziehung, und es wird unsere Aufgabe sein, diese herauszustellen. —

Unsere zweite Abhandlung behandelt weiter:

II. Die Sprachkunst im Dienste der Rede.

Die Werke dieser Abteilung sind im allgemeinen als Schmuck der Rede aufzufassen, d. h. also als unselbständige Kunstmittel. Wie schon erörtert wurde, wird ihnen um des Umstandes willen, daſs sie gewissermaſsen in Abhängigkeit von anderen Darstellungen durch Sprache treten, ihr Charakter als Hervorbringungen der Kunst nicht zu bestreiten sein. Solger (Vorlesungen über Aesthetik ed. Heyse p. 103) sagt: „Der Schmuck hat einen edlen Ursprung. Was in der Sittlichkeit die Sitte und der Anstand, das ist im Schönen der Schmuck; beide die Äuſserung der ihnen zu Grunde liegenden Ideen in der Erscheinung des gemeinen wirklichen Lebens“; wobei zu bemerken ist, daſs nicht bloſs das gemeine wirkliche Leben sich des Schmuckes bedient, sondern daſs ebensowohl die Hervorbringungen der Kunst ihn benutzen.

Wenn in der ersten Abteilung die Sprachkunst, wie sie in der Sprache selbst niedergelegt ist, uns als Erzeugnis eines Kunsttriebes und unmittelbarer Eingebung erscheint, der Sprachkünstler als naiv schaffend und das Geschaffene sogleich auch verwendend; wenn ferner die Werke, welche wir der dritten Abteilung zuwiesen, eine bewuſst-künstlerische Verarbeitung des Materials voraussetzen, so haben wir es in dieser zweiten Abteilung mit Werken zu thun, deren Wirkung in Bezug auf ein ihnen an sich Fremdes berechnet und abgewogen wird. Nicht bloſs also die Art ihrer Verwendung, sondern ihre eigene Gestaltung erfolgt nach Zwecken und wird durch Reflexionen bestimmt. Wo nun bei Hervorbringung von Werken eine Absicht sich beteiligt hat, tritt deren Verständnis unschwer ein, denn die Reflexion wird von der Reflexion verstanden, weil sie dieselbe naturgemäſs anregt, und darum ist denn dieser Teil der Sprachkunst schon früh als solche erkannt und vielfach und eifrig behandelt worden. Bei der Aufstellung dieser Lehre von den Figuren der Rede schwankte man freilich, ob man sie der Rhetorik oder der Poetik zuzuordnen habe. —

Die Verwendung dieser der Reflexion angehörigen Sprachkunstwerke findet in jeder Gattung von Darstellungen durch die Rede statt; auch ist es vielleicht mehr angemessen, die Sprachkunst als mitwirkend bei der Musik anzunehmen, als die Poesie, so daſs z. B. man die Operntexte betrachten kann als verständig und zweckmäſsig entworfene Gerüste, welche die Skizze eines Ganzen geben, geeignet, einzelne Momente aneinander zu reihen,

so dafs sie durch die Situation Stimmung erhalten und bestimmteres Verständnis der Musik vermitteln. Es ist wenigstens nicht zweifellos, ob man den Operntext zu den poetischen Werken rechnen könne. Hegel (Aesthetik, Bd. 3 p. 201) nennt es zwar „ein schädliches Vorurteil, zu meinen, die Beschaffenheit des Textes sei für die Komposition eine gleichgiltige Sache“, aber er findet doch „für die Musik nur eine gewisse mittlere Art von Poesie passend, welche wir Deutsche kaum mehr als Poesie gelten lassen“, „eine Poesie, im Lyrischen wahr, höchst einfach, mit wenigen Worten die Situation und Empfindung andeutend; im Dramatischen ohne allzu verzweigte Verwicklung klar und lebendig, das Einzelne nicht ausarbeitend, überhaupt mehr bemüht, Umrisse zu geben, als dichterisch vollständig ausgeprägte Werke“. — Demnach steht er nicht so fern von der gewöhnlichen Ansicht, wie sie z. B. Westphal ausspricht („Harmonik und Melopöie der Griechen“ p. 17): „Bei uns ist die Musik eine freie selbständige Kunst geworden; sie tritt zwar noch häufig genug in Begleitung der Poesie auf, aber die Poesie ist dann, von wenigen Ausnahmen abgesehen, stets das untergeordnete Element. Der poetische Text unserer Oper ist fast überall ohne Kunstwert und kann auf den Namen einer wirklichen Poesie keinen Anspruch machen.“ —

Es bleibt uns noch die dritte Abteilung:

III. Sprachkunst in ihrer Selbständigkeit.

Wenn schon, wie wir ausführten, es die Darstellung des bestimmten Seelen-Moments ist, welche die Werke der Sprachkunst charakterisiert, so ist damit doch nicht gesagt, dafs solche Darstellung stets in den Grenzen des einzelnen Wortes oder des grammatischen Satzes ihre vollständige Form gewinne. Es können mehrere Worte, mehrere Sätze sein, welche diesen Einen Moment ausdrücken, ohne dafs durch diese quantitative Zunahme aus dem Sprachkunstwerk ein Werk der Poesie wird, denn es liegt die Einheit des Seelenmoments in ihm selbst, im Gedanken, nicht in den Worten als solchen, seinem Material. So ist auch die Skulptur, welche ebenso den Moment darstellt, nicht auf Darstellung Einer Figur beschränkt; der plastische Künstler kann Gruppen bilden und berührt damit keineswegs das Gebiet der Malerei. —

Es kann nicht behauptet werden, dafs die Seele in Einem Moment auch nur Eine Vorstellung zu fassen imstande sei. Lotze (Mikrokosmus, Bd. I, p. 232) sagt: „Obgleich es sehr schwierig sein würde, durch unmittelbare Beobachtung zu entscheiden, ob mehrere Vorstellungen zugleich im Bewufstsein vorkommen können, und ob nicht vielmehr überall uns nur die Raschheit der Abwechselung mit diesem Scheine täuscht, so nötigt uns doch die Thatsache, dafs wir überhaupt Vergleiche anstellen können, zu der Annahme einer möglichen Gleichzeitigkeit. Denn wer vergleicht, geht nicht blofs von dem Vorstellen des einen der verglichenen Glieder zu dem Vorstellen des andern über; um den Vergleich zu vollziehen, mufs er notwendig in einem unteilbaren Bewufstsein beide, und zugleich die Form seines Überganges zwischen beiden zusammenfassen. Wenn wir eine Vergleichung mitteilen wollen, sind wir durch die Natur der Sprache genötigt, die Namen beider verglichener Glieder und die Bezeichnung der Beziehung zwischen ihnen zeitlich aufeinander folgen zu lassen, und dies verursacht uns wohl die Täuschung, als fände in der Vorstellung, die wir mitteilen wollen, das gleiche Nacheinander statt; aber zugleich rechnen wir doch darauf, dafs in dem Bewufstsein des andern unsere Aussage nicht drei getrennte Vorstellungen, sondern die eine Vorstellung einer Beziehung zwischen zwei andern veranlassen wird. Obgleich wir endlich, gewöhnt an den Gebrauch der Sprache, auch unseren verschwiegenen Gedankengang in die Form einer innerlichen Rede bringen, so ist doch offenbar auch hier die Reihenfolge, in welcher zeitlich die Worte für unsere Vorstellungen sich verknüpfen, nur eine Nachzeichnung der Beziehungen, die wir zwischen ihren Inhalten früher vorstellten, und diese Gewohnheit des innerlichen Sprechens verzögert eigentlich den Gedankenlauf, indem sie das ursprünglich Gleichzeitige in eine Reihe auflöst. — Bürgen uns nun diese Thaten des beziehenden Wissens für die Gleichzeitigkeit einer Mehrheit von Vorstellungen, so scheinen sie zugleich die Bedingungen des Stattfindens derselben zu lehren. Nur für unverbundenes Viele hat das Bewufstsein keinen Raum; es ist nicht zu eng für eine Mannigfaltigkeit, deren Glieder wir durch Beziehungen geteilt, geordnet und verbunden denken.“ Lotze führt dies dann weiter durch, an den Auffassungen musikalischer Vielheiten, architektonischer Mannigfaltigkeit u. a m. —

Bei der flüssigen Natur, der Feinheit des Stoffes, welcher der Sprachkunst dient und der Poesie, sind freilich scharfe Gren-

zen in jedem einzelnen Falle schwer zu ziehen. Es wird bei manchen Werken nicht zu entscheiden sein, ob der Eine Moment nur sich entfaltet hat, sein Licht weiter ausstrahlt, oder ob mehrere Vorstellungen aus leiserem Konflikt, welcher sie mehr nur aufeinander bezogen erscheinen läſst, als ineinander verflochten anzuerkennen sind. —

Aber dieser Mangel absoluter Festigkeit haftet allen Klassifikationen an, sie können nur ordnen, den überströmenden Reichtum des Lebens umfassen sie nicht. — Immerhin wird für die Unterscheidung ausreichen, wie wir schon erörtert haben, daſs es sich bei den Werken der Sprachkunst nicht um den Gedankengehalt handelt, um die Fülle und Tiefe der Erfindung, wie bei der Poesie. Diese holt ihre Stoffe aus dem Gebiete des inneren und äuſseren Menschenlebens, steht deshalb in Bezug zur Philosophie, Moral, zur Religion, Pädagogik, reinigt, lehrt, versöhnt; der Sprachkunst aber fehlt dies alles, denn sie erfaſst des Menschen Inneres nur von der Naturseite, stellt nur insoweit dar, als der Seelenmoment Sprache werden kann und soll. In der Poesie schlieſst die künstlerische Einheit den Konflikt von Vorstellungen und Gedanken ab, deren jeder eine Sphäre erfüllt, in der Sprachkunst bringt die Einheit des Kunstwerks ein Vieles zusammen, welches für sich unselbständig sein würde und nur durch seine Beziehung auf das Eine Halt bekommt. Es bleibt darum ein Werk der Poesie im wesentlichen dasselbe, ob es nun z. B. in griechischer oder in deutscher Sprache zum Ausdruck komme, das Kunstwerk der Sprachkunst dagegen, z. B. das Wortspiel, Rätsel, Epigramm u. a., ist meist nur in einer bestimmten Sprache möglich, annähernd richtige Übertragung aber in eine andere Sprache würde wieder einen Sprachkünstler erfordern. Ja, die geistige Natur des Stoffes, in welchem der Sprachkünstler arbeitet, ergreift nicht selten diesen selbst und bedingt sein Schaffen, wie man denn z. B. bei gewissen Witzreden, namentlich bei den sogenannten Wortwitzen, welche sich zuweilen (wie bei Shakespeare) weit fortspinnen lassen, gar wohl fühlt, wie nicht sowohl ein bewuſster Gedanke, sondern eine durch das Wort angeregte Wörter-Association das Weitergehen veranlaſst. Überhaupt erhält dasjenige, *was* in der Sprachkunst gesagt wird, seinen Wert und seine Bedeutung nur dadurch, *wie* es gesagt wird, während wir mit Goethe vom Dichter vor allem verlangen, daſs er uns etwas Tüchtiges, Gehaltvolles zu sagen habe, indem wir annehmen, es werde dann auch an den rechten Worten nicht fehlen. —

7. Andeutungen über die Geschichte der Sprachkunst.

Die Gebilde der Sprachkunst sind flüchtiger Natur. Was Schiller im Prolog zum „Wallenstein“ von dem Schauspieler sagt, gilt fast in gleicher Weise vom Sprachkünstler. Auch dieser bedarf zur Würdigung seiner Werke als von Werken der Kunst eines auserlesenen Kreises,

„Der, rührbar jedem Zauberschlag der Kunst,
Mit leisbeweglichem Gefühl den Geist
In seiner flüchtigsten Erscheinung hascht.
Denn schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber,
Wenn das Gebild des Meifsels, der Gesang
Des Dichters nach Jahrtausenden noch leben.
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab,
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung“ cet.

Sprache ist kein fester Besitz, ist vielmehr eine immer erneuerte Eroberung, Sprache ist nur Sprechen. Und so tauchen namentlich die Werke der Sprachkunst, welcher wir unserer ersten und dritten Abteilung: „Sprache als Kunst“ und „die unselbständigen Werke der Sprachkunst“ zuordneten, in Strömen unter, welche sie mit sich führen, den verschiedenartigsten Einflüssen aussetzen und so unserer Beachtung entführen. Die Geschichte dieser Sprachkunstwerke ergiebt sich daher aus der Geschichte der Sprache selbst, nächstdem aus der Kenntnis der Litteratur. Nur die Werke der dritten Abteilung, welche in ihrer reicheren Entfaltung es zu selbständigen Gestaltungen gebracht haben, besitzen auch eine Geschichte, obwohl auch bei ihnen, wie bei den Volksliedern, die Namen der Verfasser sich uns meistens entziehen. —

Indem wir Genaueres den Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen vorbehalten, bemerken wir vorläufig nur folgendes.

Sprachkunst tritt zugleich hervor mit der Sprache selbst, oder vielmehr das Hervortreten der Sprache ist schon ein Akt der Sprachkunst. In mannigfacher Weise gehen Äufserungen des menschlichen Geistes — auch durch Töne — dem ersten gegliederten Sprachganzen voraus; das erste Wort, oder sagen wir genauer: die erste Wurzel ist aber Erzeugnis der Kunst.

Was zunächst im Wege steht, dies anzuerkennen, ist der Umstand, dafs wir in den Worten der fertigen Sprache nur einzelne Glieder der Rede zu erblicken gewohnt sind, dafs wir also in ihnen ebensowohl die Totalität, Abgeschlossenheit nicht finden, wie die Freiheit der Erscheinung, ohne welche wir uns ein Kunstwerk nicht denken können. Beides ist schon oben besprochen worden. Es sind erstens die einzelnen Wörter für sich nicht das Wort in unserem Sinne. Das Wurzelwort bedeutete notwendig einen solchen Umfang des Sinnes, wie ihn in der fertigen Sprache uns der grammatische Satz zeigt, denn von Anfang an konnte man, wenn man sprach, nur von einem Moment des Seelenlebens ein Bild geben wollen, d. h. einen Sinn ausdrücken. Dieser Sinn, die Bedeutung, konnte, weil an den zeitlich erscheinenden Laut gebunden, auch in der Wurzel nur successiv zur Entfaltung kommen, und so geschah im wesentlichen nichts Neues, als zu immer bestimmterer Hervorkehrung des Sinnes die Wurzeln zu Wörtern auseinandertraten, welche ebensowohl die Bedeutung tragen, als — und dies ist das Zeichen, dafs sie als einzelne für sich nichts sind — die Beziehung auf einander kundgeben. Der Laut des Wortes ist einmal Träger eines Bildes, welches die Wurzel darstellt; er zeigt ferner Formationen an sich, Flexionen, Figurationen, welche als Hervorbringungen einer künstlerischen Technik zu bezeichnen sind. — Soviel an dieser Stelle über die Totalität und Abgeschlossenheit der Sprachkunstwerke, welche die Sprache selbst bilden.

Die Schöpfungen dieser Art gehören durchaus einer vorhistorischen Zeit an (cf. p. 49sq.) und die Untersuchung über den Ursprung der Sprache beschäftigt sich mit ihnen. Aber auch, wenn die Sprache sich gebildet hat, wenn ein grammatischer Bau sich festgestellt hat, zeigt und verwirklicht sich der angeborene Trieb zur Sprachkunst. Das Lautbild erfährt beständige Umbildungen, obwohl der Laut selbst erstarrt ist, und die Beziehungen werden mannigfach figuriert. Der Sprachkörper, dessen ursprüngliche Bedeutung dem Bewufstsein allmählich schwindet, erscheint dann als blofser Stoff für die neuen Formationen, welche, weil sie auf dem Grunde schon vorhandener Bedeutungen und Beziehungen — auf dem Grunde des fertigen Sprachkörpers — sich erheben und gegen diesen sich abzugrenzen und deutlich oder bedeutend zu machen haben, der Reflexion ihr Entstehen verdanken, oder doch von reflektierendem Bewufstsein begleitet werden. Die Lehre von den Tropen und Figuren, unter welcher Bezeichnung

die Untersuchung über diese Bildungen gewöhnlich zusammengefaſst wird, entnimmt ihre Belege vorzugsweise der Litteratur, und es gehören also diese Sprachkunstwerke der historischen Zeit an.

Auch der Einwand, daſs diese Sprachwerke, sowohl die der vorhistorischen Zeit als der historischen, nur im Dienste der Rede, sei es der gewöhnlichen Mitteilung, sei es von Werken der Poesie, Rhetorik cet. gefunden werden, nimmt ihnen den künstlerischen Charakter nicht. Wir haben auch hiervon bereits gehandelt und fügen nur noch einige Bemerkungen hinzu.

Wenn gewöhnlich angenommen wird, daſs, was wir Mitteilung nennen, unter den Menschen sogleich von Anfang durch die Sprache erfolgte, so daſs man sich vorstellt, Sprache sei eben nur hervorgebracht worden um dieses Zweckes der Mitteilung wegen, so muſs man sich vor der Annahme hüten, als sei das äuſsere Bedürfnis, in dessen Dienste die Mitteilung sich der fertigen Sprache als des geeignetsten Mittels heute bedient, auch der Trieb gewesen, welcher sie ursprünglich hervorrief. Dazu steht das Bedürfnis zu niedrig, dazu ist die Natur der Sprache zu edel. Dem Zweck einer Verständigung unter Geschöpfen derselben Gattung genügt eine Hervorbringung affektvoller Laute, wie sie z. B. Hunde, Hühner hervorbringen; es genügt für die Naturbedürfnisse eine gröſsere oder geringere Menge von Naturlauten, und auch Menschen, welche im Besitz der fertigen Sprache sind, greifen nicht selten, aus Bequemlichkeit oder in der Heftigkeit des Affekts, auf solche Naturlaute zurück, um ihren Willen kund zu thun, und sind sicher, verstanden zu werden. Denkt man an den überlegenen Organismus des Menschen, so sieht man leicht, wie er, wenn es nur auf dieses äuſsere Bedürfnis bei ihm angekommen wäre, eine höchst mannigfaltige Sammlung solcher Laute würde gebildet haben. Was aber haben diese mit den *Lautbildern der Sprache*, mit dem symbolischen Ausdruck der Seelenmomente zu thun?

Dennoch ist richtig, daſs das Hervorbringen von Lauten und Hören, daſs Sprechen und Verstehen sich bedingen, und in diesem Sinne allerdings ist auch das Sprachkunstwerk Mitteilung, *aber eben nicht anders, wie jedes Werk der Kunst überhaupt.*

Einmal im Besitz der Sprache entzieht sich der Mensch hauptsächlich durch sie der rohen Gewalt äuſserer und innerer Natur; „er spricht sich aus“, „er läſst mit sich reden“, und er wendet den edleren Lautstoff jetzt an, wo auch ein niederer ausgereicht

haben würde. Das Geflecht der Zwecke ergreift so allmählich die Kunstwerke der Sprache, zerstört durch den übergreifenden Sinn des Redeganzen die Bilderpracht der einzelnen Wörter und zwingt sie zu seinem Dienst, in welchem sie als bloſse Zeichen verwandt werden. Nur der forschende Geist der Wissenschaft, der feine Sinn des Sprachkünstlers erinnert sich ihrer ursprünglichen Symbolik. Auch als der erste Stein behauen wurde und regelmäſsig geformt, war an sich ein Kunstwerk geliefert worden; es kam auf seine Bestimmung an, ob er etwa — bei hervorragender Gröſse — als Gedenkstein in seiner Form auch seine einzige Existenzberechtigung finden sollte, oder ob er, zusammengefügt mit anderen, zur Erbauung einer Wohnung, Brücke u. d. m. dienen sollte. — Und, wie die Sprachkunst, geht z. B. auch die Baukunst von vornherein mit dem Bedürfnis Hand in Hand, so daſs vielfach es nur von unserer Betrachtung abhängt, ob wir einen Kunstbau oder einen Bedürfnisbau erkennen wollen.

Es bleibt uns noch übrig, im allgemeinen zu bezeichnen, in welchen Perioden der Völkergeschichte vorzugsweise die selbständigen Werke der Sprachkunst entstehen.

Daſs nicht jede Kunst zu jeder Zeit und an jedem Orte auftreten, sich entwickeln, blühen kann, ist, wenn man die Erdvölker überhaupt in Betracht zieht, sogleich einleuchtend; der Satz gilt aber auch für die Kulturvölker im besonderen.

So sagt man mit Recht, es sei die Plastik namentlich bei den Griechen zu besonderer Vollkommenheit gediehen und zwar derart, daſs die Schönheit, welche dieses Volk überhaupt in der Kunst verwirklichte, vorzugsweise den Charakter der Plastik ausprägte, z. B. also in seiner Poesie. Malerei dagegen, die geistigste unter den Künsten der ersten Triade, erschien bei weitem nicht in derjenigen Höhe und Selbständigkeit, welche ihr nachmals christliche Innerlichkeit und modernes Geistesleben verliehen haben; sie ging nicht um vieles über das Dekorative im Dienste der Plastik und Architektur hinaus. Noch weniger gelangte bei ihnen die Musik zu einer Stellung, wie sie ihr im Leben der christlichen Völker geworden ist; sie war ebenfalls nur Dekoration für eine andere Kunst, für die Poesie; sie verlebendigte das Wort zum Recitativ, unterstützte die phonetische und symbolische Wirkung der Sprache durch eine Melodie und ein diskretes Mittönen einfacher Instrumente, aber zu einer Selbständigkeit hat sie es nicht gebracht. So ist es denn auch erklärlich, daſs nachher unter den christlichen Völkern die Plastik völlig zurücktrat und erst dann wieder auf-

genommen wurde, als man überhaupt zur Erkenntnis des antiken Geistes sich zurückwandte. —

Auch die selbständigen Werke der Sprachkunst haben eine Stätte, welche ihnen eigentümlich zugehört, wie die Plastik den Griechen, so daſs man sagen kann, es trage, was hier an Kunst überhaupt produziert wurde, wesentlich den Charakter der Sprachkunst. Diese Stätte ist der Orient, namentlich Arabien, Palästina, Syrien, auch Persien. Mangel an Objektivität der Betrachtung und der Lebensinteressen hinderte hier die Entwickelung zur Dichtkunst; lebhaftes, reizbares, ein für Momente im höchsten Grade entflammtes Seelenleben drängte zu Werken der Sprachkunst. —

Wir geben die vortreffliche Schilderung, welche Renan („Histoire des langues sémitiques") von dem Geist der semitischen Hauptvölker, Hebräer und Araber, entwirft. Er sagt dort (p. 5): „Les Sémites ne comprirent point en Dieu la variété, la pluralité, le sexe". (cf. p. 9: „ils n'ont jamais compris la multiplicité dans l'univers.") „La conscience sémitique est claire, mais peu étendue; elle comprend merveilleusement l'unité, elle ne sait pas atteindre la multiplicité. Le monothéisme en résume et en explique tous les caractères."

Renan begreift daher die Art ihrer Kunst (p. 9): „La conception de la multiplicité dans l'univers, c'est le polythéisme chez les peuples enfants; c'est la science chez les peuples arrivés à l'âge mûr. Voilà pourquoi la sagesse sémitique n'a jamais dépassé le proverbe et la parabole, à peu près comme si la philosophie grecque eût pris son point d'arrêt aux maximes des sept sages de la Grèce. (Besser wäre hier dem proverbe und der parabole die Dichtkunst gegenübergestellt worden; von Wissenschaft im strengeren Sinne war überhaupt nicht die Rede.) Le livre de Job et le Kohéleth, qui nous représentent le plus haut degré de la philosophie sémitique, ne font que retourner les problèmes sous toutes les formes, sans jamais avancer d'un pas vers la réponse; la dialectique, l'esprit serré et pressant de Socrate y font complétement défaut" cet. Und weiter (p. 10): „La poésie des peuples sémitiques se distingue par les mêmes caractères. La variété y manque absolument. Les thèmes de la poésie sont, chez les Sémites, peu nombreux et bien vite épuisés. Cette race n'a connu, à vrai dire, que deux sortes de poésie: la poésie parabolique, le maschal hébreu, dont les livres attribués à Salomon sont le type le plus parfait, et la poésie subjective, lyrique, comme

nous dirions, représentée par le psaume hébreu et la Kasida arabe, formes courtes, ne dépassant jamais une centaine de vers, exprimant un sentiment personnel, un état de l'âme, et dont l'auteur est lui-même le héros. (Renan bemerkt hierzu: „La poésie des Moallakat est, sans contredit, la plus subjective de toutes les poésies, les poëmes de cette sorte n'ayant aucun sujet déterminé et étant l'expression de la personnalité du poëte, si bien qu'on ne peut les désigner que par le nom même de leur auteur: la Moallaka d'Antara cet.“ . . .) Ce caractère éminemment subjectif de la poésie arabe et de la poésie hébraïque tient lui-même à un autre trait essentiel de l'esprit sémitique, je veux dire à l'absence complète d'imagination créatrice, et, par conséquent, de fiction. Le poëte sémitique ne se résigne jamais à prendre au sérieux un sujet étranger à lui-même. Ainsi, nulle trace de poésie narrative ou dramatique, aucune de ces grandes compositions où le poëte doit s'effacer: la fiction des Sémites ne s'élève jamais au-dessus de l'apologue; le conte leur est venu de l'Inde et ne s'est développé parmi eux que bien tard. En général, le sentiment des nuances manque profondément aux peuples sémitiques. Leur conception est entière, absolue, embrassant très-peu de chose, mais l'embrassant très-fortement.“ Und p. 12: „Le monothéisme et l'absence de mythologie expliquent cet autre caractère fondamental des littératures sémitiques, qu'elles n'ont pas d'épopée. La grande épopée sort toujours d'une mythologie; elle n'est possible qu'avec la lutte des éléments divins, et dans l'hypothèse où le monde est envisagé comme un vaste champ de bataille où les dieux et les hommes se livrent de perpétuels combats. Mais que faire pour l'épopée de ce Jéhovah solitaire, qui est Celui qui est?“ cet. — p. 356 spricht Renan von den „innombrables petits discours en vers qu'on trouve dans les recueils d'histoire et de poésie anté-islamiques. Tel est, en effet, le genre le plus ancien de la poésie arabe: une poésie toute personnelle, exprimant en quelques vers une situation de l'auteur, et se rattachant à un récit. C'est la forme primitive de la poésie sémitique, forme qu'on trouve dans les plus anciens monuments de l'histoire hébraique, et presque dès les premiers jours du monde, dans la chanson de Lémek (Gen. IV. 23—24). Un ancien auteur arabe cité par Soyouthie, dans le curieux ouvrage intitulé Mouzhir, l'a très-bien remarqué: Les anciens Arabes, dit-il, n'avaient d'autre poésie que les vers isolés que chacun prononçait à l'occasion.“ — p. 131 be-

zeichnet Renan den Charakter der prophetischen Darstellung: „Sous la dynastie de Jéhu une grande révolution s'opère dans l'esprit du prophétisme. A l'ancien prophète, homme d'action, faisant et déposant les rois au nom d'une inspiration supérieure, succède le prophète écrivain, ne cherchant sa force que dans la beauté de sa parole. La littérature hébraique, limitée jusqúe-là au récit historique, au cantique et à la parabole, s'enrichit ainsi d'un genre nouveau, intermédiaire entre la prose et la poésie, et auquel nul autre peuple n'a rien à comparer.“ —

Der Mangel eigentlicher Dichtkunst bei den Semiten beruht so auf demselben Grunde, wie der Mangel an bildenden Künsten, an einer Wissenschaft, wie der Mangel einer organisierten Gesellschaft, eines Staates, eines entwickelten Systems von Rechten und Pflichten, kurz eines objektiv sich darlegenden Volksgeistes. Der Poesie der Semiten mufste es an Inhalt fehlen. —

Wie auch die Natur der Sprache mit solcher Art der litterarischen Darstellung übereinstimmte, zeigt Renan: „L'esprit de chaque peuple, et sa langue sont dans la plus étroite connexité.“ — „La langue étant le module nécessaire des opérations intellectuelles d'un peuple, des idiomes peignant tous les objets par leurs qualités sensibles, presque dénués de syntaxe, sans construction savante, privés de ces conjonctions variées qui établissent entre les membres de la pensée des relations si délicates, devaient être éminemment propres aux énergiques déclamations des Voyants et à la peinture de fugitives impressions, mais devaient se refuser à toute spéculation purement philosophique cet.“ (De l'origine du langage p. 190. cf. fast dieselben Worte in der hist. des lang. sem. p. 18. —).

Wie man sieht, hinderte im Orient die üppige Blüte der Sprachkunst eine selbständige Entfaltung der Poesie, und so finden wir auch bei den Kulturvölkern des Abendlandes, dafs, wie nahe auch Sprachkunst und Poesie an einander grenzen, doch ein bedeutender Aufschwung der einen Kunst regelmäfsig von einem Sinken der anderen begleitet ist. Es liegt dies in der Natur der Sache, und kann in ähnlicher Weise im Gebiete der bildenden Künste an der Geschichte der Plastik und Malerei beobachtet werden. Sprachkunst hat allein mit dem individuellen Seelenleben zu thun; dieses regt sich immer und sucht seine künstlerische Gestaltung; nur dann tritt es zurück, wird übertönt, findet geringe Beachtung, wenn mächtigere, objektive Interessen in das Bewufstsein eintreten und uns begeistern. Darum sind z. B.

diejenigen Zeiten, welche man prosaisch zu nennen pflegt, der Sprachkunst günstig, denn solche prosaische Zeiten sind mit ihrer Welt — mit dieser Welt — zufrieden und hinlänglich durch sie ausgefüllt, wollen von den idealen Gestalten aus einer anderen Welt nichts wissen und verlangen darum nicht nach dem Dichter.

Es verhält sich ähnlich mit den Zeiten einer beginnenden Kultur, welche zu objektiver Weltanschauung noch nicht gelangt sind. Es mögen dann wohl Anregungen zu künstlerischen Gestaltungen durch das Wort in Menge vorhanden sein, aber es fehlt den Menschen dieser Zeiten jene aus dem Reichtum klarer Welterfassung stammende Besonnenheit, welche sich frei macht vom subjektiven Affekt und dadurch erst ein freies Spiel der Phantasie ermöglicht. Auch im Leben ausgezeichneter Individuen ist dies zu bemerken. Sprachkunst beginnt, die reifere Weltanschauung führt zur Poesie, das prosaische Alter neigt wieder zu beschaulicher Darstellung des einzelnen Seelenmoments. So kann man von der Geschichte der selbständig auftretenden Sprachkunst im allgemeinen dies aussprechen, dafs ihre Blüte mit jener der Dichtkunst alterniere. —

Auch ist in Bezug hierauf noch folgendes zu bemerken, was die Geschichte aller Gattungen der Sprachkunst betrifft. — Sprachkunst als Kunst der Sprache geht notwendig dem Gebrauch vorher, welchen das Leben in der gewöhnlichen Mitteilung von der Sprache macht; eine lange Einwirkung auf die Entwickelung der Sprache durch fortgesetzte Ausbildung der Sprachkunst ist ferner vorauszusetzen, ehe Poesie entstehen konnte, ehe eine technisch ausgebildete Prosa möglich wurde. Eine Menge von Ausdrucksmitteln für jeden Moment der Seele mufste in der Sprache niedergelegt worden sein, ehe sie für die Zwecke der Litteratur ein brauchbarer Diener sein konnte. — Mit dem Hervortreten jener Scheidung in gebundene Rede und litterarische Darstellung in Prosa hört die naive Freude an der Sprachkunst, welche jenen Gegensatz so nicht kennt, zwar nicht auf, tritt aber zurück vor dem Gedankengehalt von Poesie und Wissenschaft. Hat aber Poesie einen Gipfelpunkt erreicht, in den Zeiten, welche man klassisch zu nennen pflegt, so tritt regelmäfsig eine Periode der Erschlaffung ein, und sofort erscheint dann wieder die Menge der Sprachkünstler, welche, in solchen Zeiten der Kultur von längerem Atem als die naiven Vorgänger, die Gedanken-Eroberungen der Dichter als Sprachstücke in den allgemeinen Sprachschatz ein-

tragen, und es beginnen dann die Zeiten, in welchen über „Vermischung des prosaischen und poetischen Stils“ geklagt wird. Es endet so Sprachkunst, wie sie begann, als Indifferenz von Prosa und Poesie, nur, daſs sie den Weg von der Naivetät bis zur Reflexion durchlaufen hat, und es ist nicht zu übersehen, daſs auch durch diese reflektierte Sprachkunst der Sprache ein Gewinn an Scheidung, Schärfe, Feinheit erwächst. —

Wir schlieſsen hier mit diesen allgemeinen Andeutungen ab, bei welchen es nur um die Aufstellung einiger leitenden Gesichtspunkte zu thun war. —

B. Besonderer Teil.

Abschnitt I.

Die Sprache als Kunst.

I. Vom Ursprung und vom Wesen der Sprache.

Der Mechanismus des Lebens, die geschlossene Ruhe des Weltganges zeigt uns nur Eine Unterbrechung; es ist der Mensch, welcher den Zwiespalt in die Natur wirft und ihr Gesetz der Notwendigkeit durchbricht. Durch ihn kommt es zum Gegensatz von Geist und Materie, von Freiheit und Notwendigkeit; das gröſste Wunder in der Natur, ja das einzige ist das menschliche Ich. Von dem Standpunkt dieses Ich aus erscheint das Leben, welches den Tierleib beseelt, als kein eigenes; in ihm lebt nur die Natur, aus ihm spricht nur Natur, und was sie so verkündet, ist wieder Natur. Es ist wohl richtig gesagt (Hegel, Naturphilosophie p. 654): daſs „das theoretische sich Ergehen der Vogelstimme ein höheres ist, als die Stimme des Bedürfnisses“, aber auch in jener singt doch nur die Gattung und nicht das Individuum, bethätigt sich der Reichtum des Alllebens, nicht die Kunst des Einzelnen.

Zur Sprache bringen es, wie wir sehen, nur diejenigen Geschöpfe, welche es zu einem Ich bringen; nur ein Ich hat etwas zu sagen, was sich nicht — nach dem Naturtriebe — von selbst versteht; die Tiere sprechen um deshalb nicht, weil sie für sich nichts zu sagen haben; sie kommen zu keiner Kunst, darum auch nicht zur Sprache; „die Kunst, o Mensch, hast du allein“. — In der That stellt die Kunst der Sprache den Unterschied zwischen Mensch und Tier am genauesten dar. Eine Vergleichung der geistigen Fähigkeiten zeigt allerdings, daſs die Tierseele in Bezug auf Empfindung, Vorstellung, Gedächtnis, Verstand, Willen weniger

entwickelt ist, als die Seele des Menschen, aber unsere Rubrizierungen dieser Fähigkeiten sind anfechtbar, und eine feste Grenze zu ziehen in Bezug auf sie zwischen den begabtesten Tiergattungen und den niedrigst stehenden Menschen ist nicht leicht, wenn man unbefangen prüft. Die Sprache aber zeigt uns deutlich diese Grenze, denn die Töne der Tiere sind spezifisch unterschieden von der Sprache der Menschen, wie später noch besprochen werden wird, und man wird daher sicherer und besser von der Sprache aus auch den Unterschied in geistiger Beziehung feststellen können, wenn man eben als Kennzeichen des Menschengeistes diejenige Weltauffassung bezeichnet, welche sich in der ruhigen Klarheit und artikulierten Bestimmtheit der Sprache zu erkennen giebt. —

Wäre der Mensch nur ein Ich, schon an sich frei, durch sich selbst bestehend, statt daſs dieses erst als Akt einer Entwickelung, Befreiung auftritt, so würde er sich auch durchaus seine eigene Sprache geben, er würde sie erfinden; brächte es dagegen der Mensch zu keinem Ich, wäre er nichts weiter, als Naturgewächs, wie das übrige Dasein, so würde auch seine Sprache nichts weiter sein, als ein Gegebenes, wie die Sprache der Tiere. Es ist aber der Mensch solche Natur, welche sich entwickelt zum Ich, und so auch ist die Sprache eine auf natürlicher Grundlage zur Freiheit sich entwickelnde Kunst — *φύσις* und *θέσις* — und dies nicht in einem Neben- und Nacheinander, sondern in beständiger gegenseitiger Durchdringung. —

Soll nun näher vom Ursprung der Sprache gehandelt werden, so ist zu bemerken, daſs wir von einem zeitlichen Ursprunge nichts wissen können. Denn wir vermögen ein Sein wohl zu begreifen, nicht aber das Nicht-Sein, können also an einem Ursprunge in diesem Sinne wohl die Seite sehen, nach welcher schon ein Sein erfolgt ist, nicht aber die andere, nach welcher es noch nicht ist. Das Nicht-Seiende ist ja wegen seiner absoluten Unbestimmtheit ebenso Grund zu Nichts wie zu Allem.

Wenn man dieses Nicht-Seiende mit Gott oder mit Natur benennt, oder mit Anlagen, Fähigkeiten, Kräften zu diesem und jenem, wozu es werden soll, ohne es schon irgend zu sein, so verdeckt man nur mit Worten, daſs man nichts anzugeben vermag, als (Nichts, nihil, *οὐδέν* ist immer nur kontradiktorisch, nichts an sich) eben das Unbestimmte. „Die Mütter“ bei Goethe (Faust T. II) mögen der Ursprung sein:

„Gestaltung, Umgestaltung, Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung, Umschwebt von Bildern aller Kreatur“ — In der That

giebt es wissenschaftlich keine Schöpfung, wir wissen nur von einer Entwickelung. —

Die Sprache entstand zuerst, als die erste Wurzel, Werk der schöpferischen Kunst des Menschen, den ersten zum Aussprechen reif gewordenen Seelenakt darstellte; — aber sie entsteht noch immer, und dieses Entstehen ist zu begreifen, wenn ihr Wesen verstanden werden soll.

Unsere Erörterung über den Ursprung der Sprache hat also einen idealen Vorgang im Auge, der deshalb auch immer geschieht; sie zeichnet einen Entwurf, in dessen Gebiet sich die Wirklichkeit im wesentlichen gehalten haben muſs und ferner hält. Was solcher Erörterung einige Sicherheit geben kann, ist einmal dies, daſs aus der unveränderlichen Natur des Menschen geschlossen wird, die wir studieren können, daſs ferner wir die lebendige Sprache von jener Erörterung aus verstehen. Dies ist auch nur, was die Wissenschaft erreichen kann, sonst ist Ursprung der bestimmten, zeitlich gegebenen Sprache ebenso unbegreiflich, wie der des bestimmten Menschen. Kann etwa ein entstehendes Menschenkind allein weiterleben? Entstand sofort Mann und Frau? Solche Fragen löst der Mythus besser als der wissenschaftliche Verstand. Wir wissen genug vom Ursprung des Menschen, wenn wir wissen, wie er jetzt entsteht. Unsere Frage heiſst also etwa: Wie begreifen wir die Sprache aus denjenigen Bedingungen und im Einklange mit ihnen, welche uns sonst über die Natur des Menschen bekannt sind? —

Die neuere Sprachforschung seit Wilhelm v. Humboldt pflegt die Frage in diesem Sinne zu stellen; es stellt sie so z. B. Lazarus, Leben der Seele, Bd. 2. p. 8. — Heyse, System der Sprachwissenschaft, p. 47. — Steinthal, Grammatik, Logik und Psychologie, p. 231. — Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache (übers. v. Böttiger), Bd. 1. p. 394 u. and. — Den älteren Untersuchungen über den Ursprung der Sprache lag die Ansicht, nach welcher ein bestimmter, zeitlicher Anfang einer als fertig zu denkenden Sprache anzunehmen sei, zu Grunde, oder wurde doch nicht bestimmt genug abgewiesen. So spricht Plato im Cratylus (p. 424) von dem *ὀνομαστικός*, wie man von einem *μουσικός* und *γραφικός* rede, der also *ὀνοματέτης*, *ὀνοματουργός* sei; Cicero (Tusc. disp. I, 25) spricht von dem „qui primus, quod summae sapientiae Pythagorae visum est, omnibus rebus imposuit nomina“ (von derselben mystischen Person, welche nach Proclus (zum Cratyl. p. 6) Pythagoras bezeichnete als: *ὁ τὰ ὀνόματα*

τοῖς πράγμασι θέμενος) und vergleicht ihn mit dem ersten Staatengründer. Leo Magentius zu Aristoteles (de interpr. p. 102) nennt diesen Erfinder νομοθέτης und so auch Ammonius zu Arist. de interpr. p. 24 B ed. Ald. (cf. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, T. I, p. 28). Theophilus (ad Autol. lib. II, p. 98) schrieb diese ὀνομαθεσία dann Gott selbst zu. (cf. Davis zu Cic. Tusc. I, 25.) — Eustathius trägt auch die Vorstellung vor, welche aus Homer zu entnehmen ist, dafs Götter und Menschen, jeder für sich, eine besondere Sprache erfunden hätten. (Zur Ilias I, 404, p. 124, 24. —)

So wurde die Frage nach dem Ursprung der Sprache eine Frage danach, wie sie als Erfindung der Menschen hätte entstehen können, oder durch eine Offenbarung Gottes, denn beides ist ein bestimmter Akt. Damit war denn die Vorstellung notwendig verknüpft, dafs die Sprache auch nicht hätte entstehen können, so dafs von ihrer notwendigen Verbindung mit dem Geiste des Menschen kein Bewufstsein vorhanden war. —

Bis auf Wilhelm von Humboldt, wie schon gesagt, kommt man hierüber nicht recht hinaus trotz Herders schöner Bemühung in seiner Preisschrift: „über den Ursprung der Sprache, 1770,“ welche Süfsmilchs „Beweis, dafs der Ursprung der Sprache göttlich sei.“ (Berlin 1766) hervorrief. Rousseau z. B. („Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes“), der sich der Annahme eines übernatürlichen Ursprungs der Sprache nicht entziehen zu können meint, läfst sich hierdurch nicht hindern, an ihrer Notwendigkeit und selbst an ihrem Nutzen für das Menschengeschlecht zu zweifeln. Er bleibt nämlich in dem Dilemma stecken: „que la parole paroît avoir été fort nécessaire pour établir l'usage de la parole“ und schliefst seine Betrachtungen über den Ursprung der Sprache mit den Worten: „Quant à moi, effrayé des difficultés, qui se multiplient, et convaincu de l'impossibilité presque démontrée que les langues aient pu naître et s'établir par des moyens purement humains, je laisse à qui voudra l'entreprendre, la discussion de ce difficile problême, lequel a été le plus nécessaire de la société déjà liée à l'institution des langues, ou des langues déjà inventées à l'établissement de la société?“ — In Bezug aber auf den Wert der Sprache führt er u. a. dem „peuple lettré“ den Isaac Vossius an (de Poëmat. Cant. et viribus Rhythmi, p. 66) (Note 13): „Nec quidquam felicitati humani generis decederet, si, pulsa tot linguarum peste et confusione, unam artem callerent mortales, et signis, motibus, gestibusque licitum foret

quidvis explicare. Nunc vero ita comparatum est, ut animalium quae vulgo bruta creduntur, melior longe quam nostra hac in parte videatur conditio, utpote quae promptius et forsan felicius sensus et cogitationes suas sine interprete significent, quam ulli queant mortales, praesertim si peregrino utantur sermone.“ —

Ebenso bewegt sich Lessing (Bd. X. „Zus. zu K. W. Jerusalems Schrift“: „daſs die Sprache dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgeteilt sein kann“) innerhalb dieser Gegensätze: „Sprache durch Wunder mitgeteilt“ und „des Menschen Selbsterfindung der Sprache“, welche die Einsicht versperren, daſs Sprache weder ist noch nicht ist, sondern immer wird. —

Bezeichnet doch noch Fichte (Sämtliche Werke, Bd. VIII.) in der Schrift: „Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprung der Sprache“ diese als ausgegangen von einer Hieroglyphensprache, einer Erfindung von Hordenhäuptern, Heerführern etc., deren Ansehn dann zur Nachahmung bewogen hätte. — Zu dergleichen paſst, was Feuerbach (Pierre Bayle“ p. 219) anführt, daſs vielen Gelehrten und selbst Philosophen, z. B. dem Thomasius, Gott für den Urheber auch der Schreibekunst gegolten habe. Heumann bestritt diesen übernatürlichen Ursprung u. a. damit (Acta philos. I. p. 807): es wäre nicht einzusehen, warum Gott dann dem Moses nicht auch artem typographicam offenbart hätte. —

Die Sprache ist überhaupt nicht für sich allein zu denken, sie besteht nur in und durch ihre Verbindung mit dem Menschengeiste, der, wie spezieller gezeigt werden wird, ebensowenig ohne sie wäre, wie sie ohne ihn ist. Deshalb kann sie für sich selbst weder als ein Geschenk Gottes gedacht werden, denn der Mensch hätte sie ohne die ihr entsprechende geistige Entwickelung nicht zu gebrauchen vermocht, noch als Erfindung von Menschen, denn diese würde eine Fülle von Reflexion voraussetzen, wie sie ohne die Sprache nicht gewonnen werden kann.

Wenn nun also mit Herder (Ursprung d. Spr.) gesagt wird: „Die Sprache gebar sich mit der ganzen Entwickelung der menschlichen Kräfte“, so bleibt ferner die Frage, ob ihre Entstehung anzusehen sei als notwendige Entwickelung der Menschennatur, so daſs sie lediglich als Naturerzeugnis zu betrachten wäre; oder ob sie aus dem Ich stamme, einer willkürlichen, mehr oder weniger besonnenen Reflexion, so daſs sie als ein Produkt menschlicher Freiheit erschiene. —

Diese Frage, zu verschiedenen Zeiten modifiziert und in verschiedene Form gekleidet, ist von alters her vielfach Gegenstand

der Untersuchung gewesen; am bekanntesten ist sie unter der Form, ob die Sprache *φύσει* bestehe oder *θέσει*, durch Natur oder durch Satzung. —

Lersch hat im ersten Teile seines Werkes: „Die Sprachphilosophie der Alten dargestellt an dem Streit über Analogie und Anomalie der Sprache“ das hierhergehörige Material zusammengestellt, doch ist zu dessen genauerer Auffassung die Vergleichung mit Steinthal nötig: „Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern (namentlich p. 42 sq. *νόμῳ* und *φύσει* p. 72 sq. und p. 312 sq.: *φύσει, νόμῳ, θέσει*). — Es ist uns hier nicht um genauere Erörterung der in dieser Beziehung wichtigen geschichtlichen Nachrichten zu thun,*) auch übergehen wir die einschlagenden Arbeiten der neueren Zeit und bemerken nur, daſs auſser Heyse, im „System der Sprachwissenschaft“ p. 49—69 namentlich Steinthal: „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens“ eine kritische Übersicht über die neueren Untersuchungen vom 16. Jahrhundert an giebt. Eine Zusammenstellung der Werke, welche über Ursprung der Sprache seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erschienen sind, findet man bei J. Kelle: „Gedanken über den Ursprung der Sprache.“ [Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen von L. Herrig (11. Jahrgang) Bd. 20 p. 314 sq.]. —

Wir unsererseits haben im vorhergehenden die Lösung des Problems, ob *φύσει* oder *θέσει*, bereits angedeutet. Weder nämlich durch Natur noch durch menschliche Satzung besteht die Sprache, sondern, wie der Mensch selbst, ist sie eine Durchdringung von Resultaten der Notwendigkeit mit der Bethätigung der Freiheit. Sprache ist eben Kunst, in Bezug auf welche Goethe sagt (Einleitung in die Propyläen): „Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daſs der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakte-

---

*) Origenes (c. Celsum I, p. 18 sq.): *Λεκτέον δὲ καὶ πρὸς τοῦτο, ὅτι ἐμπίπτει εἰς τὸ προκείμενον λόγος βαθὺς καὶ ἀπόῤῥητος ὁ περὶ φύσεως ὀνομάτων, πότερον, ὡς οἴεται Ἀριστοτέλης, θέσει εἰσὶ τὰ ὀνόματα, ἢ ὡς νομίζουσι οἱ ἀπὸ Στοᾶς φύσει, μιμουμένων τῶν πρώτων φωνῶν τὰ πράγματα καθ᾽ ὧν τὰ ὀνόματα, καθὸ καὶ στοιχεῖά τινα ἐτυμολογίας εἰσάγουσιν, ἢ ὡς διδάσκει Ἐπίκουρος (ἑτέρως ἢ ὡς οἴονται οἱ ἀπὸ τῆς Στοᾶς) φύσει εἰσὶ τὰ ὀνόματα, ἀποῤῥηξάντων τῶν πρώτων ἀνθρώπων τινὰς φωνὰς κατὰ τῶν πραγμάτων.*

ristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höhern Wert hineinlegt." — Darum nun kann vieles an der Sprache aufgewiesen werden, wonach sie *φύσει*, vieles, wonach sie *θέσει* zu erachten ist. Sie ist Naturprodukt, sofern sie in der Natur des Menschen und deren Zusammenziehung mit der übrigen Welt gegründet ist, sofern sie dem Organismus des Menschen nach nicht auch nicht sein könnte; so aber ist sie doch nur als ein noch nicht bestimmtes Material in ihrer Anlage. Hält man nun diesen Gesichtspunkt einseitig fest, so kann man wohl mit Epikur (nach Proclus) sagen, es sei dem Menschen so natürlich, zu sprechen, wie dem Hunde, zu bellen. (Schol. des Procl. zu Plat. Crat. p. 9: *ὁ γὰρ Ἐπίκουρος ἔλεγεν, ὅτι οὐχὶ ἐπιστημόνως οὗτοι ἔθεντο τὰ ὀνόματα, ἀλλὰ φυσικῶς κινούμενοι, ὡς οἱ βήσσοντες καὶ πταίροντες καὶ μυκώμενοι καὶ ὑλακτοῦντες καὶ στενάζοντες.*) Auch jetzt hält z. B. Renan diese Ansicht im wesentlichen aufrecht. Indem er die Erfindung, die Willkür des Menschen als Erzeuger der Sprache mit Recht abweist, hebt er auch die Freiheit auf und die Kunst, welche, wenn schon zunächst ohne bestimmtes Bewufstsein, von Anfang an bei Gestaltung der Sprache mitwirken. Er sagt (de l'origine du langage, p. 90 sq.): „Si on accorde, en effet, à l'animal l'originalité du cri, pourquoi refuser à l'homme l'originalité de la parole? — L'homme a la faculté du signe ou de l'intreprétation, comme il a celle de la vue et de l'ouïe; la parole est le moyen qu'il emploie pour exercer la première, comme l'oeil et l'oreille sont les organes des deux autres. L'usage de l'articulation n'est donc pas plus le fruit de la réflexion que l'usage des différents organes du corps n'est le résultat de l'expérience. Il n'y a pas deux langages, l'un naturel, l'autre artificiel; mais la nature, en même temps qu'elle nous révèle le but, nous révèle les moyens qui doivent servir à l'atteindre. Lucrèce a dit ceci en si beaux vers qu'on ne peut s'empêcher de les citer cet." Es folgen die Verse: lib. V, 1027—1039, und es stimmt also Renan mit Epicurus überein. —

Will man nun aber zugeben, dafs dem Menschen die Sprache natürlich sei, so fragt sich doch eben weiter, welches denn die Natur des Menschen sei, denn offenbar ist ihm eine besondere eigen; und es ergiebt sich dann, dafs sie, was immer ihr angehört, in Form freier Selbstthätigkeit herausstellt. Es verbindet sich so das Ich mit dem Bewufstlosen; und Freiheit, Willkür, Kunst, vieles von menschlicher Erfindung zeigt sich namentlich, wenn wir die weitere Entwickelung und Ausbildung der Sprache ins Auge

fassen. Tragen nicht gewisse Elemente der Sprache deutlich die Zeichen der Willkür an sich? —

Man denke z. B. an die Zahlwörter. Es mögen diese ursprünglich Konkretes bezeichnet haben, aber mufsten sie nicht willkürlich, mehr oder weniger zufällig gewählt worden sein, und — da nun bis zur Zahl hundert grofse Übereinstimmung aller indogermanischen Sprachen stattfindet — konnten sie anders als durch eine *θέσις* zum Gebrauch sich feststellen? — So ist denn eine Ansicht nicht ohne Grund, wie sie der Platonische Hermogenes (Cratyl. p. 384 D) ausspricht: *Οὐ δύναμαι πεισθῆναι, ὡς ἄλλη τις ὀρθότης ὀνόματος ἢ ξυνθήκη καὶ ὁμολογία* und wie z. B. Tiedemann („Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache" 1772) sie durchführt, nach welchem durch Not und Überlegung die Menschen zur Erfindung der Sprache gekommen seien (vid. Steinthal, Urspr. d. Spr. p. 5—12).

Die Durchdringung der Gegensätze von Freiheit und Notwendigkeit, Erfindung und natürlichem Hervorbrechen der Sprache ist von der neueren Sprachforschung anerkannt worden. J. Grimm (über den Ursprung der Sprache p. 42 sq.) sagt z. B.: „Welchen Vokal und welchen Konsonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgesehen von der natürlich vorbrechenden und sich geltend machenden organischen Gewalt des Lautes meist in seiner Willkür, die gar nicht stattgefunden hätte, wäre sie von jenem Einflufs immer und völlig abhängend, selbst aber mit feinerem oder gröberem Gefühl geübt werden konnte. In diesen einfachsten Bildungsgesetzen sehen wir also auch hier Notwendigkeit und Freiheit einander durchdringen. Wenn z. B. im Sanskrit die Wurzel pâ gr. *πιεῖν*, sl. piti ausdrückt, so hindert nichts, dafs ein Spracherfinder dafür auch kâ oder tâ ergriffen hätte. Ein grofser Teil der indogermanischen Wurzeln hat blofs sein historisches Urrecht, dem nur organische Bestimmungen zutreten können." Wir schliefsen uns auch Steinthals Auffassung an (Gesch. der Sprachwiss. bei den Griech. u. Röm. p. 314), welcher nachweist, dafs den grofsen Geistern des Altertums, Plato und Aristoteles, diese Auffassung von der Sprache im wesentlichen schon zugeschrieben werden müsse. Wir citieren eine Stelle: „Die alten Sophisten meinten, die Sprache (*ὀνόματα*) sei *νόμῳ*, Sache willkürlicher Subjektivität; ihnen gegenüber behauptete Kratylos, sie sei *φύσει*, den Dingen objektiv zukommend und das Wesen derselben ausdrückend. Plato zeigte, dafs die Sprache, als *ὀνόματα* gefafst, keine Wahrheit enthalte; obwohl die Laute eine ihnen innewohnende Bedeutung haben,

so seien dennoch die Wörter (*ὀνόματα*) nur *ξυνθήκῃ* Ausdrücke für bestimmte Vorstellungen. In der Sprache aber als *λόγος* Rede, Satz, liege bald Wahres, bald Falsches. Als solche ist sie ihm auch die Grundbedingung der Dialektik. Endlich aber ist die Seele, und was sie ihrer Natur gemäſs thut, ganz eigentlich *φύσει*, und darum sind es auch die *νόμοι*. Dieselbe Ansicht, aber klarer und bestimmter entwickelt, hat Aristoteles. Wenn es falsch ist, nur kurzweg zu behaupten, Plato habe die Sprache für *φύσει* erklärt, so ist es noch falscher, meine ich, zu sagen, nach Aristoteles sei dieselbe *κατὰ ξυνθήκην* im Sinne der Sophisten, nämlich Werk subjektiver Willkür. Wenn aber oben gezeigt wurde, daſs Plato wie Aristoteles die Sprache für *ξυνθήκῃ* entstanden erklärt, so ist hier zu zeigen, daſs auch umgekehrt, dieser wie jener die Sprache für *κατὰ φύσιν* halte.“

Wird nun aber diese Durchdringung von Freiheit und Notwendigkeit, wie im Menschen so in der Sprache, gefühlt und begriffen, — das Wunder des Menschen-Ich als solches anerkannt — so ist auch die Zurückführung der Sprache auf göttlichen Grund geboten, da des Menschen Wesen hiermit als einzig dastehend, die sonstige Natur überragend und deshalb aus ihr allein nicht begreiflich erscheint. Das Rätsel der menschlichen Freiheit, welcher wir praktisch so sicher zu sein glauben, als sie uns theoretisch unerweisbar, ja widersprechend erscheint, kann nur durch Annahme eines Faktums gelöst werden. Müssen wir uns des Menschen Erschaffung als unerklärt gefallen lassen, so denn auch die Sprache als in dieser Schöpfung einbegriffen. —

Und nunmehr dürfen wir uns besinnen und fragen, welchem Gebiete menschlicher Thätigkeit wir hiernach die Sprache einzuordnen haben. Wir erkennen in ihr eine Äuſserungsform des theoretischen Geistes für den idealen Sinn des Gehörs, welche ihren Zweck in sich selbst trägt, finden, daſs sie auf Grundlage der Natur durch freien Akt der Seele und zwar ohne reflektierendes Bewuſstsein hervorgebracht wird, daſs sie schlieſslich auf eine nicht weiter zu begreifende schöpferische Fähigkeit des Menschen zurückgeführt werden muſs, welche nichts hindert als göttliches Geschenk zu fassen — wird nicht schon hier die Vermutung sich aufdrängen, daſs Sprache entsteht infolge jener eigentümlichen Begabung unseres Wesens, welche man Kunsttrieb nennt? In der That ist bedeutenden Männern bei der Frage nach der Entstehung der Sprache diese als eine Kunst erschienen, obwohl sie ihre Ansicht nicht mit solchem Nachdruck aussprachen oder doch

verfolgten, daſs klar geworden wäre, es handle sich ihnen um mehr, als um bloſse Vergleichung der Sprache mit der Kunst. Und so ist dies ohne nachhaltige Wirkung geblieben. —

Wir nennen zuerst Plato im Cratylus. Dort bespricht er (p. 423 sq.), in welchem Sinne das Wort als Nachahmung des Dinges zu betrachten sei, und fragt, wie man den zu nennen habe, welcher auf ähnliche Weise, wie der Musiker oder Maler, aber in anderem Material, die Dinge nachzuahmen und darzustellen wüſste durch Buchstaben und Silben. (*εἴ τις αὐτὸ τοῦτο μιμεῖσθαι δύναιτο ἑκάστου, τὴν οὐσίαν, γράμμασί τε καὶ συλλαβαῖς, ἆρ᾽ οὐκ ἂν δηλοῖ ἕκαστον ὃ ἔστιν; καὶ τί ἂν φαίης τὸν τοῦτο δυνάμενον, ὥςπερ τοὺς προτέρους τὸν μὲν μουσικὸν ἔφησθα, τὸν δὲ γραφικόν;* —) Hermogenes nennt ihn den *ὀνομαστικός,* und es wird nun weiter die nachstehende Thätigkeit in Zusammensetzung der Worte aus den einzelnen Buchstaben mit dem Verfahren der Maler bei Abbildungen verglichen. Wie nun die Gestalt des Lebendigen in der Malerei entsteht, so kommt es auch in der Sprache endlich zu einem Groſsen, Schönen und Ganzen, d. h. es entsteht ein Sprachganzes für die Benennungskunst, oder Redekunst, oder eine andere Kunst, welche sie sein mag (p. 425): *καὶ πάλιν ἐκ τῶν ὀνομάτων καὶ ῥημάτων μέγα ἤδη τι καὶ καλὸν καὶ ὅλον συστήσομεν, ὥσπερ ἐκεῖ τὸ ζῶον τῇ γραφικῇ, ἐνταῦθα τὸν λόγον τῇ ὀνομαστικῇ ἢ ῥητορικῇ ἢ ἥ τις ἔστιν ἡ τέχνη.* —

Stellt nicht auch unser J. Grimm (Urspr. d. Spr. p. 53) die Sprache mit der Kunst zusammen und hebt selbst eine Unterscheidung wieder auf, welche er zu setzen scheint? Er sagt: „Poesie, Musik und andere Künste sind nur bevorzugter Menschen, die Sprache ist unser aller Eigentum, und doch bleibt es höchst schwierig, sie vollständig zu besitzen und bis auf das Innerste zu ergründen. Die groſse Menge reicht etwa schon mit dem halben Vorrat der Wörter oder mit noch weniger aus.“ — Viel entschiedener spricht sich Böckh aus: („Von dem Übergange der Buchstaben in einander.“ Ges. kl. Schriften, Bd. III, p. 206) „Da die Namengebung nach einem festen Gesetze gegangen ist, jede Äuſserlichmachung aber eines Innern im Menschen, selbst die bewuſstlose, sobald sie nicht bloſser Trieb der organischen Natur ist, und nach Gesetzen vollendet wird, Kunst genannt zu werden verdient, so muſs die Spracherfindung, wie die Tugend, in Übereinstimmung mit Platon eine Kunst heiſsen, und eine um so gröſsere Kunst, je innigere Wissenschaft von dem Wesen der Dinge, wenn man so sagen darf auch nur bewuſstlos, und ein je klareres Gefühl

von der Übereinstimmung der Laute mit den Begriffen sie erforderte" cet. und (Encyklop. p. 727): „Die Vorstellung von der göttlichen Eingebung der Sprache bringt Platon als halben Scherz vor; offenbar aber liegt derselben nach seiner Ansicht die Wahrheit zu Grunde, dafs die richtige Namengebung eine Kunst ist und daher wie jede Kunst aus jenem enthusiastischen Drang der Ideen entspringt, welcher durch göttliche Fügung instinktartig wahre Vorstellungen hervorbringt." Wir führen noch Göttling an („Über die Entstehung der Sprache" in den „gesammelten Abhandlungen aus dem klassischen Altertum" Bd. 2). Er sagt richtig (p. 4): die Sprache sei „eine im Fortschreiten begriffene Kunst", denn „was (p. 17) ist überhaupt Kunst anders, als das Schaffen einer Form für einen Gedanken?" — „Die Töne (p. 10) sind dem Menschen angeboren, aber nicht die künstliche Artikulation dieser Töne, durch welche er sich von der blofsen Kontinuität der Stimme der Tiere unterscheidet; sie mufs mühsam erlernt werden." — „Wir sind zu Staat, zu Kunst und Wissenschaft ebenso notwendig durch inneren Drang getrieben, wie zur Sprache; aber auch sie sind unser geistiger allmählicher Erwerb, wie die Sprache, und diese trägt, wie jene, das Kennzeichen aller menschlichen Schöpfungen, die Unzulänglichkeit, an der Stirn." —

Können wir uns im wesentlichen mit diesen Worten Göttlings einverstanden erklären, so bietet uns doch seine weitere Ausführung des zuletzt Gesagten zu einigen Bemerkungen erwünschten Anlafs. Es heifst nämlich weiter bei ihm: „Der Gedanke führe ein höheres Leben als das Wort, welchem er entsprechen soll" und „indem Geist durch Sprache entstehe, entstehe jedesmal, mehr oder weniger, eine Art schwächlicher Fehlgeburt des Geistes." — Näher begründet er dies dadurch, dafs der Gedanke doch höher sei, als die Form, durch welche er sich den Sinnen darstelle, wie man denn auch sehe, dafs neue Abstraktionen nur mit grofser Mühe in der Sprache ausgedrückt würden. —

Es würde bedenklich um eine Kunst aussehen, wenn ihre Werke am Ende doch nichts wären, als „mehr oder weniger schwächliche Fehlgeburten des Geistes", wie es Göttling von der Sprache aussagt, welche er doch für eine Kunst erklärt. Aber es ist dies eine schiefe Ansicht von der Sache. —

Dafs Gedanke und Wort unterschieden sind, einander nicht decken, ist zwar richtig, wie denn z. B. Steinthal (Grammatik, Logik und Psychologie p. 152—224) dies scharfsinnig und erschöpfend nachweist, und, wenn man will, mag man also dem Geist

„ein höheres Leben“ zuschreiben, als dem Worte, aber damit ist wenig Bestimmtes gesagt. Es giebt viele Arten, wie wir Geist in Formen ausdrücken; die bildenden Künste haben ihre Weise, ihn darzustellen, Musik spricht ihn aus, in der Poesie giebt er sich in den Formen der Phantasie eine Offenbarung, und überall wird gesagt werden können, der Geist als das alle diese Formen belebende und erfüllende Allgemeine führe ein höheres Leben, als jede einzelne, irgendwie bestimmte Weise seiner Darstellung. Darum eben ist es dann gar nichts gesagt, wenn man es als besondere Eigentümlichkeit irgend einer einzelnen Kunst, wie z. B. der Sprachkunst hervorhebt, dafs ihre Werke die Totalität des Menschengeistes nicht zur Erscheinung brächten. — Der Geist, sofern er zur artikulierten Sprache sich hingedrängt fühlt, spricht sich sicher aus, aber freilich nur, insofern er eben so sich bestimmt hat; und er spricht seine Gedanken immer bestimmter, immer entsprechender aus, je mehr er in der Technik der Sprachkunst fortschreitet. Ist es etwa anders in den anderen Künsten? — Dafs die Sprache nicht jede Seelenbewegung aussprechen kann, ist richtig, aber damit wird doch nur dies gesagt, dafs es einer gewissen selbstbewufsten Bestimmtheit, einer Artikulierung dieser Seelenbewegungen bedarf, damit sie für die Darstellung durch Sprache geeignet werden, damit sie zu Worte kommen können. Soll denn die Sprache z. B. zugleich auch Musik sein? Göttling hätte ebenso umgekehrt bemerken können, dafs kein einzelner, bestimmter Menschengeist der Sprache im allgemeinen, also allen Sprachen zusammengenommen, gewachsen ist, ja dafs er nicht eine einzige vollständig zu beherrschen vermag, und würde dann mit demselben Rechte versichern dürfen, die Sprache führe „ein höheres Leben“, als der Menschengeist. —

Die Hauptsache aber ist, dafs Göttling, der die Sprache für eine Kunst erklärt, nicht weifs, was von einer Kunst zu verlangen ist, was nicht. Ihm schwebt es als Aufgabe der Sprache vor, den Gedanken auf das bestimmteste zu bezeichnen, während doch die Kunst nur in Bildern, und zwar die Sprachkunst in Lautbildern, also in der Form eines Einzelnen den Geist, das Allgemeine zur Darstellung bringt. Die Sprache hat nicht und will nicht haben die Schärfe der mathematischen Formel. —

Es ist dies ein wichtiger Punkt, welcher später genauer zur Erörterung kommen wird.

II. Entstehung der Sprache durch die Wechselwirkung des Lautvermögens mit dem Geiste des Menschen, der hierdurch zu seiner Entwickelung gelangt. —

Die Bedeutung der Sprache für das Menschengeschlecht ist so ungemein grofs, ihr Auftreten erscheint so notwendig, und ihre Wirkungen fallen so sehr in die Augen, dafs hierin wohl der Hauptgrund zu suchen ist, weshalb man nicht Ernst damit zu machen wagte, sie für eine blofse Kunst zu erklären, was auch im übrigen dafür sprechen mochte. Nun ist dies sogleich zuzugeben, dafs die Sprache von allen Künsten die meiste Verwendung findet und deshalb am wenigsten entbehrlich erscheint; aus den Werkstücken, welche sie liefert, erbaut sich der theoretische Geist des Menschen nicht nur seine Prachttempel, sondern auch seine Wohnungen; nach dem Gepräge, welches sie ihren Lautbildern aufdrückt, bestimmen wir allgemein verständlich Sinn und Bedeutung und Wert der einzelnen Seelenakte, so dafs der Umtausch der verschiedenen Vorstellungen unter noch so verschiedenen Individuen durch sie vermittelt werden kann. Aber man erhält einen mangelhaften Begriff sowohl von der Notwendigkeit des Entstehens, wie von den Wirkungen der Kunst überhaupt und so von denen der einzelnen Künste, wenn man nur deren reinste und freieste Schöpfungen, ihre — doch immer nur relativ — vollkommenen Werke ins Auge fafst, als stellten sie die ganze Kunst dar; wenn man es unterläfst, diese auch da anzuerkennen, wo sie vermischt mit anderen Lebensäufserungen auftritt, dienend oder schmückend, helfend oder anregend und ermunternd. Auch der Wilde, welcher seine Höhlen und Hütten für sein Bedürfnis zurichtet, zeigt bald, nachdem das Notwendige beschafft ist, darüber hinaus seine Kunst und will, dafs sein Bauwerk gefalle, und auch die für den Mietsertrag konstruierten Gebäude unserer Kulturzeit verschönern sich durch die Kunst, soweit sie können. Kalligraphen, Stuben- und Schildermaler sind immerhin Maler, und ihre Werke sind irgendwie Kunstwerke. Was die Plastik angeht, welche wir schon sonst mit der Sprachkunst in Parallele stellten, so gilt, was wir soeben in bildlichem Ausdruck mit Bezug auf sie von der allgemeinen Anwendung der Sprache sagten, zweifelsohne auch von ihr, denn Bausteine, Ornamente, Münzen sind sicherlich Werke der Plastik und von weitester Verwendung. Der taktschlagende Trommler macht Musik, wie der vergnügt pfeifende Schusterjunge, der vor sich hinsummende Denker,

wie der Fiedler, der zum Tanze aufspielt. — Und so finden wir für die Poesie ein Gebiet, welches an Umfang demjenigen der Sprache zu vergleichen ist, wenn wir z. B. die meisten sogenannten Lügen der Kinder hierher rechnen, an Tiefe es aber übertrifft, wenn wir, worüber weiter unten noch ein Wort, z. B. Hegels Logik als ein Werk der Poesie zu bezeichnen kaum Anstand nehmen. —

Denkt man nun hieran nicht, sondern berücksichtigt nach der hergebrachten Weise der Betrachtung nur die Spitzen der Künste, so schrumpft natürlich ihr Wirkungskreis sehr zusammen und man erkennt weder, wiefern sie aus der Kultur des Menschengeistes erwachsen, noch wie sie auf diese Kultur zurückwirken. Man vernachlässigt dann die werdende Kunst, die Kunst in ihrer Entwickelung, und es gelingt nicht, das Entstehen der Künste psychologisch zu begreifen, wie wir oben (p. 19 sq.) andeuteten, daſs es geschehen könne, nämlich so, daſs man das entsprechende Entgegenkommen des Makrokosmus für den Mikrokosmus begreift, d. h. die Wechselwirkung der Menschenseele mit der Weltseele. Und ebenso erhält man über die Wirkungen, welche die Künste auf die Entwickelung des Menschengeistes ausüben, nur ungenügende Vorstellungen. Denn die Wirkung der vollendeten, reinen Kunstwerke ist reiner Genuſs, worüber denn nichts weiter zu sagen ist, aber die speziellen Wirkungen der sich lebendig entwickelnden Künste auf die Kultur der Menschheit treten so nicht hervor und erscheinen darum als unverhältnismäſsig gering gegen die der Sprachkunst, der hellsten der Künste, bei der sie am leichtesten zu bemerken sind. Es ist nicht ratsam, den Begriff des Wortes Kunst in jeder Weise zu pressen und zu verengern, wie denn das Altertum sowohl in der Theorie wie namentlich in der Praxis für den Begriff seiner *τέχνη* und ars das Ineinanderspielen von Handwerk und Kunst durchaus zugelassen hat. —

Wir nun haben es hier allein mit der Kunst der Sprache zu thun, müssen jedoch, ehe wir deren Entstehen behandeln, einige Erörterungen allgemeinerer Natur vorausgehen lassen, um das Gesetz ihrer Entwickelung zu begründen. So wichtig es nämlich für die scharfe Auffassung des Begriffes der Sprache ist, daſs man ihr erst dann diesen Namen giebt, wenn sie als Menschensprache sich von anderen, unvollkommneren Lautäuſserungen der Menschenseele, wie sie uns etwa mit den höheren Tiergeschlechtern gemein ist, unterscheidet, so notwendig ist es doch andererseits, diese noch nicht artikulierten Laute — wie auch den Ersatz, den etwa Gebärden für sie bieten sollen — mit in Betracht zu ziehen, wenn man die

Entwickelung des Menschen bis zur Hervorbringung der Sprache hin begreifen will. Denn diese Entwickelung ist eine stetige, und das Gesetz, welches in jenen Lauten überwiegend noch als Naturnotwendigkeit wirkt, hört nicht auf, die Kraft, welche sie erzeugte, schwindet nicht beim Eintreten der dem Menschen allein eigentümlichen Sprache, sondern sie erhält dann nur an den Akten der menschlichen Freiheit eine stets zunehmende Beteiligung des Ich, welches endlich das naturgegebene Material als bloſses Mittel für seine Werke verbraucht.

Da haben wir denn zu untersuchen, in welchem Verhältnis die Lautäuſserung des Menschen zu der Entwickelung seines Geistes steht, wie also der Laut die Lebensakte der Seele bedingt, und wie diese den Laut bedingen. Wir fassen also dieses Verhältnis als das einer Wechselwirkung, wobei wir uns des Miſslichen bewuſst sind, was mit dieser Bezeichnung verbunden ist. Das Wort, wie auch die weitere, sich anschlieſsende Betrachtung läſst als der Zeit nach abwechselnd erscheinen, was doch zeitlich nicht zu bestimmen ist. Wechselwirkung ist nicht zeitlicher Wechsel; sondern gegenseitiges Hervorbringen, Bedingen, Fördern ist gemeint. Goethe („Sprache in Prosa. Abt. 4.“) sagt: „Die groſse Schwierigkeit bei psychologischen Reflexionen ist, daſs man immer das Innere und Äuſsere parallel, oder vielmehr verflochten betrachten muſs. Es ist immerfort Systole oder Diastole, Einatmen und Ausatmen des lebendigen Wesens; kann man es auch nicht aussprechen, so beobachte man es genau und merke darauf.“ —

Was wir als Kraft und Stoff unterscheiden, ist eins nicht ohne das andere; je nach unserer Betrachtung erscheint alles als Kraft, alles als Stoff, wirklich sind jedoch beide nur in ihrer Durchdringung; sie erschaffen, bedingen, erneuern und erhalten einander. Und so sind Leib und Seele, des Menschen Stoff und Kraft, wenn sie einander entgegengestellt werden, bloſse Abstraktionen; sofern der Leib Einheit ist und als Einheit wirkt, heiſst er Seele, sofern diese Einheit sich zu einer Vielheit gliedert und als solche erscheint, wird sie Leib genannt; sofern die Seele wahrnehmend ist, tritt sie hervor als Sinnesorgan, und umgekehrt schaffen und bedingen die Sinnesorgane die wahrnehmende Seele. Das Leben selbst ist nichts als solche sich beständig schaffende, sich beständig aufhebende Einheit von polaren Gegensätzen, als Attraktion und Repulsion, deren eine wir dem Geist, die andere dem Körper zusprechen. Diese nämlich unterscheidet unsere Abstraktion als das Bestimmende und das Bestimmte oder Bestimmbare, während

doch in Wirklichkeit nur beides in Einheit ist, und zwar als lebendiges Individuum. In diesem lebendigen Individuum ist also der Leib keineswegs als passiv zu denken, vielmehr wirkt er die Seele — und nur als diese Wechselwirkung von Leib und Seele wird das Leben begriffen.

So finden sich denn in allen Lebensäußerungen des Menschen die Momente der Selbstbestimmung, welche der Seele zugeschrieben werden, mit solchen der Bedingtheit, Freies findet sich mit Notwendigkeit verflochten, und die Entwickelung des Menschen erfolgt ebensowohl von innen nach außen, wie von außen nach innen; gewisse Stufen leiblicher Entwickelung müssen erreicht sein, damit die entsprechenden geistigen Thätigkeiten wirklich d. h. wirksam werden können.

Was nun vom ganzen Menschen ohne Nötigung von außen her geschaffen, mit Freiheit gestaltet wird — und dies ist das Wesen der Kunst und so auch der Sprache — das zeigt als des Menschen Abbild auch denselben Charakter sowohl der Freiheit als der Bedingtheit, ist ebensowohl dem Menschen natürlich, d. h. notwendig, wie dem Vogel das Singen, als es andererseits mit Freiheit das Individuum ausspricht, verleiblicht ebensowohl die Seele, als es den Leib vergeistigt.

Und wie durch den Prozeß der Wechselwirkung die Entwickelung des Menschen überhaupt zur Reife gebracht wird, so vollzieht sich durch eben diesen Prozeß auch die Entwickelung des Menschen von der Natursprache, in welcher ein Minimum des Ich sich bethätigt, bis zur Sprache als Kunst, welche den Menschen wesentlich ausspricht.

Das Gesetz der Wechselwirkung von innen und außen ist ein sehr allgemeines.

Hegel hat in Auffassung dieser Verhältnisse viel Schönes. Man sehe z. B. wie er („Wissenschaft der Logik“ Bd. 2. p. 171 bis 177) an dem Verhältnis des Äußeren und Inneren nachweist, daß es lediglich Reflexionsbestimmungen sind, mit denen man hier zu thun hat, und daß erst die Identität der Erscheinung mit dem Inneren eine Wirklichkeit ist. Verwandter Art sind die Betrachtungen über die Wechselbeziehung intensiver und extensiver Größen bei Trendelenburg („Logische Untersuchungen“ Bd. 1 p. 292 sq.), durch welche er „an einer Reihe von Beispielen zeigt, daß sich das Intensive immer in ein Extensives kleidet, das ihm entspricht. Der intensivere Druck überwältigt den Widerstand einer größeren Masse. Die intensivere Wärme erfüllt einen größeren

Raum. Die intensivere Helligkeit verbreitet sich weiter“ cet. „Der intensivere Wille stellt sich in der rascheren That oder in dem sich steigernden oder länger dauernden Widerstand dar. Das intensivere Talent ist vielseitiger oder schafft mehr und besser“ cet. Es heifst am Ende: „Hiernach sind intensive und extensive Gröfsen unzertrennlich. Die intensive ohne die extensive wäre eine qualitas occulta, die extensive ohne die intensive eine ausgegossene Vielheit ohne Einheit des Ursprungs. Intensive und extensive Gröfse sind eine und dieselbe Bestimmtheit, nur nach zwei verschiedenen Seiten hin betrachtet. Der Sprachgebrauch darf uns hier nicht irren, wenn er die Einheit auflöst und einzelne Seiten für sich als extensiv oder intensiv bezeichnet“ cet.

Wie nun alles Leben auf solcher Wechselwirkung beruht, ist sichtbar. Auch der Baum wächst nicht blofs von innen heraus, sondern durch beständige Wechselwirkung des erzeugten Stoffes mit der erzeugenden Kraft. Ansehnliche Gröfse eines Gewächses ist so nur möglich, wenn es ihm gelingt, die Zellen des Stengels zu verholzen, so dafs dieser zum Stamm wird. Auch das Laub ist nicht blofs Zeichen normaler Entwickelung, sondern ebensowohl Bedingung für sie. Bäume z. B., welche durch Insektenfrafs ihr Laub verlieren, kränkeln und sterben ab. Schilfrohr wird dadurch ausgerottet, dafs man es oft abmäht.

Bei den höheren Tiergattungen kann beobachtet werden, dafs die Jungen von den Eltern zu Lebensäufserungen, wie sie ihrer Art entsprechen, angeleitet werden, sowohl zu denen der Glieder als der Stimme, denn erst hierdurch machen sich diese reif, gelangen sie zum wahren Verstande ihrer Gattung.

So nun beruht auch die Entwickelung des Menschen auf der Wechselwirkung von Kraft und Stoff, Seele und Leib, derart, dafs ein Äufserliches verinnerlicht wird und dieses wieder zu einem Äufseren sich gestaltet. Jeder Fortschritt im Innern wird hervorgebracht durch die Veräufserung des Gehaltes der vorigen Stufe, jeder Fortschritt in der Äufserung setzt voraus, dafs seine vorige Form sich verinnerlicht habe, d. h. in das Bewufstsein eingetreten sei. Es ist dies normal, und andere Weisen der Entwickelung erscheinen einseitig und kränkelnd.

Es ist ja diese Form, welche wir Ich nennen, als Gehalt eben nur ihre Äufserung. Darum sagt Goethe: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachtung niemals, wohl aber durch Handeln. Suche deine Pflicht zu thun, und du weifst gleich, was an dir ist.“

Fragen wir, wie gelangt der Mensch zur Tugend, und lassen wir uns Aristoteles antworten, um zu hören, daſs es durch Wechselwirkung geschieht. Er sagt (Eth. Nicom. II, 1): Die Tugenden sind weder von Natur noch wider Natur, sondern, von Natur veranlagt in uns, werden sie erst durch die Gewohnheit (ihrer Ausführung) wirklich. (*οὔτ' ἄρα φύσει οὔτε παρὰ φύσιν ἐγγίνονται αἱ ἀρεταὶ, ἀλλὰ πεφυκόσι μὲν ἡμῖν δέξασθαι αὐτὰς, τελειουμένοις δὲ διὰ τοῦ ἔθους.*) Denn, sagt er, was man thun muſs, um etwas zu lernen, das lernt man, indem man es thut. (*ἃ γὰρ δεῖ μαθόντας ποιεῖν, ταῦτα ποιοῦντες μανθάνομεν.*) Das Wesen der Wechselwirkung kann nicht besser ausgesprochen werden, denn in der That strebt jeder Willensakt nicht nur nach auſsen zu seiner Bethätigung, sondern ebensowohl wirkt das Durchsetzen und Vollenden des Willens auf die Befestigung der Willenskraft zurück; erst durch öftere Bethätigung der *πάθη* kommt es zum *ἔθος*, bildet sich *ἦθος*, ein Charakter, wogegen das Nichtdurchführen von Vorsätzen schlieſslich — wie der Nichtgebrauch beim Magneten — alle Kraft des Willens vernichtet, so daſs es richtig heiſst: der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert. Was man Gewohnheit nennt und als eine altera natura von unbezwinglicher Macht hält, ist das allmählich sich herstellende Produkt beständig realisierter Thätigkeiten, welche ihre Rückwirkungen von auſsen nach innen üben. So ist Abhärtung, jede Geschicklichkeit cet. durch dergleichen Wechselwirkung zu erklären. —

Die Beispiele drängen sich auf, sobald man um sich blickt. Treibt nicht die Kraft zur Muskelthätigkeit, und steigert diese Thätigkeit der Muskeln nicht ihre Kraft? — Hunger treibt zum Essen, aber „l'appétit vient en mangeant“. Wenn Kranioskopie und Phrenologie lehren, daſs die Seele das Leibliche baue, so ist gewiſs, daſs die Physiognomie Macht hat, die eigene Seele zu stimmen; der Lerntrieb scheint in uns zu liegen, aber er erzeugt sich immer neu und wächst, je mehr er sich bethätigt und Erfolge hat. Worin liegt jene Macht der Liebe? Ovid (remed. am. 503) sagt: „Intrat amor mentes usu: dediscitur usu. Qui poterit sanum fingere, sanus erit.“

An ihren Früchten, sagt die Schrift, werdet ihr sie erkennen; Aristoteles (Pol. I, 1): Alles, was ist, wird bestimmt durch das, was es leistet und was es vermag. (*Πάντα δὲ τῷ ἔργῳ ὥρισται καὶ τῇ δυνάμει.*)

Und so sagen wir denn zunächst allgemein von der Ent-

wickelung des Menschengeistes dies: dadurch, daſs unser Geist sich erschafft in der Sprache, wird er selbst erst in Wirklichkeit.

Wir machen zuvörderst auf einige Wahrnehmungen aufmerksam, deren ein jeder sich leicht erinnert, um das Gesagte zu veranschaulichen. Dahin gehört, daſs wir selbst das Aussprechen entschieden als die Ergänzung einer inneren Bewegung empfinden, als Erleichterung von vorausgegangener Belastung oder Spannung; nun erst, mit dem Aussprechen, hat sich ein Lebensakt vollendet und ist wirklich geworden. Daher erfordert Schweigen Überwindung und Anstrengung. Greise müssen wieder sprechen, um denken zu können, Kinder, um es zu lernen. Weiber sprechen mehr, und weniger überlegt als Männer, weil sie laut denken müssen, um überhaupt denken zu können; sie sind vielleicht nicht inkonsequenter, als die Männer, aber sie erscheinen so, weil sie auch ihre Überlegungen veröffentlichen. Selbst ein Entschluſs zu körperlicher Thätigkeit wird nicht selten bei ihnen durch einen wenn auch unartikulierten Ausruf eingeleitet, z. B. bei Mädchen, wenn sie schnell zu laufen sich anschicken. — Überhaupt kommt es, damit das Gesetz der Wechselwirkung sich zeige, nicht darauf an, daſs wir nur die artikulierte Rede in Betracht ziehn. Kinder lernen offenbar an ihrem eigenen Schreien, welches ihnen ihr Leid objektiviert, anschaulich d. h. hörbar hinstellt, sich selbst verstehn und fördern sich so auf dem Wege des Bewuſstseins. Wie aber die Äuſserung selbst es ist, welche hier wirkt, kann man daran sehn, daſs nicht selten Kinder ohne Grund, etwa aus Übermut, oder von anderen im Scherz dazu angestiftet, mit einigem Geschrei beginnen, bald aber dadurch sich selbst rühren, Thränen hervorbringen und nun aufs wirklichste schreien; sie schreien, weil sie schreien können, denn die Bethätigung einer Kraft giebt Lust, so daſs, wie Aristoteles bemerkt (Eth. Nic. X. 4, 5): es zweifelhaft ist, ob unsere ganze Lebensthätigkeit der Lust wegen erfolge, oder der Thätigkeit wegen die Lust. Die schöne Stelle heiſst: „Die Lust schlieſst die Thätigkeiten ab und vollendet sie, so auch das Leben, nach welchem man strebt. Darum strebt man vernünftig auch nach der Lust, da sie jedem dieses zu Erstrebende zur Vollendung bringt. Ob aber wir wegen der Lust das Leben erwählen, oder um des Lebens willen die Lust, mag für jetzt dahingestellt sein. Beides scheint zusammengefügt zu sein und eine Trennung nicht zu gestatten, denn ohne Lebensäuſserung keine Lust, und jede Lebensäuſserung erfährt durch die Lust ihre Voll-

endung.“ — (*ἡ δὲ ἡδονὴ τελειοῖ τὰς ἐνεργείας. καὶ τὸ ζῆν δὲ, οὗ ὀρέγονται. εὐλόγως οὖν καὶ τῆς ἡδονῆς ἐφίενται. τελειοῖ γὰρ ἑκάστῳ τὸ ζῆν, αἱρετὸν ὄν. Πότερον δὲ διὰ τὴν ἡδονὴν τὸ ζῆν αἱρούμεθα, ἢ διὰ τὸ ζῆν τὴν ἡδονὴν, ἀφείσθω ἐν τῷ παρόντι. συνεζεῦχθαι μὲν γὰρ ταῦτα φαίνεται, καὶ χωρισμὸν οὐ δέχεσθαι. ἄνευ τε γὰρ ἐνεργείας οὐ γίνεται ἡδονή. πᾶσάν τε ἐνέργειαν τελειοῖ ἡ ἡδονή.*)

Die wechselseitige Belebung des Wortes und der Lebensäußerungen schildert Goethe („Schaffhausen und Rheinfall“): „In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören.“

Wie aber namentlich auf das Denken anregend, ja schaffend gewirkt wird, wenn man es ausspricht, erfährt jeder, welcher eine stille Überlegung im Gespräch fortzusetzen in die Lage kommt. Wie an dem ausgesprochenen Worte sich entzündend findet der Gedanke Licht, wird klar, reich, neu, und mühelos strömen für den soeben erbrachten Geistesgewinn die Worte zu, um ihn zu vollenden. Und wie es an dem Einzelnen sich zeigt, so läßt es sich von den Völkern aussprechen, daß sie zwar sich ihre Sprache bilden, daß aber nicht minder die Sprache sie wiederum bildet und bestimmt. Es ist z. B. nicht selten, daß bei Veränderung der Sitten eines Volkes die früheren Bezeichnungen für die geänderten Vorstellungen nicht mehr passen und mit neuen vertauscht werden. Das Sträuben konservativer Geister gegen solche Änderung des Sprachgebrauchs ist dann nicht ohne Grund, denn die neuen Ausdrücke bestimmen gewiß ihrerseits sehr wesentlich die allgemeine Denk- und Handlungsweise. So stemmt sich bei Sallust (Cat. 52, 11) Cato gegen eine Umwandlung der Sprache, in welcher er den Verfall der Sitte erkennt: „Hic mihi quisquam mansuetudinem et misericordiam nominat. Jampridem equidem nos vera vocabula rerum amisimus: quia bona aliena largiri liberalitas, malarum rerum audacia fortitudo vocatur, eo res publica in extremo sita est.“*) Ebenso Licinius (Sall. Hist. fragm. 3, 82): „Quod ego vos moneo quaesoque, ut animadvortatis, neu nomina rerum ad ignaviam mutantes otium pro servitio appelletis.“

Bei Griechen, Römern, Deutschen, Franzosen, Engländern ist

---

*) Diese Stelle bei Sallust ist entlehnt aus Thukyd. III, 82: *καὶ τὴν εἰωθυῖαν ἀξίωσιν τῶν ὀνομάτων ἐς τὰ ἔργα ἀντήλαξεν τῇ δικαιώσει· τόλμα μὲν γὰρ ἀλόγιστος ἀνδρία φιλέταιρος ἐνομίσθη· μέλλησις δὲ προμηθὴς δειλία εὐπρεπής, κ. τ. λ.*

zu sehn, dafs die sprachliche Form mit dem Volke steigt, sinkt, sich entwickelt, verfeinert, verbildet. Die Sprachen zeigen darum den Geist dieser Völker. Die französische Sprache läfst z. B. entschieden das Zurücktreten der Individualität gegen den Nationalgeist erkennen. Man vergleiche mit ihr die deutsche in Bezug auf die Ungebundenheit unseres Stils, auf unsere Übersetzungskunst, auf den Reichtum unserer Lyrik, die Menge der Fremdwörter cet., so erkennt man Individualismus und Universalismus der Centralisation der Franzosen gegenüber, welche sich von der Akademie ihr Lexikon und ihre Orthographie geben lassen. Die englische Sprache zeigt z. B. eine auffallende Übereinstimmung in Bezug auf ihre Sprachentwickelung mit dem Volkscharakter darin, dafs sie ohne äufseren Zwang trotz starker Veränderung der Aussprache ihre Schreibweise festhält. Man sieht hier dieselbe Schonung des Althergebrachten, wie bei dem englischen Recht, der englischen Kirche u. a. m. Über die Verkürzungen, welche die Engländer durch Accent, Tilgen der Flexionen, Aufgeben von Konjunktionen cet. so energisch durchführen, sagt Addison (bei Herrig, the Brit. Class. Auth. p. 188): Der Engländer sei „a man who is sparing of his words, and an enemy to loquacity“, „the English delight in silence more than any other European nation.“ —

Diese Dinge sind denn auch bekannt genug, und auch das Gesetz der Wechselwirkung ist vielfach bemerkt, und von der neueren Sprachwissenschaft, wenn auch ohne die nötige Durchführung und nicht in genügender Allgemeinheit ausgesprochen worden.

Wir erwähnen zuerst einer schönen Bemerkung Jean Pauls (Levana, Bd. 36 p. 92). Er sagt: „In den allerersten Monaten kennt das Kind noch kein schaffendes Spielen, in dem schleunigst wachsenden Körper und unter der einströmenden Sinnenwelt richtet sich die überschüttete Seele noch nicht zu den selbstthätigen Spielen auf“ — „Erst später — wenn allmählich ein Wort um das andere den Geist freispricht, hebt die gröfsere Freiheit des Selbstspiels an. Es regt sich die Phantasie, deren Flügelknochen erst die Sprache befiedert. Nur mit Worten erobert das Kind gegen die Aufsenwelt eine innere Welt, auf der es die äufsere in Bewegung setzen kann.“ — Da die ganze, freie Thätigkeit des Kindes Spielen ist, so heifst Jean Pauls Rede: Menschliches freies Denken und Thun entwickelt sich nur an der Sprache.

Allgemeiner und bestimmter äußert sich hierüber Trendelenburg (Logische Untersuchungen Bd. I, p. 378): „Der Zusammenhang zwischen Sprechen und Denken — greift tiefer. Wenn es die Aufgabe wäre, psychologisch das Denken zu entwickeln, so müßte die Betrachtung der Sprache die erste Stelle einnehmen. Denn durch das immer bereite Zeichen des Wortes lernt der Mensch die Vorstellungen, die sonst flüchtig wären und ineinander flössen, zu fixieren und zu unterscheiden, und mit jeder fixierten und unterschiedenen Vorstellung wächst ihm die Kraft, reicher und schärfer zu kombinieren. Durch das Zeichen wird unsere Herrschaft über die Vorstellungen bedingt, und ohne Zeichen, seien sie die natürliche Lautsprache oder ein künstliches Ersatzmittel, giebt es kaum einen Ansatz menschlichen Denkens.“ —

Es findet sich endlich das Gesetz selbst bestimmt ausgesprochen von Lazarus (in einer Bemerkung, welche Heyse, System der Sprachwissenschaft, p. 39 anführt und welche nach Steinthal (in der Vorrede p. X) einem gedruckten Werke nicht entnommen ist): „Der Geist ist wesentlich Thätigkeit; aber alle seine Thätigkeit geht durch das Medium der Sinnlichkeit hindurch, von dem ersten Aufnehmen des Objektiven bis zur höchsten Äußerung des Innern, Subjektiven. Darum bedarf er der Sprache nicht nur zur Darstellung, sondern auch zur Bildung des Innern, zur Entwickelung seines geistigen Vermögens selbst; denn diese Bildung oder Entwickelung des Innern geht stufenweise vor sich, und jede Stufe muß erst äußerlich oder geäußert werden, bevor eine höhere innere sich entwickelt.“ —

Das Verdienst, diese Auffassung von der Bedeutung der Sprache der Wissenschaft geweckt zu haben, gebührt Wilhelm von Humboldt. In der „Einleitung in die Kawi-Sprache“ (abgedruckt in den gesammelten Werken Bd. 6 unter dem Titel: „Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.“ p. 51 sq.) heißt es: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Thätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich, und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher Eins und unzertrennlich von einander. Sie ist aber auch in sich an die Notwendigkeit geknüpft, eine Ver-

bindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden. Die unzertrennliche Verbindung des Gedanken, der Stimmwerkzeuge und des Gehörs zur Sprache liegt unabänderlich in der ursprünglichen, nicht weiter zu erklärenden Einrichtung der menschlichen Natur. Die Übereinstimmung des Lautes mit dem Gedanken fällt indes auch klar in die Augen. Wie der Gedanke, einem Blitze oder Stoſse vergleichbar, die ganze Vorstellungskraft in Einen Punkt sammelt und alles Gleichzeitige ausschlieſst, so erschallt der Laut in abgerissener Schärfe und Einheit. Wie der Gedanke das ganze Gemüt ergreift, so besitzt der Laut vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Dies ihn von allen üblichen sinnlichen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, daſs das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes, im artikulierten Laut eines denkenden, im unartikulierten eines empfindenden, hervorgeht. Wie das Denken in seinen menschlichen Beziehungen eine Sehnsucht aus dem Dunkel nach dem Licht, aus der Beschränkung nach der Unendlichkeit ist, so strömt der Laut aus der Tiefe der Brust nach auſsen, und findet einen ihm wundervoll angemessenen, vermittelnden Stoff in der Luft, dem feinsten und am leichtesten bewegbaren aller Elemente, dessen scheinbare Unkörperlichkeit dem Geiste auch sinnlich entspricht. Die schneidende Schärfe des Sprachlautes ist dem Verstande bei der Auffassung der Gegenstände unentbehrlich. Sowohl die Dinge in der äuſseren Natur, als die innerlich angeregte Thätigkeit dringen auf den Menschen mit einer Menge von Merkmalen zugleich ein. Er aber strebt nach Vergleichung, Trennung, und Verbindung, und in seinen höheren Zwecken nach Bildung immer mehr umschlieſsender Einheit. Er verlangt also auch, die Gegenstände in bestimmter Einheit aufzufassen, und fordert die Einheit des Lautes, um ihre Stelle zu vertreten. Dieser verdrängt aber keinen der anderen Eindrücke, welche die Gegenstände auf den äuſseren oder inneren Sinn hervorzubringen fähig sind, sondern wird ihr Träger, und fügt in seiner individuellen, mit der des Gegenstandes, und zwar gerade nach der Art, wie ihn die individuelle Empfindungsweise des Sprechenden auffaſst, zusammenhangenden Beschaffenheit einen bezeichnenden Eindruck hinzu. Zugleich erlaubt die Schärfe des Lauts eine unbestimmbare Menge, sich doch vor der Vor-

stellung genau absondernder, und in der Verbindung nicht vermischender Modifikationen, was bei keiner anderen sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist. Da das intellektuelle Streben nicht bloſs den Verstand beschäftigt, sondern den ganzen Menschen anregt, so wird auch dies vorzugsweise durch den Laut der Stimme befördert. Denn sie geht, als lebendiger Klang, wie das atmende Dasein selbst, aus der Brust hervor, begleitet, auch ohne Sprache, Schmerz und Freude, Abscheu und Begierde, und haucht also das Leben, aus dem sie hervorströmt, in den Sinn, der sie aufnimmt, so wie auch die Sprache selbst immer zugleich mit dem dargestellten Objekt die dadurch hervorgebrachte Empfindung wiedergiebt, und in immer wiederholten Akten die Welt mit dem Menschen, oder anders ausgedrückt, seine Selbstthätigkeit mit seiner Empfänglichkeit in sich zusammenknüpft. Zum Sprachlaut endlich paſst die, den Tieren versagte, aufrechte Stellung des Menschen" — cet. —

Wir haben diese ganze Stelle auch deshalb hierhergesetzt, um zu zeigen, daſs W. v. Humboldt die Wechselwirkung von Geist und Sprache keineswegs auf die artikulierte Sprache beschränkt, sondern ihre Kraft als dem Wesen des Lautes überhaupt angehörig erkennt. — Bestimmter noch heiſst es (l. c. p. 304 sq.): „Der Laut würde an und für sich der passiven, Form empfangenden Materie gleichen. Allein, vermöge der Durchdringung durch den Sprachsinn, in artikulierten umgewandelt, und dadurch, in untrennbarer Einheit und immer gegenseitiger Wechselwirkung, zugleich eine intellektuelle und sinnliche Kraft in sich fassend, wird er zu dem in beständig symbolisierender Thätigkeit wahrhaft, und scheinbar sogar selbständig, schaffenden Prinzip in der Sprache. Wie es überhaupt ein Gesetz der Existenz des Menschen in der Welt ist, daſs er nichts aus sich hinauszusetzen vermag, das nicht augenblicklich zu einer auf ihn zurückwirkenden und sein ferneres Schaffen bedingenden Masse wird, so verändert auch der Laut wiederum die Ansicht und das Verfahren des inneren Sprachsinns. Jedes fernere Schaffen bewahrt also nicht die einfache Richtung der ursprünglichen Kraft, sondern nimmt eine aus dieser und der durch das früher Geschaffene gegebenen zusammengesetzte an." —

Um die Art der Wirkung begreiflich zu machen, welche die Darstellung eines Seelenakts durch die Sprache auf die Entwickelung unseres Geistes übt, hat Lazarus („Leben der Seele") von der Sprache gesagt, ihre Wirksamkeit liege in der Verdich-

tung des Denkens, was Steinthal (Urspr. d. Spr. p. 133) als Schaffung „einer ganz neuen psychologischen Kategorie“ preist. Man sieht ja, was das Bild sagen will, doch wird es wohl besser vermieden, da der Gedanke durch seine Darstellung als Laut wohl versinnlicht wird, aber doch nicht zusammengepreſst, sondern nur scharf und bestimmt umgrenzt. Es wird genug sein, wenn wir sagen, daſs den einzelnen Gedanken durch ihre Lautdarstellung ein Körper gegeben wird, d. h. ein gewisses beharrendes Dasein. Was dies für die Entwickelung des Menschengeistes bedeutet, kann uns Aristoteles sagen (Analyt. post. II, 19): „Alle lebenden Wesen haben eine gewisse angeborene Fähigkeit zu unterscheiden: (*δύναμιν κριτικήν*) die Empfindung (*αἴσθησιν*). Einigen derselben ist es verliehen, die Empfindung bleibend zu haben (als *μονή*), anderen nicht; die ersteren können also auch Auffassung haben (*γνῶσις*), ohne unmittelbar zu empfinden. — Unter diesen Wesen findet wiederum Verschiedenheit statt, denn aus dem Verharren (*μονή*) der Empfindung entwickelt sich bei einigen ein Begriff (*λόγος*), bei anderen nicht. Aus der Erinnerung der Empfindung (d. h. also auf Grund jener *μονή*), wenn sie wiederholt wird, entspringt Erfahrung (*ἐμπειρία*), denn viele Erinnerungen sind Eine Erfahrung. (*αἱ γὰρ πολλαὶ μνῆμαι τῷ ἀριθμῷ ἐμπειρία μία ἐστίν.*) Aus diesem Allgemeinen, dieser Einheit des vielen in der Seele, nimmt praktische und theoretische Wissenschaft den Anfang (*τέχνης ἀρχὴ καὶ ἐπιστήμης*), und zwar die praktische, wenn es sich um das handelt, was geschehen soll, die theoretische, wenn es das betrifft, was ist.“ Aristoteles bezeichnet so den Gang der psychischen Entwickelung richtig, aber erkennt nicht, wodurch dies Beharren der Empfindungen bewirkt wird, wodurch es weiter zur Bildung der Erfahrung kommt. Er sagt weiter, daſs diese Eigentümlichkeiten der Seele weder einwohnen noch aus anderen bekannten Zuständen abzuleiten seien, sondern eben aus der sinnlichen Wahrnehmung (*ἀπὸ αἰσθήσεως*), wie wenn bei einer Flucht aus der Schlacht erst einer wieder stehen bleibt, auch die anderen wieder zum Stehen kommen. Und so sei die Seele nun einmal. (*ἡ δὲ ψυχὴ ὑπάρχει τοιαύτη οὖσα οἵα δύνασθαι πάσχειν τοῦτο.*) Wir sind jetzt im stande, Aristoteles hier zu ergänzen. Das Beharren der Empfindungen knüpft sich an deren Objektivierung durch den Laut, die Erfahrung entsteht durch Fixierung der Begriffe in Worten. —

So könnte man in Bezug hierauf sagen, die Wirkung der Sprache auf die Seele des Menschen sei, daſs diese in den Stand

gesetzt werde, Erfahrung zu machen und so zu Kunst und Praxis und Wissenschaft zu gelangen. Wenn das Tier wesentlich in der Gegenwart lebt, höchstens einige Vergangenheit mitumfaſst, kommt der Mensch durch die Sprache zur Entwickelung, welches sein unterscheidendes Merkmal ist. Die Tiere bedürfen deshalb immer wieder der sinnlichen Anregung, um bestimmt zu werden, der Mensch läſst mit sich reden, und dem unendlich feineren Mittel entspricht die Wirkung, denn durch die Sprache kommt das Menschengeschlecht dazu, eine Geschichte zu haben. —

III. Die natürlichen Vorstufen der Sprache bis zur Schaffung der Sprach-Wurzel, d. h. bis zum Hervortreten der Kunst der Sprache.

Faſst man Sprache allgemein als theoretische Äuſserung des Menschengeistes, so läſst sich eine unvollkommnere (unartikulierte) von einer vollkommneren unterscheiden. Wir bezeichnen die Entwickelungen jener als Vorstufen zu dieser.

Von jeder Art des Sprechens aber gilt dieses, daſs sie einen Seelenmoment darstellt, daſs es also immer ein Satz ist, um es grammatisch zu bezeichnen, welcher herauskommen soll. W. von Humboldt (Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues cet. p. 42) sagt: „Nur die verbundene Rede muſs man sich in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein totes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung.“ Von jeder Art des Sprechens redet H. Leo („Nominalistische Gedankenspäne, Reden und Aufsätze“) in dem Abschnitt: „Vom Ursprunge und Charakter unserer Sprache.“ Nachdem er dort ausgeführt, „daſs die Sprache nicht mit dem Worte anfängt, sondern mit dem Satze, welcher die kleinste noch selbständige, lebendige Einheit der Sprache bildet“, „daſs ja auch die einzelnen Gesten der Pantomime ganze Sätze darstellen“, sagt er (p. 125): „Die Sprache fängt nicht mit Wörtern an, sondern mit Gesten und anderen Bezeichnungen — das Offenbaren des Innern eines Kindes fängt mit Weinen und Lächeln, mit Wegwenden vom blendenden Lichte, mit Zuwenden zum wohlthätigen Lichte — kurz! mit Gesten an, und das Gerede über den Ursprung der Sprache reduziert sich zuletzt auf die Frage: wer

lehrt dem Menschen Lächeln und Weinen, Niesen (?), Schlafen (?) und Schreien?"

Als nächste Offenbarung des Geistigen erscheint die sinnliche Lebendigkeit selbst, die Bewegung des Leibes. Die Seele regt sich in der ersten Zeit des Lebens wie im Traume, noch ohne Mittelpunkt, ohne ein Ich; scheinbar giebt sie nichts wieder, als kosmische, siderische, tellurische Einflüsse, lebt sie nur eben das Naturleben mit, und somit scheint auch die Empfindung — wie wir diese unmittelbarste Weise nennen, in welcher sich Bewuſstsein kund giebt — als Regung der Natur, als nicht selbst geschaffen. —

Dem entsprechend scheinen dann auch die ersten theoretischen Äuſserungen der empfindenden Seele, jene Bewegungen des Leibes, der Gesichtsmuskeln unmittelbar gegeben zu sein und ohne Willensakt zu erfolgen. Nimmt man sie so an bei ihrem ersten Auftreten, so wird doch die Dauer dieser ihrer Unmittelbarkeit nur auf so lange bemessen werden, bis sie der Seele als ein Äuſserliches, Gegenständliches bekannt werden, und auch dies muſs sicherlich als vom Anfange an in irgend einem Maſse stattfindend angenommen werden, wenn man doch zuzugeben genötigt ist, daſs es fortschreitend der Fall ist. — So werden denn schon diese ersten Verleiblichungen der Empfindung, welche der Mensch als eine Bejahung seines Wesens mit Befriedigung bewirkt und als Erleichterung von der Spannung, in welche ihn die Naturbeeinflussung versetzt, gern hat, zu Mitteln, den Geist dahin zu bringen, daſs er aufmerkt und unterscheidet. Hiermit treten dann ferner so die leibliche Bewegung wie das Geschrei allmählich in den Dienst eines Wollens. Das Kind nämlich lernt strampeln und schreien; — nicht strampeln, nicht schreien, also gegen den natürlichen Trieb wirken, lernt es erst später, aber in der ersten Position des Willens, welcher zunächst noch so sehr mit der Natur geht, daſs er als ein eigener des Individuum nicht betrachtet wird, liegt an sich auch die Möglichkeit, d. h. die Fähigkeit, diese zu negieren, und so erzeugt sich eine Wahl und ein Wollen. Hierauf rechnet z. B. der Erzieher, wenn er mancherlei scheinbar unbewuſst ausgeübte Ungezogenheiten der Kinder auch schon in sehr zartem Alter zu unterdrücken bestrebt ist. —

Wenn wir übrigens hier als Äuſserungen der Seele die Bewegungen des Leibes und des Stimmorgans nebeneinander nennen, so sollen sie damit nicht auf gleiche Stufe gestellt werden. Der Gesichtssinn, auf welchen jene wirken, ist von dem Erscheinen im Raume abhängig, und wenn auch bei ihrer weiteren Ausbildung

durch Aktion, Gestikulation, Mimik das Räumliche derart bewegt wird, daſs es den Bewegungen der Seele zu folgen und auf sie zu deuten versuchen kann, so hindert doch die Schwere des Stoffes jede tiefere, wesentliche Bezeichnung. — Genauer ist zu sagen, daſs die Gebärde es wohl vermag, ruhendes Dasein zu malen, nicht aber bewegtes (cf. Lessing, im Laokoon). Wenn das sichtbare Zeichen die bewegte Psyche darstellen will, stützt es sich auf eine Sprache, wie z. B. es bei der Fingersprache der Fall ist.

Dagegen erfolgt nun eine höchst vollkommene Verleiblichung der Seelenbewegungen durch den Laut der menschlichen Stimme. Ist ein Nervenreiz stark genug, um den Organismus des Menschen zu einer Reaktion anzuregen, dann stellt sich eben durch das Ausklingen des Stimmlautes die Totalität des Leibes gegen das Erzittern der Teile wieder her. Die Stimme wirft die Erregung nach auſsen und bringt dadurch die gestörte Einheit des Organismus zur Ruhe zurück. In Bezug auf den Reiz verhält sich der Mensch überwiegend empfangend, in Bezug auf den Ton ist er mehr schaffend, denn „beim Tongeben sind die Stimmbänder das Primitive und nicht die Luft“ (Joh. Müller, Physiolog. Bd. II, p. 231.). — In der Stimme macht sich der Organismus in seiner Totalität kundbar, so daſs der Ton als ein kurzes Leben des Körpers erscheint, in welchem dessen innere Qualität ausstrahlt; er übt deshalb auch nicht sowohl auf einen einzelnen Sinn seine Wirkung, als er unmittelbar die innerste Empfindung ergreift. Stimme und Gehör entsprechen einander. —

Man kann den Ton auffassen als Raum, der in Zeit verklingt. Ein Daseiendes wirkt auf die Empfindungsnerven, drückt sie mit stofflicher Schwere — als solcher Körper für immer — da bringt z. B. Stöhnen den Schmerz in rhythmische Bewegung, macht ihn zu einem zeitlichen d. h. zu einem verschwindenden, obwohl zurückkehrenden. Raum wirkt wie Ewigkeit, Zeit bringt Trost. — Hielte die Spannung des Körperlichen an, welche zum Ton reizt, so wäre eben die Kontinuität des Organischen aufgehoben. Daſs sie sich wiederherstellt, geschieht durch die Selbständigkeit der Stimme, welche nun nach auſsen in einem Nacheinander dasjenige darstellt, für dessen Existenz das ruhende Nebeneinander des Organismus nicht mehr genügte. So ist das Auſsen ein Innen, das Innen ein Auſsen; uns kann nicht wundern, daſs Empfindung zu Ton wird, denn der gehörte Ton wird sogleich wieder Empfindung. —

C. Poggel (Das Verhältnis zwischen Form und Bedeutung in der Sprache. p. 9) sagt über denselben Gegenstand: „Durch jedes

Gefühl im tierischen Körper, sei es Schmerz oder Wollust, empfangen nach den Lehren der Physiologie die Nerven seiner Sinne eine Erschütterung, oder allgemeiner, eine Veränderung. Diese Veränderung teilt sich vom Mittelpunkte des Empfindens dem Nervengewebe des übrigen Leibes mit. Auch die Nerven des Stimmorgans empfangen diese Erschütterung und üben dadurch eine entsprechende Wirkung auf die Muskeln dieses Organs aus. Die Erschütterung der Stimmmuskeln bringt einen Ton hervor, welcher nichts als diejenige Bewegung der Luft ist, welche ihr jene Muskeln mitteilen. Im Tone ist also der Luft dieselbe oder auch eine ähnliche Bewegung mitgeteilt, als welche ursprünglich die Nerven des empfindenden Sinnes hatten. So müssen wir uns offenbar die Entstehung jedes ersten Lautes, welchen ein Tier von sich giebt, denken. Er ist das vollkommen unwillkürliche Ergebnis innerer Organbewegung. Der Gesang der Vögel macht hiervon nur insofern eine Ausnahme, dafs nicht mittelbar durch ein Gefühl, sondern unmittelbar durch eine Vorstellung die Bewegung der Lautwerkzeuge entsteht. Man wird zu dieser Annahme genötigt durch die Erfahrung, dafs sich Vögel im Gesange nachahmen. Nachahmung aber ist nur mittelst Vorstellung möglich.“ —

Man kann jene uns treffenden und reizenden Bewegungen als Wellenschwingungen fassen, welche mit verschiedener Schnelligkeit in der Folge der Wellen verlaufen. Schwere, zu welcher Druck, Schlag, Stofs u. d. m. gehören, hat die langsamsten Schwingungen; schnellere Schläge, Stöfse etc. werden Anlafs zu Schallwellen; schneller als Schallwellen sind die Wärmeschwingungen, welche auch wieder rückwärts sich zu Schall, zu Druck modifizieren können; dann folgen die Lichtschwingungen, zuletzt die der Elektricität. Helmholtz („Die Lehre von den Tonempfindungen“ p. 221) sagt: „Dieselben Sonnenstrahlen, welche vom Auge als Licht empfunden werden, empfinden die Nerven der Hand als Wärme, dieselben Erschütterungen, welche die Hand als Schwirren empfindet, empfindet das Ohr als Ton.“ — Ton ist somit an sich selbst subjektiv, auf unseren Organismus berechnet, ohne uns nur Schwingung der atmosphärischen Luft. Wir sehen die Schwingungen nicht mehr, sobald sie zu schnell werden, wir hören sie nicht mehr, sobald sie zu langsam erfolgen, blofse Quantitätveränderung ändert unsere Empfindung, unser Urteil. —

So für uns gegeben und berechnet stellt der Ton die Bewegungen der Seele auf das vollkommenste dar, wie schon Aristoteles hervorhebt (Rhet. III, 1): „τὰ γὰρ ὀνόματα μιμήματά ἐστιν·

ὑπῆρξε δὲ καὶ ἡ φωνὴ πάντων μιμητικώτατον τῶν μορίων ἡμῖν· διὸ καὶ αἱ τέχναι συνέστησαν, ἥ τε ῥαψωδία, καὶ ἡ ὑποκριτική, καὶ ἄλλαι γε.“

Darum ist Stimme Eigentum der höheren Tiergattungen, deren einzelne Daseinsmomente sich voneinander unterscheiden; sie ist Zeichen einer Entwickelung, d. h. eines Räumlichen, welches doch nur dadurch, dafs es in Zeitliches übergeht, sein Wesen vollständig darlegt; bei dem im eminenten Sinne sich entwickelnden Geschöpf, dem Menschen, der eine Geschichte hat, bildet sie sich fort zu den unendlichen Unterscheidungen der Sprache.

Endlich ist darauf hinzuweisen, wie auch die Doppelnatur des Menschen als eines naturbestimmten und sich selbst bestimmenden Wesens in der Stimme ihren Ausdruck findet. Die Stimme ist nämlich ebenso gegeben und durch den Organismus zu unzähligen Modifikationen bedingt, wie sie andrerseits selbstthätig erzeugt und willkürlich vom Bewufstsein benutzt und gestaltet wird.

Was die Naturseite der Stimme betrifft, so ist diese ein so wesentlicher Teil des leiblichen Daseins, dafs aus ihrer Stärke, Schwäche, Höhe, Tiefe, Reinheit, Trübung, Gleichmäfsigkeit cet. ein Schlufs auf den Organismus gemacht werden kann. Man denke z. B. an die Stimme der Kastraten, an die von Männern mit besonders hoher, von Weibern mit besonders tiefer Stimme. Sie macht also Geschlechts- und Altersunterschiede leicht kenntlich, sie ändert sich in Krankheiten; „alle aufregenden Leidenschaften, Schreck, Zorn, heftiger Schmerz, heftige Freude, Abscheu, manche Narkotica, besonders Belladonna, die Trunkenheit, heftige Einwirkungen auf das Gehörorgan, chronische Herz- und Lungenleiden bringen auf die Stimmnerven eine mehr oder weniger andauernde Depression oder Lähmung hervor.“ (cf. Joh. Müller, Physiologie l. c.) — Jedenfalls scheint für eine Phonognomik ähnlich Grund und Anhalt vorhanden, wie für die Kranioskopie.

Die Seite der Freiheit, der Selbstbestimmung zeigt sich bei der Stimme in ihrer Geschichte. Obwohl bedingt durch alle jene bezeichneten Einflüsse, welche ihr den Charakter des Zufälligen, Individuellen aufdrücken, entfaltet sie sich dennoch zu einer Gestaltung, welche, unabhängig von diesen Naturbedingungen, ein Selbstbewufstes, Selbstgewolltes, ein Allgemeines darzustellen vermag. Die natürlichen Modifikationen der Stimme zeigen sich, obwohl sie immer merklich sind und beständig sich geltend machen, nicht imstande, den freien Austausch der Gedanken zu hindern. Der menschliche Laut erscheint im wesentlichen nicht an den Or-

ganismus gefesselt; er gewinnt ein Leben eigener Art durch das allgemeine Medium der Luft, wird zu einem Gemeingut der Gattung und seine wunderbare Gewalt nimmt zu mit seiner Artikulierung. Keineswegs aber tritt diese Artikulierung erst ein mit der Sprache im engeren Sinne. Je mehr die Empfindung bei dem Kinde unterscheidet, desto artikulierter wird auch der Schrei. Mütter verstehen bald an der Art des Schreiens, was ihr Kind will. Zu dergleichen Artikulationen kommen auch Hühner, Hunde und andere Tiere. —

Wir erörterten oben (p. 142), wie dadurch, daſs sich die ersten Empfindungen der Seele durch Bewegungen des Leibes und durch die Stimme eine Verleiblichung gäben, sich also zur Anschauung und Wahrnehmung brächten und nun als eine ins Menschliche übersetzte, zum Verständnis gebrachte Natur mit gröſserer Macht und Bestimmtheit auf die Seele zurückwirkten, es zur Unterscheidung innerhalb des dumpfen Webens der Empfindung käme. Es ist dies festzuhalten, denn der Irrtum ist naheliegend, als ob nur die gröſsere Menge und die Unterschiede des sinnlich Wahrgenommenen die allmähliche Entwickelung des Geistes herbeiführten. Er fördert sich selbst seinem Wesen nach an den Dingen. Nicht, was uns vor Augen und Ohren ist, nehmen wir wahr, sondern was wir mit Augen und Ohren auffassen; nicht die Dinge selbst erregen unsere Empfindung, sondern daſs und wie wir uns zu den Dingen verhalten. Wie der Geist die Dinge nimmt, so bringen sie ihn zu einer Darstellung in Bezug auf sie, und indem er diese Darstellung als die seine bemerkt, sich in ihr erkennt, und fühlt, daſs er sie in seiner Gewalt hat, bringt er die Entwickelung des Menschen allmählich vorwärts. Er braucht also den Laut notwendig, um, wenn auch nur andeutend, die Dinge kennen zu lernen; die einseitig auffassende Empfindung führt ihn nicht nur nicht zum Erkennen, sondern würde ihm für sich hierbei nur hinderlich sein. Wie freilich auch durch den Laut der Mensch die Dinge doch nur auf seine Weise kennen lernt, sieht man z. B. an der Verschiedenheit der Onomatopöieen, welche bei den verschiedenen Rassen ganz verschieden lauten, obgleich sie nicht allein dasselbe bedeuten, sondern es auch auf dieselbe Weise darstellen wollen.

Die sich nach den einzelnen Lebensmomenten der Seele immer mehr in sich unterscheidende Stimme erlangt zunächst Dehnung, Schärfung, dann Betonung als Steigerung ihres Ausdrucks und als Modifizierung. Es bleibt dies auch innerhalb der ausgebildeten

Sprache als eigentümlich individuelle Zugabe zu dem reinen Laute der Wörter, wie denn überhaupt der Seele nichts wieder verloren geht, wenn es auch andere Formen gewinnt, was sie einmal sich errungen hat. Freilich schwindet dies, wie auch begleitende Gestikulation, in der Rede der sogenannten höheren Gesellschaftsklassen, welche in ihrer Farblosigkeit den Anschein zu vermeiden sucht, dafs der individuelle Affekt noch irgend welche Macht übe.

Zuerst und am entschiedensten empfindet die unterscheidende Seele den direkten Gegensatz zwischen einer Verneinung und einer Bejahung des Organismus, den Gegensatz von Schmerz und Lust. Seufzen, Ächzen, Stöhnen erkennt den vorhandenen Widerspruch an, und bei bestimmten obwohl individuell verschiedenen Graden und einer gewissen Dauer der Empfindung tritt Weinen ein. Durch diese Äufserungen entäufsert sich die Seele ihres Schmerzes, befreit sich theoretisch von ihm, so dafs er „beim Weinen zu Wasser wird". —

Leicht erkennt man nun auch bei diesen Äufserungen die Rückwirkung auf die Seele. Der Hörer tritt in die Stimmung des Weinenden ein; Weinen an sich selbst, ohne Rücksicht auf die objektive Ursache, bringt zur Traurigkeit; vor allen rührt der Weinende sich selbst, sobald er auf sein Weinen achtet, und man kann bei Kindern es verfolgen, wie sie Seufzen, Ächzen, Stöhnen, Weinen erlernen und dann auch bei entfernteren, leichteren Anlässen gern ausüben. Dafs sie aber dadurch in die Natur ihrer Empfindungen eindringen, sie kennen lernen, abschätzen, kurz, dafs sie sich so in ihrem Empfindungsleben vervollkommnen, es in seinen Akten mehr und mehr sondern, ist leicht zu ermessen.

So bereitet sich nun die Seele vor, den Gegensatz zum Organismus auch als sich wieder ausgleichenden, als überwundenen verstehen und fassen zu können, somit den Schein von dem Wesentlichen eines Gegenstandes abzulösen — gewissermafsen Form zu scheiden von Inhalt; — denn das Lachen tritt ein bei der Wahrnehmung, wie der Widerspruch einer Erscheinung dadurch sich aufhebt, dafs sie als blofser Schein offenbar wird. Zum Lachen kommt es erst später; es ist dem Weinen an Geist überlegen, denn es kann nicht erfolgen ohne eine Art von Bewufstsein über die Gegensätze, welche das Weinen nur unmittelbar kundgiebt. Das Tier lacht nicht, denn es bleibt in der Einheit oder im Gegensatz stecken, es ist dumm ernst und dumm lustig.

Entsprechend wird dann auf dieser Stufe auch die Fähigkeit der Äufserungen für den Gesichtssinn sich ausgebildet haben. Ich

vermute, dafs Kinder die Gebärden, welche die Gegensätze einfach bezeichnen, wie Zu- und Wegwinken, Nicken oder Schütteln des Kopfes etwa zu derselben Zeit verstehen lernen und sich aneignen, in welcher sie für das Lachen gereift sind.

Es mufs übrigens schon an dieser Stelle auf den Unterschied zwischen dem Inhalt der Empfindung und dem Inhalt ihrer Äufserung durch den Laut hingewiesen werden. Die Empfindung nämlich, wie sie unmittelbar, durch irgend einen Nervenreiz hervorgerufen wird, nimmt zwar das Ding selbst, von dem dieser Reiz ausgeht, nicht in sich auf, aber sie steht doch mit ihm in einem direkten, sinnlichen Bezuge, erscheint von ihm abhängig, gleichsam von ihm erfüllt. Wird aber diese Empfindung nach aufsen hin dargestellt, so ist der Zusammenhang mit dem den Reiz veranlassenden Dinge nur noch ein mittelbarer, und die Darstellung läfst notwendig das Ding aufser acht, und damit auch die genauere, individuelle Bestimmtheit des Reizes. So kann denn der Laut auch nur von dem Individuum, welches ihn hervorbringt und sich der Quelle des Reizes noch bewufst ist, völlig und bestimmt verstanden werden. Ja es wird der Laut selbst, wo es sich eben nur um Äufserung einer Empfindung handelt, in seiner bestimmten Ausprägung kaum beachtet, — genug, dafs er Laut ist. — So fragt Vansen in Goethes Egmont (4. Aufz.): „Willst du einen Aufruhr erregen, wenn sie ihn gefangen nehmen?“ und Jetter antwortet: Ah! Da fragt Vansen weiter: „Wollt ihr eure Rippen für ihn wagen?“ und Soest sagt: Eh! worauf Vansen höhnt: „Ih! Oh! Uh! Verwundert euch durchs ganze Alphabet.“ — Es können gar vielerlei Empfindungen ein Stöhnen, Seufzen, Ächzen, Weinen, Lachen zur Folge haben, und, wenn auch Unterschiede in diesen Äufserungen vorhanden sind, wird doch aus ihnen auf die Verschiedenheit der Dinge, welche die Erregungen veranlafsten, gar nicht geschlossen werden können, und nur in geringem Mafse auf die Verschiedenheit der Erregungen. Es ist also klar, dafs zwischen unserer Empfindung und deren Darstellung durch den Laut ein wesentlicher Unterschied besteht.

Wir bezeichnen diesen Unterschied, welcher bei der eigentlichen Sprache um so viel stärker hervortritt, als die artikulierten Worte von der Naturgewalt der hier in Betracht kommenden Laute sich entfernen, zunächst dahin, dafs die Äufserung unbestimmter ist, vom Individuellen mehr abgewandt, als die Empfindung, welche durch sie bezeichnet und vollendet wird. Die Beschränktheit unserer Ausdrucksmittel läfst nicht zu, dafs die speziellen Anlässe zu den

Reizen und deren Schattierungen vollkommen verständlich wiedergegeben werden, und es ist damit deutlich eine Grenze unserer Entwickelungsfähigkeit angegeben, und zwar eine Grenze nicht blofs für die Entwickelung unserer Sprache, sondern ebensowohl für die unseres Denkens, welches gerade durch die Sprache seine Form erhält und so bestimmt wird.

Erwägen wir dies noch genauer.

Wir sprechen von der Beschränktheit unserer Ausdrucksmittel. Soll dies etwa nur heifsen, dafs die Zahl der Dinge in der Welt und die von deren Bezügen gröfser ist, als die der Veränderungen, welche der Mensch seinen Lauten zu geben imstande ist? — Dies zu untersuchen träfe das Wesen der Sache nicht. Es fragt sich vielmehr, wie weit überhaupt ein Seelenakt durch den sinnlichen Laut darstellbar ist.

Müfste nicht, wenn vollkommene, genaue Wiedergabe stattfinden sollte, vor allem das Material, in welchem wiedergegeben werden soll, dasselbe sein, wie dasjenige ist, in welchem die Seele arbeitet? Da es nun aber ein fremdes ist, — der Laut — wie kann da Genaueres herauskommen, als ein Bild?

Das Bild ist keine Verdoppelung des Abgebildeten; es giebt ein Einzelnes, aber ein solches, in welchem nur die wesentlichen Züge — wesentlich für uns, die Bildenden — enthalten sind; es setzt also ein Allgemeineres an die Stelle des Individuellen, obwohl an diesem, und schafft demnach absichtslos Materialien zu Werken der Kunst.

Darf man vielleicht, wenn erwogen wird, dafs unsere Äufserungen die Spannung, in welche uns die Empfindung versetzt, erleichtern, auch hier schon von einer versöhnenden Wirkung der Kunst sprechen, welche die individuelle Empfindung zum Bilde umschafft, und sie dadurch sowohl verallgemeinert und damit ihre Schärfe abstumpft, als in den Bereich der menschlichen Sphäre rückt und so ihrer Fremdheit entkleidet?

Die Dinge an sich verhalten sich gleichgültig gegen uns; wir wenden uns ihnen zu und fühlen den Nervenreiz; der Reiz veranlafst uns, sie, wiefern und wie wir sie empfanden, so es in einem Lautbilde auszutönen. Hiermit sind sie der Aufsenwelt zurückgegeben, sind sie uns wieder zu Objekten geworden, aber zu solchen, welche gleichsam den Durchgang durch unser Wesen genommen haben, die wir also kennen und verstehn. Sie haben damit ihre Fremdheit und Gleichgültigkeit abgelegt, und es ist deshalb nicht zu verwundern, dafs unsere Laute uns mehr ergreifen und sicherer

die Empfindung unserer Geschlechtsgenossen in gleicher Art erregen, als es das Sehen derselben Objekte bewirkt.

Wie nun zeigt sich uns hierin eine Grenze nicht bloſs unserer Sprache, sondern auch unseres Denkens? Wir deuten sie schon hier an, obwohl erst im Gebiete der eigentlichen Sprache sie vollständig zu erkennen ist. Wir fassen also nicht Dinge auf, oder Vorgänge, sondern Reize; wir geben nicht Empfindungen wieder, sondern Bilder von Empfindungen. Wir kommen also durch die Wechselwirkung unseres Geistes mit unsern Lautäuſserungen zu einer Entwickelung, welche uns von dem Naturleben entfernt und in eine künstliche Welt versetzt, welche Wahrheit und Gültigkeit nur für uns beanspruchen kann.

Genau genommen lebt jedes Geschöpf nur in derjenigen Welt, welche es mit seinem Dasein zu erfüllen imstande ist. Das Allleben erscheint nur in der Form unaufhörlicher Verleiblichung in Einzelwesen, deren jedes das allgemeine Leben in anderer Art darstellt. Die Individuen bethätigen ihr eigentümliches Leben in einem bestimmten Kreise je nach dem Maſse ihrer Kraft und schaffen sich ihr besonderes Lebensgebiet. Auch des Menschen Geist und des Menschen Welt sind nicht der Geist und die Welt, sondern sein Geist und seine Welt; — aus dieser Welt kann er nicht heraus. Und wie er, durch das Erdleben bedingt, nur in der Erdatmosphäre zu atmen vermag, ihm keineswegs also allgemein und unter jeder Bedingung ein Mitleben mit der Schöpfung verliehen ist, so auch ist er in geistiger Beziehung auf eine bestimmte Sphäre angewiesen, die er selbst ausstrahlt. Er selbst ist der Erdgeist. Bedingung zu seiner Entwickelung ist nicht die Allnatur, sondern eine Reizung durch jene seinem Wesen zugängliche Natur und ein Verkehr mit derselben. Aus dieser beschränkten Teilnahme an dem Allleben erwächst ihm die eigene, beschränkte Welt, wie er sie in seiner Sprache sich darstellt. Das Luftmeer, in welchem wir atmen, wird in unsere Machtsphäre gerückt durch den Laut; wir verkörpern in ihm durch Schallfiguren unsern Geist. W. v. Humboldt („Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues." p. 59 sq.) sagt: „In jeder Sprache liegt eine eigentümliche Weltansicht. Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äuſserlich auf ihn einwirkende Natur. Er umgiebt sich mit einer Welt von Lauten, um die Welt von Gegenständen in sich aufzunehmen und zu bearbeiten." „Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden

und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschlieſslich so, wie die Sprache sie ihm zuführt. Durch denselben Akt, vermöge dessen er die Sprache aus sich heraus spinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis“ — cet.

Die absolute Existenz der Welt und das bedingte Menschendasein sind aneinander nicht meſsbar; um sich selbst zu finden, um seiner selbst sicher und froh zu werden, muſs der Mensch seine eigene Welt sich erbauen, eine Welt, in welcher seine Werte gelten, sein Denken, seine Interessen, die Moral, wie sie für sein Geschlecht paſst, sein Glauben, seine Kunst. Diese Welt der Bilder, für deren Erschaffung die Natur nur Grundlage ist, wird für den Geist fixiert durch den Sprachlaut, für die Erscheinung durch das Handeln. — Die Erkenntnis aber, wie Sprache den Menschen nicht nur entwickelt, sondern auch begrenzt, läſst sich schon aus der Entstehung und der Natur der noch unartikulierten Laute der Empfindung erschlieſsen. Es wird unsere Aufgabe sein, diesen Punkt später genauer zu besprechen: an dieser Stelle führen wir noch einige Worte *Lotzes* an (Mikrokosmus Bd. III, p. 103), welche von jener zweiten Menschenwelt handeln: „Die anwachsende Gesellschaft der Menschen wandelt immer gröſsere Gebiete der Erdoberfläche zu einer zweiten, wohnlichen Natur, zu dem Schauplatz einer geselligen Lebensordnung um. In demselben Maſse, als dies gelingt, lockert sich der Zusammenhang des Menschen mit der elementarischen Auſsenwelt; er gewöhnt sich, die meisten seiner Bedürfnisse nicht mehr unmittelbar von ihr, sondern aus dritter Hand durch das Ineinandergreifen der geselligen Arbeit befriedigt zu sehen; mit seinen Vorstellungen, seinen Gefühlen, Sorgen und Planen ist er weit mehr auf diese neue zweite Ordnung der Dinge, auf das verkettete Ganze der menschlichen Gesellschaft verwiesen, als auf die ursprüngliche Natur, die immer mehr dem Blicke sich entziehende Grundlage seines Daseins. *Erst dann, wenn dieser erste Fortschritt den Schwerpunkt des Daseins aus der natürlichen Welt in die künstliche Welt der Gesellschaft verlegt hat, beginnt das eigentümlich menschliche Leben und die Möglichkeit seiner weitern Entwicklung.* Denn aus dem Stegreif zu genieſsen, was die geschaffene Natur freiwillig darbietet, sind die Tiere mit uns gleichbefähigt; *die auszeichnende Aufgabe der Menschheit ist es, die Welt erst zu erschaffen, in welcher sie ihre höchsten Güter finden soll.*“ Es heiſst dann weiter (p. 104): „So baute der menschliche

Geist über der greifbaren sinnlichen Welt des thatsächlich Vorhandenen die nicht minder reiche Gliederung einer Welt von Verhältnissen auf, die da sein sollen, weil ihr eigner ewiger Wert ihre Verwirklichung gebietet. Und diese ganze künstliche Ordnung des Lebens, die er zu der geschaffenen Natur hinzu zu erschaffen hatte, erschien dem Geiste der Menschheit nur in einzelnen Augenblicken der Verzweiflung, die dem Bewufstwerden begangener Mifsgriffe entsprangen, als ein willkürliches wiederaufhebliches Gebilde seiner eigenen Erfindung; im ganzen hat dem Gemüte der Menschen die sociale Ordnung ganz in der Weise einer unaufheblich gegebenen Naturnotwendigkeit imponiert."

Die Laute des Stöhnens, Ächzens, Seufzens, des Lachens und Weinens sind nicht die einzigen, welche die Empfindungen der Seele im Laute abbilden. Der Mensch hat sich gegen unzählige Beinflussungen der Aufsenwelt festzustellen, um sich in ebenso vielen Akten aufs vielseitigste kennen zu lernen und zu verwenden. Es tritt bei diesen Lauten bald mehr die Stärke des Reizes hervor, und das Individuum erscheint von der Naturseite her bestimmt, bald überwiegt die zusammenfassende, sich selbst empfindende und wollende Thätigkeit der Seele.

Teilt man die Empfindungen ein in solche der Lust und Unlust, so ist doch nicht zu übersehen, dafs es nicht von ihrem Inhalt abhängt, ob sie der einen oder der anderen Art angehören, sondern von ihrem Verhältnis zu derjenigen Seelenstimmung, in welche sie eintreten; auch die Laute bezeichnen die Empfindung nur relativ, wie die ausgebildete Sprache nur relativ den Gedanken bezeichnet. Wie zahlreich zeigen sich deshalb die Schattierungen der Empfindung! — Freude, Lustigkeit, Entzücken, und ebenso Schmerz, Betrübnis, Trauer, Angst, Grauen, Entsetzen erscheinen wohl als Empfindungen von einfacher Weise, auch die Anspannung der Seele in der Verwunderung, im Staunen, in der Überraschung, im Ärger, Grimm und Zorn ist von verschiedener Art, aber feiner stufen sich Empfindungen ab, wie Bangigkeit, Kummer, Teilnahme, Sorge, Ermüdung, Verdrufs, und viele schwanken zwischen Lust und Unlust, wie Wünschen, Hoffen, Zweifel, Erwartung, Ungeduld u. a. m. Die Menge der Laute für diese Empfindungen in allen ihren leisen oder starken Färbungen läfst sich nach den Schriftzeichen nicht abschätzen, mit denen wir sie anzudeuten pflegen; sie würde so verhältnismäfsig sehr gering erscheinen. Man wird annehmen müssen, dafs die jetzt noch aufgeführten Empfindungslaute nur arme Überreste eines früheren Reichtums darstellen, denn auf dem

Standpunkt der fertigen Sprache lernt der Mensch immer mehr ihrer entraten. Die ursprünglichen Laute sind vielfach in Wurzeln übergegangen, wie es offenbar ist z. B. bei: ächzen, das Wehe, jubeln, jauchzen, *ἰάχειν, οἶκτος* u. a. m., und sie sind bei schwächer werdendem Sprachgefühl bis zur Unkenntlichkeit verbraucht worden, besonders aber wird festzuhalten sein, daſs ihre ungemein individuelle Natur einer Fixierung und Erhaltung widerstrebte. Es handelte sich bei ihrer Hervorbringung gewiſs nicht um irgend welche Reinheit des Lautes, sondern es kam darauf an, ob sie mit Rauheit und Schärfe ausgestoſsen wurden, oder milde und schmeichelnd gehaucht, ob sie heller oder dumpfer erklangen, verhältnismäſsig stark oder schwach, hoch oder tief, gedehnt oder abgebrochen, sicher und fest, oder zögernd und schwankend u. s. w. — Hieraus kann weiter geschlossen werden, daſs im Anfange weniger der unbestimmt gehaltene Vokal die Art der Empfindung charakterisierte, als der begrenzende Konsonant. Der beginnende Konsonant mochte von der Miene, welche die Gesichtsmuskeln bewegte, bestimmt werden; der schlieſsende war freier, denn mit Vollendung des Lautes stellte sich das Individuum aus der Herrschaft des Reizes heraus; bloſse Konsonanten deuteten wohl am meisten auf den Willen. So kann man sich das mehr oder weniger reine a als Ausdruck unbestimmter Erwartung, Verwunderung vorstellen; in ba liegt — man denke an die entsprechende Verziehung der Gesichtsmuskeln — Bezeugung des Ekels, in ha der kräftigen Freude, in ach das Ende des Seufzens, in st! br! bst! ein Gebot.

Je weniger nun in überwältigender Weise die Empfindung durch die Objekte angeregt wird, desto selbstthätiger, eigenartiger kann der Mensch den Laut gestalten. Gewiſs hat schon jede neue Anschauung bei der frischen Empfänglichkeit des Organismus, wie wir sie auf dieser Stufe voraussetzen müssen, genügend gereizt, um den Laut zu wecken, und, sofern irgend welches Verhältnis zu dem Angeschauten in der Seele sich vermittelte, durch einen Laut, der Sinn hatte, auch die Art dieser Beziehung anzudeuten. Daſs bloſse Wahrnehmungen, — auch ohne besondere Affizierung — zu Lautreflexen anregen, kann man an den fortwährend plappernden Kindern sehn. Man bedenke, wie die ausdrucksfähigen Teile unseres Organismus zu den ihnen eigenen Äuſserungen nicht bloſs durch wirklich erfolgende materielle Einwirkung gebracht werden, z. B. Muskelzusammenziehungen, Erröten, Schauder, sondern schon durch jede lebhaftere Vorstellung, und man wird das

Wirken des besonders fein organisierten Sprachapparates begreifen. Wir nehmen an, daſs die bloſse räumliche Gegenwart von Objekten, welche in irgend einer Art Aufmerksamkeit auf sich zogen, durch Empfindungslaute bezeichnet werden konnte, so daſs also deiktische, im Anfang sicher eine Gebärde nur begleitende Töne den Sinn von Raumadverbien und von Pronominibus vertraten. Nahe stehen die Empfindungen des Befremdens, des Interesse, des Gefallens, Behagens. Für den darstellenden Laut lassen sie Freiheit, denn sie regen an, aber überwältigen nicht, so daſs das Subjekt, statt einzig seine Empfindung austönen zu müssen, Ruhe behält, zu beobachten und die Art der Einwirkung auf sich genauer kennen zu lernen. Der Laut wird sich so den Objekten gemäſs bestimmter zu charakterisieren suchen, gleichsam Farbe annehmen, in gewissem Sinne nachahmen.

In der That glauben wir, daſs gerade bei den Empfindungslauten — nicht erst bei der artikulierten Sprache — von der Schallnachahmung, der sogenannten Onomatopöie zu sprechen ist (cf. auch: Heyse, System der Sprachwissensch. p. 72 sq.). Es scheint ja naheliegend, daſs der menschliche Laut die in demselben Material des Tönens sich kund gebende Natur für sich benutzt; nicht zwar zur Benennung, denn dazu würde Artikulierung eintreten müssen, aber zur näheren Bezeichnung der Wahrnehmung; daſs er ferner nicht nur ein bu oder bä oder bau wiedertönen läſst, sondern auch ein Säuseln und Rauschen der Blätter, ein Knarren und Krachen der Äste, ein Rieseln des Wassers, Rollen des Donners, Summen der Bienen, Pfeifen des Windes u. d. m. —

Weiter aber bieten sich die durch die Nerven des Gesichts, Geschmacks, Geruchs, Gefühls vermittelten Eindrücke dar, und, um diese wiederzugeben, findet freilich eine direkte Nachahmung nicht statt. Nun aber müssen wir festhalten, daſs niemals ein einzelner Sinn für sich allein wirkt, daſs immer der gesamte Organismus sich mitbeteiligt, und daſs an sich die Schwierigkeit der Nachahmung bei dem Gehör sich darbietenden Objekten im wesentlichen dieselbe ist, wie bei den anderen stummen, da immer nicht davon die Rede sein kann, den gehörten Ton selbst darzustellen, sondern nur durch ihn den von ihm ausgehenden Reiz. Bei *βηχ*, tuss oder spiro, *πνέω* zeigt sich z. B., wie derselbe Vorgang durch verschiedene Laute nachgeahmt werden kann, welche der Empfindung entsprechen und einem Hörbaren nachschaffen. (Mehr darüber später.) — Erfolgte in der Seele eine isolierte Auffassung der einzelnen Sinnesreize, so würde allerdings schwer einleuchten, wie

überhaupt eine Reizung z. B. des Geschmacks oder des Hautgefühls für das Organ des Gehörs erfaſsbar, d. h. zum Ton gestaltet werden könnte. — Aber der Sinnesreiz wird in uns auf eine Einheit bezogen, auf das Bewuſstsein; er wird in seiner Isolierung weder empfunden, noch als solcher im Tone wiedergegeben. Es spiegelt sich daher in dem charakterisierenden Laute weder das Objekt, noch der einzelne Sinnenreiz, sondern eine Totalempfindung, deren lautliches Abbild — ein Analogon des Natürlichen bietend, aber keine Wiederholung — besser Nachschöpfung als Nachahmung genannt werden mag. Für die einzelnen Nerven ist ja das Gehirn und Rückenmark der gemeinsame Mittelpunkt; erst hier wird der Reiz, welchen der Nerv erleidet, zur Empfindung. Darum vertauscht auch der Sprachgebrauch vielfach die den Sinnen zukommenden besonderen Bezeichnungen unter einander oder läſst sie einander vertreten. — Herder (Über den Ursprung der Sprache) sagt richtig: „Wie hat der Mensch, seinen Kräften überlassen, sich auch eine Sprache, wo ihm kein Ton vortönte, erfinden können? Wie hängt Gesicht und Gehör, Farbe und Wort, Duft und Ton zusammen? Nicht unter sich in den Gegenständen; aber was sind denn diese Eigenschaften in den Gegenständen? Sie sind bloſs sinnliche Empfindungen in uns, und als solche flieſsen sie nicht alle in eins? Wir sind ein denkendes sensorium commune, nur von verschiedenen Seiten berührt. Da liegt die Erklärung.“ — Il. XI, 532 heiſst es: *ἵμασεν καλλίτριχας ἵππους μάστιγι λιγυρῇ· τοὶ δὲ πληγῆς ἀίοντες ῥίμφ' ἔφερον θοὸν ἅρμα.* — *ἀίοντες* ist hier: fühlend. Aristarch (bei Ariston. *Λ*, 532) sagt: *τῷ εἴδει τὸ γένος δεδήλωκε· τὸ γὰρ ἀίοντές ἐστιν ἀκούοντες, θέλει δὲ εἰπεῖν ἐπαισθόμενοι τῆς πληγῆς· ἡ γὰρ ἀκοὴ εἶδός ἐστι τῆς αἰσθήσεως.* Man spricht von hellen und dunklen Tönen und Farben, von stechendem und brennendem Gefühl und Geschmack, von weichem und hartem Ton, süſsem Gefühl und scharfem Geruch, schreienden Farben, u. d. m. Oedipus (Soph. Oed. Col. 137) sagt zum Chor: *ὅδ' ἐκεῖνος ἐγώ· φωνῇ γὰρ ὁρῶ τὸ φατιζόμενον,* so auch (Oed. Tyr. 371): *τυφλὸς τά τ' ὦτα τόν τε νοῦν τά τ' ὄμματα.* Klopstock sagt (Eislauf): „Sonst späht dein Ohr ja alles.“ Goethe (Röm. Eleg.): „Fühle mit sehender Hand.“ — Und so konnte Longin (XXVI, 2) von der Schilderung verlangen: *τὴν ἀκοὴν ὄψιν ποιεῖν.* *)

---

*) Etwas viel ist es, was Leopold Schefer („Hafis in Hellas“) bietet: „Ich roch der Muse Zitherklänge noch zugleich, ich sah gestaltenschön und klar ein jed' Gefühl! ich schmeckte die schönen Göttinnen zugleich

Auch in der Praxis macht man von dieser Fähigkeit der Sinne, für einander einzutreten, Gebrauch; auf sie stützen sich die Methoden, blinde und taube Kinder zu erziehen. — Es ist aber auf diese Vertauschungen in den Lautbezeichnungen der Sinne besonders aufmerksam zu machen, weil sie, obwohl angenommen werden mufs, dafs sie schon bei den unartikulierten Lauten der Empfindung hervortreten, doch besonders für das Verständnis der artikulierten Sprache von Wichtigkeit sind. Sie erklären die von Heyse (l. c. p. 95) als symbolisch bezeichnete Anwendung des Lautes in „Wörtern, wie klar, hell, trübe, dunkel, dumpf, spitz, mild, lind, weich, hart, rauh, scharf, stumpf, glatt, gleiten, schlüpfen, fliefsen, wallen, Zorn, Groll u. d. m.“ Bei Bildung solcher Laute hörte und tönte der ganze Mensch.

Man ist Humboldt (Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, p. 81) darin gefolgt, derartige Lautbezeichnung symbolisch zu nennen. Humboldt selbst drückt sich vorsichtig aus: „Man kann diese Bezeichnung (wenn z. B. stetig, stehen, starr den Eindruck des Festen giebt, das Sanskritische lî schmelzen, auseinandergehen, den des Zerfliefsenden) obgleich der Begriff des Symbolischen in der Sprache viel weiter geht, die symbolische nennen.“ — Wir nennen sie eine analoge, (ein Ausdruck, den Humboldt auf eine andere Art der Sprachbildung [p. 82] anwendet), sprechen aber auch nur von dem Laute als solchem, nicht schon von den Wörtern. Auch Heyse (l. c. p. 99) behandelt solche Übertragungen der Sinnesthätigkeiten und Sinneseindrücke von einem Sinn auf den andern und nennt sie Begriffs-Metaphern, z. B. also: stumpf auf dem Ohre, caeca mens, bitter kalt, bittere Armut cet. Er deutet hiermit auf einen im Gebiete der artikulierten Sprache eintretenden Wandel der Bedeutung, welcher dieselbe Erscheinung bietet, dafs Analoga für einander eintreten; es kommt dies hier aber nur soweit in Betracht, als wir dadurch die beginnende Charakterisierung des Empfindungslautes zu begreifen vermögen. Es ist ja auch, wenn man die Wörter dieser Art bespricht, lediglich um deren Lautkörper zu thun, und es ist besser,

---

auf meiner Zunge köstlich; ach, ich hörte laut das Strahlen der Gestirne hoch am Himmelssaal und ich genofs unsäglich reich die schöne Welt zugleich im fünfundzwanzigfachen Wonnestrahl. Auch meine Efskunst war vergöttlicht hier: ich afs das Sonnenlicht, das Himmelsblau, den Glanz, ich trank das mir im grofsen Becher schmelzende bildschöne Mädchen voll süfsen Schauerns aus“ u. s. w.

nicht vorzugreifen und zunächst die Ausdrucksfähigkeiten des Lautes an sich zu prüfen. Erst mußten diese Erfolge auf den Vorstufen der Sprache errungen sein, der Mensch mußte erst eine gewisse Macht über sein Lautmaterial erlangt haben, dann erst konnte eine freie Gestaltung — das Wort — entstehen, in dessen Gebiete dann, freilich in erhöhter Form, die Errungenschaften der vorangegangenen Arbeit wieder auftreten. In der ausgebildeten, artikulierten Sprache finden wir das Lachen und Weinen, das Jubeln, Stöhnen, Ächzen, das Nachahmen, Deuten der Empfindungslaute als interjektionale Elemente, als Spuren der Onomatopöie wieder auf, degradiert freilich zu bloßem Lautmaterial; und weiter noch erstreckt sich die Verwendung dieser nach einer Analogie erfolgenden Lautbildungen, welche als solche deshalb nicht mehr nachweisbar sind, weil sie der Artikulation ganz nahe rücken und in dem Maße verschwinden mußten, als die Sprache (im engeren Sinne) sich ausbildete und sie in den Wurzellaut erhob. — Giebt man mit Heyse (l. c. p. 72 sq.) zu, daß Schallnachahmungen auch unartikuliert als „Naturlaute, welche der Vernunftsprache noch nicht angehören“, hervorgebracht werden konnten, so muß auch angenommen werden, daß Analoga zu diesen, den Reizungen aller Sinne gemäß, als bloße Laute vorhanden waren. —

Es kann endlich der Reiz, welcher die Empfindung anregt, derart sein, daß er das Subjekt zur Thätigkeit bestimmt, sei es, um sich mit der Außenwelt überhaupt in Verkehr zu setzen, sei es, um den Eigenorganismus zu behaupten oder geltend zu machen. Laute, welche solche Thätigkeit anzeigen oder begleiten, z. B. Rufe, wie he! st! ha! werden eine Einwirkung des Objekts nicht erkennen lassen, desto entschiedener aber die Energie, zu welcher der Organismus sich anspannt. —

Ehe wir dazu fortgehen, den psychologischen Fortschritt zu besprechen, welcher nach dem Gesetz der Wechselwirkung mit diesen Lauthervorbringungen sich verflicht, bemerken wir, daß, weil die wahre Natur des Wortes als eines Kunstwerkes — dies erst ist Symbol — nicht erkannt wurde, man vielfach die artikulierte Sprache unmittelbar aus diesen Lauten herzuleiten suchte. Man ließ dabei außer acht, daß bei Bildung der Wörter eine Freiheit sich wirksam zeigt, welche diesen Naturlauten abgesprochen werden muß, und daß mit Auffindung des Lautstoffs die Wortform noch nicht erreicht ist. — Da die Alten ihre Ansichten einfacher herauszusagen pflegen, führen wir Epikur als Vertreter dieser Ansicht an. Er erklärt die Entwickelung unseres Geistes in derselben Art, wie

die der Sprache. Die Erkenntnis erfolgt durch die Sinne, zu denen von den Dingen her Bilder (*εἴδωλα*) ausströmen. (Lucret. IV, 35: rerum simulacra, Quae quasi membranae summo de corpore rerum Dereptae volitant ultro citroque per auras.) Bei wiederholten Eindrücken derselben Art (*τύπος*) kommt es in uns zu einer (*πρόληψις*) Vorstellung, und was die Sinne so geben, ist nur Wahres (*ἐναργές*). Verknüpfen wir dann die Vorstellungen, so irren wir leicht, und es ist so der Irrtum lediglich eine Zuthat von uns. So nun erzeugt sich auch die Sprache durch Ansammlung von Naturlauten (*φθόγγοις*) je nach der verschiedenen Erregbarkeit der Völker. Später tritt dann die Konvention der Menschen hinzu und damit denn vieles Verkehrte. (Diog. Laert. X. 75. sq.) In neueren Zeiten hat namentlich Wüllner mit Gelehrsamkeit und Feingefühl versucht, die Wurzeln auf ursprüngliche Interjektionen zurückzuführen, so z. B. („Über Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen", p. 5.) *ἄχομαι, αἰάζω, ἀλαλάζω, ἰάχω,* ächzen, jauchzen cet. Von der im Lateinischen und Deutschen Stille gebietenden Interjektion st leitet er stare, *στῆναι,* stehen, das Sanskrit: sta, *στέλλειν,* stellen; von der Interjektion dă, beim Überreichen gesprochen, das griechische *τῆ,* (z. B. Od. *ι,* 347: *κύκλωψ, τῆ, πίε οἶνον*) dare, *δοῦναι* cet. — Es versteht sich nach dem obigen, daſs diese Ableitungen sich auf ein Richtiges stützen und in zahlreichen Fällen richtig sein können; da aber das Wort einen höheren, freieren Ursprung hat, als dies Lautmaterial, so ist Sicherheit der Nachweisung vom Worte aus nicht möglich, und es zeigt sich bei zu groſsem Eifer im Nachweisen deutlich die Gewaltsamkeit, mit welcher ein Symbol zu einem Naturlaut gemacht werden soll. —*)

Untersuchen wir nunmehr die Weiterentwickelung des Bewuſstseins, wie sie durch diese Thätigkeit der Lauterzeugung vermittelt wird. —

Wollen wir die Auſsenwelt mit dem Namen Wirklichkeit bezeichnen, so ist das, was den Lauten des Schreiens, Weinens, Lachens, den weiteren Empfindungslauten als Bedeutung zu Grunde liegt, ein nicht Wirkliches, oder genauer: ein nur für den Menschen Wirkliches; nicht die Dinge treten ins Bewuſstsein, sondern die Art, wie wir zu ihnen stehen, je nach den einzelnen Lebensmomenten, in denen wir zu ihnen in Beziehung treten. Das

---

*) Ein natürliches Entsprechen der Sprachlaute als Symbole der Dinge in Bezug auf die Bedeutungen behauptet P. Nigidius bei Gell. N. A., X. 4: nomina verbaque non posita fortuito, sed quadam vi et ratione naturae facta esse cet. Er erörtert dies an: vos, nos; tu ego; tibi, mihi.

ganze und volle Wesen der Dinge wird selbst nach dieser Seite, nach welcher sie eine Einwirkung auf uns ausüben, niemals in einem Blicke von uns erfaſst. Unsere Lautäuſserungen warten keineswegs ab, bis unsere Wahrnehmung und Erfahrung uns zu einer vielseitigen, irgendwie respektablen Erkenntnis der Dinge verholfen hat; sie erfolgen sofort, sobald der Reiz empfunden wird, sie verzichten darauf, dem Dinge homogen zu sein, sie wollen eben nur sich genügen. Es ist dies natürlich nicht so zu verstehen, als spräche die Seele nur ihre Empfindung aus, wenn sie im Laute austönt, losgelöst von der übrigen Welt, ohne Bezug auf die Wirklichkeit — vielmehr schafft der Mensch, (und zwar wirkt dabei sein eigner Organismus als Teil dieser Wirklichkeit) seine Laute unter dem übermächtigen, tonangebenden Einfluſs der Natur, und deren Färbung also zeigt sich überall. Ertönte beim Regnen ein Menschenlaut, wie etwa plu, beim Geräusch des Brechens wie frag oder brech, beim Schnüren, Würgen, wie ἀχ oder ἀγχ, so ist dies immer Interjektion, aber eine von der Natur der Vorgänge mitbestimmte, und wenn also auch der Laut unmittelbar ein Wirkliches nicht bedeutet, so deutet er doch auf analoge Vorgänge in einer Welt, welche nur durch die Einwirkung der Wirklichkeit zustande kommt und sie so gleichsam abspiegelt. —

Dagegen tritt nun die Lautäuſserung als Laut wirklich ein in die Welt; sie wird selbst ein Ding, und zwar ein solches, welches den Menschen zum Schöpfer hat und deshalb von ihm verstanden wird. Nachdem die Empfindung die Laute plu — frag — ἀγχ ausgegeben hatte, wurden diese Eigentum der Seele, welches an ihnen sich in ihrem Verhalten zu diesen bestimmten Vorgängen erkannte. —

Sehen wir nun, welcher Unterschied darin liegt, ob die Seele nur durch Anschauung und Wahrnehmung die Vorgänge der Wirklichkeit sich zu eigen macht, oder dadurch, daſs sie sich der Vermittelung des Lautes bedient. — Der Empfindungslaut erfolgt sofort nach dem Reiz, wie wir sagten. Der Reiz aber kommt nicht schon durch den Vorgang oder durch das Ding an sich zustande, sondern nur so weit, als die Seele diesem ihre Aufmerksamkeit zuwendet; sie empfängt demnach den Reiz nur durch das, worauf sie merkt; sie nimmt statt des Dinges selbst nur wahr dessen Merkmal, bestimmte Eigenschaften des Dinges, wodurch sie es als ein besonderes von den anderen Dingen unterscheidet. So lange nun die Seele nur wahrnimmt, ist ihre Anschauung an das einzelne Objekt gebunden, sie kennt und faſst es nur als diese einzelne sinnliche

Erscheinung. Jetzt ertönt der Laut, hervorgerufen durch das Merkmal, und indem die Seele den Laut vernimmt, erkennt sie an ihm nicht mehr diesen Vorgang, dieses Ding, sondern ihre Art dies aufzufassen. — Welche Art ist dies? —

Das Merkmal des Regens, welches zu dem Laut plu veranlafst, pafst nicht nur auf den wahrgenommenen Regen, sondern auf jeden, und so pafst der Laut auf alles, was solches Merkmal an sich hat oder haben kann, z. B. auf viele andere Bewegungen des Wassers; der Laut bu deutet nicht blofs auf dieses Rind, sondern auf die Tiere derselben Gattung überhaupt: ein Laut ha! kann jede Art der Überraschung bezeichnen, das weh! jeden Reiz, welcher Schmerz erregt. Die Seele empfängt also an dem Laut eine neue Wahrnehmung, welche allgemeiner ist, als die ursprüngliche, vielfach bestimmbar also und dabei der Bestimmung immer bedürfend, weil sie in jedem einzelnen Falle bestimmt sein soll, der Laut Bestimmtes immer zu bedeuten hat. Die Seele erhält damit den Antrieb, erfährt den Zwang, das Ding vorstellen zu müssen nach Anleitung des Lautes und gelangt dadurch zu einer Thätigkeit höherer Art, nämlich aus einem Allgemeinen das Einzelne zu finden; sie stellt das Objekt sich auf ihre Weise hin und lernt es in dieser Form kennen; sie erhebt sich damit von der Anschauung zur Vorstellung, wodurch weiter auch für das Bewufstsein der Gegensatz des Subjekts zu der objektiven Welt sich herausbildet. —

Wie die Seele aus dem Reiz des Lautes wieder zu dem Merkmal des Dinges gelangt, ist nicht schwer zu begreifen, denn aus der Reizung dieses Merkmals ist er ja selbst entsprungen, und wir haben die Erfahrung, dafs auch sonst bei uns ein Äufserliches das analoge Innerliche erregt: zornige Gebärden entflammen Zorn, Gähnen erregt die Empfindung oder Vorstellung der Langeweile und steckt deshalb an, die Haltung des Hochmütigen fordert uns heraus; man zwingt sich heitere oder traurige Mienen an und wird dann wirklich so gestimmt — zwar auch, weil man eben will, aber man wählt doch diese Mittel. —

Aber wie kommt weiter die Seele von ihrem Merkmal auf das angeschaute Ding? Sie kommt, erinnern wir, zu diesem überhaupt nicht, denn sie schaute es niemals so an, wie es ist, sie empfing es nur als ein Subjektives. Demnach objektiviert nun der Laut diese unsere subjektive Auffassung, und es beginnt damit die Errichtung jenes Lautreiches, nach dessen Gesetzen wir vorstellen, denken und dichten, nach W. v. Humboldts Ausdruck: (Verschiedenh. des menschl. Sprachb. p. 76) „die von dem Menschen nach den

Eindrücken, die er von der wahren empfängt, aus sich heraus objektivirte Welt". —

Bei der Beschränktheit unseres Organismus ist uns nur so vergönnt, die Aufsenwelt zu ergreifen, dafs wir auf Aneignung des unendlichen Reichtums der Individualität verzichten und das Ähnliche gruppenweise zusammenfassen sowohl im Laut wie im Bewufstsein. Die Gebärdensprache, noch auf dem Standpunkt der unmittelbaren Wahrnehmung, ist dem Rechnen mit Ziffern zu vergleichen, die Lautsprache verhält sich wie das Rechnen mit Buchstaben. —

Die Beziehung dieser Lautwelt zu der wirklichen, der ja auch sie schliefslich angehört, ist deutlich; für sich hat sie keinen Bestand, aber sie führt nicht hinein in die Welt der Dinge, sondern begleitet sie gleichsam parallel. Wie auch ferner der strebende Mensch mit seinem Bewufstsein über das Wort hinaus will, das Tiefere, Ungesagte fordernd und suchend, immer nimmt ihn der Laut wieder gefangen, indem er momentan ihn befriedigt. Und so kann man hier ebensowohl sprechen von einer Entwickelung des Menschengeistes, der die Individuen in Genera verwandelt, statt des Einzelnen das Allgemeine ergreift, als man andererseits an dieser Stelle schon unsere Unfähigkeit bekennen mufs, das Individuum, d. h. die Wirklichkeit zu erfassen. —

Auch die praktische Seite unseres Geistes erfährt natürlich eine Fortbildung, wenn die theoretische sich entwickelt; beide bilden sich an und durch einander. Die Aufmerksamkeit z. B., welche erst allmählich gelernt werden mufs, ist schon Wille, der die Intelligenz anspannt, auf Reize zu achten. Da nun das theoretische Bewufstsein auf dem Standpunkt der Vorstellung sich dem Objekte gegenüber weifs, so entwickelt sich — worauf hier nicht weiter einzugehen ist — in praktischer Beziehung der Trieb zum Begehren.

Wenn man berücksichtigt, dafs des Menschen Entwickelung hiermit nicht abgeschlossen ist, und dafs dieser Umstand, dafs sein Vermögen weiter reicht, auch schon die besprochene Stufe der Entwickelung zu einer anderen, höheren macht, als sie hier zunächst von uns beschrieben werden kann, so wird man im übrigen doch auch zugeben müssen, dafs diejenigen Tiere, welchen mannigfaltige Stimmlaute zur Verfügung stehen, auch einen analogen Fortschritt ihrer Intelligenz aufzuweisen haben, welcher freilich in Bezug auf die Erhebung zur Vorstellung und zum Vorsatz in seinem Beginn auch schon abbricht. Man vergleiche hierüber: z. B. Max Müller,

Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache T. I. 9. Vorlesung — und Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. II. p. 62 sq.: „Vom vernunftlosen Intellekt", der den Tieren „bloſs eine unmittelbare Erkenntnis" zuschreibt, uns „neben dieser auch eine mittelbare", doch aber bemerkt (unter Berufung auf Leroy, sur l'intelligence des animaux), daſs „eine schwache Spur von Reflexion, von Vernunft, von Wortverständnis, von Denken, von Vorsatz, von Überlegung sich in den vorzüglichsten Individuen der obersten Tiergeschlechter allerdings bisweilen zu unserer jedesmaligen Verwunderung kundgebe". — Den Zusammenhang solcher Entwickelung mit der Lauthervorbringung hat Schopenhauer nicht bemerkt.

Hegel (Encyklopädie, § 451) nennt die Vorstellung „erinnerte Anschauung", sagt, es übertrage diese „den Inhalt des Gefühls in ihren eignen Raum und ihre eigne Zeit" und mache ihn dadurch zum „Bilde", (Encykl. § 452) in welchem die „unmittelbare, einzelne Anschauung" durch „Subsumtion unter ein Allgemeines (die Vorstellung) eingereiht und so zum Eigentum der Intelligenz werde" (l. c. § 454). Es sei nun „dies Gebilde des Selbstanschauens noch subjektiv, und es fehle ihm noch das Moment des Seienden". (l. c. § 457.) Sie äuſsere sich also, produziere Anschauung, mache Zeichen (§ 458), werde zur Sprache, in welcher also „die Empfindungen, Anschauungen, Vorstellungen ein zweites höheres, als ihr unmittelbares Dasein, erhielten, eine Existenz, die im Reiche des Vorstellens gelte" (§ 459). — Es versteht sich aus dem Hegelschen Standpunkte, daſs die Entwickelung, welche hier geschildert wird, darin ihre Erklärung findet (cf. z. B. § 350), daſs der Geist an sich selbst das ganze objektive Sein umfasse, so daſs seine Erinnerung ihm eben nur sein Eigentum zuführe, welches er dann wieder äuſserlich mache, frei behandele und zum Erweis seiner Eigentumsrechte stempele — so entstehe Sprache.

Der Ort der Sprache ist hier im allgemeinen richtig bestimmt, (siehe auch Rosenkranz, Psychologie, p. 250 sq.) die Auffassung im übrigen, nach welcher die Worte uns die Dinge gäben, sowie deren Verkettung den Zusammenhang der Welt — haben wir oben widerlegt.

Nachdem nun diese Stufe der Geistesentwickelung erreicht ist, zu welcher die Wechselwirkung von Seele und Laut den Menschen führt, tritt jene Hervorbringung von Lauten ein, welche man artikulierte Sprache zu nennen pflegt.

IV. Die Sprachwurzel als Werk naiver Kunst. Ihr Wesen im Gegensatz zu den Naturlauten, ihre Gestalt, ihr Lautmaterial; ihre Fähigkeit, der Mitteilung zu dienen. Die Symbolik der Laute.

Wir hatten die Bewegung der Wechselwirkung zwischen Seele und Laut so weit begleitet, dafs wir erkannten, wie die Bildung von „*Vorstellungen*“ dem Wesen der Empfindungslaute gemäfs erfolgt, und wie damit im Bewufstsein die Unterscheidung eines Objektiven vom Subjekt eintritt. Wie wir nun wahrnehmen, dafs innerhalb der vollendeten Sprache reicherer und gewaltigerer Gebrauch derselben Hand in Hand geht mit der Erweiterung und Vertiefung des geistigen Lebens, so haben wir auch den Übergang von der Sprache der Naturlaute zu der artikulierten aus der vorgeschrittenen Geistesentwickelung zu begreifen.

Wenn also die Seele, indem sie ihre Lautäufserungen sich deutet, als vorstellende sich allgemeiner verhält, gruppenweise die einzelnen Erscheinungen zusammenfafst und so zu Begriffen gelangt, wird infolgedessen auch ihr Laut die Unmittelbarkeit der Natureinwirkung verlieren und eine Bestimmung von seiten des Bewufstseins erfahren, mit welcher dieses ausdrückt, dafs es nicht mehr von dem Reiz einer sinnlichen Anschauung ergriffen wird und eine Empfindung austönen mufs, sondern dafs es von seiner Vorstellung geleitet ist. Der nunmehr hervorgebrachte Laut giebt demnach nur noch *ein Bild* der Erscheinungen und Vorgänge, ein Lautbild, welches nicht mehr, wie der Empfindungslaut, blofs das Schattenbild ist, welches der von der Sonne der Natur durchleuchtete und aufglänzende Organismus wirft, sondern eine Ausführung, an welcher die Seele mit eigener Kraft sich beteiligt. — Indem wir dies Bild gebrauchen, fällt uns ein, dafs wir in ähnlichem Bilde von *Heraklit* das Gegenteil gesagt wissen (nach Ammonius zu Arist. de interpret. p. 24): „*ἐοικέναι γὰρ τὰ ὀνόματα ταῖς φυσικαῖς ἀλλ᾽ οὐ ταῖς τεχνηταῖς εἰκόσι τῶν ὁρατῶν. οἷον ταῖς σκιαῖς καὶ τοῖς ἐν ὕδασιν, ἢ τοῖς κατόπτροις ἐμφαίνεσθαι εἰωθόσι*“ cet.

Wenn nämlich durch ein Hörbares — den Laut — ein Reiz, eine Empfindung dargestellt wird, kann diese Darstellung freilich nur ein *Bild* sein, wie wir schon oben (p. 157 sq.) erörterten, und insofern sind alle Empfindungslaute *Lautbilder*, aber das Bild, welches die Vorstellung entwirft, ist noch ein anderes. Denn als vorstellend ist der Mensch nicht mehr eins mit der Natur; er

unterscheidet die Objekte und deren Reizungen von sich und will nicht diese selbst darstellen, sondern solches Bild von ihnen, wie er es sich eingebildet hat. Diese Einbildung ist sein Werk, und auch sie, wie jedes Innerliche, drängt dazu, — wenn schon nicht mehr aus bloſser Gewalt der Natur — sich nach auſsen hinzustellen, hören zu lassen, was und wie sie ist. Aber, entrückt den unmittelbar zwingend auf den Organismus wirkenden Reizen der Natur, hat nunmehr die Seele Zeit, sich zu besinnen, sie hat Stellung genommen, ringt sich durch zu jener Freiheit, ohne welche ein Gebilde der Kunst nicht zustande kommt. Herder sagt (Ursprung d. Spr.): „Das erste Merkmal der Besinnung war das Wort der Seele. Mit ihm ist die menschliche Sprache erfunden." — Der Mensch selbst will nun eine Darstellung eines innerlichen Vorgangs geben, will einen Lebensmoment der Seele in einem Lautbilde verkörpern. Er will dies; mag man nun im besonderen den Grund, welcher ihn dazu bewegt, als Freude an einem Spiel bezeichnen, welches seine Vorstellung mit dem natürlichen Lautmaterial zu treiben beginnt, oder als Regung der Imagination, welche im Laute feste Gestalt zu gewinnen bemüht ist. Es wird also ein Innenbild dargestellt durch ein Auſsenbild, d. h. ein an sich Allgemeines, welches doch als Besonderes gemeint wurde, wird dargestellt durch ein anderes Besondere, welches doch an sich ein Allgemeines bezeichnet. Der so gebildete Laut ist demnach Symbol, und der Mensch betritt, indem er ihn hervorbringt, das Gebiet der Kunst. — Wir führen hierzu Schelling an (nach Lotze, Geschichte d. Aesthet. in Dtschl. p. 293): „Darstellung des Absoluten mit absoluter Indifferenz des Allgemeinen und Besonderen im besonderen — und dies sei die Aufgabe der Kunst — sei nur symbolisch möglich. Schematismus sei die Darstellung, in welcher (wie z. B. beim Denken) das Allgemeine das Besondere bedeute, oder Besonderes durch Allgemeines angeschaut werde; Allegorie deute (wie z. B. beim Handeln) Allgemeines durch Besonderes an; Symbol sei die Synthesis beider, in welcher (wie in der Kunst) weder Allgemeines das Besondere, noch dieses jenes bedeute, sondern beide absolut Eins seien." — Es versteht sich, daſs wir uns bescheiden, von dem „Absoluten" etwas Genaueres zu wissen, aber, wenn man uns sonst noch gestattet, auch der Allegorie den Kunstcharakter zuzugestehn, können wir im übrigen wohl beistimmen.

Bevor wir die ungemein wichtige Frage über die Bedeutung, welche den so gebildeten symbolischen Lauten eigen ist, (im fol-

genden Abschnitt) fortführen, geben wir an, welche Vorstellung von diesen ersten Schöpfungen der artikulierten Sprache man sich nach der neueren Sprachforschung zu machen hat. Die Sprachwissenschaft nennt sie Wurzeln. Um sie in den indogermanischen Sprachen aufzufinden, hat man, wie z. B. Curtius (Grundzüge der griechischen Etymologie p. 43 und 44) entwickelt, „alles Formelle und Zufällige von einer gegebenen Wortform abzustreifen.“ Es sind ferner, da „diese Wurzeln zwar durch Abstraktion gewonnen werden, hieraus aber keineswegs folgt, daſs sie nicht wirklich wären“, da vielmehr die Annahme wahrscheinlich ist, „daſs solche Wurzeln in der frühesten Periode des Sprachlebens, d. h. in der der Flexion vorausgehenden, auch getrennt von allen Zusätzen eine reale Existenz hatten, daſs mit andern Worten wenigstens viele derselben einmal wirkliche Worte waren, als indogermanische Wurzeln nur solche Lautkomplexe anzuerkennen, welche nach den Lautgesetzen der indogermanischen Ursprache sprechbar sind.“ Es ergiebt sich z. B. in der Wortform *ἐτίθετο* das *ἐ* als eine Form, welche Vergangenheit bezeichnet, *τι* als Reduplikationssilbe, *το* als Bezeichnung der dritten Person Sing. Med. also bleibt als Wurzel *θε;* würde *ἐγίγνετο* so zerlegt, so käme man zu der für sich nicht aussprechbaren Wurzel *γν,* es ist also *γεν* (*γένος,* Skt. g'an) anzunehmen.

Bestimmt behauptet z. B. Max Müller (Vorlesungen über Wissensch. d. Spr. übers. von Böttger. Abt. I. p. 307): „Die Wurzeln sind nicht, wie dies gewöhnlich behauptet worden, bloſse wissenschaftliche Abstraktionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht.“ — Und so heiſst es bei Schleicher (Die deutsche Sprache p. 7): „Die Laute und Lautkomplexe, deren Funktion es ist, die Bedeutung auszudrücken, nennen wir Wurzeln.“ (p. 44): „Die Form der Ursprachen war keine andere, als die einfachste, deren die Sprache überhaupt fähig ist.“ „Sämtliche Ursprachen bestanden also nur aus Bedeutungslauten.“ „Der Satz z. B. „der Mensch steht“, oder, was in dieser Periode wohl nicht lautlich geschieden ward, „die Menschen stehen“, oder auch „des Menschen Stand“, dies und noch manche andere Beziehung, in welcher die Bedeutungen „Mensch“ und „Stehen“ neben einander gestellt gefaſst werden können, alles dies muſs in der Urperiode unseres Sprachkörpers gelautet haben ma sta, denn dieses sind die kürzesten Wurzelformen, die Grundbestandteile jener zwei Worte.“

Nicht so betrachtet die Wurzeln z. B. Renan, der sie den

einfachen Elementen vergleicht, auf welche in der Chemie die Körper zurückgeführt werden: (hist. d. lang. sémit. p. 450) „les racines sont en philologie ce que les corps simples sont en chimie“. Er sagt (de l'origine du lang. p. 153): „En analysant les langues les plus anciennes, on voit peu à peu s'effacer les limites des catégories grammaticales, et on arrive à une racine fondamentale qui n'est ni verbe, ni adjectif, ni substantif, mais qui est susceptible de devenir tout cela.“ Er giebt dann zu, dafs Sprachen, wie z. B. die chinesische, auf dieser Stufe des Ausdrucks stehen bleiben können, aber, fragt er: „Est-ce là une raison pour dire que le radical pur a en effet précédé la distinction des noms et des verbes? Non, certes. Le thème primitif qui se cache sous les formes dérivées, bien qu'il constitue seul la partie essentielle de ces formes, n'a jamais existé à l'état simple.“ — In demselben Sinne erklärt sich Pott. (Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen. T. II. Abt. I.) Er sagt (p. 194) die Wurzeln sind „stets nur ideale, dem Grammatiker zu seinem Geschäft nötige Abstraktionen“, „ein Produkt, oder wohl richtiger gesprochen, Edukt grammatischer Kunst, einer, so zu sagen, chemischen Analyse“. „Man hat also die Wurzel historisch nicht vor der Rede, und rein in der Sprache vorhanden zu denken, sondern bereits in Verbindungen eingegangen.“ „Es genügt (p. 95), dafs die Wurzeln — unausgesprochen — nur gleichsam als kleine Bildchen der Seele vorschweben, während der Mund sie fortwährend mit bald dieser bald jener Form umkleidet und so in hundertfachen Fällen und Verbindungen der Luft zum Weitertragen übergiebt“ — (cf. auch p. 224.)

Was Pott sagt, scheint uns als Warnung zu beherzigen, dafs man nämlich nicht annehmen dürfe, mit Ausziehung der Wurzeln auch die Ursprache entdeckt und festgestellt zu haben; aber es wird sich nicht bestreiten lassen, dafs die Laute der Ursprache so gewesen sein können wie unsere Wurzeln, — wir wissen es jedenfalls nicht besser — und dafs sie ungefähr so gewesen sein müssen. Schwerlich sind die Laute der Ursprache so bestimmt gewesen, wie wir sie jetzt künstlich bestimmen, aber andererseits können wir sie nicht als blofs der Seele vorschwebend denken, denn immer handelte es sich doch um einen bestimmten Sinn, also um eine bestimmte Äufserung, und wie hätte diese gesprochen werden können, ohne eine wenn auch nur den Beginn der Artikulation anzeigende Form? Ob nun zugleich mit dem Auftreten der Wurzel auch Bildung von Wortformen aus ihr anzunehmen sei,

kann unentschieden bleiben, ganz unwahrscheinlich aber ist, dafs unter den gesprochenen Formen sich die der Wurzel nicht vorzugsweise befunden habe. — Und so mögen wir denn schliefslich wohl der vorsichtigen Erklärung hierüber beistimmen, welche Steinthal giebt: (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues p. 276 sq.) „Nur auf dem Gebiete des sanskritischen Stammes können wir mit Recht von Wurzeln reden; denn nur hier ist bis jetzt die grammatische Analyse so weit vorgeschritten, dafs sie in der Mehrzahl der Fälle von den Wortformen der lebendigen Rede alle formalen Elemente abzulösen und einen Grundstoff zurückzubehalten versteht, den man eben Wurzel nennt." — So sind wir hier imstande in den Wurzeln Sprach-Elemente aufzustellen, welche nicht nur einen abstrakt theoretischen Wert haben, welche nicht nur zum Behufe grammatischer Rechnung und Formulierung hypothetisch angesetzt werden; sondern die Wurzeln — insoweit sie richtig aufgestellt sind, was in einem grofsen Teile derselben wenigstens höchst wahrscheinlich ist — stellen wirkliche Sprach-Elemente der Urzeit dar und kommen den ersten Erzeugnissen der Sprachschöpfung sehr nahe, mögen oft genug mit ihnen zusammenfallen. — Hiernach könnten wir uns die Aufgabe stellen, die Geschichte des sanskritischen Sprachstammes — von der Wurzelschöpfung bis zur völlig entwickelten Wortform — nicht blofs als ein theoretisches Geschehen, sondern als ein zeitliches Wachsen darzustellen. — „So können wir uns z. B. von vornherein des Gedankens gar nicht entschlagen, dafs zu einer bestimmten Zeit, es sei 4000 oder 5000 vor Chr., der sanskritische Stamm eine reine Wurzel-Sprache gesprochen habe, die der chinesischen innerlich sehr ähnlich gewesen sein wird. — Freilich — war diese doch niemals eine solche, wie die chinesische; denn die sanskritischen Sprachen sind flexivisch geworden, diese aber ist es nicht, in ihnen mufs also ein Trieb gelegen haben, der in dieser nicht lag. — Wahrscheinlich war die Verschiedenheit unerfafsbar gering; darum aber war sie doch nicht minder vorhanden und wuchs mit jedem neuen Sprach-Akt."

Was die Lautform der indogermanischen Wurzeln angeht, so haben sich die Sprachforscher für ihre Einsilbigkeit entschieden. Schleicher (Konpendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen T. II, p. 287) stellt hin: „Unverbrüchliches Gesetz der indogermanischen Wurzeln ist die Einsilbigkeit." — Bopp (Vergleichende Grammatik, p. 194 sq.) unterscheidet Verbalwurzeln und Pronominalwurzeln, beide aber sind einsilbig. Von

den Verbalwurzeln, welche er objektive nennt, ist W. von Humboldt der Ansicht, dafs sie schwerlich auch Wörter gewesen seien, dagegen glaubt er, dafs dies bei den Pronominalwurzeln anzunehmen sei. (Über die Versch. des menschl. Sprachbaues. p. 116 sq.) Er sagt: „Aufser dem Gesetze der Einsilbigkeit sind die sanskritischen (d. h. die von uns indogermanisch genannten) Verbalwurzeln keiner weiteren Beschränkung unterworfen, und die Einsilbigkeit kann unter allen möglichen Gestalten, in der kürzesten und ausgedehntesten, sowie in den in der Mitte liegenden Stufen hervortreten. Dieser freie Spielraum war auch notwendig, wenn die Sprache innerhalb der Grenze der Einsilbigkeit das ganze Reich von Grundbegriffen umfassen sollte. Die einfachen Vokale und Konsonanten genügten nicht; es mufsten auch Wurzeln geschaffen werden, wo mehrere Konsonanten, zu einer untrennbaren Einheit verbunden, gleichsam als einfache Laute gelten; z. B. sta stehen, eine Wurzel, in welcher das Alter des Bestimmtseins des s und t durch das einstimmige Zeugnis aller Glieder unseres Sprachstamms unterstützt wird; so ist in skand steigen (lat. scando) die alte Konsonanten-Verbindung an den beiden Grenzen der Wurzel durch die Begegnung des Lateinischen mit dem Sanskrit gesichert. Der Satz, dafs schon in der ältesten Periode der Sprache ein blofser Vokal hinreicht, um einen Verbalbegriff darzustellen, wird durch die merkwürdige Übereinstimmung bewiesen, mit welcher fast alle Individuen der indo-europäischen Sprach-Familie den Begriff gehen durch die Wurzel i ausdrücken.“ — Die Wurzeln der semitischen Sprachen zeigen uns drei Konsonanten, müssen also, wenn Vokale hinzutreten, zweisilbig ausgesprochen werden, erhalten dadurch aber schon immer eine bestimmte grammatische Form. Demnach scheint auch bei diesen (z. B. nach Ewald, hebräisch. Grammat.) ursprüngliche Einsilbigkeit angenommen werden zu können.

Renan freilich weicht in Übereinstimmung mit seiner oben gegebenen Ansicht über die blofs ideale Existenz der Wurzeln auch hier von dieser Ansicht ab — (de l'orig. d. lang. p. 166 sq.): „Ce n'est donc que par une hypothèse purement artificielle qu'on suppose à l'origine de toutes les langues un état monosyllabique et sans flexions“ cet. In Bezug auf die semitischen Sprachen sagt er (histoire générale des langues sémitiques. p. 94): „Telle est la facilité avec laquelle le système des langues sémitiques se laisse ramener à un état plus simple qu'on est tenté de croire à l'existence historique et à la priorité de cet état, en vertu du principe, si

souvent trompeur, que la simplicité est antérieure à la complexité.“ Nachdem er diese Ansicht, als deren Vertreter er Michaelis, Adelung, Klaproth, Gesenius, W. v. Humboldt u. a. nennt, auseinandergesetzt, sagt er (p. 97): „On arrive ainsi à une langue monosyllabique, sans flexions, sans catégories grammaticales, exprimant les rapports des idées par la juxtaposition ou l'agglutination des mots; à une langue, en un mot, assez analogue aux formes les plus anciennes de la langue chinoise. Un tel système devrait sans doute être considéré comme logiquement antérieur à l'état actuel des langues sémitiques; mais est-on en droit de supposer qu'il ait réellement existé?“ Er weist dann auf die Gewaltsamkeit hin, mit welcher der Übergang aus dem einsilbigen in den triliteralen Zustand hätte geschehn müssen und schliefst: „Loin de débuter par le simple, l'esprit humain débute en réalité par le complexe et l'obscur; son premier acte renferme en germe les élémens de la conscience la plus développée: tout y est entassé et sans distinction. L'analyse découvre ensuite des degrés dans cette évolution spontanée, mais c'est un grave erreur de croire que le dernier degré, auquel nous arrivons par l'analyse, soit le premier dans l'ordre généalogique des faits.“ — vide auch Schleicher, Kompendium der vergl. Gramm. der indogerm. Sprachen T. I, p. 3 und die Citate daselbst.

Es ist übrigens interessant zu bemerken, wie vielfach den Sprachforschern bei Betrachtung dieser ältesten Sprachformen der Gedanke oder das Gefühl kam, dafs sie es hier mit Kunstschöpfungen zu thun hätten. Wo z. B. W. v. Humboldt von der Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform spricht (Über die Versch. des menschl. Sprachb. p. 104), schildert er als Produkt eine Synthesis, welche den Charakter der Schönheit trägt, nicht etwa den der Angemessenheit. Er sagt: „Von dem ersten Elemente an ist die Erzeugung der Sprache ein synthetisches Verfahren, und zwar ein solches im echtesten Verstande des Worts, wo die Synthesis etwas schafft, das in keinem der verbundenen Teile für sich liegt. Das Ziel wird daher nur erreicht, wenn auch der ganze Bau der Lautform und der inneren Gestaltung ebenso fest und gleichzeitig zusammenfliefsen. Die daraus entspringende, wohlthätige Folge ist dann die völlige Angemessenheit des einen Elements zu dem andern, so dafs keins über das andere gleichsam überschiefst. Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwickelung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch

wird der Laut in wuchernder Üppigkeit über das schöne Bedürfnis des Gedanken hinauswalten. Er wird dagegen gerade durch die inneren, die Sprache in ihrer Erzeugung vorbereitenden Seelenregungen zu Euphonie und Rhythmus hingeleitet werden, in beiden ein Gegengewicht gegen das bloſse, klingelnde Silbengetön finden, und durch sie einen neuen Pfad entdecken, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Prinzip zurückgiebt. Die feste Verbindung der beiden konstitutiven Hauptteile der Sprache äuſsert sich vorzüglich in dem sinnlichen und phantasiereichen Leben, das ihr dadurch aufblüht — cet." „Überhaupt erinnert die Sprache oft, aber am meisten hier, in dem tiefsten und unerklärbarsten Teile ihres Verfahrens, an die Kunst. Auch der Bildner und Maler vermählt die Idee mit dem Stoff, und auch seinem Werke sieht man es an, ob diese Verbindung, in Innigkeit der Durchdringung, dem wahren Genius in Freiheit entstrahlt, oder ob die abgesonderte Idee mühevoll und ängstlich mit dem Meiſsel oder dem Pinsel gleichsam abgeschrieben ist." „Die wahre Synthesis entspringt aus der Begeisterung, welche nur die hohe und energische Kraft kennt" u. s. w.

So äuſsert sich Curtius, Griech. Etymol. p. 21: „Die Aufgabe des (indogermanischen) Sprachforschers ist nicht die, nachzuweisen, wie sich ein Chaos, ein „Urschlamm" allmählich gestaltet hat, sie gleicht eher der des Kunsthistorikers, der die lebensvollen Gestalten der Blütezeit aus den strengen aber scharfen Typen einer älteren, grundlegenden Kunstperiode erklärt."

Fr. Schlegel (Alte und neue Litt. I, p. 127, bei Pott Etymol. Forsch. II, 1, p. 195) sieht in den Wurzeln das göttlich Positive in den Sprachen, den Grundriſs der im Worte ursprünglich niedergelegten Naturoffenbarung, wozu Pott bemerkt, daſs die Wurzel immer ein „höchstens der Ahnung und poetischen Anschauung" sich kundgebendes Mysterium bleibe. Ist es, fragen wir, anders bei jedem wahrhaften Kunstwerk? — Pott selbst führt in poetischer Schilderung aus (l. c. p. 231 sq.), daſs nicht der Verstand die Sprache schuf, „vielmehr, freilich nicht ohne hilfreiche Mitwirkung und ordnende Aufsicht des Verstandes, des Menschen Phantasie, von erregtester Sinnlichkeit entzündet", und „deshalb mag der Sprachforscher erst wieder Kind oder Naturmensch werden, um wie durch poetisches Ahnen sich wieder zurückzuversetzen auf den Standpunkt des Sprachbildners, zu dem Ende, die oft lyrischen

Stimmungen, ja dithyrambisch kühnen Sprünge und Flüge der Sprache in ihren Kombinationen zu begreifen. Es gehört reproduzierende Phantasie dazu, die dereinstigen Intentionen einer Sprache wiederzubeleben — nur hat man bei solchem Geschäft eigene selbstthätige Phantasie zum Schweigen zu bringen, und nicht zuzugeben, dafs sich die ihr angehörenden Dichtungen — einmengen. Übrigens, weil die Sprache durch und durch symbolisch, hat der Verstand keine Wörter ausschliefslich und von Hause aus für sich, mufs sich vielmehr beständig in Bilder (Verstand selbst, Begriff, Vorstellung u. a. sind solche) hüllen lassen und nur, weil nachmals die ursprüngliche Lebendigkeit ihrer sinnlichen Wahrheit (das Etymon) im Gefühle der Völker ermattet, endlich, beim täglichen Gebrauche, gar das Bewufstsein jener Wahrheit völlig aufhört, nehmen sie später häufig den Schein an entsinnlichter Verstandeswörter.“

Wenden wir uns noch zu Max Müller. Er sagt (Vorles. über d. Wissensch. d. Spr. T. I, p. 331): „Die vier- bis fünfhundert Wurzeln, welche als die letzten Bestandteile in den verschiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, sind weder Interjektionen, noch Schallnachahmungen; sie sind phonetische Grundtypen, die durch eine, der menschlichen Natur innewohnende Kraft hervorgebracht wurden. Sie existieren, wie Plato sagen würde, durch die Natur; obgleich wir mit Plato hinzufügen sollten, dafs wir, wenn wir sagen durch die Natur, damit meinen, durch göttliches Wirken.“ p. 306 heifst es: „Die Wurzeln mögen trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen eines Goethe vergleicht, und dennoch liegt etwas wahrhaft Wunderbareres in einer Wurzel, als in der ganzen Lyrik der Welt.“ — Fragen wir, warum in dieser Art das Schaffen der artikulierten Sprache so vielfach mit dem Schaffen der Kunst verglichen wird, ohne dafs man das Wort Kunst direkt mit der Sprache in Verbindung zu bringen wagte, so finden wir den Grund bei M. Müller angedeutet, wenn es bei ihm, und zwar wieder in einer Vergleichung der Sprache mit der Kunst — heifst (p. 335): „Der Aufbau der Sprache erfolgt nicht wie der Zellenbau in einem Bienenstocke, auch nicht wie der Aufbau der St. Peterskirche durch einen Michel Angelo. Er ist das Ergebnis unzähliger wirkender Kräfte, von denen jede bestimmten Gesetzen folgt und die zuletzt das Resultat ihrer kombinierten Wirkungen, befreit von allem, was sich als überflüssig oder unnütz erwiesen, zurücklassen.“ „Was der Hervorbringung der Wurzel vorangeht, ist das Werk der Natur, was ihr nachfolgt, das Werk des Menschen, nicht in

seiner individuellen und freien, sondern in seiner kollektiven und regelnden Fähigkeit.“

Wir glauben hier zu sehen, dafs Müller sich keine Stufe der Kunst vorstellen kann, als entweder eine solche, welche auf dem Naturtrieb der Tiere beruht, oder die aus höchster menschlicher Besonnenheit hervorgeht. Aber, wenn der Mensch dem Standpunkt der Tierseele sich entrückt, tritt er damit sogleich auf den von Michel Angelo? Geht er auf dem langen Wege seiner Entwickelung nicht durch einen naiven, sich selbst noch nicht erfassenden Zustand erst allmählich zur Reflexion, zum selbstbewufsten Schaffen? Wie zwischen den Bau der Bienenzelle und dem Bau der Peterskirche indische Phallussäulen, ägyptische Tempelbezirke und Totenbehausungen, Labyrinthe, Mithrashöhlen u. a. m. sich stellen, so sind die Wurzeln, nicht blofs die in der Sprache enthaltenen, sondern die unzähligen, welche spurlos untergegangen sind, als Schöpfungen eines Kunsttriebes zu betrachten, der nicht weniger auch dem Dasein des Menschen notwendig ist, als den Bienen der ihrige, und der fort und fort die Sprache technisch wie ideell fortbildet, wie es die Geschichte der Sprachen zeigt. Die Stufe der Kunst, auf welcher die Wurzeln geschaffen wurden, ist die der unbewufsten Symbolik. Wenn Müller sagt, was der Wurzel voranging, sei das Werk der Natur gewesen, was ihr folgte, Werk der Menschen, so fehlt gerade dies, dafs er uns sagt, wessen Werk die Wurzel selbst war, nämlich Natur, von welcher der Mensch Besitz nahm. —

Es ist nötig, zu bemerken, dafs im wesentlichen alle Wörter der artikulierten Sprache auf Wurzeln zurückzuführen sind, dafs also der Sprache überall der symbolische Charakter zukommt. Einzelne Interjektionen, wie Hm! Pfui! einzelne Schallnachahmungen, wie Kukkuk, haben sich als Naturlaute eingemischt, aber im übrigen haben wir nur Symbole, d. h. nicht Lautbilder von Reizen, sondern Lautbilder von Vorstellungsbildern. Die Ausnahmestellung der Deutelaute, welche auch als Pronominalwurzeln betrachtet werden können (siehe oben p. 154), wird später noch zu besprechen sein. — Buschmann (Über den Naturlaut. p. 391. [Abhandlung der Akad. der Wissensch. vom Jahre 1852]) sucht zwar das Entstehen gewisser Laute dadurch zu erklären, dafs er auf ihre überaus leichte Artikulation hinweist, welche sich naturgemäfs entwickelt habe, aber er scheint im Irrtum. Er sagt: „Der Laut, mit welchem so viele Völker übereinstimmend oder ähnlich den Vater oder die Mutter benennen, schwebte, als erste Artikulation,

auf den Lippen des lallenden Kindes; von den Kindeslippen entnehmen die Völker diese Laute und führen sie als Wörter in die Sprache ein. Die Ausdrücke für Vater und Mutter — ganz oder in ihrer Grundlage — sind in einer grofsen Menge von Sprachen Naturlaute: von der Natur dem Kinde eingegebene Laute, durch ein Gefühl erprefst und den unvollkommenen, ungeübten Organen angemessen. Sie bestehen in den einfachsten und materiellen Lautgebilden oder beruhen auf ihnen. Daher sind die Sprachen der verschiedensten Erdteile und Völkerstämme in diesen Wörtern einander so ähnlich; diese Ähnlichkeit, übrigens nicht so grofs, als man gewöhnlich glaubt, zeugt aber nicht im geringsten für Sprachverwandtschaft.“ Als Beweis dient u. a. „dafs öfter Formen, welche der Regel nach Vater bedeuten müfsten, in einigen Sprachen die Mutter bezeichnen, und umgekehrt Formen für Mutter in gewissen Sprachen die Bedeutung von Vater haben.“ Wer, sagt Buschmann, wollte hier nicht die Wirkung rein mechanischer Kräfte erkennen? — Wir meinen, dafs aus mechanischen Kräften Wörter nicht entstehen, dafs aber Vater und Mutter Namen d. h. Wörter sind und nicht Laute. Bei Vater ist Zurückführung auf die Wurzel pâ, im Skt: nähren, schützen geboten, bei Mutter auf die Wurzel mâ: messen, schaffen. (vide Curtius, griech. Etymol. p. 299, 243.)

Und so sagen wir denn, dafs die Frage nach dem Lautmaterial der Wurzel durch unsere Darstellung der Lautentwickelung genügend beantwortet ist, dafs zugleich damit auch — worüber noch weiter zu reden sein wird — das Verhältnis der Lautform zur Bedeutung angegeben ist, so weit es überhaupt angebbar ist. Wir fassen unsere Entwickelung dahin zusammen: Der Mensch entnimmt das Lautmaterial, wie überhaupt jedes Material der Natur. Ihr sprechen wir mit unsern Lauten nach, wie wir empfinden, dafs sie zu uns spricht. Es spricht aber teils die Natur von aufsen zu uns, durch Schälle oder durch analoge von uns in Schall übersetzte Reize, teils tönt unsere eigene, innere Natur ihre Bewegungen aus in den Empfindungslauten, blofsen Reflexbewegungen in den Stimmorganen, aber auch in Lauten, welche Vorgänge der Aufsenwelt analogisch begleiten. Man kann sich endlich auch vorstellen, dafs diese Naturlaute selbst, jemehr sie dem Menschen bekannt und geläufig wurden, desto leichter Anlafs geben konnten zu weiteren sekundären Lauthervorbringungen, welche den ureignen Lauten analog waren.

Ich wage nicht zu entscheiden, ob diese zuletzt bezeichnete Lauthervorbringung sich im Grunde als diejenige ausweisen würde,

welche W. v. Humboldt (l. c. p. 82) als die „analogische“ bezeichnet. Heyse (l. c. p. 96) sagt von ihr, dafs „nicht klar wird, wie sie sich von der symbolischen Bezeichnungsweise unterscheiden solle.“ —

Worin also bei den bisherigen Untersuchungen über diesen Gegenstand geirrt wurde, scheint mir eben dies zu sein, dafs diese Natur-Lautbilder entweder schon als Wörter oder doch als die Sprachwurzeln selbst gefafst wurden, aus ihnen unmittelbar also die Bildung der artikulierten Sprache, unter Einräumung irgend welcher zufälliger, unerklärlicher Abänderungen sich ergeben sollte. Das ist ein Sprung. Es kann aus diesen Lauten nur die Beschaffenheit des Materials erklärt werden, aber sie haben nichts zu thun mit der Form, d. h. mit der Artikulierung der Wurzel und des Wortes, und hier ist es eben, wo der Begriff der Kunstschöpfung, welcher eine neue Kraft des Menschen in bestimmter Weise einführt und als einwirkend aufweist, sich fruchtbar zeigt, indem er das Unerklärliche durch Vergleichung mit den bekannten Erscheinungen im Gebiete der Kunst aufhellt.

Die Möglichkeit des Eintretens einer Kunstthätigkeit ist abhängig von einer gewissen Herrschaft über das Material. Darum mufs vielfacher Gebrauch und hinreichende Ausbildung des Lautvermögens dem Schaffen der artikulierten Sprachwurzel vorangegangen sein, ohne dafs zu entscheiden sein wird, wie die von uns geschilderten Perioden der Lautentwickelung auch zeitlich sich gesondert haben. — Mit den Lauten strömten der Seele Bilder zu, welche die Einbildungskraft beschäftigten. Aber lange gewifs war diese Anregung nur stoffartig, verharrte die Seele in blofs auf- und abwogender träumerischer Erinnerung an die Aufsenwelt. Erst nachdem durch Gewöhnung die Seele mit Freiheit diese Bilder sich vorzustellen gelernt hatte, regte sich die Phantasie, wagte sich die Lust und die Kraft hervor, mit diesen Bildern zu spielen, ein Abbild von ihnen im Laute zu gestalten, selber zu schaffen. Da gab gottgegebene Begeisterung den Mut, den Anstofs zum Bilden, da prüfte (und wählte in demselben Augenblick) Besonnenheit — wir müssen sagen: unbewufste Besonnenheit — an dem momentanen Inhalt des Seelenlebens das Lautmaterial, welches die Natur entgegentrug, schon lange entgegengetragen hatte, und es entstand die Sprachwurzel, welche ebensowohl die Spuren der Natur an sich trägt, deren Material sie verbraucht, als die der Freiheit, welche sie der formenden Phantasie verdankt. —

Wenn nun auf dem Standpunkt der ausgebildeten Sprache wir die Natur in der Sprache nicht mehr verstehen und nachzuempfinden nicht wagen, weil wir uns unsicher fühlen und leeren Einbildungen zu verfallen fürchten, so glauben wir aus jenen Spuren künstlerischer Freiheit nur auf Willkür schliefsen zu dürfen, wie etwa der nüchterne Locke (Essay concerning human understanding. Book III, ch. II, 8): „Words by long and familiar use, as has been said, come to excite in men certain ideas so constantly and readily, that they are apt to suppose a natural connexion between them. But that they signify only men's peculiar ideas, and that by a perfect arbitrary imposition, is evident, in that they often fail to excite in others (even that use the same language) the same ideas we take them to be signs of: and every man has so inviolable a liberty to make words stand for what ideas he pleases, that no one hath the power to make others have the same ideas in their minds that he has, when they use the same words that he does.“

Scharfsinnig bespricht A. F. Bernhardi („Sprachlehre“ T. I. p. 51 sq.) den Übergang „nachahmender Zeichen in willkürliche.“ —

Wer andererseits den Spuren nachgeht, welche die Einwirkung der Natur auch in der artikulierten Sprache überall offenbaren, der kann leicht, indem er das Moment der Freiheit zu leicht nimmt und beiseite schiebt, dazu kommen, entweder mit Herder die äufsere Natur d. h. Schallnachahmung, oder mit Wüllner die innere, d. h. die Interjektionen als genügend zur Erklärung der artikulierten Sprache zu erachten. Beide freilich korrigieren sich selbst, von der Wahrheit getrieben. Herder sagt: (Ursprung der Sprache) „Was war die erste Sprache, als eine Sammlung von Elementen der Poesie? Eine Nachahmung der tönenden, handelnden, sich regenden Natur; aus den Interjektionen aller Wesen genommen und von Interjektionen menschlicher Empfindung belebt; die Natursprache aller Geschöpfe, vom Verstande in Laute gedichtet, in Bilder von Handlung, Leidenschaft und lebender Einwirkung personifiziert, ein Wörterbuch der Seele, das zugleich Mythologie und eine wunderbare Epopöe von den Handlungen und Reden aller war. Also eine beständige Fabeldichtung voll Leidenschaft und Interesse: was ist Poesie anders?“ Und ebenso beschreibt Wüllner bei seiner Interjektionstheorie doch eigentlich das Verfahren der Kunst. Er bemerkt, (Über die Verwandtschaft des Indogerm. Semit. Tibet. p. 12, 13) dafs die Interjektionen, z. B. pfui, doch „keineswegs mit der Stärke der wirklichen Empfindung

gesprochen werden“ (sondern mit der Stärke der vorgestellten). „Sobald das geistige Leben des Menschen wirklich erwachte und sich Sprache bildete, erwachte auch sein Bewufstsein und seine Freiheit.“ „Der Laut der wirklichen Empfindung wurde frei von dem Geiste aufgefafst und mit schwächerer, durch die Vorstellung erweckten, Empfindung hervorgebracht.“ „Hier haben wir den Anfang der eigentlichen Sprache; der Empfindungslaut wird sprachliche Wurzel.“ — Herder also wie Wüllner lassen die Sprache nicht ohne weiteres aus der Nachahmung der äufseren oder inneren Natur hervorgehen, wie etwa die Pflanze ihrer Natur gemäfs wächst, sondern Herder erkennt in ihr „Dichtung“ voll Leidenschaft und Interesse, und Wüllner sieht, dafs „Freiheit der Auffassung“ und von der „Vorstellung“ geleitete Hervorbringung den Übergang der Interjektionen zur artikulierten Sprache vermitteln.

Kann man nicht, was Goethe (Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan) von der Dichtkunst sagt, auf die Kunst der Sprache anwenden? „Die Besonnenheit des Dichters bezieht sich eigentlich auf die Form, den Stoff giebt ihm die Welt nur allzu freigebig, der Gehalt entspringt freiwillig aus der Fülle seines Innern; bewufstlos begegnen beide einander, und zuletzt weifs man nicht, wem eigentlich der Reichtum angehöre.“

Es handelt sich nun um genauere Angabe, wie bei der Formierung der Wurzeln die Freiheit des Kunstschaffens sich bethätigte. Die Schwierigkeit, hier etwas Sicheres zu finden, rührt her von der Entfernung des Standpunkts, auf welchem der Mensch sich solche Untersuchung erst zur Aufgabe stellen kann, von dem, welchen er untersuchen will. Wir untersuchen von der ausgebildeten Sprache aus. Von da nun schauen wir in das Getriebe des wundersamsten Organismus, dessen Kräfte und Wirkungen wir zwar in jedem einzelnen Falle in Bewegung setzen und an dem eigenen Geiste erfahren können; — stehen wir doch als Mitschaffende vollkommen im Umkreise dieser Lautwelt — dessen Totalität aber sowohl in Bezug auf den Wörterschatz, wie in betreff der grammatischen Verflechtung nur der Möglichkeit nach dem einzelnen eröffnet ist. So sind wir auch in der eigenen Seele heimisch zugleich und scheinen die Gebieter zu sein, und doch auch wieder bleiben wir staunende Fremdlinge und zeigen uns als Unterworfene. Nichts ist unserem Nachdenken verschlossen, und dennoch umgiebt uns überall ein Geheimnis. —

So sind es zwar schliefslich die Wurzeln, durch welche wir

jede Seelenbewegung verkörpern, aber das Verständnis für den Zusammenhang dieser Laute mit der Bedeutung ist uns verloren. Dazu kommt, dafs die Urwurzeln aus Einer Sprache gar nicht mehr zu gewinnen sind, dafs nur die Vergleichung der Sprachen durch Abgrenzung des Gemeinsamen von dem jeder Sprache Eigentümlichen bis zu ihnen gelangt, dafs selbst dann von Bestimmung der Urvokale fast ganz abgesehen werden mufs, so dafs nichts als das Knochengerüst der Konsonanten mit hinlänglicher Sicherheit erkennbar wird. So viel wird jedoch zu sagen sein, dafs die Wurzeln in ihrem Laute zu charakterisieren suchten, was sie bedeuten sollten, dafs die Form von ihrem Inhalt, dem Sinn, abhängig war, dafs nicht der Zufall über den Laut entschied, sondern eine Wahl, und wir werden Renan (orig. du lang. p. 148) beistimmen können: „la raison qui a déterminé le choix des premiers hommes peut nous échapper; mais elle a existé. La liaison du sens et du mot n'est jamais nécessaire, jamais arbitraire, toujours elle est motivée.“ Der Inhalt des Auszusprechenden konnte die Seele in sehr verschiedener Art bewegen. Das Wohlthuende, Anziehende, Beruhigende, Erleichternde, ebenso das Widrige, Abstofsende, Aufregende, Belastende wurde empfunden, nach Anleitung der entsprechenden Naturlaute vorgestellt und der Vorstellung gemäfs artikuliert. So wirkte die Erscheinung des Kräftigen, Ungeheuren, Unmefsbaren anders, als die des Schwachen, Winzigen, Unansehnlichen auf Sinne, Empfindung, Vorstellung; so ferner das Einfache, Bestimmte, Klare, Fafsbare, Harmonische anders, als das Vielfältige, Trübe, der Wirrwarr, die Mifsform, das Unproportionierte, die Verzerrung. —

Welches aber auch der auszusprechende Inhalt sein mochte, so war immer im Akt der Äufserung selbst eine Befreiung von einem Drange, Erleichterung von einem Eindrucke vorhanden, und die Formierung des artikulierten Lautes wirkte auf die Seele, wie die Erschaffung eines Kunstwerks. Selbst das Schreckliche und Erschütternde verlor, aufgenommen in die menschliche Vorstellung und dieser gemäfs dargestellt, an seiner Naturgewalt, wie die Tragödie das Unglück zwar zeigt, aber auch auflöst. — Der Zwang der Natur in Charakterisierung der Laute, stärker hervortretend bei stark in die Sinne fallenden Anregungen, bei schwächeren der Freiheit des Subjekts mehr Raum gebend, milderte sich, gab der Darstellung nur noch die Richtung an, in welcher sie sich zu bewegen hatte. Alle Seelenkräfte wirkten empfangend und schaffend zusammen; zu einem Abwägen, einer Wahl blieb

dem eintretenden Besinnen Zeit, und so muſste, unerkennbar, wie es uns geworden ist, doch das Gefühl für Wohlklang, für wohlthuende Wirkung bei Schaffung der Sprachwurzeln zugleich mit dem Streben nach der reinen und scharfen Charakterisierung sich geltend machen. — W. v. Humboldts (Verschiedenh. d. menschlichen Sprachb. p. 78) Bemerkung ist hier zu berücksichtigen: „Die auf uns gekommenen Wurzelverzeichnisse (der Sanskrit-Grammatik) tragen in allem das Gepräge einer Arbeit der Grammatiker an sich, und eine ganze Zahl von Wurzeln mag nur ihrer Abstraktion ihr Dasein verdanken. Hieraus erklärt sich nun auch, warum in der Form der Sanskrit-Wurzeln keine Rücksicht auf die Wohllautsgesetze genommen wird." — Dabei ist nun folgendes nicht auſser acht zu lassen. —

Glückliche Begabung für Kunstschaffen ist in allen Gattungen der Kunst nur verhältnismäſsig wenigen verliehen, dazu müssen Begeisterung und Gestaltungskraft zusammenkommen, wie Aristoteles in Bezug auf die Dichtkunst sagt (Poet. 17), daſs sie Begeisterung und besonderes Talent erfordere. (*διὸ εὐφυοῦς ἡ ποιητική ἐστιν ἢ μανικοῦ· τούτων γὰρ οἱ μὲν εὔπλαστοι οἱ δὲ ἐξεταστικοί εἰσιν.*) Die ungeheure Mehrzahl der Menschen hält sich zwar von dilettantischen, schüchternen Versuchen zu eigenen Schöpfungen nicht zurück, ermangelt aber der hinreiſsenden Kraft, durch welche das Genie auch die Mitmenschen zum Beifall zwingt, und doch erhalten sich gerade nur durch diese Teilnahme die Kunstwerke in der Geschichte des Geschlechts, erbauen sich die Reiche der Kunst. In diesem Sinne (wie wir oben [p. 10 sq.] ausführten) kann man sagen, daſs überhaupt nicht die Einzelnen, daſs erst die Volksgenossen zusammen — Repräsentanten der Gattung — die Kunst schaffen, denn die Beifallgebenden haben ihren Anteil an der Kunst, auf den angenommenen Grundlagen bauen Talente weiter, und Angeregte verbreiten wenigstens, was sie erfreut hat. Nicht anders ist das Werden der Sprachkunst zu denken. — cf. W. v. Humboldt (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 6.) „Indem Rede und Gesang zuerst frei strömten, bildete sich die Sprache nach dem Maſs der Begeisterung und der Freiheit und Stärke der zusammenwirkenden Geisteskräfte. Dies konnte aber nur von allen Individuen zugleich ausgehen, jeder einzelne muſste darin von dem andern getragen werden, da die Begeisterung nur durch die Sicherheit, verstanden und empfunden zu sein, neuen Aufflug gewinnt. Es eröffnet sich daher hier, wenn auch nur dunkel und schwach, ein Blick in eine Zeit, wo für

uns die Individuen sich in der Masse der Völker verlieren cet.“ Keinem war verwehrt, sein Lautgebilde sich zu gestalten, wie noch jetzt, genau genommen, jeder seine eigene Sprache spricht, und so traten diese sicherlich im Anfange in überwuchernder Fülle hervor. Aber für denselben Sinn stellte der eine mangelhafter, ein zweiter glücklicher das Lautbild hin, das Sprachgenie endlich ein schlechthin befriedigendes, welches die übrigen beseitigte, wie noch jetzt, wenn mehrere, um, was ihnen vorschwebt, zu bezeichnen, an Synonymen herumraten, und es endlich jemand gelingt, das eigentliche Wort zu finden, dann sofort der Streit aufhört, die anderen schweigen, weil jeder fühlt, daſs die Lautform gefunden ist, welche gewählt werden muſste.

Wir bezeichnen hiermit einen Vorgang, für den die Geschichte der Sprache unaufhörlich die Beispiele bietet. Horaz sagt (de art. poet. 60 sq.):

„Ut silvae foliis pronos mutantur in annos,
Prima cadunt; ita verborum vetus interit aetas,
Et juvenum ritu florent modo nata vigentque.“

Die Zusammenstellung der drei Wortstämme bin, war, sein in unserer Grammatik zu Einem Verbum enthält z. B. solche Geschichte. Überhaupt, wie wir bei dieser Gelegenheit erinnern, ist festzuhalten, daſs die Sprache niemals fertig gemacht wird, daſs die sprachschaffende Kraft, die Kunst der Sprache, so lange sich thätig erweist, als eben gesprochen wird, nur freilich, wie sich von selbst versteht, in jeder Zeit den veränderten Bedingungen gemäſs, welche ihrem Hervortreten zu Grunde liegen. Man verkennt dies häufig und grenzt eine besondere, lange vor aller Geschichte abgelaufene Epoche des Sprachschaffens ab, welche mit der Wurzelhervorbringung abgeschlossen sein soll, nach welcher gleichsam eine Degeneration des Menschengeschlechts in dieser Beziehung eingetreten sei, als ob nicht ganz von selbst der Fortschritt in der Technik sich einstellen muſste, daſs der nur mit den Lauten und durch die Laute denkende Mensch nunmehr diese selbst, wie sie ihm zur Natur geworden, zu jeder weiteren Darstellung benutzte, sobald sie ihm hierzu in hinlänglicher Zahl ihre Symbole zu Gebote stellte. Geistesentwickelung ist eben auch Entwickelung dieser Laute. Niemals hörte die sprachschaffende Kraft auf, wie es Sitte geworden ist zu versichern, sondern sie fand nur immer weniger Nötigung, auf die Natur selbst zurückzugehen, um sich Materialien für ihren Ausdruck zu beschaffen; boten doch die vorhandenen, nächstliegenden, sich als die bequemsten und schönsten, um wie

eine schon vermenschlichte Natur benutzt zu werden. Ein Mittel, neue Wörter zu bilden, ist z. B. die Zusammensetzung; eirund, schwarzblau, Milchstraſse, Perlhuhn, Goldfisch cet. sind neue Begriffe. Während nun aber z. B. Tobler (Über die psychologische Bedeutung der Wortzusammensetzung cet. in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwiss. von Lazarus und Steinthal. Bd. V. Hft. II. p. 224) richtig bemerkt: „Die Zusammensetzung ist eine Art Wortbildung neben anderen, obschon ihr nicht derselbe, gleichsam obligatorische Charakter beiwohnt, wie den Formen der Flexion, die den unentbehrlichsten Kategorieen des Sprachdenkens zum Ausdruck oder wenigstens Zeichen dienen", so erklärt er doch (p. 230) die Entstehung der Zusammensetzungen aus dem „organischen Unvermögen der Sprache, auf einem gewissen Punkt ihrer Entwickelung angelangt, noch neue Wurzeln oder auch nur Stämme zu schaffen cet." Das Faktum, daſs die Bildung neuer Wurzeln einmal aufhört, ist richtig, aber die Vorstellung von einem dann eintretenden „organischen Unvermögen der Sprache" ist unklar und schief. Man kommt nicht auf den Einfall, neue Wörter machen zu wollen, wenn die vorhandenen Lautgebilde, abbildend die Geistesbewegungen bis hierher, sich einer entsprechenden Umbildung fügen, welche die neue Stufe der Entwickelung kennzeichnet, zu welcher eben die vorhandenen hinführten. Dem Bedürfnis genügen ja eben, wie sich zeigt, Ableitungen, Zusammensetzungen, oder es verträgt derselbe Lautkörper eine Ausdehnung seiner Bedeutung. Neue Begriffe würden neue Wurzeln fordern, aber unsere Begriffe sind nicht neuer, als unsere Worte sie entwickeln, leiten sich ab, setzen sich zusammen aus einer mäſsigen Zahl von Wurzelbegriffen. Man bedenke auch, daſs das hellere Bewuſstsein späterer Zeit einen ihm entsprechenden Ausdruck verlangte, verständlicher, als ihn Wurzeln überhaupt zu geben vermögen. Die Wurzeln sind noch ziemlich rohe, der Natur nahestehende Hervorbringungen der Kunst, nicht klarer und bestimmter artikuliert, als die Seelenbewegungen es forderten, welche sich in ihnen verkörperten, so daſs sie mehr von der Ahnung erfaſst wurden als von einer Erkenntnis — dagegen lehnen sich die Ableitungen, Zusammensetzungen, die auf Analogie beruhenden Umdeutungen an ein schon Begriffenes an und sind also zu verstehen. Es trat also kein Unvermögen ein, neue Wurzeln und Wörter zu schaffen, sondern man konnte sie allmählich immer weniger schaffen wollen. Kehren denn sonst die Künste zu ihren primitiven Hervorbringungen zurück? —

Wie wir später nachweisen, geht dasselbe Gesetz für das Verhältnis von Lautform und Bedeutung durch die ganze Sprachentwickelung. Auf dieselbe Weise, wie von der Natur her der Mensch die Lautsymbole gewann für den Ausdruck, gewann man sie weiter von den eigenen Symbolen: Bilder von Bildern. Und so kann W. v. Humboldts Wort (Versch. d. Sprachb. p. 42) nicht genug betont werden: „Die Sprache ist kein Werk (ergon), sondern eine Thätigkeit (energeia).“ „Die eigentliche Sprache liegt in dem Akte ihres wirklichen Hervorbringens.“ „Nur sie muſs man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken.“ (p. 43): „Wir befinden uns mit unserm Sprachstudium durchaus in eine geschichtliche Mitte versetzt.“ „Da jede Sprache schon einen Stoff von früheren Geschlechtern empfangen hat, so ist die den Gedankenausdruck hervorbringende geistige Thätigkeit immer zugleich auf etwas schon Gegebenes gerichtet: nicht rein erzeugend, sondern umgestaltend.“

Es blieben also, wie wir sagten, nur diejenigen Wurzeln in der Sprache bestehen, welche Beifall fanden. Max Müller bespricht in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ wiederholentlich diese Wahl, durch welche die Zahl der Wurzeln beschränkt wurde, und wendet auf sie den Begriff von Darwins „natürlicher Auswahl“ an. (II. Serie p. 294.) Er meint, daſs „dieser Begriff ebenso die Laune wie die Notwendigkeit ausschlieſse, die Anstrengung des Individuums ebenso wie die allgemeine Mitwirkung einschlieſse, weder anwendbar sei auf das instinktmäſsige Bauen der Bienen, noch auf die bewuſste Architektur menschlicher Wesen, aber doch diese beiden Operationen in sich kombiniere und sie zu einem neuen und höheren Begriff emporhebe.“ — Mag indessen der Darwinsche Begriff „den Untergang fossiler Reiche und den Ursprung von neuen Spezies erklären,“ so erklärt er doch nichts an dem Bestande von Wurzeln, welche Hervorbringungen von Menschen sind, für sich selbst kein Leben führen und von einer begründeten Wahl des Wohlgefallens nicht instinktmäſsig, nicht mit klarem Bewuſstsein, aber mit Sinn und Gefühl dem Sprachschatz zugeführt wurden. Freilich gehört die Sprachwissenschaft nach Müller zu den Naturwissenschaften, und es sind immerhin schöne Gleichnisse, wenn er (Serie I, p. 332) von „den vier- bis fünfhundert Wurzeln, deren Zahl zu Anfang fast unendlich gewesen sein muſs“ sagt, „daſs ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählich von ihren dichtge-

drängten und unentwickelten Beeren eine nach der anderen verloren“, „daſs der ersten Feststellung der radikalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachstums — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst nachfolgen sollte.“

Es ist nicht schwer, im allgemeinen zu zeigen, wie sich schon bei der Wurzelschöpfung eine Wahl einstellen muſste. Die Empfindungen, welche den empfangenen Reiz ursprünglich in Lauten austönten, die Vorstellungen weiter, welche sich aus diesen entwickelten, waren nur scheinbar allein von den Dingen und von den Vorgängen an den Dingen abhängig und damit sicher bestimmt; sie entstanden vielmehr unter groſser Verschiedenheit der begleitenden Umstände, denn die Auffassung wurde bedingt von den verschiedenen Stimmungen des Subjekts, und nicht minder war die objektive Erscheinung zeitlich und räumlich dem Einfluſs anderer Erscheinungen ausgesetzt und dem Wechsel unterworfen. Es ist daher bei Betrachtung der Sprachwurzel ein Zufälliges in Rechnung zu ziehen; nur beim Zusammentreffen von vielerlei günstigen äuſseren und inneren Bedingungen entstand sofort ein Schönes und Bleibendes. Klar ist aber, wie hierin sowohl für die Kunstschaffenden wie für die Hörenden Anlaſs und Aufforderung zu einer Wahl zwischen den glücklicheren und den weniger begünstigten Erzeugnissen gegeben war. — Je schwankender und unbestimmter ferner die ersten Sprachwurzeln nach Laut und Bedeutung waren, je mehr sie erst aus einer lange geübten Arbeit des Sprechens, Hörens, Verstehens sich befestigten, desto häufiger trat offenbar eine Tonbildung emphatischer Art ein, eine beabsichtigte, scharf accentuierte, das Miſsverstehen ausschlieſsende, genauer charakterisierende. Eine Art Wetteifer um Kraft, Deutlichkeit, Fülle der Bezeichnung muſste bald entstehn, und eine Wahl muſste entscheiden. Nicht bloſs der Sprachschaffende übte sich, auch der Hörende; und man sage nicht mit Heyse (System der Sprachwissensch. p. 334): „Der Ursprache können wir ein Streben nach Wohllaut nicht zuschreiben; in ihr ist die Bedeutsamkeit jedes Lautes alleiniges Gesetz,“ denn schon, wenn ein Harmonisches bezeichnet werden sollte, strebte die analoge Vorstellung nach Wohllaut der Darstellung. Überhaupt aber ist klar, daſs, wenn beim Sprechen der Sprachapparat das leichter sich Fügende dem Schwerfälligen vorzog, auch das nachfühlende Ohr die gefälligere Form mit gröſserer Befriedigung vernahm. — Wenn man bedenkt, mit wie vielerlei verschiedenen Tonfolgen die freilich unbestimmtere Tonkunst eine Stimmung auszudrücken vermag, wird man auch der

Sprachkunst einen gewissen Raum freier Bewegung gestatten für Gestaltung ihrer Lautbilder, und wenn ein absichtliches Streben nach Wohllaut, wie jede Absicht, den Sprachbildnern fern lag, so ist es doch nicht geraten, eine Fähigkeit schlummernd zu denken, welche in der Folge so deutlich wirkte, und welche von vornherein berührt wurde. Sollte doch der Lautkörper nur eben Bild sein; erst der begrifflich bestimmende, unterscheidende Verstand legte den Hauptdruck auf festere Umgrenzung der Formen selbst mit Ausschlufs des Wohllautes.

Es wäre ein luftiges Unternehmen, dies an den Wurzeln, welche uns nur unsicher vorliegen, nachweisen zu wollen, aber wenn man angenehme und harte, unrein und trübe klingende Sprachen, gefällige und widerstrebende unterscheidet, so mufs der jetzt wahrgenommene Unterschied auch schon in der ursprünglichen Anlage vorhanden gewesen sein, denn es ist in den Sprachen dasselbe Gesetz der Entwickelung, welches fortwirkt und welches seinen Gang niemals unterbrach, jetzt thätig, wie im Anfang.

Dafs übrigens eine Entscheidung bei der Wahl der Wurzeln sich nicht immer vollzog, beweist der Umstand, dafs sich Varietäten derselben nebeneinander erhielten und zugleich in dem Kunsttempel der Sprache Aufnahme fanden. Pott (Etymologische Forsch. T. II, Abt. I, p. 266 sq.) nennt diese Erscheinung Wurzel-Variation. Er sagt: „Es giebt in den Sprachen Wurzeln oder Formen, mit kleinen Verschiedenheiten, welche aber doch derart sind, dafs man jene nicht wohl als successive Umwandlungen ein und desselben Stoffs, oder, anders ausgedrückt, als blofse mundartliche Varianten betrachten kann, sondern diese Verschiedenheiten vielmehr für Töne oder Tinten halten mufs, die, von vornherein zur Bildung bald mehr bald minder begrifflich variierter, wenn schon der Hauptsache nach sich gleich bleibender Grundthemata mit aufgenommen und ihnen beigemischt, einen der Absicht nach dynamischen und bedeutsamen Charakter an sich tragen. Z. B. wandern und wandeln (lustwandeln) entsprangen nicht durch mundartlichen Lautwandel auseinander. Sie sind vielmehr einander koordiniert, und ihre Differenz, welche geistig in mehr oder weniger angestrengter Fortbewegung besteht, wird durch den lautlichen Gegensatz von r und l auf eine angemessene Weise fühlbar gemacht.“ „Für solche nebenverwandte Wurzeln ist oft nicht einmal ein gemeinsames Urbild reell in der Sprache zu finden, sondern mag nur gleichsam als ideelles Schema dem sprachschaffenden Geiste vorgeschwebt haben.“ Pott bezeichnet das Verhältnis, in welchem

sie zu einander stehen, mit dem Bilde „einer schwesterlichen Beiordnung". Solche Wurzeln sind z. B. *γλαφ, γραφ,* grab; *γλαφ, γλυφ;* scalp, sculp; trak, trank, trah; brak, prah, sprak; sprak, spranc, sprang. — (vide auch Heyse, System d. Sprachw. p. 350, und Curtius Grundzüge der griech. Etym. p. 55 sq.)

Wir erinnern ferner an die auf späteren Stufen der Sprachentwickelung hervortretende Auswahl der Formen, deren Ergebnis die Grammatik als Anomalie bezeichnet. So erhielten sich z. B. im Griechischen die Abundantia, wie *δάκρυον* und *δάκρυ, υἱέος* und *υἱοῦ;* Heterokliton genannt, wenn man denselben Nominativ voraussetzt, wie *Οἰδίποδος* und *Οἰδίπου* von *Οἰδίπους,* Metaplasmus (*μεταπλασμὸς κλίσεως*), wenn der Kasus auf einen ungebräuchlichen Nominativ hinwiese, wie *δένδροις,* wozu *τὸ δένδρον* paſst, und *δένδρεσιν.* (vide Buttmann, ausf. Sprachl. I, p. 204 und II, p. 74.)*) Ebendahin gehören die sogenannten Heterogenea, wie z. B. im Lateinischen: callus, callum; menda, mendum; vesper, vespera cet. Wieviel Kasus, Modi, Numeri sind nicht in den einzelnen Sprachen allmählich ausgeschieden worden — hier im Laufe vieler Jahrhunderte, was unsern Kindern mit ihren selbstgefertigten Wörtern und Wortformen in wenigen Monaten begegnet. Man sieht übrigens an vielfachen Spuren, daſs auch die Sprechübungen der Kinder, adoptiert und weiter ausgeprägt von Müttern, Ammen, älteren Geschwistern, nicht gänzlich ausgeschlossen wurden bei der Auswahl des Sprachschatzes. Lautlich mag man sie erkennen an der dem Dahlen, Plappern, Lallen der Kinder eigentümlichen Verdoppelung der zuerst ergriffenen Silbe, wie in Papa, Mama, pappen, hop-sasa, popo, babá, kaka, pipi, tiktak, baubau, und die Sprache nahm diese Wörter auf, wenn ihre Bedeutung in irgend welcher Art der Kindlichkeit dieses Lautspiels zu entsprechen schien, bei welchem das Onomatopöietische eine Hauptrolle hatte; sie fand auch wohl in ihnen Antrieb zu ähnlichen Bildungen. So im „Bäh-lamm", engl.: baa-lamb, Kratinus: *βῆ, βῆ;* im „Bu-ochsen", engl.: bue, brüllen wie Ochs; *βύζω* rufen wie Uhu, lat.: bubo, bubulare; „Bau-bau", engl.: bow-wow, lat.: baubari (aus adbaubari fr. aboyer) cet. Wir haben so: Kling-Klang, Sing-Sang, Schnick-Schnack, Misch-Masch, Wirrwarr, Tam-

*) Apoll. Dysc. (de constr. II, 6) *τοῖς ἑτεροκλίτοις παρηκολούθει τις εὐθεῖα, τῆς γενικῆς τὰ λοιπὰ σχήματα ἀποδιδούσης.* cf. Prisc. A. Gr. XVII, c. 9. cf. Die Besprechung der termini bei Kühner: Ausf. Gr. d. gr. Spr. T. I, 1, § 140.

tam, Griesgram, Kukuk, Kiebitz, Lirum-Larum, Zickzack u. d. m. Diez (etymol. Wörterbuch der roman. Spr. T. I, p. 290) bemerkt bei „Ninno“: „Es bedeutet zuerst ein Wiegenkind und scheint entstanden aus der Formel ninna-nanna (auch im port. üblich), womit man die Kinder einwiegt, vb. it. ninnare einwiegen, neupr. niná einschlafen. Auf das ablautende nanna bezieht sich lomb. nana Kind, auch Bettchen (flor. andare a nanna schlafen gehn) sp. ebenso nana (hacer la nana schlafen) wallon. naner einschlummern u. dgl., andere Vokale kamen zur Geltung im cat. nen, nena Kindchen, im venez. nena Amme, im Henneg. nenen dass., im limous. naina Wiege. Woher nun jenes schlafbringende ninna-nanna, worin man das Schaukeln der Wiege zu hören glaubt? Weder nidus Nest, Bettchen (lomb. nin), noch nanus, noch min (s. oben mina) läſst sich darin erkennen; nur ein auf nn oder mn ausgehender Stamm würde genügen. Aber Kinder- und Ammenwörter können leicht in hohes Altertum hinaufsteigen und aus verlorenen Wurzeln herrühren; hierzu mag aus Hesychius *νύννιον* Wiegenlied angeführt werden. Ninna-nanna ist eine der häufigen, gewöhnlich über den Grenzen der Etymologie liegenden Ablautformeln wie das lomb. ginna-gianna Name eines Kinderspiels, oder litta-latta Schaukel“ cet. — cf. auch p. 318: piccione, fr. pigeon von pipio bei Lampridius; p. 147: cuccagna, welches mit coca Kuchen, oder dem ital. Kinderwort cucco Ei zusammengestellt wird. — Wörter solcher Art sind auch z. B. frz. crin-crin (schlechte Geige), tran-tran (Schlendrian), trictrac, zigzag, froufrou, im Engl. haddy-doddy (lächerlicher Mensch), helter-skelter (bunt durcheinander, holterdipolter), fiddle-faddle (Geschwätz), u. d. m. Besonders in der Sprache der Mandschu ist diese kindliche Lautbearbeitung bewahrt worden und wird vielfach auf Begriffliches übertragen (Mithridates 1, 514): Glockenklang ist dort: tschang-tschang; Eisenklang: tang-tang oder tang-ting; Wassertröpfeln: tap-tip; Rauschen der Seide: pes-pas; Gelächter: kiki-kaka; Herzklopfen: tuk-tuk; unaufhörlich: siran-siran; mehrmals: tahin-tahin; zuweilen: mutan-mutan u. d. m.

Das Vorhandensein ferner der Synonyma in allen Sprachen zeugt ebenso von der verschiedenen Auffassungsweise verwandter oder auch derselben Erscheinungen, wie von der Arbeit, dem Streit, dem Wählen des Kunstschaffens. Wir führen hierzu Renan an (histoire des langues sémitiques p. 96 sq.), der Beispiele giebt von dem ausgezeichneten Artikulationssinn (cf. W. von Humboldt Versch. der Spr. p. 84) der Semiten. Renan giebt hebräische Ono-

matopöieen an, welche anscheinend auf monosyllabische Formen zurückzuführen seien: „Aux deux lettres גר, par exemple, semble attachée l'idée de gratter, racler; nous les trouvons dans les verbes גרב, גרד, גרה, גרז, גרל, גרס, גרס, גרע, גרר, גרש qui, tous, semblent offrir un sens identique. — Aux deux lettres פר semble attachée l'idée de séparation, de rupture; on les retrouve dans toute la série פרד, פרס, פרשׂ, פרש, פרע, פרק, פכן, פרס, פרט, פרע, פרת; et, avec un adoucissement de la première radicale: ברא, ברה, ברר, ברש, כרפ, ברר; et par le changement du ר en sifflante: פצה, פצח, פצל, פצס, פצע, כצל, כצע, כצר, כזא, כזק, כזר, כתל, כתר, כדל. — Les deux articulations fondamentales קץ, exprimant l'idée de couper, donnent: קצץ, קסס, נזז, גזה, גזס, גזע, גזל, גזר, חדר, גדד, קדד, גדה, גרף, גדז, חצץ, קצב, קצה, קצע, קצר, כסח, כסס, כתת, חצה. Ainsi le sens nous apparaît partout attaché à deux articulations fondamentales, qui s'adoucissent, se fortifient, se complètent de mille manières, selon la nuance qu'il s'agit d'exprimer. קצץ désigne l'idée de briser avec plus de force que גזז, et פרץ, l'idée de séparation avec plus d'éclat que פרס; mais c'est toujours une même idée, comme c'est toujours un même son qui fait l'âme de ces diverses séries."

Wenn nun wir nicht imstande sind, die bedeutsame Kraft der Wurzeln jetzt noch genügend zu empfinden, so wird die feinere Beurteilung über den Kunstwert dieser Symbole noch weniger möglich sein. Die Anfänge der bildenden Kunst stehen unseren Auffassungen eben so fern. Am ehesten noch können wir von der Geschicklichkeit im Nachahmen eine Vorstellung gewinnen, wenn uns die Urbilder genauer bekannt sind, nach denen man gestaltete. So nun verhält es sich mit den aus Nachahmung des Hörbaren in der Natur entstandenen Wurzeln, aus denen z. B. Verba der folgenden Art hervorgingen: *κράζω, κρίζω, κρώζω, βρέμω, βρωμάομαι, βρυχάομαι, μηκάομαι,* balare, mugire, hinnire, fremere, rugire, brausen, rieseln, zischen, brummen, blöken, grunzen, meckern cet. Solche Bildungen zeigen nur geringe Kunstthätigkeit, beruhen auf Nachahmung, sind gewissermaſsen nur Übersetzungen aus den unartikulierten Naturlauten in die artikulierte Menschensprache. Natürlich ist jedoch auch hier nicht die Rede von der direkten Nachahmung des Schalles selbst, welche als Benennung hätte gebraucht werden können, sondern von einer Nachbildung unserer durch den Laut erweckten Vorstellung. Das unterscheidet schon Plato, wenn er (Cratyl. 423) auf die Frage, ob der etwas benennt, der dessen Laut wiedergiebt, das Bedenken erhebt: *Τοὺς τὰ πρόβατα μιμουμένους τούτους καὶ τοὺς ἀλεκτρυόνας καὶ τἆλλα*

ζῶα ἀναγκαζοίμεϑ' ἂν ὁμολογεῖν ὀνομάζειν ταῦτα ἅπερ μιμοῦνται. In der That ist, wie wir schon oben bemerkten, der Zwang, welchen der von Natur gegebene Schall auf die Nachbildung übt, nicht so groſs, daſs diese nicht in verschiedenen Sprachen ganz verschiedene Laute zeigen könnte. Man vergleiche z. B. die Biene summt, l'abeille bourdonne; *ὄνος ὀγκᾶται,* l'âne brait, asinus rudit, der Esel yahnt; die Ente schnattert, le canard cancane; l'hirondelle gazouille, die Schwalbe zwitschert; l'ours gronde, der Bär brummt u. d. m.

Bei dergleichen Lauten war eine Vergleichung mit dem Urbilde der Natur so naheliegend, daſs man sie auch schon im Anfang mit Bewuſstsein angestellt vielleicht denken darf. Obwohl gerade hier die Kunstthätigkeit nur gering war, trat sie doch stark hervor, und die Freude am Gelingen mag nicht klein gewesen sein. Es deckten sich bei diesen Bildungen Laut und Bedeutung für das Menschenohr so auffallend, daſs sie für alle Folgezeit bestehen blieben; wegen ihrer Gebundenheit und Unfreiheit in Laut und Bedeutung zeigten sie sich überhaupt Veränderungen, Ableitungen, Erweiterungen der Bedeutung wenig günstig. Schönheiten so einfacher Art sind aber für kultivierte Ohren etwas zudringlich, und W. v. Humboldt (Versch. des menschl. Sprachb. p. 80) wollte sie daher, „wo sie irgend stark hervortreten, von einer gewissen Roheit nicht freisprechen.“

Ehe wir aber näher zusehen, wie die Laute und Lautverbindungen zu Bildern der Vorstellungen werden, d. h. symbolisch wirken können, haben wir einen Faktor von wesentlichstem Einfluſs auf die Gestaltung der Sprache näher zu erörtern, durch welchen die Feststellung der Wurzeln zustande kam, von welchem die Wahl und Anerkennung abhing, einen Faktor von solcher Bedeutung, daſs insgemein die Sprache nur als zu seinem Dienste entstanden und bestehend erachtet wird — wir meinen die Mitteilung der von den Sprachbildnern hervorgebrachten Lautbilder an andere Individuen, die Beteiligung der Gattung an dem Schaffen des Einzelnen. Man kann sagen, daſs der Naturlaut noch ohne Beziehung steht zu der Menschengattung, wenn er auch von anderen Individuen gehört und aufgefaſst wird. Wie er selbst unter dem Eindruck individueller Empfindung hervorbricht, so wendet er sich auch nur an die individuelle Empfindung und beschlieſst hiermit seine Wirkung. Welche weitere Anregung sollte auch von ihm ausgehn? Er bietet ein Natürliches, welches so, wie es hervorbricht, sich dem Hörenden von selbst versteht. Inhalt-

lich kann es verstanden und beachtet werden, wie andere Vorgänge in der Natur; die Lautform aber, in welcher es erscheint, giebt keinen Anlafs zur Aufmerksamkeit und reizt nicht zur Verwunderung, von welcher doch, wie Aristoteles sagt, anfangs und immer ein allgemeines Wissen und Erkennen ausgeht. (Met. I, 2. *διὰ γὰρ τὸ θαυμάζειν οἱ ἄνθρωποι καὶ νῦν καὶ τὸ πρῶτον ἤρξαντο φιλοσοφεῖν.*) Mit dem Schaffen der Wurzel tritt ein anderes Verhältnis ein. Diese ist vom Menschen mit Freiheit erschaffen, ihm allein angehörend, ein der Entwickelung seiner bevorzugten Natur Eigentümliches, deshalb eben nur menschlicher Auffassung zugänglich und nur dem Menschen von Interesse. Die Wurzel bedarf der Aufmerksamkeit, um verstanden zu werden, und erregt sie durch ihre Kunstform; sie erweckt die Teilnahme, weil sie im Hörer dieselbe Anspannung der Phantasie beansprucht und so hervorruft, damit ihr Verständnis erfolgen kann, aus welcher sie in dem Sprechenden ihren Ursprung nahm. Die zu Anfang in unendlicher Fülle geschaffenen Sprachwurzeln hatten ihre Probe, ob sie gelungen seien, eben daran zu bestehen, ob man sie verstand, ob man sie in Gebrauch nahm und beibehielt. Durch die Bildung oder Zurückweisung der anderen wurde der Zersplitterung des Geschlechts in lauter Individualitäten eine Grenze gesetzt. Wenn wir darauf hinweisen, dafs hierdurch erst ein Zusammenwirken der Menschen ermöglicht und angebahnt wurde, so haben wir die Bedeutung der Sprache für die Kultur der Menschheit ausgesprochen.

Die Sprache stellt sich also als Produkt von gemeinsamen Anstrengungen Vieler heraus; dabei wurde Ausbildung der Stimmorgane, Übung und Schärfung des Gehörs, Bildung des Gedächtnisses, der Phantasie einfach erreicht durch die Konkurrenz der sprachschaffenden Individuen. Sobald die Willkür der Einzelnen durch das Entstehen einer festen Form in der Sprache gebrochen wurde, bereitete sich jene Gemeinsamkeit des Empfindens und Wollens vor, welche als Sitte dem regellosen Spiele der Naturkräfte in dem Leben des Menschengeschlechts ein Ende machte. Wie notwendig aber auch die Mitteilung sich hiernach für die Wirklichkeit und Vollendung der Sprache erweist, so ist doch weder aus den praktischen Bedürfnissen der Gattung, welche sie so deutlich und gewaltig fördert, der Grund für die Schaffung der Sprache zu entnehmen, noch ist überhaupt Mitteilung als der Zweck zu bezeichnen, um dessentwillen gesprochen wird. — Es ist vielmehr deutlich, dafs der Mensch ohne Sprache es nie zu weiteren Bedürfnissen gebracht haben würde, als die sind, zu deren

Befriedigung seine reichhaltigen Naturlaute ausgereicht hätten, und dafs die Mitteilung erst dann zum Zweck des Sprechens wurde, als eine gewisse Entwickelung das Entstehen solchen Zweckes möglich machte. — Die Mitteilung ist also einmal als der Faktor festzuhalten, durch welchen die wirklich gewordenen, die vorhandenen Volkssprachen zustande kamen, und an sich selbst ist sie als die Folge der geistigen Entwickelung des Menschen bis zur Sprachschaffung hin zu betrachten. Immer entsteht Sprache aus freiem Kunstschaffen, ist sich selbst Zweck, und wenn freilich auch der Sprachkünstler bei seinem Schaffen nicht blofs die eigene Befriedigung sucht, sondern überhaupt die des menschlichen Sinnes, sich insofern also auch zur Mitteilung gedrängt fühlt, so verfolgt doch dann diese Mitteilung keinen Zweck, der aufser ihr läge. Dafs dann die Schöpfungen dieser Kunst weiter die mächtigsten Hebel für die Entwickelung des Geschlechts wurden, worin Musik und Poesie ihr ähnlich sind, ist begreiflich aus der Wechselwirkung, in welcher sie mit der Entwickelung der Menschenseele steht, und kann ihren Kunstcharakter nicht zerstören. — Freilich aber verfällt nun die Sprache, sofern sie in den Dienst der Mitteilung tritt, die Zwecke der realen Lebensinteressen fördert, auch anderweitigen Einwirkungen; sie bildet sich nicht mehr ausschliefslich nach den Gesetzen künstlerischer Technik, sondern hat ebensowohl für Verständlichkeit, wie für Bequemlichkeit der Rede zu sorgen, mufs auf die Beschleunigung des Redetempo bedacht sein, wie es die praktischen Interessen in steigendem Mafse verlangen, leitet überhaupt den ganzen Sprachstoff erst zur Gewinnung einer Norm, dann zur Niedersetzung einer Gewohnheit, so dafs, wenn endlich der usus tyrannus scheinbar das ganze Sprachgebiet beherrscht, eine Sprache als Prosa gegenübersteht der Sprache als Kunst.

W. v. Humboldt hat die Punkte, auf welche es hier ankommt, bemerkt. Er sagt (Über die Versch. d. menschl. Sprachbaus p. 54): „Ohne irgend auf die Mitteilung zwischen Menschen und Menschen zu sehen, ist das Sprechen eine notwendige Bedingung des Denkens des Einzelnen in abgeschlossener Einsamkeit. In der Erscheinung entwickelt sich jedoch die Sprache nur gesellschaftlich; und der Mensch versteht sich selbst nur, indem er die Verstehbarkeit seiner Worte an Anderen versuchend geprüft hat.“ Ebenso entwickelt Heyse (System der Sprachwissensch. p. 42) mit Anschlufs an Humboldt, dafs „Sprache nicht als Produkt aus den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft zu erklären sei“.

Wenn nun hier weiter die Frage zur Erwägung kommen mufs, wie denn unter den verschiedenen Individuen Mitteilung erfolgen konnte, d. h. wie ein Verständnis noch möglich war, nachdem die Sprachwurzel mit Ausprägung ihres symbolischen Gebildes gerade die natürliche, unmittelbare Verständlichkeit aufgegeben hatte, welche den Naturlauten ohne Zweifel zu eigen war, glauben wir hier die Stelle richtig zu wählen, an welcher von den Pronominalwurzeln, wie Bopp (siehe oben p. 167) sie nennt, zu sprechen ist. Es heifst bei Bopp (I, p. 194): „Aus der zweiten Klasse der Wurzeln entspringen Pronomina, alle Urpräpositionen, Konjunktionen und Partikeln; wir nennen diese „Pronominalwurzeln," weil sie sämtlich einen Pronominalbegriff ausdrücken, der in den Präpositionen, Konjunktionen und Partikeln mehr oder weniger versteckt liegt. Alle einfachen Pronomina sind weder ihrer Bedeutung noch der Form nach auf etwas Allgemeineres zurückzuführen, sondern ihr Deklinations-Thema ist zugleich ihre Wurzel." — Heyse nennt diese Wurzeln Formwurzeln, Steinthal: demonstrative, ebenso Max Müller, Schleicher: Beziehungswurzeln. (siehe G. Curtius, zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung p. 204.) W. v. Humboldt (Versch. d. Spr. p. 115) bemerkt im Anschlufs an Bopp, dafs, wie er in der Abhandlung „über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen" gezeigt habe, die Personenwörter (Pronomina, Präpositionen, Interjektionen) die ursprünglichen in jeder Sprache sein müssen und dafs „wahrscheinlich die wirklich einfachen Personenwörter ihren Ursprung selbst in einer Raum- oder Empfindungsbeziehung haben."

Es sind diese Deutelaute der Sprache von Anfang an offenbar dazu bestimmt gewesen, eine Gebärde zu begleiten oder zu ersetzen. Sie verfolgten den Zweck, das an sich unbestimmte, beziehungslose Lautbild als für eine bestimmte Umgebung ausgesprochen zu kennzeichnen und durch diese Hinweisung dem Verständnis zu Hilfe zu kommen; ohne Kenntnis nämlich der näheren Umstände, unter denen der Laut — und fügen wir auch hinzu: das Wort — ertönt, ist ein bestimmtes Verstehen, eine individuelle Auffassung nicht möglich. So fafst ihr Wesen auch W. v. Humboldt, der sie „subjektive Wurzeln" nennt. Er sagt: (l. c. p. 117) „Der Begriff der subjektiven Wurzeln erlaubt keine Weite, ist vielmehr überall Ausdruck scharfer Individualität; er war dem Sprechenden unentbehrlich, und konnte bis zur Vollendung allmählicher Spracherweiterung gewissermafsen ausreichen." — Natürlich waren diese Deutelaute nicht sowohl für den Sprechenden an sich nötig

gewesen, als für den Hörenden, und sie dienten also, den Zweck der Mitteilung zu erreichen. Danach charakterisieren sie sich als Formlaute ohne eigenen Inhalt; — „sie haben die Beziehung zur Bedeutung“ sagt Schleicher — (Dtsch. Spr. p. 215) und wir meinen nun, daſs diese Laute sich aus einem unentwickelten Zustande der Sprache hinübergezogen haben in die artikulierte Sprache, indem sie dort dieselbe Verrichtung, wie zu Anfang zu erfüllen hatten, nämlich diese, der Mitteilung zu dienen. — Heyse (System der Sprachwissensch. p. 102) sagt: „Die Lautgebärde entsteht in der Sphäre der Subjektivität, ist keine Nachbildung eines äuſserlich Wahrgenommenen und hat bereits das Moment der Mitteilung an sich, welches der Sprache wesentlich ist. Es ist also von ihr zu dem Formworte nur ein kleiner Schritt. Es kommt nur darauf an, daſs die vage Empfindung, der dunkle, instinktmäſsige Drang der begehrenden Seele, aus welchem die Lautgebärde entspringt, zur Vorstellung fortgebildet und als solche fixiert und bestimmter begrenzt werde, womit denn unfehlbar auch die Lautform als Zeichen der Vorstellung schärfer gestaltet und vom bloſsen Laute zum Wort fortgebildet wird.“ — So erkennt auch W. v. Humboldt (l. c. p. 117) diese Deutewurzel als einem „primitiven Zustand der Sprachen“ angehörig. Die artikulierte Sprache konnte sie nicht entbehren, bildete später ja auch ähnliche Formwörter durch Abschwächung aus qualitativen Wurzeln und verwandte die Deutelaute namentlich in ausgedehntem Umfange als wortbildende Suffixe, zu Konjugationsendungen, wahrscheinlich auch als Kasussuffixe cet. Steinthal (Charakteristik der haupts. Typen des Sprachbaues p. 278) sagt über diese Verwendung: „Der sanskritische Sprachgeist — hat die hinweisende Kraft der demonstrativen Wurzeln (in ihrer weiteren Entwickelung) aus der Richtung auf die Objekte abgelenkt und in die Richtung auf Kategorieen, Vorstellungsverhältnisse und grammatische Formen übergeführt; und so hat er sich aus den demonstrativen Elementen formale geschaffen. Durch diesen glücklichen Griff ist es ihm gelungen, die grammatisch-formale Seite der Sprache aufs geeignetste, folgerechteste und reichste zu entwickeln.“ —

Die Zahl dieser Laute oder Wurzeln war wohl nur sehr klein; es waren ihrer nicht mehr, als zur Deutung auf die Raumverhältnisse erforderlich waren, denn diese allein waren anfänglich zu bezeichnen. Andrerseits war ihre Verwendung ungemein groſs, da die qualitativen Wurzeln nur Sinnliches bezeichneten, überall also die Hilfe der Deutelaute zulieſsen. Leo Meyer (Vergleichende

Grammatik der griech. u. lat. Spr. Bd. I. p. 323 sq.) bespricht „die Deutewurzeln oder Pronominalwurzeln“, z. B. ta, dtsch.: da, das, goth.: thata, griech.: *τό*, lat.: is-te oder i, dtsch.: er, es, goth.: is, ita, *ἴ*=er cet. und sagt dann (p. 335) über ihre Zahl: „Die Anzahl der Deutewurzeln oder Pronominalwurzeln, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit aufstellen lassen, ergiebt sich aus der aufgestellten Übersicht also als eine sehr geringe, nicht einmal die Zahl der einfachen Laute erreichende“ cet. — Die Scheidung zwischen den Pronominal- und Verbal- oder Nominalwurzeln, wie sie Bopp aufstellt, wird dadurch nicht alteriert, was Schleicher (Komp. der vergl. Gramm. II. p. 287) geltend macht: „Ein Unterschied in der Form der sogenannten Verbalwurzeln (Begriffswurzeln) von den sogenannten Pronominalwurzeln (Beziehungswurzeln) findet sich nicht; die Wurzeln i, ka, ta, ja z. B. sind ebensowohl Pronominal- als Verbalwurzeln. (i. demonstr. und ire; ka interrog. und acutum esse; ta demonstr. und extendere.)“ — Es schied schon Aristoteles *φωναὶ σημαντικαί*, (d. h. *ὄνομα* und *ῥῆμα*) und *φωναὶ ἄσημοι*, (d. h. *σύνδεσμος* [Partikel] und *ἄρθρον* [Artikel, Pron. dem. u. rel.]) so, daſs er die letzteren nicht als in einem Range mit *ὄνομα* und *ῥῆμα* stehend betrachtete.“ (Lersch, Sprachphilos. der Alten II. p. 14.)

Die Hilfe dieser Deutelaute also, welche den Hörenden zur Ergänzung des Verstehens auf ein bestimmtes Anschauen, auf die Berücksichtigung der äuſseren Umstände hinwiesen, vorausgesetzt, und vorausgesetzt, daſs hierzu noch die Gebärde mit erst allmählich abnehmender Energie ihre Beihilfe gewährte, wird es zum Begreifen des Verständnisses bei der Mitteilung noch auf Berücksichtigung der folgenden Momente ankommen. —

Zuerst ist klar, daſs hierbei von keinem Verständnis die Rede sein kann, welches dem Verstande angehört hätte, denn, was wir im engeren Sinne Verstand nennen, gehört späterer Entwickelung an. Weder der Inhalt der ersten Sprachwurzeln, der sich nur auf sinnliche Wahrnehmungen bezog, forderte verstandesgemäſse Auffassung, noch waren überhaupt die Formen derselben — die Lautbilder — solcher Aneignung zugänglich, welche man jetzt Verstehen nennt. Es konnte sich vielmehr nur um eine Anregung der Phantasie handeln, auf Grund des gehörten symbolischen Lautes eine analoge Vorstellung zu erzeugen. Sicherlich konnte der Hörende die Bedeutung nicht schärfer und genauer erfassen, als der Sprechende, welcher sie durch das Lautbild ausdrückte; sie konnte aber eben nicht deutlicher in der Seele des Sprechenden

vorhanden sein, als so, dafs dieser es zu einem Bilde von ihr brachte, zur Aufstellung eines Ähnlichen. Die Auffassung ist somit dieselbe, welche ein Kunstwerk verlangt; sie giebt sich eine Vorstellung von derjenigen Vorstellung, aus welcher das Geschaffene hervorging. Dies spricht z. B. Steinthal (Charakter. d. h. Typ. p. 281) aus, wenn er sagt: „Der etymologische Sinn erschöpft nie die thatsächliche Bedeutung eines Sprachgebildes, soll und kann es nie. Dies liegt im Wesen der Sprache, d. h. der Vorstellung. Der Repräsentant, der blofse Vorsteller eines anderen, kann nicht dieser andere selber sein; alle Sprach-Elemente aber haben ein blofs repräsentatives Wesen.“ —

Wie demnach das Sprechen als fortgesetzte Arbeit zu bezeichnen ist, so ist es auch, und zwar gerade darum, das Verstehen. Wird doch auch Sprechen und Verstehen von denselben Individuen geübt, so dafs eine Gemeinsamkeit der Arbeit sich um beides bemüht. Immer streben die Menschen, inniger sich zu äufsern, sie streben auch, immer besser zu verstehen. Verständnis kam nur allmählich, und wurde in dem Grade bestimmter, als der Laut an Bestimmtheit zunahm. Man denkt hier leicht an die ungemein grofse Wirkung der Schriftsprache, durch welche der Laut fixiert wird, auf Uniformität, d. h. gleiche Bestimmtheit in dem Verständnis der Volksgenossen, auf gleiche Bestimmtheit des Denkens; sie ist so grofs, dafs sie ein Volk merklich scheidet in Gebildete und Ungebildete, denn ungebildet sind eben die, welche in der Lautgestaltung und ebenso im Auffassen der Bedeutung unsicher und unbestimmt geblieben sind. —

Bei jener Gemeinsamkeit der Arbeit, wie wir es nannten, lehrte dann das praktische Bedürfnis gegenseitiges Anbequemen, denn sobald die Sprache in den Dienst der Mitteilung tritt, mufs sie verstanden werden, da die Interessen sich beteiligen. Wenn also auch ein Mifsverstehen — wie noch jetzt — keineswegs ausgeschlossen war von den näher kommenden Arten des Verstehens, und anfänglich die unbestimmte Art der Bezeichnung eine breite Möglichkeit der Auffassung zuliefs, so gab doch gerade dies den Hauptreiz zum Befestigen, Unterscheiden, zum kräftigen Herausarbeiten der Artikulation. Völliges Verständnis wird, wie wir uns gegenwärtig halten müssen, überhaupt niemals erreicht; es bleibt ein Rest, das Individuum zeigt sich uns schliefslich als unfafsbar. —

Man bedenke ferner, um die Möglichkeit des Verstehens zu begreifen, dafs die Zahl der zu verstehenden Wurzeln nur eine beschränkte war, dafs die Seele nur mit einer geringen Zahl von

Begriffen sich beschäftigte und operierte. Pott (Etymol. Forsch. auf dem Gebiete der Indo-German. Spr. II., 1, p. 73) sagt: „Wie keine Sprache leicht das Maſs von einem halben Hundert buchstablicher Grundelemente überschreitet, so giebt etwa ein Tausend die Mittelzahl ab für die Wurzeln, deren sich auf und ab je die eine oder andere Sprache bedient.“ — Max Müller (Vorles. über die Wissensch. der Sprache I. p. 222) sagt: „Die Sanskritgrammatiker haben den gesamten Sprachschatz des Sanskrit auf 1706 Wurzeln zurückgeführt — Unserer Erklärung der Wurzel zufolge müſste indessen diese Zahl 1706 noch beträchtlich verkleinert werden — und es dürfte sich die Zahl primitiver Wortklänge, die eine bestimmte Bedeutung ausdrücken und für die etymologische Analyse des ganzen Sanskritwörterbuchs notwendig gebraucht werden, noch nicht einmal auf ein drittel jener Zahl belaufen. Das Hebräische ist auf etwa 500 Wurzeln zurückgeführt worden, und ich bezweifle es, daſs man im Sanskrit eine gröſsere Zahl anzunehmen braucht.“ —

Nur die Hauptbegriffe wurden in den Sprachwurzeln ausgesprochen; das Material, welches die Sprachkünstler verwandten, indem sie diese schufen, war kein der Natur des Menschen fremdes, denn die an sich verständlichen Naturlaute hatten es dargeboten und blieben vielfach unmittelbar verständlich. Wäre dies nicht der Fall, so hätte man schwerlich die Ansicht verfochten, die Sprache sei *φύσει*, so hätte man schwerlich ihr eine eindringendere Kraft zugeschrieben, je näher sie ihrem Natursprunge stünde, wie Clemens Alex. berichtet: (Strom. I. p. 127) *αἱ δὲ πρῶται καὶ γενικαὶ διάλεκτοι, βάρβαροι μὲν, φύσει δὲ τὰ ὀνόματα ἔχουσιν, ἐπεὶ καὶ τὰς εὐχὰς ὁμολογοῦσιν οἱ ἄνθρωποι δυνατωτέρας εἶναι τὰς βαρβάρῳ φωνῇ λεγομένας.* So haben denn auch die Ansichten von Herder und Wüllner, welche wir oben besprochen, ihren guten Grund. —

Bedenkt man nun endlich noch, daſs die Verschiedenheit der Lebensverhältnisse, wie sie die Kultur in steigendem Maſse entwickelt, in jenen Urzeiten nicht vorhanden war, daſs die Interessen der Menschen deshalb von geringer Mannigfaltigkeit waren, ja bei den Angehörigen desselben Stammes fast dieselben, so leuchtet die Möglichkeit allmählichen Verstehens, d. h. die Möglichkeit der Mitteilung ein. —

Wir sehen also, wie die natürlichen Bedingungen, unter denen Sprache sich entwickelt, ihr die Verwendbarkeit für die praktischen Bedürfnisse des Lebens sichern; betrachten wir nun-

mehr, wie die künstlerische Freiheit des Menschen in Gestaltung der Sprache sich bethätigt, wie sie ihre Gebilde aus dem Naturlaute der Empfindung zu Symbolen ihrer Vorstellung entwickelt und erhöht. Wir nehmen damit unsere Untersuchung (p. 177 sq.) wieder auf, welche uns im allgemeinen ergab, dafs in den Wurzeln eine charakterisierende Bezeichnung des Sinnes zu suchen sei, dafs die Erhaltung dieser Sprachelemente, ihre Aufnahme in die feste Niedersetzung der Volkssprache auf einer Wahl beruhe, dafs die Schwierigkeit, Bestimmteres über diese Technik der Sprachkunst zu ermitteln, sich uns zu einem Teile durch die Kontinuität erledige, welche in dem Wirken des sprachschaffenden Geistes in allen Perioden der Sprachentwickelung angenommen werden müsse und zu finden sei, so dafs von jeder Gegenwart aus ein Schlufs auf die Vergangenheit gemacht werden dürfe und müsse. —

Zunächst ist festzuhalten, dafs eine gewisse Willkür von jener Freiheit der Sprachkunst — wie sich von selbst versteht — nicht zu trennen ist. Es findet also (Schleicher, Die deutsche Sprache, p. 8) in den Sprachwurzeln und also auch in den Wörtern „eine allgemeine Notwendigkeit, ein Bedingtsein des Lautes durch die Bedeutung oder Beziehung nachweislich nicht statt, so dafs sich selbst in derselben Sprache für eine und dieselbe Bedeutung oft ganz verschiedener lautlicher Ausdruck findet; so bezeichnet im Indogermanischen sowohl ga als i „gehen", sowohl div als ruk „leuchten". „Umgekehrt bedeuten dieselben Laute auch ganz Verschiedenes, — so hat i im Indogermanischen auch demonstrative Bedeutung". Zwar kann hiergegen eingewendet werden, dafs wir nicht mehr ermitteln können, aus welchen Vorgängen oder aus welcher Seite der Vorgänge und Objekte die Vorstellung entnommen wurde, welche durch das Lautbild dargestellt werden sollte, so dafs, „wenn z. B. im Indogermanischen die Lautverbindungen div, ruk, svar, bhrag, allesamt „leuchten" bedeuten, doch mit Bestimmtheit anzunehmen ist, dafs ursprünglich jeder dieser Bedeutungslaute eine von jedem andern verschiedene Funktionen besessen, ein verschiedenartiges Leuchten bezeichnet habe" (Schleicher l. c. p. 127) — aber, (p. 8) „wenn wir auch Bedeutungsmodifikationen für jede dieser Wurzeln annehmen, so können sie doch unmöglich so bedeutend gedacht werden, dafs die gänzliche Verschiedenheit der Laute dadurch erklärt würde."

Es verhilft uns aber überhaupt die Betrachtung der Wurzeln schwerlich zu klarem Verständnis. War doch, worauf wir schon oben hinwiesen, die Vorstellung, welche sich in ihnen abbildete,

keineswegs so scharf umgrenzt, dafs unser heutiges Denken in Worten ihr Wesen und ihre Bedeutung nachzufühlen, also das Verhältnis ihrer Lautform zu ihrer Bedeutung zu beurteilen vermöchte. Darin ist denn wohl auch der Grund für das zu suchen, was Curtius (Grundz. der griechisch. Etymolog. p. 102) über die Schwierigkeit bemerkt, die Grundbedeutung einer Wurzel aufzufinden: „Verführerisch sind in dieser Beziehung auch die indischen Wurzelverzeichnisse. Wenn man bedenkt, wie schwer es ist, den Begriff eines Wortes, zumal eines Verbums kurz anzugeben, so wird man nicht glauben in den von den Grammatikern ihren Wurzeln hinzugefügten Bedeutungen etwas anderes als ungefähre Angaben zu besitzen.“ „Mit Recht hat daher Pott, auch neuerdings (II, 2. Aufl. p. 460,) vor einer zu hastigen Benutzung dieser Verzeichnisse gewarnt, und ebenso Westergaard (Radices linguae Sanscritae p. XI) die wohl zu beherzigenden Worte gesprochen: caeterum puto cavendum esse, ne illa grammaticorum de potestate radicum decreta nimis urgeantur, nam illis nihil vagius, nihil magis dubium et ambiguum esse potest. Diese Verzeichnisse — geben kaum etwas anderes, als wenn jemand die lateinischen Verba in verba declarandi, sentiendi, eundi, splendendi u. s. w. einteilte.“ „Wie wenig (bei den Wurzeln) davon die Rede sein kann, ihre Grundbedeutung sei erforscht, das zeigt schon die Menge ganz verschiedener Bedeutungen, die sich unter einer Wurzel vereinigt finden. So bei W. vî nicht weniger als 6, nämlich 1) ire (trans. ferre) 2) obtinere 3) (foetum) concipere 4) desiderare, amare 5) jacere 6) comedere. So lange diese verschiedenen Bedeutungen nicht auf ein Centrum zurückgeführt sind, kann der Etymolog eine derartige Wurzel, und noch dazu aufserhalb des Sanskrit, gar nicht gebrauchen.“ —

Demnach fehlt uns für jede genauere Feststellung der bei der Schaffung der Sprachwurzeln sich bethätigenden Kunsttechnik ein sicherer Anhalt; wir können nur aus der Analogie auf dieselbe oder eine ähnliche Symbolik auch bei den Wurzeln schliefsen, wie sie sich im ganzen Verlauf der Sprachentwickelung kenntlich macht. Die Wurzel hat eine reale Grundlage am Naturlaut, sie zeigt weiter Formierung, d. h. Artikulierung nach den Eingebungen der Phantasie; — und so wird auch jedes Erklären in dieser Beziehung sich dahin bescheiden, dafs, wenn es Wahrheit zu finden bemüht ist, diese doch ohne Dichtung niemals angegeben, ja gar nicht aufgesucht werden kann.

Damit würden wir dann nicht eben weit über die gegen sich

selbst ironische Untersuchung Platos im Cratylus hinausgekommen sein. Auch bei ihm bildet der Sprachkünstler, der *ὀνοματουργός*, nicht unmittelbar, ein Natürliches nachahmend, das Lautbild, sondern ihn leitet das *εἶδος*, die urbildliche Form, durch welche er freilich zur Bezeichnung der Wesenheit der Dinge selbst (*οὐσία τῶν πραγμάτων*) zu gelangen hofft. Nicht der erste, beste ist ein Sprachkünstler, sagt er, sondern nur derjenige, welcher, auf die von Natur jedem Dinge zukommende Bezeichnung schauend, dann auch im stande ist, diese Idee einzuführen in die Buchstaben und Sylben. (Krat. p. 390: *οὐ πάντα δημιουργὸν ὀνομάτων εἶναι, ἀλλὰ μόνον ἐκεῖνον τὸν ἀποβλέποντα εἰς τὸ τῇ φύσει ὄνομα ὂν ἑκάστῳ, καὶ δυνάμενον αὐτοῦ τὸ εἶδος τιθέναι εἴς τε τὰ γράμματα καὶ τὰς συλλαβάς.*) Plato scherzt nun — selbst erstaunt über alle die Weisheit, von der er nicht weiſs, von woher sie so plötzlich über ihn gekommen ist — (p. 396) wie diese Übereinstimmung des Lautbildes mit den Dingen, die *μίμησις*, an den Wörtern der Sprache nachzuweisen sei, aber auch wir sind uns der Unsicherheit bewuſst, mit welcher wir eine Analogie zwischen den Lautbildern und unseren Vorstellungen (*εἶδος*) von den Dingen geltend machen. Auch Plato weiſs, daſs dies an den ursprünglichen Wortformen gezeigt werden müſste, daſs sonst, wenn an den abgeleiteten herumgeraten würde, nur Possen herauskämen, (p. 426) und nun untersucht er, obwohl er bemerkt, es sei gar übermütig und lächerlich, was er von den Urwörtern mitteilen könne, die Mittel zur Nachbildung, welche die Vokale und die Konsonanten darbieten. Das A also zeichnet Groſses, Gewaltiges, das H die Länge, das O das Runde, I das Dünne; — P sei das Organ der Bewegung, wie z. B. in *ῥεῖν*; durch *φ, ψ, σ, ζ* werde ein Blasen und Zischen bezeichnet, wie in *φυσῶδες, ψυχρόν, σείεσθαι, ζέον*; Hemmung und Stehen werden gemalt durch *δ* und *τ*, wie in *δεσμός, στάσις*; Glätte und Schlüpfriges durch *λ*, wie in *λεῖον, λιπαρός, μαλακός*; *γ* deutet auf Zähes und Klebriges, z. B. in *γλίσχρον, γλυκύ, γλοιῶδες*; N auf das Innere, wie z. B. in *ἔνδον, ἐντός*. — Wenn nun auch, sagt Plato weiter, durch solche Nachahmung das Urwort dem Dinge ähnlich wurde, so wurde es ihm doch nicht gleich (sonst würden ja alle Dinge doppelt da sein, und Wort und Sache wären nicht zu unterscheiden; [p. 433]—); es könnten sich also in ein Wort ungehörige Buchstaben einschleichen, in einen Satz ungehörige Worte, in eine Rede ungehörige Sätze; wenn nur im allgemeinen die Charakteristik festgehalten sei, müsse man zufrieden sein. (*ἕως ἂν ὁ τύπος ἐνῇ τοῦ πράγματος, περὶ οὗ ἂν ὁ λόγος ᾖ* —) Solche aus Ähnlichem

und Nichtähnlichem gemischten Wörter bestünden dann, sagt Plato, freilich nicht *φύσει,* sondern durch Übereinkunft und Gewohnheit, (*ξυνθήκη* — *ἔθος*) [p. 435] womit denn etwa der Begriff der zufälligen „natürlichen Auswahl“ M. Müllers sich vereinigen läſst. —

Wir wissen keine andere Methode der Untersuchung, als die, welche Plato anwandte. Auch die einfachen Elemente des Sprachmaterials sind von Menschen erzeugt, geisterfüllt und deshalb deutungsfähig; sie können, wie Pott, (Etymol. Forsch. II, 1, p. 206) mit Beziehung auf den Cratylus sagt: „in ihrer Eigenschaft als artikulierte Laute unmöglich völlig bedeutungslos sein — wie würden sie sonst in ihren weiteren Zusammenfassungen plötzlich zu bedeutsamen Symbolen? — wenngleich ihre, sehr allgemeine und noch verschwommenere Bedeutsamkeit (etwa wie die Musik gegenüber der Sprache) sich innerhalb des Gefühles hält.“ — „Es versteht sich aber, daſs der in die Wurzel gelegte geistige Inhalt unendlich entwickelter und bestimmter ist, als in Silbe und Buchstabe.“ —

Zwei Einwürfe gegen diese ganze Erörterung drängen sich allerdings sofort auf; den einen erhebt das Faktum der Verschiedenheit der Sprachen, welche doch alle aus diesen Elementen gebildet werden, den zweiten die Überlegung, daſs je nach der Kombination der Laute unter einander auch ihre Wirkung sich ändert, Untersuchung aber über alle diese möglichen Kombinationen notwendig geradezu ins Endlose führen müſste. —

Wir erledigen das Bedenken, welches aus der Sprachverschiedenheit entnommen wird, zunächst an dieser Stelle durch Hinweisung auf ein Citat bei Pott. („Die Ungleichheit menschlicher Rassen hauptsächl. vom sprachwissenschaftl. Standp.“ p. 346) Pott sagt: „Alle Objekte, Gedachtes wie Seiendes, werden bei ihrer sprachlichen Darstellung in die Subjektivität des Menschen gleichwie in einen Färbekessel getaucht, und gehen daraus natürlich jedesmal mit einer besonderen Färbung hervor.“ — Karl Chr. Fr. Krause, Abriſs des Systems der Philosophie 1. Abt. Gött. 1825. S. 65 faſst das in folgende Worte: „Jedoch in der Bedeutsamkeit der Grundlaute, welche bis jetzt von allen Völkern selbst nur einseitig und in eigentümlicher Beschränktheit eines jeden erfaſst worden zu sein scheint, stimmen alle Sprachen der Erde dem Erstwesentlichen dieser Bedeutung nach überein; nur daſs sich diese Übereinstimmung hinter die Verschiedenheit der Bezeichnung derselben Sache bei verschiedenen Völkern verbirgt; welches daher

entspringt, dafs jedes Volk jeden Gegenstand, und insbesondere alle Erscheinungen des Inlebens und Umlebens, nach der ihm eigenen Weise zu denken, zu empfinden, zu wollen und zu handeln auffafst und demgemäfs bezeichnet, wozu die Sonnlage, die Grundbildung und das organische Leben des Landes, nächst den eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen eines jeden Volkes, mächtig und innig mitwirken."

Was aber das zweite Bedenken betrifft, welches sich darauf stützt, dafs ein grofser Unterschied ist, in welcher Art die einfachen Sprachelemente für sich einen symbolischen Sinn auszudrücken scheinen, oder in ihrem Zusammentreten zur Wurzel und zum Wort, dafs ferner es unmöglich ist, jede Art dieses Zusammentretens zu untersuchen — so können wir nur eingestehen, dafs dieses Bedenken begründet ist, und dafs diese Mangelhaftigkeit der Theorie besteht. Den unendlichen Kombinationen der Vorstellung entspricht eine grenzenlose Bestimmbarkeit des Lautmaterials; wie die Sprachkünstler hier wählen, darüber entscheidet ihr Talent; ob sie glücklich gewählt haben, darüber entscheidet ihr Stamm, ihr Volk, welche das Gebildete annehmen oder fallen lassen. — Pott bespricht auch diesen Punkt (Etymologische Forsch. II, 1, p. 261): „Die einfachen Sprachelemente, Konsonanten wie Vokale, haben freilich schon jedes für sich eine gewisse, jedoch, läfst sich kaum leugnen, zwar fühlbare, allein nicht wohl aussprechbare und der Überlieferung an andere fähige Bedeutung; ohnedies in ihrer, real genommen, meist unwirklichen Einzelheit und Aufgelöstheit nur eine konstitutive, sozusagen, die von blofsen Teil-Empfindungen oder Brüchen von Vorstellungen. Erst in ihrer Verbundenheit und besonderen Folge innerhalb der Wurzeln erhalten sie, freilich nur relativer Weise (denn sogar das doch schon abgeschlossenere Wort ist nur gedankliches Bruchstück — in Bezug auf den im Satze vollendeten Gedanken) einen ganzheitlichen Sinn. Bezüglich der Aufeinanderfolge von Buchstaben berücksichtige man, wieviel, z. B. der Wirkung auch nur auf das Ohr nach, eine Umdrehung derselben (z. B. gart-en; tragen u. dgl.) austragen kann. Mit der Verbundenheit der Sprachlaute verhält es sich, wie wenn in der Chemie aus zwei Bestandteilen ein von ihnen wesentlich verschiedenes Drittes (Neutralisiertes) hervorgeht." —

Danach haben wir uns denn gegen den Wert und die Sicherheit unserer Angaben das nötige Mifstrauen vorzubehalten, etwa, wie Pott sich hält (l. c. p. 207): „F. G. Bergmann — bemerkt

in seinem Buche: Poëmes Islandais p. 371 an sich nicht unrichtig: „La signification des lettres dont ils se composent: il faut donc connaître le sens des lettres pour pouvoir s'expliquer comment et pourquoi tel mot exprime telle idée.“ Allein A. Reclams Buch über die Buchstaben nach dem Franz. des Hrn. F. W. Bergmann Leipz. 1840 kann jeden davon überzeugen, wie sehr — bei solchem Streben nach Ermittelung des etymologischen Wertes der Wurzeln, Wörter u. s. w., als aus der „natürlichen“ Bedeutsamkeit der Laute gls. mit Notwendigkeit resultierend (nicht auch zugleich durch Wahl und Übereinkunft festgestellt?) — der Erfolg hinter dem begehrlichen Wunsche zurückbleibt.“

Auch darauf ist ja Rücksicht zu nehmen, dafs die Schrift diejenigen Verschiedenheiten zum Teil mangelhaft, zum Teil gar nicht ausdrückt, welche denselben Lauten, namentlich den Vokalen in der lebendigen Sprache eigen ist. Da haben wir etwa ein e im Französischen, aber wie verschieden klingt es in pénétré, misère, grêle, venir, wie verschieden also ist seine symbolische Wirkung! — Die Lateiner schrieben maximus und maxumus, vulnus und volnus, wie also sprachen sie den Vokal? Im Deutschen hören wir andere Laute, wenn der Vokal gedehnt wird, oder nicht, ob er anlautet, inlautet, auslautet z. B. Adler, herab; geben, essen; Mitte, Miete; Ruf, Zug, Butter; Sohn, Loch cet. — Und so werden wir nun eben auszuführen haben, dafs wirklich auch schon an dem Lautmaterial der Sprache eine gewisse Bedeutsamkeit haftet, welche unser Gefühl erkennt, welche deshalb auch gewifs von den Sprachkünstlern benutzt wurde und benutzt wird, werden aber durch die Angaben und Beispiele nur eben unsere Meinung dahin klar machen, dafs die Möglichkeit einer Verwendung der Laute nach ihrer symbolischen Kraft sich ergiebt.

Zu charakterisieren wären zunächst die Vokale in ihrem Eigenklang im Gegensatz zu der Tonlosigkeit, dem blofsen Mitklang der Konsonanten. An jenen hat man offenbar überwiegend das Stoffliche des Lautes, an diesen dessen Artikulierung, so dafs sie ein Verhältnis darstellen wie Materie und Form. Die Vokale erscheinen daher als das der Bestimmung Bedürftige, flüssig und wandelbar, die Konsonanten als das Bestimmende, Feste, Charakterisierende. Die Vokale deuten mehr auf die Naturseite der Sprache, die Konsonanten mehr auf die Selbstthätigkeit des Menschen; jene, leicht ansprechend, lassen die unmittelbare Empfindung ausströmen, diese übernehmen die Arbeit der Besonnenheit, des Verstandes; darum

unterliegen in der weiteren Sprachentwickelung die Vokale der Wurzeln vollständigen Veränderungen, aber unbedingte Änderung der Konsonanten wäre Zerstörung der Wurzel. Man hat diesen Unterschied durch mancherlei Bilder klar zu machen gesucht. Friedr. Schlegel (Alte u. neue Litt. I, 126) sagt: „Die reinen und eigentlichen Konsonanten bilden den Charakter der Sprache und sind der Körper; die Vokale enthalten den musikalischen Bestandteil und entsprechen dem Prinzip der Seele.“ Bernhardi (Sprachlehre, II, p. 256) sagt, daſs „die Summe der Buchstaben in Elemente für die Empfindung oder für das Innere, und in Elemente für das Äuſsere oder die Substanz zerfalle“, die Vokale „repräsentierten so die attributiven Redeteile, die Konsonanten die substantiven“. — P. 307 drückt er dies so aus, daſs „der Vokal in der Sprache das poetische und musikalische, der Consonans das verständige und prosaische Element darstelle.“ Vernaleken (Deutsche Verskunst cet. p. 1) nennt die „Vokale gleichsam Blut und Atem, Konsonanten die Knochen und Muskeln“ des Wortleibes u. d. m. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 74) nennt die „Vokale — Äuſserung der empfindenden Seele, die konsonantische Artikulation — Äuſserung des freien, denkenden Geistes.“ p. 113: „Wie das schwankende und schweifende Wesen der Empfindung begrenzt und zum Stehen gebracht wird durch den Verstand: so werden dem flüssigen Elemente des Vokals feste Schranken gesetzt durch den Konsonanten.“ „In eben dem Maſse als der Mensch von dunklen Gefühlen zu klaren Vorstellungen und deutlichen Begriffen fortschreitet, geht er äuſserlich von bloſs vokalischen Empfindungslauten zur konsonantischen Artikulation über. Wer klar und scharf denkt, wird in der Regel auch deutlich und bestimmt artikulierend sprechen.“ Heyse betont endlich auch (p. 115) „die ideellere Natur der konsonantischen Laute. Die Vokale haben ihrer Natur nach einen dauernden Laut; der Laut der Konsonanten hingegen, — kann nicht dauern, sondern ist augenblicklich verschwindend, hat also ein Minimum des Sinnlichen in sich. — Dazu kommt ferner die Tonlosigkeit der Konsonanten. In den Ton-Unterschieden der Vokale offenbart sich die schwankende Natur der passiven Empfindung. Der Konsonant hingegen ist als stimmloser Laut zugleich tonlos, und entspricht dadurch der leidenschaftlosen, in gleichmäſsiger Spannung aufmerkenden Thätigkeit des vorstellenden Bewuſstseins.“

Der so bezeichnete Gegensatz wird anschaulich, wenn man den Charakter und die Idiome südlicher Völker mit denen der

nördlichen vergleicht, wie sie denn auch in der Poesie durch Anwendung der Assonanz, welche Stimmung giebt, und durch die der Allitteration, welche scharf hervorhebt, zeigen, wohin ihre Neigung und ihr Schönheitssinn sich richtet. Es sind solche euphonische Wirkungen, welche durch Zusammenstimmen von Konsonanten entstehen, von jener gröfseren Bestimmtheit, welche der Instrumentalmusik eigen ist, der Schönheit reicher Vokalisation entspricht das Wesen der Vokalmusik. Man kann wohl den Satz aufstellen, dafs in Bezug auf den Unterschied des Sprachcharakters überwiegender Konsonantismus ein Vorherrschen des verständigen Geistes bezeugt, überwiegender Vokalismus die Übermacht sinnlicher Empfindung. Es hat z. B. die italienische Sprache auf 10 Vokale 11—12 Konsonanten, und unter diesen sind die liquiden — Halbvokale — am häufigsten; dagegen verhalten sich im Deutschen die Konsonanten zu den Vokalen, wie 9 : 5, und es erscheint also hier das Prinzip der geistigen Bedeutsamkeit festgehalten auf Kosten des Wohllauts. —

Von den Vokalen erscheinen a, i, u als die ursprünglichen. Grimm (Gesch. d. dtsch. Spr. I, p. 274) sagt: „Aus drei Vokalen stammen alle übrigen. Es ist ein gewaltiger Satz, den uns Sanskrit und gotische Sprache zur Schau tragen, dafs es ursprünglich nur drei kurze Vokale giebt: a, i, u. Auf dem Verhältnis dieser drei Laute beruht nicht nur ihre eigene Erhaltung oder Abänderung sowie die Zeugung der Längen und Diphthongen, sondern auch Bildsamkeit, Flexion und Wohllaut aller Wörter. Wiederum ist von den drei Vokalen a der edelste, gleichsam die Mutter aller Laute, aus dem zunächst i und u hervorgegangen sind, so dafs diese Dreiheit, gleich jeder andern, auf anfängliche Einheit zurückweist.“ Da wir überhaupt nur aus den vollendeten Sprachen heraus über die Vokale urteilen können, so gilt uns diese historisch begründete Annahme, nach welcher e und o als Trübungen von i und u zu fassen sind. Im übrigen können wir uns nicht vorstellen, dafs von ursprünglicher Reinheit des Lautes zu einer eigentlichen Trübung fortgegangen sei. Dafs die Vokale allmählich sich mannigfaltiger ausgeprägt haben, ist nicht zu bestreiten, aber Unbestimmtheit und Trübheit der Vokalisation wird eher dem Anfang, die Klärung, d. h. die Bestimmtheit dem Fortschreiten zuzuschreiben sein. Wir müssen Wüllner auch für die Wurzelformation beipflichten, wenn er sagt (Über die Verwandtschaft des Indogerman., Semitisch. und Tibetan. nebst einer Einleitung über den Ursprung der Spr. Münster 1838 p. 7): „Wir müssen den Satz

aufstellen, dafs der Vokal in dem Empfindungslaute sowohl an sich selbst, als auch hinsichtlich der Länge und Dauer, unbestimmt und schwankend sei.“ — Im Hebräischen ist die Wurzel entschieden ohne Fixierung der Vokale gewesen. Nimmt also Grimm (Über d. Ursp. d. Spr. p. 37) drei Perioden für die Entwickelung der Sprache an 1. des Wachsens und sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter 2. des Emporblühens einer vollendeten Flexion 3. des Triebes zum Gedanken — so würden wir die Feststellung der Vokale frühestens als am Ende der ersten Periode erfolgend uns vorstellen. (Gesenius, Lehrgebäude, p. 26.) (Gegen Grimm, Gramm. I, p. 33 bringt vieles vor: Wocher, „Phonologie“ § 14, § 80 und „Entwickel. der dtschen Spr. vom 4. Jahrh. her“ cet. p. 14 bis 29.) — Immerhin haben wir a, i, u als die reineren Vokale voranzustellen, zwischen a und i liegt dann e, zwischen a und u liegt o. Die zur Klarheit herausgearbeiteten Vokale breiteten sich später wieder zu gefälliger Mannigfaltigkeit aus, Übergänge und Verbindungen brachten Weichheit, und die grellen Lichter wichen einem reizenden und milden Helldunkel. Auch hier liegt eine Vergleichung mit der Bildhauerkunst nahe. Zuerst reine Symbolik, chaotische Bildersteine, greuliche, fratzenhafte Idole, selbst bei den Griechen „eine ganz unbestimmte Zeichnung, charakterlose Köpfe“ cet. Schwanken zwischen „säulenartiger Steifheit“ und „übertriebener, heftiger Bewegung“ in der „hieratischen Periode“; (Springer, Kunstgesch. p. 75) dann erst Streben zum strengen Stil des Pheidias, dem Stil der Formenwahrheit und Formenreinheit, darauf feinsinniger Reiz des Skopas, Praxiteles, gröfsere Leichtigkeit und Beweglichkeit des Lysippos. — So geht a in ä über, aus clarus wird clair; i in e, aus viridis wird verd; aus u wird o, so bei den Italienern croce statt crucem; oder aus u wird ü, wie la lune aus luna, oder ö, wie z. B. engl. sun aus Sunne. Aus dem Diphthong ai wird im Lateinischen ae (Gen.), aus au wird o z. B. aurum, or; pauper, pauvre. Sprachen, wie die englische, in Nebelluft sich fortbildend, zeigen in der Art dieser Vermannigfaltigung durch die Unreinheit und Trübheit, zu welcher ihre Laute kommen, den Mangel ästhetischen Sinnes, musikalischen Gehörs. Für das Vorschreiten der Vokalmischungen, Vokalschattierungen mag als Beispiel angeführt werden, dafs Schleicher (Dtsche Sprache p. 50) in der deutschen Grundsprache nur 9 Vokallaute zählt, im Mittelhochdeutschen dagegen 22. — Es bildet sich so eine aufsteigende Vokaltonleiter: u, o, a, ö, ä, ü, e, i, wie sie Heyse (Sprachw. p. 266) aufstellt, deren Mischvokale „etwas Mildes, Weiches, Süfses

haben (daher Quintilian XII, 10, 27 das griechische *υ* jucundissimum findet)."

Gerade bei den Vokalen ist am wenigsten zu sagen, daſs die Bedeutung sich von ihren Änderungen abhängig zeigt; wohl aber zeigen sie gleichsam eine Stimmung in der Auffassung, eine Erregung des musikalischen Sinnes, welche Harmonie unter den einzelnen Gliedern des Lautkörpers herzustellen sucht. Demnach kommt bei Würdigung der Vokalisation nicht die einzelne Silbe für sich in Betracht; das Wort mit seinen Flexionen — im Kontext der Rede auch der weitere Zusammenhang — ist zu berücksichtigen. — Seltener halten sich Vokale unmittelbar neben einander, ohne ändernd zu wirken, d. h. den Hiatus zulassend, wie im Dtsch.: be-erben, im Griech.: *δηϊόω;* gewöhnlich schwindet der eine durch Zusammenziehung oder erleidet sonst Veränderung. Was in der deutschen Grammatik Umlaut und Brechung genannt wird, beruht auf der Einwirkung der Vokale a (Brechung), i (Umlaut) auf die Vokale der vorhergehenden Silbe, welche ihnen dadurch ähnlicher werden, wie z. B. aus Graf: Gräf*i*n, aus gut: güt*i*g wird wegen des zutretenden i; h*i*lfu, mittelhochdeutsch hilfe, hat im Plur. h*ë*lfam, mittelhochdeutsch hëlfen.

Dennoch wird sich nicht jeder Zusammenhang zwischen Vokaländerung und Änderung der Bedeutung abweisen lassen. So spricht z. B. Madvig (kl. philolog. Schriften p. 22) von einer Lautcharakteristik bei der Bezeichnung des weiblichen Geschlechts, welches durch den weicheren, mehr offenen, langsameren Abschluſs des Ausgesprochenen ausgedrückt wird, wie is, ea u. s. w. Heyse (Sprachwissensch. p. 361) bemerkt: „Das Femininum liebt vokalischen Auslaut und lange Vokale in den Endungen." Adj. im Skr. as, *a*, am; gr. *ος, α(η), ον;* lat. us, *a*, um; got. gôds, gôd*a*, gôdata; ahd. guoter, guot*u*, guotaz; nhd. guter, gut*e*, gutes. Wenn unsere deutschen, stark klingenden Endungen nach und nach in tonloses *e* sich abschwächen, so drückt das Sprachgefühl eben dies hierdurch aus, daſs die betreffende Silbe dem Sprachverstande gleichgiltiger geworden ist, ja so überflüssig, daſs sie ganz schwinden kann, wie aus stern*o*, stern*e*, Stern wurde, aus oft*o*, oft*e*, oft. — J. Grimm (Dtsch. Gramm. I, p. 4 sq.) legt dem Vokalismus in der deutschen Sprache „besonders tiefe Bedeutung" bei, und erklärt ihn für „fester und feiner" bestimmt, als z. B. in der griechischen und lateinischen. — Man müsse jedoch genau die Bedeutung und Geschichte der Vokale in der Wurzel von denen in der Endung eines Wortes unterscheiden: „Die Vokale in letzteren

haben ein kürzeres, geringeres Leben, sind auch häufigeren Veränderungen ausgesetzt und können weniger im allgemeinen, als im einzelnen betrachtet werden.“ — Grimm deutet nun auch den Ablaut begrifflich (cf. Gramm. II, 80, 82); er sagt (Geschichte der deutschen Sprache Bd. I, p. 293): „In den übrigen Sprachen, zumal den älteren ist der Vokalismus manchem Wechsel und mancher Schwächung ausgesetzt; aber die Wirkung bleibt eine blofs phonetische, die Flexion begleitende. Die deutsche Sprache hingegen strebt diesen Vokalumtausch dynamisch zu verwenden. Unser Ablaut, an sich dem sanskritischen Guna höchst ähnlich, wird dadurch ganz etwas anderes, dafs sich aus ihm ein wunderbares, die Flexion aller starken Verbalwurzeln beherrschendes, und von da aus in alle Teile der Sprache strömendes Gesetz entfaltete. Brechung und Umlaut, die anfangs auch nur phonetische Bedeutung hatten, sind uns ebenfalls unerläfsliche Hebel der Flexion geworden“ cet. — Wogegen Bopp sich erklärt. Er sagt (Vergleichende Gramm. Bd. I, p. 197): „Im indo-europäischen Sprachstamm erscheint die Wurzel als ein fast unveränderlicher Kern, der sich mit fremden Silben umgiebt, deren Ursprung wir erforschen müssen, und deren Bestimmung es ist, die grammatischen Nebengriffe auszudrücken, welche die Wurzel an sich selber nicht ausdrücken kann. Der Vokal gehört hier mit dem oder den Konsonanten, und zuweilen ohne irgend einen Konsonanten, der Grundbedeutung an; er kann höchstens verlängert oder durch Guna oder Vriddhi gesteigert werden; und diese Verlängerung oder Steigerung, und später (im Germanischen) die Erhaltung eines ursprünglichen a, gegenüber seiner Schwächung zu i oder u, gehört nicht zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse, die klarer angedeutet sein wollen, sondern, wie ich glaube beweisen zu können, nur der Mechanik, der Symmetrie des Formenbaues an.“ — Bopp erkennt also jenem Vokalwandel ästhetischen Charakter zu, obwohl einen nur äufserlichen, die Musik des Lautes betreffenden; Pott dagegen (Etymol. Forsch. T. II, p. 667) spricht von den Anschwellungen des Präsens zu symbolischer Hervorhebung längerer Dauer, ferner (p. 675) von einem begrifflichen Werte des Vriddhi, dem dynamischen Werte der Verlängerung in den Spezial-Temporibus (p. 685 sq.), obwohl er „Lust an Formfülle und euphonischen Einflufs der Endungen“ (cf. Bopp, vergl. Gr. II, p. 278 und § 480) nicht leugnen will, (p. 674) und sie „nur dem Prinzip der Bedeutsamkeit unter- oder beigeordnet betrachtet“. — Wenn Pott (p. 678, wo er auch des Ablauts gedenkt,) dem

Vriddhi „mindestens farbengebende Bedeutsamkeit“ zuschreibt, so zeigt dies, dafs er auch für die „Mechanik, die Symmetrie des Formenbaus“ korrespondierende Seelenbewegungen annimmt. Und freilich wäre erst so ein vollständig ästhetischer Vorgang vorhanden. — (cf. hierüber Heyse. [Syst. d. Sprachw. p. 316.])

Über die verschiedene Klangschönheit (vocalitas, *εὐφωνία* bei Quint. I, 5, 4) der Vokale finden wir Urteile bei Dionys. Hal. (de compos. vb. XIV). — Er bezeichnet die langen Vokale als die vorzüglicheren: *κράτιστα μέν ἐστι καὶ φωνὴν ἡδίστην ἀποτελεῖ τό τε μακρά* — die kurzen seien geringerer Art. (*χείρω δὲ τὰ βραχέα — ὅτι μικρόφωνά τέ ἐστι καὶ σπαδονίζει τὸν ἦχον.*) Das A bezeichnet er als den wohlklingendsten Vokal (*εὐφωνότατον τὸ α* —) *δεύτερον δὲ τὸ η, τρίτον δὲ τὸ ω, ἔστι δὲ ἧττον τούτου τὸ υ,* in welchem der Ton dünner wird, *ἔσχατον δὲ πάντων τὸ ι,* von den kurzen Vokalen sei o der relativ schönste (— *τῶν βραχέων οὐδέτερον μέν εὔηχον, ἧττον δὲ δυσηχὲς τὸ ο.*). (Quintilian vergleicht [XII, 10, 27 sq.] die lateinischen Klänge als sonis duriores mit den griechischen.)

Eine Charakterisierung der Vokale auch nach ihrer Bedeutung „als Ausdruck der Empfindung“ giebt Heyse, Syst. d. Sprachw. p. 78 sq.

A ist jedenfalls der Vokal, welcher am meisten ein stetiges, ruhiges Einwirken auf die Seele malt; subjektiv erregt nach der positiven Seite (z. B. der Lust) erklingt i, nach der negativen (z. B. der Unlust) u, e vermittelt zwischen a und i, verliert an Würde, ohne eben zur Lebhaftigkeit gesteigert zu sein, o steht zwischen a und u und vertritt tieferen Ernst. Hiernach läfst sich weiter der Charakter der Umlaute und Diphthongen bestimmen, wie es Heyse (l. c. p. 80) andeutet. Näher mag etwa anzugeben sein, dafs a ein die Beachtung auf sich Ziehendes bezeichnet, Befriedigung ausspricht, Gewifsheit, Zuversicht, Bewunderung, Staunen; i ein Schnelles, Blitzendes, Glänzendes, Durchdringendes, Spitzes, Freude, Lustigkeit, Entzücken, Ärger, Grimm; u ein Dumpfes, Dunkeles, Stumpfes, Furcht, Trauer, Schwermut, Angst, Grauen, Abwehr, Entsetzen; e das mehr Gewöhnliche, Gleichgiltigkeit, Unterhaltung, Zweifel, Erwartung, Lächerliches; o das Erhabene, Grofse, Ermüdung, Betrübnis u. d. m. — (cf. Bernhardi, Sprachlehre, II, p. 262 sq. Götzinger, die deutsche Sprache. T. I, p. 240 u. a.) — Die Trübungen im Ton, etwa den halben Tönen in der Musik zu vergleichen: ä, ö, ü bezeichnet Heyse (p. 266) als mild, weich, süfs. — i und u sind als Extreme am starrsten in Ton und

Bedeutung, sie zeigen in ihren Übergängen zu j und w die Neigung zu consonantischer Bestimmtheit. —

Vernaleken (Die deutsche Verskunst; p. 17) vergleicht den Klangcharakter der Vokale mit Farben. Er nennt a weiſs, i rot, u schwarz, e gelb, o blau. „Orange und violett scheinen prächtige Doppellaute (ei, iu); ái wäre rosa, áu himmelblau.“ —

Gestehe man nun dem ästhetischen Gefühl in Bezug auf Wahl der Vokale bei der Wortbildung nur ein Geringes an Einwirkung zu, nehme man ferner an, daſs wegen der Beeinflussung benachbarter Laute die Vokale nur sehr bedingt für den mit ihnen verbundenen Sinn verantwortlich sein können, so ist doch andererseits nicht abzuweisen, daſs nicht allein jedem Vokal für sich die Erregung einer besonderen Stimmung zufällt, sondern daſs diese auch hervortritt, wenn der Vokal im Worte erscheint. Der Vokal wirkt also entschieden symbolisch, aber nicht umgekehrt wird die Symbolik des Worts immer an den Vokal gebunden erscheinen, wie z. B. in L*u*ft, H*i*mmel, H*e*rr u. d. m. — Es wird deshalb die Sprachkunst namentlich dann die eigentümliche Kraft und Bedeutung der Vokale zu stimmungsvoller Wirkung benutzen, wenn sie bewuſst, oder sagen wir mit gebildeter Empfindung die an sich in der Sprache zufällig erscheinenden Kongruenzen von Vokallaut und Bedeutung benutzt. Und, wenn wir von zufälligen Kongruenzen sprechen, meinen wir doch nur unser Unvermögen, feineren Regungen des Sprachschaffens nachzuspüren. Wer wollte z. B. für unbegründet erklären, wenn Grimm (Dtsch. Gramm. III. p. 665) den Vokal i als charakteristisch für die Verkleinerungswörter erklärt: „Vor der Konsonanz geht i her und die Natur dieses unter allen heitersten, leichtesten Vokals ist auch für den Begriff der Diminution am geschicktesten. Ja es scheint, daſs zuweilen das bloſse i, unbegleitet von Konsonanten, hinreicht, um die Verkleinerung zu bewirken.“ — Zufällig, aber doch nicht minder fühlbar erscheint z. B. die Vokalzusammenstellung in Abgrund, unklar, uralt, taghell, furchtbar, blutrot, hellrot, und die Zahl der durch den Vokal malenden Wörter ist sehr groſs. Wir führen einige an: Hall, Schall, klar, wahr, ganz, Tag, lachen, krachen, Pracht, Macht, Kraft, Strahl, Aar, Gnade, Vater, blank, stark, markig, Rat und That, Allmacht, Allvater, so lat.: clango, clamo, clarus; spitz, Stich, Licht, Blitz, Witz, fliehn, Gesicht, Fisch, List, wiehern, winzig, Kind, nichts, Wind, klingen, lispeln, spritzen, wimmern, girren, schwirren, spielen; Uhu, Unke, Unruhe, murren, brummen, summen, schnurren, husten, Kluft, Urgrund, Sumpf, Lug

und Trug, Schlummer, Fluch, Klumpen, Grube, vermummt, unten, plump, dunkel, dumpf, stumpf, Blut; hell, eben, nett, gelb, reden, gellen, schlecht, Menge, betteln, treten, keck, Leder, verstehn, stehn, sehen, schmecken, essen, gehn, weben; rollen, tosen, Donner, tot, rot, Not, empor, voll, oben, toben, hohl, hoch, grofs, stolz, Glocke; krähen, krächzen, gähnen, träge, zähe, plätschern; trübe, wüst, müde, übel, düster, wühlen, fühlen; öde, trösten, Hölle, Höhle, Gröfse, dröhnen, stöhnen, röcheln, böse; Glaube, Auge, Taube, blau, laut; pfeifen, schreien, neigen, leiden, schneiden, beifsen; teuer, Treue, ungeheuer u. d. m. —

Was die Verwendung betrifft, welche die Kunst der Sprache von dieser Färbung macht, welche die Vokale dem Sinn zu erteilen vermögen, so findet sie sich natürlich in der geschmückten Rede der Dichter am meisten. Wir führen einige Beispiele an. Goethe (Faust) hat: „Wir waschen, und blank sind wir ganz und gar.“ (Erlenkönig) „Du liebes Kind, komm, geh' mit mir. Gar schöne Spiele spiel' ich mit Dir.“ Uhland: (Sängers Fluch) „Weh' Dir, verruchter Mörder, Du Fluch des Sängertums.“ Schiller: „Hoch im Bogen spritzen Quellen Wasserwogen.“ (Glocke). Fr. Schlegel: (Alarcos) „Wie meine Burg dort glänzend glorreich oben thront, der Väter Denkmal, sonst Alarcos hoher Stolz!“ Schiller: (W. Tell) „Und so, in engerm stets und engerm Kreis, Beweg ich mich dem engesten und letzten, Wo alles Leben still steht, langsam zu.“ — (Bürgschaft): „Und sieh, aus dem Felsen geschwätzig schnell Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell.“ — Ähnlich im Lateinischen, z. B. Hor. Od. I, 2:

„Jam satis terris nivis atque dirae
Grandinis misit pater“ — Virg.: Aen. I, 90:
„Intonuere poli et crebris micat ignibus aether.“ — Aen. I, 84:
„Incubuere mari, totumque a sedibus imis
Una Eurusque Notusque ruunt creberque procellis
Africus, et vastos volvunt ad litora fluctus.“ oder Aen. IV, 667:
„Lamentis, gemituque, et femineo ulutatu — Tecta fremunt.“

Namentlich läfst sich die Wirkung der Vokale fühlen, wenn sie in Kontrast zu einander stehn, wie bei Uhland: (Sängers Fluch):

„Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein;
Die Königin, süfs und milde, als blickte Vollmond drein.“

(Grab am Busento):

„Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder“ cet.

(Graf Eberhard):

„Man lispelt leichte Liedchen; man spitzt manch Sinngedicht,
Man höhnt die holden Frauen, des alten Liedes Licht.“ cet.

Zu einer mit den Vokalen verwandten Wirkung bringen es die Diphthongen und die Vokalumlaute z. B. bei Schiller: (Taucher) „Und hohler und hohler hört man's heulen.“ (Glocke) „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen.“ Bei Bürger: (Lied vom braven Mann):

„Es dröhnt und dröhnte dumpf heran
Laut heulten Sturm und Wog um's Haus.“

(Leonore):

„Hoch bäumte sich, wild schnob der Rapp,
Und sprühte Feuerfunken.
Und hui! war's unter ihr hinab
Verschwunden und versunken
Geheul, Geheul aus hoher Luft;
Gewinsel kam aus tiefer Gruft.“

Es regt übrigens ein reicher Vokalwechsel an sich selbst schon die Empfindung an und belebt sie. —

Was die Konsonanten betrifft, so erklärt Dionysius Hal. (de comp. vb. XIV) von den Semivokalen das schmeichelnde λ für den angenehmsten, (*ἡδύνει μὲν γὰϱ αὐτὴν [τὴν ἀκοὴν] τὸ λ, καὶ ἔστι τῶν ἡμιφώνων γλυκύτατον*) das zornerregende ϱ für den kräftigsten, (*τϱαχύνει δὲ τὸ ϱ, καὶ ἔστι τῶν ὁμογενῶν γενναιότατον*) das r hieſs auch bei den Römern littera canina nach Lucilius bei Charisius p. 100 P. (cf. Persius 1, 109: sonat heic de nare canina littera; wird auch wohl von Englischen Grammatikern the dog-letter genannt), μ und ν, Nasaltöne, seien mittlerer Art, den Tönen des Hornes vergleichbar, (*κεϱατοειδεῖς ἀποτελοῦντα τοὺς ἤχους*) unangenehm aber σ, namentlich, wenn es öfter wiederkehre, ein Zischen mehr geeignet für Bestien, als für Menschen. (*ἄχαϱι δὲ καὶ ἀηδὲς τὸ σ, καὶ, εἰ πλεονάσειε, σφόδϱα λυπεῖ. θηϱιώδους γὰϱ καὶ ἀλόγου μᾶλλον, ἢ λογικῆς, ἐφάπτεσθαι δοκεῖ φωνῆς ὁ συϱιγμός.*) Dagegen sei ζ sehr angenehm; unter den Mutis seien die aspirierten φ, χ, θ die vorzüglichsten, dann folgten die mediae: β, γ, δ, die geringsten seien die tenues: π, κ, τ. (*Κϱάτιστα μὲν οὖν ἐστιν, ὅσα τῷ πνεύματι πολλῷ λέγεται, δεύτεϱα δὲ, ὅσα μέσῳ, κακίω δὲ, ὅσα ψιλῷ.*) cet.

Die Untersuchung, für welche Vorstellungen die verschiedenen Konsonanten als die entsprechenden Lautbilder erscheinen, kann nur Heyse's Worte (Sprachwiss. p. 126) wiederholen; „Zu einer

solchen Symbolik der Sprachlaute ist bis jetzt wenig Haltbares geleistet.“ —

Die Benennungen der Sprachorgane erfolgen vielfach durch eben diese Organe, wie in *K*ehle, *g*ula, *G*aumen, *g*uttur, *G*urgel, *c*ollum, *h*als, got.: *t*uggô, lat.: *d*ingua, *l*ingua, *Z*ahn, got.: *t*unthus, sanskr.: *d*anta, *d*ens, *δάκνειν*; *M*und, *M*aul, *n*asus, *n*iesen, Li*pp*en, la*b*ia. (Heyse l. c.)

Betrachtet man die Konsonanten nach diesen Organen, so stellen sich die Lippenlaute den Vokalen am nächsten und zeigen sich deshalb weniger entschieden zur Ausprägung der Bedeutung; sie fordern nur geringe Anstrengung des Organismus und erscheinen daher als Symbole für das Schwächere. Bedeutungsloses Lippenspiel, wie Heyse sagt, wird durch Wörter angedeutet, wie babbeln, plappern, blubbern. *M* ist dunkel, denn es erzeugt sich bei Lippenschlufs; es deutet auf gehemmte Kraft, wie in hemmen, dämmen, stemmen, klemmen, müde, matt, Mühe, Mangel; es pafst so zu dunkeln Vokalen: mummen, munkeln, murren, mucksen, murmeln, murmur, mutire, mussare, *μύς, μυχός, μυστής, μυστήριον*. „Verbindet sich m mit r, bemerkt Götzinger (Dtsche. Sprache T. I, p. 251), so treten zwei entgegengesetzte Kräfte zusammen, ein weiterstrebendes und ein zurückhaltendes Element, und es entstehen Silben und Wörter von grofser Energie und bedeutendem Charakter, z. B. Stu*rm*, Thu*rm*, Wu*rm*, A*rm*,“ p, b, ph, f, w zeigen *B*lasen an, ein Vonsich*w*erfen, auch ein *P*ressen, *B*inden. Das weiche *w* malt sehr deutlich: *w*ehen, *w*eben, *w*ogen, *W*ind, *W*elle, *W*asser, *w*allen, *v*olare, *v*ehere cet. Man erinnert sich des Verses bei Bürger:

„*W*onne *w*eht von Thal und Hügel,
*W*eht von Flur und *W*iesenplan,
*W*eht vom glatten *W*asserspiegel;
*W*onne *w*eht mit *w*eichem Flügel
Des Piloten *W*ange an.“ —

Munter und *f*risch, *f*romm, *f*röhlich, *f*rei erklingt *F*; so in *f*egen, *f*liehen, *f*assen, *f*angen, *f*liefsen, *f*liegen, *F*ahne, *f*lattern, *f*lare, u. a. hart und fest setzt Aspirata gegen Media ab bei Karl Lappe:

„*F*riede Dir, *f*reudiger
*F*rost der Nacht!
*B*linkende, *b*lanke
*B*lume des Schnees!“

Wie derb bei Goethe (Faust) das F!
„Wenn einer mir in's Auge sieht,
Werd ich ihm mit der *F*aust gleich in die *F*resse *f*ahren,
Und eine Memme, wenn sie *f*lieht,
*F*afs ich bei ihren letzten Haaren." —

Das *B*lasen des *b* und *p* tönt im *b*ah! *p*ah! *P*usten, *B*ombe; charakteristisch klingt auch: *βάλλω, βομβέω, πτύειν, ψύχειν,* pluo, *πλεῖν, πλημμυρίς, πλύνω,* *b*inden, *b*allen, *P*acken, *p*lump cet., namentlich *pf* z. B. tro*pf*en, hü*pf*en, *Pf*effer, *pf*ui, ta*pf*er cet. —

Die Zungen- oder Zahnlaute eröffnen ihren Laut am entschiedensten und freiesten nach aufsen. Heyse (l. c. p. 117) nennt die Zunge „gleichsam den Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen." — Der Organismus bedarf zur Erzeugung der Zungen- und Zahnlaute die gröfste Aktivität und äufsere Lebendigkeit; daher wohnt diesen eine besondere Kraft des Deutens und Zeigens bei, so dafs sie als dem Sinn des Auges am meisten entsprechend zu betrachten sind.

d, *t*, *th* deuten zunächst, wie in *d*u, *d*er, *d*ieser, *d*ort, *t*u, *t*hou, *d*euten, *z*eigen, *δείκω,* *d*igitus, in*d*ico. Bei Klopstock lesen wir:

„*D*u wirst die *Z*weifel alle mir enthüllen,
O *D*u, *d*er mich *d*urch *d*as *d*unkle Thal
*D*es *T*odes führen wird."

Sie zeigen ferner ein Hemmen, Zusammendrängen, Dichtes, Trockenes und Analoges; so in *τείνειν,* *t*endere, *δεσμός, θεῖν,* *t*enere, *d*omare, *δαμᾶν,* *D*amm, *t*rahere, *t*reten, *t*rocken, *d*ürr, *d*ehnen u. d. m. Schneidend wirkt *z* z. B. in: *Z*orn, *z*anken, *z*ittern, *z*ähmen, het*z*en, strot*z*en, *z*appeln, *z*ischen cet.

N scheint zu deh*n*en, weist auf *N*ähe, die auch bee*n*gt, auf Bede*n*ken, ein Hi*n*we*n*den zu einem I*nnen*. Wie z. B. in seh*n*en, gäh*n*en, wäh*n*en, ah*n*en, i*nn*en, si*nn*en, mei*n*en, *n*ergeln, *nun*, *N*ot, *ἐγγύς,* E*n*ge, a*n*gustus, A*n*gst, ba*n*ge, a*n*go, *ἄγχω,* *n*ein, *n*icht, *non*, *n*e, *n*egare, *N*eid. —

L und *R* bezeichnen Bewegung, und zwar l eine sanftere, ein G*l*eiten, F*l*iessen, dann ein G*l*attes, *L*eichtes, r ein *R*ollen, *R*ieseln, heftiges Erschüttern, *R*eiben. Die Laute erscheinen so z. B. in *l*eise, *l*inde, *l*ose, *l*ocker, *l*assen, fa*ll*en, que*ll*en, schne*ll*en, g*l*eiten, *l*a*ll*en, *l*ispeln, *l*ieb*l*ich, g*l*änzen, *l*u*ll*en, *l*ieben, *l*aben, *l*eben, *L*ust, *L*icht, tände*l*n, läche*l*n, säuse*l*n, *l*imus, *λεῖος,* *l*ēvis, *l*ĕvis, *l*ux, *l*abes, *γλυκύς, γλίσχρος;* dann in *R*innen, *r*ota, *r*ädern, *ῥέω, ῥῆμα, τρόμος,*

τραχύς, *r*auh, *κρούειν,* *θραύειν,* *ῥυμβεῖν,* *r*asch, kli*rr*en, *r*eifsen, *r*utschen, Hu*rr*ah! g*r*ollen, *r*oh, *r*asen, *R*iese, *R*äuber cet. Beide Laute wirken in ihrer Art, z. B. bei Goethe: (Faust)

„*R*ege dich, du Schi*l*fgef*l*üste*r*!
Hauche *l*eise, *R*oh*r*geschwister!
Säuse*l*t, *l*eichte Weidenst*r*äuche,
*L*ispe*l*t, Pappelzitterzweige,
Unte*r*b*r*ochnen T*r*äumen zu.“

Und so bei Schiller: (Bürgschaft)

„Und ho*r*ch! da sp*r*ude*l*t es si*l*berhe*ll*
Ganz nahe, wie *r*iese*l*ndes *R*auschen,
Und sti*ll*e hält er, zu *l*auschen,
Und sieh, aus dem Fe*l*sen geschwätzig schne*ll*
Springt mu*r*me*l*nd he*r*vo*r* ein *l*ebendiger Que*ll*.“

S wirkt als Zischlaut kräftig, bezeichnet starke Bewegung; sanft ausgesprochen erscheint es wenig charakteristisch, ahmt jedoch entsprechende Naturlaute, wie in *s*äu*s*eln, fühlbar nach; verbunden mit anderen Konsonanten zu st, sch, sp verstärkt es deren Charakter und malt *St*arres, *Sch*neidendes, *Sp*annendes; noch kräftiger zeigt es angestrengte und plötzlich losbrechende Kraft, wenn r hinzutritt, als *str*, *spr*, *schr*. Man vergleiche *σείω, σεισμός,* *s*erere, *s*äen, *s*ieben, *s*au*s*en, *s*anft, *s*acht, *s*ummen, *S*eele; *st*ehen, *st*are, *ἵστημι,* *st*arr, *st*umm, *St*ock, *st*utzen, *st*aunen, *st*ellen, *st*emmen, *St*imme, *St*ange, *St*ein, *sch*neiden, *sch*elten, *sch*wingen, *sch*impfen, *sch*änden, *sch*äumen, *sch*arf, *sch*nöde, *sp*alten, *sp*erren, *sp*annen, *str*udeln, *str*ömen, *str*ecken, *str*eichen, *str*eifen, *str*aucheln, *str*eben, *str*eiten, *st*erno, *str*enuus, *str*epo, *str*ingo, *str*uo, *στρέφω, στρώννυμι,* *spr*udeln, *spr*eizen, *spr*ingen, *spr*ühen, *spr*itzen, *spr*echen, *schr*eien, *schr*umpfen cet.

Die Gaumen- und Kehllaute, sich schwerer von den Organen ablösend, ertönen wie eine Eröffnung des Innerlichen. Es fehlt ihnen das lebendige, glänzende und spitze Hervortreten der Zungen- und Zahnlaute, aber die geistige Energie erscheint an ihnen gehaltener und intensiver. So scheinen sie mehr die Kunde von den Gefühlsregungen zu geben, mehr also von dem Subjekt zu zeugen, als von der Aufsenwelt: *d*u, *d*er, *d*ieser ist der andere, *ich*, *ego* bin ich selbst. (cf. Heyse l. c. p. 119.) Aus dem bewegten Gemüt entspringt die Frage, und so stehen den demonstrativen Zungenlauten skr.: ta, tas, gr.: *τός* (*τοῦ*) *τό,* got.: sa, so, thata, ahd.: der, diu, daz, die interrogativen Gaumlaute gegen-

über: skr.: *k*a, *k*as, lat.: *q*uis, *q*ualis, *q*uantus, gr.: *κῶς, κόσος, κοῖος*, got.: *h*vas, *h*vô, *h*va, ahd.: *h*uer, *h*uaz. *G* ist kräftig, holt aus der Tiefe eine Benennung, malt mit r Bedenkliches: *Gr*eis, *Gr*eifen —

„*Gr*au, *gr*ämlich, *gr*ies*gr*am, *gr*eulich, *Gr*äber, *gr*immig,
Etymologisch gleicherweise stimmig,
Verstimmen uns.“ (Goethe: Faust).

G zeigt mit l ein *Gl*eiten, *Gl*änzen, *Gl*ühen, *Gl*itzern; für sich drückt g den Gaumlaut am reinsten aus, wie man bei Hölty hört:

„Sie *g*ur*g*elte, tief aus der vollen *K*ehle,

Den Silberschla*g*;“ so in *g*uttur, *g*ula, ferner in *g*irren, *g*runzen, *g*ustare, *g*ähnen; schärfer bezeichnet ein *K*, *H*, *Ch* heftige Bewegung, z. B. in *k*laffen, *χαίνειν*, *h*iare, *h*auchen, *h*allen, *H*ast, *h*eben, *h*eftig, *h*erb, *h*olen; ferner ein Hohles, Gewölbtes: z. B. *κοῖλον*, *c*avum, *K*eller, *K*essel, *K*ahn, *K*orb, *K*ufe; ein Bedeckendes: *κύειν, κεύθειν*, *c*utis, *c*asa, *σκῦτος*. *Qu* giebt „die Vorstellung des Dicken, Feisten, Breiartigen, z. B. *Q*ualm, *Q*ualster, *Q*uirl, *Q*uell, *q*uaken, *Q*ualle.“ (Götzinger l. c. p. 259.) *J* zeigt besondere Fröhlichkeit an z. B. in *J*ubel, *j*auchzen cet. — Wir schliefsen hiermit diese Andeutungen, welche allerdings nur die Möglichkeit begründen, dafs die Laute des menschlichen Organismus zu symbolischer Bezeichnung unserer Vorstellung verwendet werden können. — Mit dem Anerkennen solcher Möglichkeit, wie sie an den einzelnen Fällen anschaulich hervortritt, ist dann eben zugegeben, dafs — abgesehen davon, ob die Hinweisung auf diese einzelnen Beispiele jedesmal den richtigen Grund ihrer ästhetischen Geltung trifft — die Sprache auch wirklich in der angegebenen Richtung ihre Lautmittel verwendet hat. Es kann die Frage aufgeworfen werden, welche Bernhardi (Sprachlehre, T. II, p. 266) bespricht, ob jene Charakteristik der Laute nicht auf Täuschung beruhe, da wir nicht imstande sind, die Bedeutung vom Laute losgelöst zu denken, so dafs z. B. „A nicht die Klarheit ausdrücke, sondern, weil das A in Klarheit vorkomme, wir dem A diesen Begriff beilegten“, aber wir beurteilen ja nicht blofs die Laute in gewissen Wörtern als bezeichnend, wie etwa W in weich, sondern empfinden sie ebensowohl als nicht bezeichnend in vielen anderen, wie z. B. dasselbe W in Wut. Wir haben also ein bestimmtes, ursprüngliches, nicht erst aus der vorhandenen Sprache entnommenes Gefühl für die Lautsymbolik, die Analogie der Lautbilder

mit unsern Vorstellungsbildern; dieses Gefühl wohnte also den Sprachbildnern von jeher bei und wirkte also von Anfang an. Dafs nur eine vage Bedeutung sich für die einzelnen Lautelemente ergiebt, findet Bernhardi (l. c.) schon um deshalb erklärlich, weil „sie zu so vielen, mannigfaltigen, und durchaus verschiedenen Darstellungen brauchbar sein soll, und da so mannigfache Modifikationen durch die Umgebung möglich sind."

Es ist schliefslich festzuhalten, dafs der Toncharakter die Bedeutung ja weder giebt, noch bestimmt, sondern nur duldet, dafs sie sich an ihn binde; der Laut ist immer nur Material für die Sprache; er kann als solcher nur einer vagen, zu fester Geschlossenheit nicht gelangten Empfindung entsprechen, keineswegs einem Begriffe, aber auch so ist er doch geistgeschaffen und nach der Natur desselben Menschengeistes geformt, welche ihn für die Kunstgebilde der Wurzeln und Wörter verwandte.

V. Bedeutung der Wurzel als Satz und Bild. — Die Bedeutung der Wurzel ist am nächsten der Form des unpersönlichen Verbums zu denken. — Das Auseinandertreten der Wurzel zum Wörtergeflecht ist zugleich Sondern und Verbinden. — Erzeugung der Wörterklassen und der Beziehungsausdrücke, und wahrscheinliche Reihenfolge in der Bildung dieser Formationen nach Steinthal und Curtius. — Fortschritt in der Entwickelung der Seelenthätigkeit zum Urteilen und zur Begriffsbildung durch die Formierung des Satzes. — Der Satz als entfaltetes Bild im Unterschiede vom Urteil. — Die Sprache des abstrakten Denkens; Bezeichnung des Unsinnlichen. — Die Bedeutung der Worte ist weder individuell, noch allgemein, sondern bildlich.

Über die Bedeutung der Wurzeln läfst sich zunächst dies aussagen, dafs sicherlich, wenn zuerst eine Wurzel ausgesprochen wurde, sie einen Vorgang in der Seele, einen Lebensakt darstellte, dafs sie etwas bedeutete; die Wurzel meinte also ein Solches, wie es die entwickelte Sprache in der Form des Satzes auseinanderlegt. Und nicht blofs gilt dies von den Begriffswurzeln, sondern ebensowohl von den Deute- oder Pronominalwurzeln. Sodann ist schon ausgeführt worden, dafs die Wurzel Bild ist, dafs ihre Bedeutung also durch den Laut nicht genauer bezeichnet werden kann, als dies ein Bild überhaupt zu leisten vermag.

Die Wurzel also wollte wesentlich Prädikat sein, so dafs, wenn die Anwendung eines grammatischen Begriffs, abstrahiert von den Wörtern der ausgebildeten Sprache, hier gestattet wäre, wir ihr eine verbale Natur zuschreiben müfsten. Gewifs wurde erst viel später das Bedürfnis dringend, die Subjekte auszusondern; und, was überhaupt die Empfindung reizte, in die Vorstellung überging, war sicherlich nicht die ruhende Substanz, sondern ein Vorgang, eine Bewegung, und dies also sollte die Wurzel auch bedeuten; nicht also den Regen, sondern dafs es regne (plu), nicht die Angst, sondern, dafs es würgt (ἀγχ), nicht den Bruch, sondern das Brechen (frag, brech). — Danach scheint es der Begriff des unpersönlichen Verbums zu sein, welchem sich die ersten Sprachäufserungen am meisten näherten. Bestritten soll darum nicht sein, dafs nicht, wie Buschmann (Über den Naturlaut p. 421) sagt: „bei der Sprach-Entstehung Gegenstände und Eigenschaften in einem gewissen Umfange eher Namen fanden, als Handlungen oder Zustände", aber man würde doch auch diese als Prädikate, d. h. verbal zu denken haben. Die Vorstellung, welche Genesis II, 19 bis 20 von Namengebungen erweckt, ist kindlich und hört sich gut an, aber die beschauliche Ruhe, welche sie voraussetzt, war am wenigsten, wenn sie anders bei dem sich zuerst entwickelnden Menschen angenommen werden könnte, zur Sprachschöpfung drängend. Dafs Wurzeln nicht einzelne Benennungen können gewesen sein, ergiebt sich aus der Natur des Benennens selbst, welches ja nur als Satz gewollt, als Satz vollzogen werden kann. Abgesehen von der oben besprochenen Hilfe der Deutewurzeln für das Verständnis dieser Wurzelsätze bei ihrer Mitteilung, ist sicherlich das, was später als Flexion d. h. als Bestimmung für die verschiedenartigen Beziehungen der Verba und Nomina besonderen lautlichen Ausdruck fand, anfänglich durch Betonung ersetzt worden, mit welcher ja die ganz aus einsilbigen Wurzeln bestehende chinesische Sprache überhaupt ausreicht, um die Bedeutung des Gesprochenen sicher zu stellen. Es genügt übrigens zuweilen auch noch in der ausgebildeten Sprache die Form der Wurzel zur Darstellung eines Satzes. Aufser den eigentlichen Empfindungslauten sind Interjektionen, wie plumps! Feuer! Achtung! ja! nein! dahin zu rechnen, ferner die Form des Vokativs und Imperativs, welche beide der Wurzel am nächsten liegen.

Der Fortschritt im Erkennen und Sprechen erfolgt durch Ausarbeitung des Lautmaterials der Wurzeln in doppelter Richtung. Um die Bedeutung näher zu bestimmen, müssen die Laute aus-

einandertreten, sich zu besonderen Wörtern unterscheiden, um ferner die Einheit unter den so getrennten Lauten zu erhalten, durch welche diese allein Sinn und Wert empfangen, erzeugen sich andere lautliche Formen, welche das Zusammenwirken der Wörter andeuten und sichern. Es entfaltet sich so die Wurzel zu einem Geflecht von Wörtern, welche, scheinbar unbekümmert umeinander, doch nur wirklich leben, wenn sie zu dem Kunstwerk des Satzes wieder zusammentreten. Wie in der Bewegung der objektiven Welt das Einzelne erst im Zusammenhange mit den anderen Dingen eigene Selbständigkeit gewinnt, dadurch erst die Eigenart seines Bestehens vollendet, dafs es sich von ihnen unterscheidet, so erhält sich die einzelne Vorstellung in der Seele nur durch Verbindung und Abgrenzung in Bezug auf alle übrigen als eine feste und selbständige; ohne diese Thätigkeit verginge sie zwar nicht, aber sie würde verschwimmen in dem allgemeinen Flufs, in der rastlosen Bewegung, welche eben das Wesen der Seele ist. Jene Notwendigkeit der Trennung erzeugt die verschiedenen Wörterklassen, diese Tendenz der Verbindung tritt in den Flexionssprachen als Flexion, in anderen anders hervor.

Wir schalten über diese verschiedenen Arten der Bezeichnung für die Beziehung der Wörter aufeinander eine kurze Bemerkung ein.

Alle Sprachen nämlich bezeichnen die Bedeutungen durch Laute, aber deren Beziehungen sind mit verschiedenem Glücke, oder, sagen wir lieber, mit verschiedenem Kunstsinn ausgeprägt, zuweilen mangelhaft, zuweilen gar nicht. Eigentliche Wörter entstehen erst durch lautliche Ausprägung von Bedeutung und Beziehung zusammen. Den sanskritischen Sprachen steht diametral die chinesische gegenüber; sie entbehrt der Wörter, hat eigentlich nur Wurzeln, und die Flexion wird im wesentlichen durch die Stellung dieser Wurzeln ersetzt. Verschieden von dieser „isolierenden“ Sprache lassen andere Sprachen, namentlich die finnisch-tatarischen, die Beziehungsausdrücke unter einiger Verminderung der Lautfülle mit den Wurzeln verwachsen — (die „agglutinierenden“ Sprachen) — z. B. magyarisch: ir-at-ok ich lasse schreiben, wobei ir = schreiben, at die Bildungsform für Causalia, ok = 1. Person Singularis. — Andere Sprachen, z. B. südafrikanische, welche man „kombinierende“ genannt hat, setzen teils an einander, wie die isolierenden, teils verbinden sie, wie die agglutinierenden. Ein treues Abbild des Seelenprozesses giebt nur die Familie der Flexionssprachen, in welchen der Bedeutungslaut

zum Zwecke des Beziehungsausdrucks regelmäſsig verändert werden kann. Diese Bezeichnungsart (im indogermanischen und semitischen Sprachstamm) ist symbolisch. (cf. Schleicher, Dtsche Sprache p. 20.) Es ist also z. B. (Schleicher l. c. p. 7) „in dem gotischen Worte sununs (Acc. Plur. zum Nom. Sing. sunus, Sohn) su die Wurzel, Bedeutungslaut; sie bedeutet „gebären, hervorbringen", alles übrige ist Beziehungslaut; so nu, welches die Beziehung des in der Vergangenheit Geschehenen ausdrückt, n ist Ausdruck der akkusativischen Beziehung, s ist Pluralzeichen" cet. — Im griechischen Worte εἶμι, ich gehe, ist e Zusatz zur Wurzel i, um ihr die dauernde Beziehung des Präsens zu erteilen (der Gebrauch von εἶμι als Futur ist unursprünglich), mi aber drückt die Beziehung der ersten Pers. Sing. aus, (ursprünglich ma „ich") u. s. f."

Die Frage, in welcher Reihenfolge die verschiedenen Wortstämme aus den Wurzeln sich hervorgebildet haben, in welcher Folge die Beziehungsformen hinzutraten, braucht hier nicht näher erwogen zu werden. Da das Bedürfnis der Satzgliederung diese Hervorbildung bestimmen muſste, so ist anzunehmen, daſs in den sanskritischen Sprachen sich zunächst die Repräsentanten für das Subjekt und das Prädikat sonderten, d. h. Substantiv und Verbum, die Bilder für Ruhe und für Bewegung. Da jedoch jedes Substantiv auch wieder im Prädikat auftreten kann, jedes Verbum zum Subjekt werden, so ist überhaupt eine scharfe Sonderung des Nomen vom Verbum als erst später angestrebt anzunehmen; auch ist ja eine Vermittelung durch Infinitiv und Gerundium festgehalten worden. Sprachen, wie die chinesische, verwenden dieselbe Wurzel als Nomen, Verbum oder Partikel; so bedeutet ta sowohl Adj. groſs, wie Subst.: die Gröſse, wie Verb.: groſs sein, vergröſsern, wie als Adv.: sehr. (vide Heyse l. c. p. 136.) Auch Sprachen, wie die englische, welche bei dem Bau ihrer Formen sich auf das Notwendige beschränken, so daſs sie wurzelhafter Einfachheit sich wieder annähern, gebrauchen dieselbe Form zur Bezeichnung verschiedener Redeteile. So ist z. B. end, turn, wonder, matter Substantiv und Verbum; black, english ist Adjektiv und Verbum; thou Pronomen und Verbum, but Partikel und Verbum.

Georg Curtius hat in seiner Abhandlung: „Zur Chronologie der indogermanischen Sprachforschung"*) die Reihenfolge in der

---

*) Gegen die „Chronologie" in der Entwickelung der arischen Sprachformen, wie G. Curtius sie aufstellte, macht Max Müller (Essays, Bd. 4, p. 78—102) geltend, „daſs die Entwickelung der Sprache sich einer chronologischen Einteilung entzieht". Er unterscheidet drei Phasen in der Ent-

Entwickelung der sprachlichen Formen des sanskritischen Sprachstamms zu bestimmen gesucht. Er läſst auf einander folgen und bespricht 1. die Wurzelperiode (p. 201); 2. die Determinativperiode (p. 206), d. h. die Periode, in welcher gewisse Erweiterungen der Wurzeln stattgefunden haben, wie z. B. aus der Wurzel ju sich jug und judh, aus ga sich gan erzeugte; 3. die primäre Verbalperiode (p. 211). In ihr bilden sich Formen mit der Kraft der Aussage dadurch, daſs „an Wurzeln von nennender Kraft die Personalpronomina als Zeichen des Subjekts unzertrennlich angefügt werden z. B. dâ-ma Geben ich, dâ-ta Geben der.“ „Es entsteht auf diese Weise ein kleiner Satz, das Urbild aller reicher bekleideten Sätze, deren spätere allmählich sich vermannigfaltigende Entstehung verglichen mit der Schöpfung dieses Ursatzes ein verhältnismäſsig leichtes Ding war.“ — Curtius nimmt aus den mannigfaltigsten Gründen „eine Priorität der ältesten Verbalformen vor den gegliederten Nominalformen an“. Es scheint (p. 220), „daſs das Nomen zuerst rein negativ, d. h. dadurch bezeichnet ward, daſs der Wurzel nicht, wie im Verbum, Pronomina hinzugefügt wurden, ja daſs der Unterschied zwischen Nomen und Verbum dem Sprachbewuſstsein durch diesen Gegensatz überhaupt erst aufging. Die Wurzel war an sich weder nominal, noch verbal. Dann folgte eine Zeit, wo sie in Verbindung mit Pronominibus stets verbal, in nacktem Zustande nominal war, später erst durch einen neuen Trieb des Sprachgeistes entstand eine neue Vermählung der jetzt zum Nomen gewordenen Wurzel mit deutenden, individualisierenden Suffixen.“ — 4. Die Periode der Themenbildung (p. 221), in welcher „zu den thematischen Nominalstämmen die thematischen Verbalformen traten.“ 5. Die Periode der zusammengesetzten Verbalformen (p. 235), d. h. „Verbindung eines bedeutungsvollen Stammes mit einem Hilfsverbum“ in zwei Absätzen auftretend a) als zusammengesetzte Tempusstämme aus ungeformten Nominalstämmen, b) als Zusammensetzung mit geformten Nominalstämmen. 6. Periode der Kasusbildung (p. 250), vielleicht in zwei Schichten: 1. Vokativ, Nominativ und Akkusativ;

---

wickelung der arischen Sprache: die der Wurzelperiode, die der Kombination, die der Flexion; aber weder „bereitet die Flexion der Kombination ein plötzliches Ende, noch diese der Wurzel-Juxta-position“, sondern alle diese Formierungen wirken — in verschiedenen Graden der Stärke allerdings — während des ganzen Lebens der Sprache mit einer gewissen Kontinuität fort. (cf. auch Pott in seiner Ausgabe von W. v. Humboldts „Über die Verschiedenheit d. menschl. Sprachbaus“ Bd. I, p. CCLXIV.)

2. Ablativ, Genetiv, Lokativ, Dativ. 7. Die Adverbialperiode (p. 258). — „Eine kleine Anzahl von Partikeln kürzester Form mag möglicherweise schon bald nach der Wurzelperiode sich festgesetzt haben. Es scheint wenigstens, daſs einzelne in nackten Pronominalstämmen bestehen.“ — Auch Steinthal (Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues p. 277 sq.) stellte sich „die Aufgabe, die Geschichte des sanskritischen Sprachstammes nicht nur so weit hinauf, als die Litteratur reicht, zu verfolgen, sondern auch das Werden desselben von der Wurzelschöpfung bis zur völlig entwickelten Wortform nicht bloſs als ein theoretisches Geschehen, sondern als ein zeitliches Wachsen darzustellen.“ Er zeigt sich mit der Reihenfolge, wie sie Curtius angiebt, im wesentlichen übereinstimmend, doch erklärt sich Steinthal, und, wie uns scheint, mit Recht, gegen „das späte Auftreten der Nominalflexion“. — Steinthal faſst seinen Widerspruch zusammen (Zeitschr. für Völkerpsychol. und Sprachwiss. von Lazarus und Steinthal Bd. V, Hft. 3, p. 352): „Also: weil mir Verbum und Nomen als die beiden Pfeiler des Sprachbaues erschienen; und weil es mir unwahrscheinlich vorkam, daſs der Sprachgeist zuerst den einen sollte völlig ausgestaltet haben, während er den andern immer noch völlig nackt lieſs; und weil der Ausbau des Nomen wesentlich in der Kasusbildung und so wenig in der bloſsen Themenbildung lag, daſs sogar Nominalstämme als Verbalstämme verwendet wurden: darum hatte ich angenommen, daſs Verbum und Nomen sich so weit als möglich parallel entwickelt hatten, daſs also erstlich Verbal- und Nominalthemen gleichzeitig gebildet waren (Typen des Sprachbaues p. 286), und daſs zweitens, als die Nominalthemen verbal verwendet wurden, sie auch im Gegensatze hierzu mit Kasuszeichen verbunden wurden“ (das. p. 300).

Die Fortbildung der Wurzel zu Wortstämmen und Flexionen, durch welche sie ihre Bedeutung auseinanderlegt, bezeichnet eine neue Entwickelung der Seelenthätigkeit. Die Seele trennt und die Seele verbindet ihre Vorstellungen, sie fixiert die Unterscheidungen wie die Beziehungen durch bestimmte Laute, und, indem sie an diesen, wie sie nunmehr objektiv geworden, festhält, wird sie sich ihres Sonderns und Kombinierens bewuſst, da sie an ihnen ihre eigenen Werke hat, welche sie versteht. Was grammatisch Satz heiſst, bezeichnet man im logischen Sinne als Urteil, und man kann daher ebensowohl sagen: der Fortschritt der sprachlichen Entwickelung verhilft der Seele zum Urteil, als: die Fähigkeit der Seele zum Sondern und Verbinden bringt sich zur Darstellung im

Satz. Jedenfalls zeigt die sprachliche Entstehung des Urteils, daſs der für ein Urteil nötige Akt der Besonderung erst durch die Sprache zur Klarheit und zum Bewuſstsein kommt, wie Mill (System der deduktiven und induktiven Logik, T. I, p. 112) es fühlt, wenn er von dem häufigen Fehler der Logiker in dieser Beziehung spricht, einem *ὕστερον πρότερον*, denn bei dem Urteil z. B. der Schnee ist weiſs, denke man sicher bei „weiſs" anfangs nicht an eine besondere Klasse von Gegenständen, erst nach vielen ähnlichen Urteilen käme man zum Denken solcher Allgemeinheiten. — Nur durch die Sprache kommt die Seele zum Bewuſstsein über ihre Thätigkeit des Sonderns und Verbindens, lernt sie sich als die den Satz setzende, als urteilende kennen. Sie findet und erkennt sich in dem Bemühen, die Verhältnisse und Bezüge der Dinge, welche sie mit ihren Vorstellungen meint, zu ermitteln, herauszustellen, durch den Laut zu fixieren. So ergab sich z. B. aus der reichen Fülle von Wurzeln, welche denselben Begriff nach verschiedenen Auffassungen darstellten, Anlaſs und Forderung, eben diesen Begriff im Bewuſstsein von verschiedenen Seiten her zu betrachten, wie Curtius andeutet, wenn er sagt (Gr. d. griech. Etym. I, p. 92): „Die Differenzen der Synonyma sind älter und ursprünglicher als die Differenzen der Begriffssphären." — Zuordnung derselben Attribute oder Prädikate an verschiedene Subjekte, ebenso die Beziehung wechselnder Attribute und Thätigkeiten auf dasselbe Subjekt; Unterordnung von Teil-Vorstellungen unter allgemeinere; Zusammenfassen und Vergleichen solcher Vorstellungen; Versuche, die wesentlichen unter ihnen zu einem Totalbild der Dinge zusammenzunehmen — dies alles und dazu das immer klarere und bestimmtere Bewuſstsein von dieser Seelenthätigkeit als der eigenen, anscheinend mit völliger Freiheit sich entfaltenden, führt den Menschengeist durch lange Zeiten allmählicher Besitzergreifung in das Gebiet der Abstraktion, des Denkens, des Begriffs.*)

Und hiermit tritt dann ein Wechsel ein in der Stellung des Bewuſstseins zu seiner Äuſserung in der Sprache. Das Bewuſstsein lernt die eigene Thätigkeit scheiden von dem Natur-Gegebenen; es tritt dem Wechsel der Erscheinungen als ein beharrendes, in sich geschlossenes Ich gegenüber; und, während ihm anfangs seine Vorstellungen mit den Dingen, seine Worte mit den Vorstellungen zusammenfielen, nimmt es jetzt Stellung gegen diese;

---

*) Das Verhältnis des Urteils zum Satz findet sich eingehend behandelt in dem Werke des Verfassers: „Die Sprache und das Erkennen (Kap. V)".

es erkennt in den Vorstellungen die seinigen, es findet in den Sprachlauten die eigenen Schöpfungen, welche es anscheinend mit Willkür zu behandeln vermag, welche es als bloſse Mittel für seine Zwecke benutzt, welche es nicht mehr als unmittelbare Vertreter der Dinge betrachtet, sondern als Zeichen seiner Vorstellungen von diesen. —

Das Bewuſstsein nimmt hiermit an, daſs es mit dem Lautbilde irgend eine Bedeutung zu verbinden das Recht und die Macht habe, daſs der Satz dazu da sei, damit es durch ihn sein Urteil äuſsere; es betrachtet den an den Lauten gewonnenen Begriff, das in der Satzbildung sich entfaltende Trennen und Kombinieren des Verstandes als das Wesentliche, Innere, Geistige, für welches die Ausdrucksmittel der Sprache nur die äuſsere, mitteilbare Form lieferten. — Man achte hierbei auch darauf, wie die Einheit im Satzausdruck gröſserer Mannigfaltigkeit gegenüber festgehalten werden muſs, also bewuſster sich gestaltet, als in der Bezeichnung durch die Wurzel. In der Ausprägung des einzelnen Wortes werden alle Beziehungslaute durch den Wort-Accent mit dem Stamm vereinigt, im Satz tritt ein Satz-Accent ein, der auch lautlich die Beherrschung selbständig gewordener Beziehungen fühlen läſst und kund giebt. So zeigt sich auch im lautlichen Ausdruck der Fortschritt zum bewuſsten Urteil. —

Aber hiermit entfernt sich das Bewuſstsein von der Wirklichkeit und fängt sich ein in Abstraktionen, für deren Operationen allein dies Verhältnis so aufgefaſst werden darf. Nur die hervortretende Subjektivität stellt eine, ihr als der denkenden angehörige Bedeutung dem Lautbilde gegenüber, nur der sondernde Verstand findet als das für ihn wesentliche im Satz das Urteil, während in Wirklichkeit die Bedeutung eine dem Lautbilde analoge, vom trennenden Gedanken abstrahierte Vorstellung bleibt, und auch das Urteil nichts ist, als die Aufstellung eines in einem Satzgebilde entfalteten, in seine Teilvorstellungen gesonderten Lautbildes. —

Daſs eine solche nur gerade für seine Zwecke dienliche und durch sie gerechtfertigte Abstraktion es ist, welche die Bedeutungen aufstellt, bemerkt der Gebildete oder mehr noch der Gelehrte überall im Verkehr mit Ungebildeten und Ungelehrten, denn beständig hat er seine sogenannte wahre Bedeutung der Wörter abzugrenzen gegen die schwankende, ihm unkorrekt dünkende des gewöhnlichen Lebens. Es vertragen ja die Lautbilder die Ver-

knüpfung mit jedem analogen Vorstellungsbilde, wie später eingehender besprochen werden wird, und der wissenschaftliche Sprachgebrauch entsteht lediglich aus der Bekämpfung dieser Unbestimmtheit des Bildes, dieses Kunstcharakters der Sprache, welcher dem Laute unzerstörbar inne wohnt, ob ihn auch die Prosa des Verstandes noch so eifrig zu verwischen bemüht ist. Das Ineinanderspielen der Lautbilder aus sinnverwandten Sphären bei jeder Rede ist so mannigfaltig und bunt, es ist so leicht für unsere Vorstellung, sich ein Bild durch ein anderes vertreten zu lassen, unser Bewufstsein über den Wurzelsinn unserer Worte ist so gering, dagegen ist das überkommene Sprachgut so ungeheuer und schwer übersehbar, dafs wir die Identität des herrlich entfalteten Satzgebildes mit der einsilbigen Andeutung des Wurzelbildes nicht wohl zu erkennen vermögen. Um die Urbilder, welche unsere Seele in der Sprache umschweben, haben Tausende von Jahren ihren Schleier gelegt. Aber, um an einem Beispiel klar zu machen, was wir meinen, nehme man etwa Goethes Worte („Der Wanderer") zur Betrachtung:

„Natur, du ewig keimende, schaffst Jeden zum Genufs des Lebens, hast deine Kinder alle mütterlich mit Erbteil ausgestattet." oder Schillers:

„Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andre gewifs." —

und nun bedenke man die Etymologie:
natura = gnatura von gnascor, vom sanskritischen gnami = zeugen, schaffen, von wo z. B. genius im Lat., im Gotischen aber: keinan = keimen, woher Ahd.: chind (Kind) = proles! Was haben hier Schiller und Goethe mehr als die Bilderwelt der Wurzel? —

Sage ich freilich: das Pferd läuft, der Mensch ist gut, so sind Pferd, laufen, Mensch, gut, verschiedenen Wurzeln angehörig, aber dies ist zufällig. Die Wurzel nannte das Pferd nicht vom Laufen, den Menschen nicht vom Gutsein, aber der Satz, die erweiterten Anschauungen des Menschen aussprechend, setzt nichts, was nicht anfangs eine Wurzel auch hätte abbilden können; er korrigiert deren Einseitigkeit und vermehrt ihre Zahl in der Form von Sätzen ins unendliche, indem er verwandte Bilder in die ihnen zukommende Beziehung bringt. So behält Stilpo in gewisser Weise recht, wenn er behauptet: *ἕτερον ἑτέρου μὴ κατηγορεῖσθαι.* — (Plut. adv. Colot. 23.) (vid. Lersch, Sprachphilosophie der Alten, II, p. 6.)

Und der Satz? Ist der Satz in Wahrheit ein Urteil? Wir sehen davon ab, daſs auch nicht einmal im logischen Sinn jeder Satz ein Urteil ist (z. B. ein Fragesatz), aber ist denn ein Urteil mehr als Aussage über eine Verbindung von Begriffen, und lediglich um Darstellung solcher Verbindung sollte es dem Kunstgebilde des Satzes zu thun sein? —

Bernhardi (Sprachlehre T. 1, p. 98 sq.) giebt hier schon das Wesentliche an. Es heiſst bei ihm: „Der Erklärung: Sprache sei in artikulierten Tönen dargestellter Verstand und Urteilskraft, werden wir hinzufügen müssen: sie ist auch dargestellte Einbildungskraft; denn ein jeder Satz spricht ein Bild aus; und nur unsere Gewöhnung daran verursacht, daſs wir es nicht merken.“ — (Man sehe auch die ausführliche Besprechung über „Satz und Urteil“ bei Steinthal: Grammatik, Logik und Psychologie, p. 168 sq.) —

Wir haben im Satze ein Subjekt, zur Person verlebendigt durch das Genus, welches ihm die Sprache verlieh, wie es ihrem Vorstellungsbilde entsprach, sowie durch den Numerus, welcher die Individuen als solche hervorhebt; da ist als Prädikat ein Verbum, welches schon im Tempus Bewegung, Handlung, Leben abbildet, so daſs, selbst wenn das Prädikat seinen Begriff in Form eines Adjektivs absondert und als Ruhendes aussagt, die verbale Kopula wiederum nicht etwa verbindet, sondern die Begriffe mit dem Bilde des Lebens durchdringt und sie zu einander hin bewegt. Wer hier von Verbindung der Begriffe spricht, hat ein Knochengerüst im Sinne, welches dem sezierenden Verstande nützlich ist zu betrachten, welches das Wesen des Satzes aber nicht erschöpft. In der That müssen Geschlecht, Numerus, Tempus, Kopula zuerst zerstört werden, ehe man zum Urteile im Satz gelangt; der Satz ist vielmehr ein Bild, welches durch schaffende Phantasie aus substantivischer Geschlossenheit sich zu verbalem Leben entfaltet und auseinanderlegt. — Steinthal (Typen des Sprachbaus p. 93) bemerkt, daſs „die Grammatik die Formen der Logik zwar vollständig, aber sehr phantastisch entwickelt habe“ und weiter: (p. 101) „daſs es sich bei der Logik um die dem Gedanken als solchem, als diesem bestimmten Inhalte absolut zukommende Form handelt, bei der Sprache dagegen um eine gewissermaſsen (?) künstlerische Darstellung von Inhalt und Form.“ — Allerdings erscheint uns der grammatisch vollkommene Satz als der angemessenste Abdruck der logischen Prozesse unserer Seele und gilt deshalb als die eigentliche Form für Darstellung der Prosa

nach ihrem Verstande und für ihre Zwecke, wie er ja auch in seiner Vollendung, alle Beziehungen klar herausstellend, der Phantasie weniger zu thun übrig läſst, aber derselbe Gedanke kann doch den verschiedensten Ausdruck finden, und bei weiterer Fortbildung des Satzbaues ist z. B. Beiordnung oder Unterordnung der Sätze keineswegs auch Zeichen von Bei- oder Unterordnung der Gedanken. Wir deuten hier übrigens nur kurz an, daſs die Entwickelung des Satzes zur Periode, der Übergang von der parataktischen Darstellung zur syntaktischen die weitere Entfaltung des Bewuſstseins hauptsächlich nach der logischen Seite bedingt. Ein ähnlicher Fortschritt in der Entwickelung einzelner Satzglieder, des Subjekts, Objekts, Attributs, Adverbs zu Sätzen vollzieht sich hierbei, wie zuerst bei dem Übergang von der Wurzel zum Satz. —

Mit diesem Auseinandertreten des Vorstellungsbildes zu einzelnen Wörtern, mit der Beziehung derselben zur Einheit des Satzes, mit dem Urteil, erhebt sich, wie wir sahen, die Seelenbewegung auf den Standpunkt des Abstrahierens und des Denkens. Nun tritt in das Bewuſstsein ein, was wir Wahrheit nennen und Irrtum. Urteil ist, wie Aristoteles sagt, (de interpret. c. 4) *σύνθεσις νοημάτων, ἐν ᾗ τὸ ἀληθεύειν ἢ ψεύδεσθαι ὑπάρχει,* und Satz: (c. 5) *ἔστιν ἡ ἁπλῆ ἀπόφανσις φωνὴ σημαντικὴ περὶ τοῦ ὑπάρχειν ἢ μὴ ὑπάρχειν.* Von auſsen her empfängt die Seele auf dieser Stufe nichts Neues, sie trennt und verbindet nur ihre eigenen Vorstellungen — wie wird sie jetzt zu Worte kommen, wenn sie dies Wissen von sich, dieses Bewuſstsein ihres Trennens und Bindens ausdrücken will? — Die Welt der Erscheinungen ist für dies Bewuſstsein geworden zu einem Reiche von Lautbildern; an diesen, nicht an den Dingen selbst hat es sich erkannt als das begriffbildende, urteilende, denkende, und so bewegt es sich in diesen, und es hat die Vorstellung, daſs es mit ihnen die Dinge selber ergreife. —

Dies Bewuſstsein, so gefangen von der Schönheit und dem kunstvollen Bau seiner Bilderreihen, in der Gewalt der von ihm selbstgeschaffenen Sprache, kommt, wie wir schon an dieser Stelle bemerken, zur Verdinglichung der durch die Sprache gewonnenen Abstraktionen; die Seelenbewegungen erscheinen als Bewegungen der Welt, die Vorstellungsbilder werden zu Urbildern des Schöpfers, zu Musterbildern für die Schöpfung, wie sie Platons Kunstsinn aus den Sprachsymbolen sich auferbaute. Und wenn Aristoteles an den platonischen Ideen das abstrakte Wort-Dasein erkannte, so fing auch ihn, den scharfsinnigsten der Sterblichen, die Sprache wieder ein

in Form ihrer Urteile und Schlüsse, mit denen er die Weltbewegungen realiter zu erfassen vermeinte. Plato wird vom Geiste der Wurzel beherrscht, Aristoteles von dem wundersamen Geflecht des Satzes. — Wer wird die Analogie leugnen wollen zwischen unserer Seele und den Bewegungen der Welt, wer aber will behaupten, dafs diese Analogie Identität sei? —

Dies Bewufstsein also hat an seinen Lautbildern seine Welt, und darum fehlt ihm das Bedürfnis, neue zu schaffen. Es bedarf zwar der Lautmittel, um sein Beziehen und Trennen auszudrücken, aber, da hier nur ein Verhalten der Dinge zu einander in Betracht kommt, so drückt es die Beziehungen nur an den Lautbildern aus z. B. in den sanskritischen Sprachen symbolisch: durch Flexionen, (siehe oben p. 216) für Beziehungen weiterer Art, welche die Denkbestimmungen des Subjekts andeuten, dienen als blofse Formwörter die Partikeln, zum teil nackte Pronominalstämme, zum teil erstarrte Kasusformen, erst spät entstanden, (siehe oben p. 219) als dem abstrakten Denken angehörig von Kindern gemieden, von Ungebildeten falsch angewendet. —

Wörter also qualitativer Art, Stoffwörter, wurden vom abstrahierenden Menschen nicht weiter geschaffen, denn das abstrakte Bewufstsein schafft keine Kunstwerke. Was den Menschen auf dieser Stufe das Wort suchen läfst, ist kühle, sinnende Reflexion. Wie sollte diese eine so lebhafte Wirkung auf den Organismus üben, dafs er zur Sprachschöpfung schritte? — Und dennoch forderte nun auch der Gedanke seinen Ausdruck, und er fand ihn, indem er die Lautbilder seiner Auffassung gemäfs umdeutete.

Wie die Dinge in der Welt, obwohl alle vom Geiste getragen, nicht einmal sinnlich und noch einmal geistig existieren, ebensowenig schafft der Mensch einmal Lautäufserungen für die Sinnlichkeit und dann andere für den Geist. Die scheinbar sinnliche Welt entdeckt sich ihm nach und nach als Erscheinung eines geistigen Prinzips; und so genügt auch der scheinbar blofs auf die Sinnlichkeit deutende Laut, um auch die ihm zu Grunde liegende Thätigkeit der Seele als solche im Bilde zu zeigen. Wir führen hierzu eine Bemerkung Bernhardis an: (Sprachlehre, Bd. II, p. 11) „Betrachten wir die Sprache als Allegorie unseres Wesens, als Spiegel und Bild von uns selbst: so liegt die Idee sehr nahe, dafs es nur eine scheinbare Trennung sei, wenn wir die Welt in die sinnliche und unsinnliche zerschneiden, sondern dafs die eine die andere nur reflektiere, und dafs ein geheimes Band zwischen beiden

sei, welches die Sprache durch die Metapher ausdrückt, und nach dessen Entdeckung die Philosophie von jeher strebte.“ —

Die Urwörter also selbst, als solche Sinnliches bedeutend, werden von dem sich tiefer erfassenden Bewuſstsein ergriffen und spiegeln in dem Wandel, in der Vergeistigung ihrer Bedeutung die Entgegensetzung ab, zu welcher die Seele gelangt, wenn sie ihr Ich von den Dingen sowohl trennt, als mit ihnen verbindet. Es beruht das Eintreten dieses Wandels auf einer Analogie, welcher die Seele folgt; einem Bilde der Körperwelt scheint ein Vorgang im Bewuſstsein zu entsprechen, und so setzt man das erste, um das zweite zu bezeichnen. Im Sinne des Aristoteles ist es, wie wir später noch betrachten werden, diese Analogie als Proportion zu fassen: Gleichheit der Verhältnisse innerhalb verschiedener Sphären, und so: Ähnlichkeit. Top. I, 70 sagt Aristoteles, man solle Ähnlichkeit bei verschiedenen Gattungen z. B. so aufsuchen: *ὡς ἕτερον ἐν ἑτέρῳ τινὶ οὕτως ἄλλο ἐν ἄλλῳ, οἷον ὡς ὄψις ἐν ὀφθαλμῷ, νοῦς ἐν ψυχῇ.* Darauf beruht also z. B. die Metapher: Einsicht. —

Es versteht sich, daſs bei diesem Wandel der Bedeutung (Heyse bezeichnet diesen Neubau als „Begriffs-Metapher“ [System der Sprachw. p. 96 sq.], Max Müller als „radikale Metapher“ [Vorles. üb. d. Wiss. d. Spr. II, p. 334]) jener Gegensatz zwischen Sinnlichkeit und Geist als solcher nicht in das Bewuſstsein trat. Wie der abstrakte Gedanke sich allmählich an den Lauten entwickelte, so empfingen diese Laute allmählich einen anderen Sinn. Das auf ein Sinnliches deutende Lautbild galt auch für das Unsinnliche. Gesenius bezeichnet in seinem Lexicon hebraicum רוּחַ als spiritus, flatus, ventus, procella. Da aber „aërem oris divini flatu commoveri censebant,“ so war ventus gleich spiritus dei, und gleich *ψυχή* (anima), da „vita in oris nariumque spiritu cernitur“ und so ferner gleich: animus, vis divina, cet. Aus dem wohl onomatopöetisch gebildeten פוּחַ mit ähnlicher sinnlicher Bedeutung ergab sich später: proloqui, aspere invehi in aliquem; (wie spiro und spiritus) so auch entsteht aus der sinnlichen Bedeutung von נֶפֶשׁ halitus, anima, animus. — Ähnlich so von *ψύχω* blasen, atmen: *ψυχή*, Hauch, Atem, Seele, und von der Sanskritwurzel an, welche atmen, wehen bedeutet, *ἄνεμος*, Hauch, wofür lat. anima und animus die Fortsetzung giebt; so *θυμός* von *θύω*, brausen. — Aus Wurzel si, siv (Heyse l. c. p. 97) bewegen, griech. *σείω*, erschüttern, geht got.: saivala, althd.: sêla, Seele hervor, und gleichen Stammes ist: See, got.: saivs. — Geisten wurde früher gesagt für

blasen (angels. gust); got.: geisjan, bewegen, treiben; daher: gären, Gischt u. s. w. Geist ist also ursprünglich: bewegte Luft, Hauch (spiritus). —

Streng genommen sollte demnach nicht von einer sinnlichen und unsinnlichen Bedeutung gesprochen werden, sondern nur eben von einer bildlichen, welche ebensowohl zur Bezeichnung von sinnlichen wie von unsinnlichen Begriffen dient. Die allmähliche Scheidung zwischen sinnlicher und unsinnlicher Bedeutung hat sich nicht in allen Sprachen mit derselben Entschiedenheit vollzogen, in manchen wohl gar nicht. Heyse (l. c. p. 100) bemerkt, daſs in „manchen Sprachen der Standpunkt des Volksbewuſstseins und der Sprache beständig ein phantastisch-poetischer bleibt. So z. B. im Arabischen, wo in dem Worte die ursprüngliche, sinnliche Bedeutung nie ganz verloren geht.“ Er sagt, daſs „hierin das überwiegend poetische Element und die Bilderfülle der arabischen Sprache liege.“ Wenn er dann richtig hinzufügt: „Wären wir uns ebenso der Urbedeutung jedes Wortes bewuſst, so würden wir unsere ganze Sprache nicht minder bildlich finden; wir haben uns aber durch gröſsere Reife der Abstraktion von diesem sinnlichen Elemente losgemacht“ — so dürfen wir wohl, unbeschadet unserer Hochachtung vor den Abstraktionen, daran erinnern, daſs die Betrachtung der Sprache nur dann zu richtigen Vorstellungen führt, wenn sie sich von diesem Standpunkt der Abstraktion fern hält und wirklich „unsere ganze Sprache bildlich findet.“ —

Interessant ist es zu sehen, wie in gewissen Perioden der Sprachbildung die sinnliche Bedeutung der Wörter mit der unsinnlichen kämpft, so daſs vielfach noch durch Hinzufügung näherer Bestimmungen dafür gesorgt wird, daſs diese letztere verstanden werde. So erklärt Albert Fulda: (Untersuchungen über die Sprache der homerischen Gedichte. T. I. Duisburg 1865) den pleonastischen Gebrauch von *ΘΥΜΟΣ ΦΡΗΝ*, bei Homer aus der Notwendigkeit, welche in einer früheren Sprachperiode vorhanden war, durch Zusatz dieser Wörter, welche innere Sinnesorgane bezeichnen, manche unsinnlich gemeinte Wörter verständlich zu machen. Zu Homers Zeit und später wurden diese Zusätze entbehrlich und erscheinen zu einer Zeit, in welcher wohl schon die ursprünglich sinnliche Bedeutung der durch sie erklärten Wörter vergessen war, rein überflüssig, als Pleonasmen. So meint z. B. Fulda (p. 29 sq.), daſs Xen. Anab. VII. 4, 1: *ὅπως φόβον ἐνθείη καὶ τοῖς ἄλλοις, οἷα πείσονται* das Wort *ἐντιθέναι* in der sekundären Bedeutung den Zeitgenossen ganz verständlich war, während Homer

hierfür noch den Zusatz φρεσί oder θυμῷ nötig hat z. B. Il. γ. 76: αὐτὴ γὰρ ἐνὶ φρεσὶ θάρσος Ἀθήνη θῆχ', so ζ, 140; λ, 146; ξ, 227; *I*, 459; δ, 729; *N*, 121 oder *O*, 561, 661: αἰδῶ θέσθ' ἐνὶ θυμῷ, so *Z*, 326; ω, 248; λ, 102; α, 361 cet. — So (p. 21) bedeutete χαῖρε δὲ θυμῷ anfänglich noch: er glänzte im Geiste, und, so lange noch die Wurzel χαρ in der Bedeutung glänzen vorkam, war θυμῷ wirklich erforderlicher Zusatz; nachher wurde χαῖρε θυμῷ formelhafter Ausdruck, und θυμῷ erscheint als pleonastisch. — Man vergleiche hierzu lateinische Ausdrücke, wie concipere mente, versare animo, volvere animo, agitare in mente, corpus horret. (Plaut.), animus horret (Vergil) cet. —

F. Lassalle (Die Philosophie Heraklits des Dunklen cet. Vorrede p. VI) sagt von der Heraklitischen Philosophie: „bei ihr komme es infolge ihrer inneren Eigentümlichkeit mehr als bei jeder anderen auf den Ausdruck selbst und seine sprachliche Wurzel zum Verständnis an,“ sie habe „vielleicht in höherem Grade, als die meisten Philosophieen an der Erfüllung jenes allgemeinen Gesetzes der Sprachentwickelung mitgearbeitet, die ursprünglich sinnliche Bedeutung der Wortwurzeln in begriffliche Bestimmungen überzuführen,“ und nehme deshalb „die eigentümliche Mittelstellung ein, dafs ihr die ursprünglich sinnliche Bedeutung des Wortes noch ebenso wesentlich ist, als die von ihr selbst mit ihm vorgenommene und nur mit Hilfe jener Primärbedeutung wahrhaft erkennbare Verarbeitung desselben zum geistigen Begriff.“ cet. Man vergleiche bei Heraklit Bilder, wie πῦρ, χρόνος, πόλεμος, εἱμαρμένη, ὁδὸς ἄνω κάτω, Δίκη, Εἰρήρη. (Lasalle l. c. T. I, p. 17.)

Wir können das Wesen der Mythenbildung hiermit zusammenstellen. Die Fetische stehen noch auf der Stufe der Einheit von Sinnlichem und Unsinnlichem. Es ist zur Personifikation, gerade, wie wenn die Sprache leblose Gegenstäude mit maskulinar- oder femininal-Formen bezeichnet. Sobald die Differenz sich dem Bewufstsein des Menschen aufdrängt, bemüht er sich um Ausgleichung, legt entweder seine Kunst in das Objekt und gestaltet es so seiner Idee gemäfs, oder er erkennt das Sinnliche als blofses Symbol — womit dann die Trennung im Bewufstsein vollzogen ist. Preller (Griechische Mythologie Bd. I. p. 2) sagt, dafs bei der Mythenbildung „die Anmut und Kühnheit der sinnbildlichen Übertragungen, welche die Vorstellung von einer Gedankenreihe zur andern zu finden weifs, nicht genug zu bewundern ist, aber sehr natürlich

mit den Schöpfungen der Sprache und den Abwandlungen jedes älteren Wortstammes verglichen werden kann, dessen Geschichte ja auch die einer fortlaufenden Reihe von Übertragungen eines elementaren sinnlichen Eindrucks auf immer entlegnere und künstlichere Vorstellungen zu sein pflegt. Weiter wurde, wie dieses gleichfalls bei den Wörtern zu geschehen pflegt, bei fortschreitender Entwickelung die erste Naturempfindung oft vergessen und nur das ethische Bild von Mut und Kraft, Schnelligkeit und Jugend — festgehalten und — ausgeführt.“ — H. D. Müller (Mythologie der griechischen Stämme. T. II, p. 12) sagt, daſs die Vergleichung der Sprach-Entstehung mit der Mythenbildung selbst Analogieen nachweisen könne zwischen den einzelnen Arten des Tropus: Metapher, Metonymie, Synecdoche, Personifikation und den mythischen Symbolen. Ein Symbol, z. B. Schwert und Wage des Richters ist in der Rede oft als Tropus zu gebrauchen, z. B. Schwert der Obrigkeit, Wage der Gerechtigkeit, der Entscheidung cet.

Die Sprache hält zuweilen die sinnliche und unsinnliche Bedeutung mit demselben Worte verbunden fest z. B. bei: vorstellen, Herz; zuweilen läſst sie die Urbedeutung fallen z. B. Angst. (gleich: Enge.) Je entschiedener nun das Bewuſstsein den Laut von der Bedeutung zu trennen vermag, desto gröſsere Unabhängigkeit von der Sprache scheint der Geist zu gewinnen, so daſs sie ihm zuletzt als eine Sammlung bloſser Zeichen erscheint, welche er als Mittel für seine Äuſserungen mit Willkür verwendet. — Von dieser Stufe spricht Bopp (Vokalismus p. 1): „Die Sprachen sind als organische Naturkörper anzusehn, die nach bestimmten Gesetzen sich bilden, ein inneres Lebensprinzip in sich tragend sich entwickeln, und nach und nach absterben, indem sie, sich selber nicht mehr begreifend, die ursprünglich bedeutsamen, aber nach und nach zu einer mehr äuſserlichen Masse gewordenen Glieder oder Formen ablegen, oder verstümmeln, oder miſsbrauchen d. h. zu Zwecken verwenden, wozu sie ihrem Ursprunge nach nicht geeignet waren.“

Es ist dies jener Standpunkt, von dem aus wir auch von der Herrschaft des Menschen über die Natur zu sprechen pflegen, vermöge welcher er sie nämlich seinen Zwecken dienstbar mache. Aber dies Verhältnis ist vielmehr als eine erweiterte Hilfsleistung der Natur aufzufassen, welche, je tiefer in ihr Wesen eingegangen wird, sich immer mehr als einziges Förderungsmittel für alle unsere Bedürfnisse nach jeder Richtung hin darstellt, so daſs sie für alles schon im voraus Befriedigung darbietet, was wir erst nach und nach als Bedürfnis in uns entdecken. Es zeigt sich damit

die zunehmende Herrschaft des Menschen über die Natur in Wahrheit als immer mehr erkannte Abhängigkeit von derselben.

So auch wird der Mensch die Herrschaft der Sprache, d. h. die wesentliche Abhängigkeit seiner Geistesentwickelung von derselben nur scheinbar los; das Wort hält ihn um so fester, je weniger er dies bemerkt oder sich eingestehen will. Wir verfolgen jedoch dies zunächst nicht weiter, sondern erkennen an, daſs die Sprache schlieſslich den Menschengeist zum abstrakten, zweckmäſsigen, verständigen Denken erzieht, welches dann um so erfolgreicher sich äuſsert und um so schneller zu arbeiten vermag, je mehr es das Wort als gleichgiltiges Zeichen zu verwenden versteht. Diese Fähigkeit der Sprache ist die dem „gesunden Menschenverstande" sofort einleuchtende, und sie wird bewundert und durch viele Übungen in der Erziehung und im Leben selbst ausgebildet; die Sprache wird so zuletzt — im weitern Sinne — zur „Geschäftssprache".

Um aber zu finden, was und wie Sprache bezeichnet, haben wir die bildliche Natur des Wortes wie des Satzes noch weiter zu untersuchen; wir haben bestimmter anzugeben, wie die Frage zu lösen ist, welche Max Müller (Vorles. T. I, p. 319 sq.) bespricht, „die Frage nach dem primum cognitum", „ob die Sprache aus allgemeinen Appellativen oder aus Eigennamen entsprungen ist", d. h. ob „jedes Wort so, wie es zuerst in Gebrauch kam, einen individuellen Gegenstand bezeichnete", oder ob „allgemeine Bezeichnungen zur Konstituierung der Sprache unbedingt notwendig sind" (p. 321). Als Verfechter der ersteren Ansicht nennt M. Müller „die Philosophen Locke, Condillac, Adam Smith, Dr. Brown und wenigstens bedingt auch Dugald Stewart, als Vertreter der letzteren: Leibnitz. Es heiſst bei diesem (Nouveaux Essais, lib. III, c. l. p. 297. ed. Erdmann): „Les termes généraux ne servent pas seulement à la perfection des langues, mais même ils sont nécessaires pour leur constitution essentielle." „Et il est sûr que tous les noms propres ou individuels ont été originairement appellatifs ou généraux." — Adam Smith ist dagegen überzeugt (vide M. Müller l. c. p. 319 sq.), daſs Aufstellung besonderer Namen in Form von Substantiven einer der ersten Schritte zur Bildung der Sprache gewesen sei; es sei also eine besondere Höhle, ein bestimmter Baum cet. mit einem besonderen Namen belegt worden, der dann weiter den ähnlichen Dingen zuerteilt wurde, und so wären die ursprünglichen Eigennamen zu Gemeinnamen geworden. M. Müller selbst kommt „durch eine nach den Grundsätzen der

vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache“ zu der Ansicht, daſs jede Wurzel „eine generelle, nicht eine individuelle Idee ausdrückt“. Adam Smith, sagt er, habe ohne Zweifel darin recht, daſs die erste Benennung auf ähnliche Dinge angewandt worden sei, aber die Entstehung der Namen selbst gehe aus einer allgemeinen Anschauung hervor. So sei z. B. antrum, Höhle vom sanskritischen antar, zwischen, drinnen abzuleiten, und „antrum bedeutete daher ursprünglich alles, was sich innerhalb der Erde oder sonst eines Dinges befindet.“ — „Ebenso (p. 324) verhalte es sich mit allen Nominibus. Sie drücken alle ursprünglich eines der vielen Attribute eines Gegenstandes aus, und dieses Attribut, mag es nun eine Qualität oder eine Thätigkeit sein, ist notwendigerweise eine allgemeine Idee. Das so gebildete Wort war zuerst nur auf einen Gegenstand berechnet, obgleich es naturgemäſs fast augenblicklich auf die ganze Klasse ausgedehnt wurde, welcher dieser Gegenstand anzugehören schien.“

Sagen wir nun zunächst genauer, daſs die Wörter nicht nur nach ihrem Ursprunge Allgemeines bedeuten, sondern daſs sie als Lautbilder notwendig und immer die Vorstellung nur allgemein zu bezeichnen imstande sind. Wie allerdings schon in der Natur der Wurzeln die ganze Fortentwickelung der Wörter in Bezug auf ihre Funktion, die Vorstellungen darzustellen, gegeben ist, werden wir später noch sehn.

Sodann aber ist nötig, daſs der Sinn bestimmt werde, in welchem wir das Wort allgemein hier zu nehmen haben. Wenn wir sagen, das Wort bedeute ein Allgemeines, so ist keineswegs gemeint, daſs seine Bedeutung alles Einzelne in sich schlieſse, worin die Vorstellung zur Erscheinung kommt, sondern gerade dies, daſs es mit den Einzelnen als solchen nichts zu thun habe. Die Vorstellung ist kein Einzelnes, sondern ein Bild, veranlaſst freilich durch eine Erscheinung oder durch einen Vorgang; und so ist das Wort ein Lautbild dieses Innenbildes, aber weder die Vorstellung noch das Wort ist ein Ausdruck des Dinges. Antrum ist also nicht Bezeichnung für alle einzelnen Höhlen, sondern es ist ein Lautbild, welches die Vorstellung von einem Innerhalb darstellt und deshalb für die Zwecke der Mitteilung geeignet ist, um Höhlungen zu bezeichnen. Das Wort: Der Mensch bezeichnet keinen einzelnen Menschen, aber ebensowenig alle Einzelnen; — an diese denkt das Wort gar nicht — sagen wir aber etwa: der Mensch ist sterblich, und meinen wir

so alle Menschen, oder die Menschheit, so haben wir es schon mit einer Figuration der Sprache zu thun.

Nichts ist falscher, als anzunehmen, daſs wir durch die Sprache die Dinge in der Welt bezeichnen. Wir haben an der Sprache freilich ein Mittel, um uns mit allen Dingen theoretisch in Verbindung zu setzen, aber ein durchaus künstliches, künstlich in dem doppelten Sinne, daſs die Sprache wesentlich nur Menschenwerk ist, Naturgiltigkeit nicht besitzt, nur unsere Beziehung zu den Dingen ausdrückt; und daſs es nur Werke der Kunst sind, durch welche dies gelingt: mittelst eines Einzelnen, nämlich mittelst eines Lautbildes, ein Allgemeines, nämlich die vorgestellte Idee, zu bezeichnen. Dies Lautbild kann als Symbol nur allgemein d. h. unbestimmt bezeichnen, es ist, innerhalb gewisser Grenzen, mehrfach zu deuten, bleibt mannigfacher näherer Bestimmung zugänglich, paſst auf alle ähnlichen Vorgänge und Dinge, wie diejenigen, welche zur Vorstellung Anlaſs gaben. Man kann sagen, daſs die Vorstellung von den Dingen nur dasjenige entnimmt, auf was sie merkt, daſs die Lautbilder nur Bezeichnungen dieser Merkmale sind, und daſs sie also an sich auf alles anwendbar sind, was nur in die Sphäre ihrer Merkmale gerät. Baum ist Baum, ob Feigenbaum oder Ceder, glänzen heiſst glänzen, ob es von einem Feuer ausgeht oder aus einem Auge hervorzubrechen scheint. Aus dieser Unbestimmtheit der Lautbilder erklären sich die Synonyma in den Sprachen. Curtius bespricht in Bezug auf „Das Vage der Wurzelbedeutung“ (Grundz. d. griech. Etym. p. 95) die Wörter für die Vorstellung: sehen, also die Wurzeln skav (ahd. scawôn, schauen), spak (gr. *σκοπός*, Späher), ak (lit. akis, Auge, oculus), *ϝιδ* (*ἰδεῖν*), dark (*δέδορκα*), *ϝορ* (*ὁράω*), und sagt: „Auſser diesen sechs Verben des Sehens haben wir nun noch eine Reihe anderer, die gröſstenteils sich als uralt erweisen, so, um beim Griechischen stehn zu bleiben, noch *λεύσσω, βλέπω, θεάομαι*. Dieselbe Vielheit läſst sich aber bei vielen anderen Begriffen nachweisen. Man denke nur an die vielen Wurzeln, welche sagen bedeuten, an die mannigfaltigen Verba des Glänzens und Schimmerns. In dieser Mannigfaltigkeit konkreter und ganz individueller Vorstellungen, welche alle die Fähigkeit, verallgemeinert und gleichsam Zeichen des Begriffs zu werden in sich tragen, liegt der Haupterklärungsgrund für die *πολυωνυμία*, mithin auch für die Vielheit der Sprache und für die Abweichungen selbst nahe verwandter Sprachen unter einander.“

Hält man fest, daſs die Wurzeln Darstellungen waren, Aus-

sagen, Sätze, und dafs die aus ihnen gebildeten Wörter nur mit beständiger Beziehung auf den Satz geformt wurden, so sieht man, dafs diese Lautbilder nichts ausdrücken wollten und konnten, dem ein bestimmtes, einzelnes Ding entsprochen hätte, sondern dafs es Gemälde, Weltanschauungen sind, welche wir selber schaffen; — selber schaffen, denn auch unsere Vorstellungen bilden ja nicht die Wirklichkeit ab, selbst unsere Farben- und Tonempfindungen reduzieren sich ja auf Schwingungen des Aethers, der Luft, wie die Naturforscher zeigen, und Schwingungen selbst, sind sie nicht wieder nur Gesichtsempfindungen von uns? — Alles nun, was die Harmonie einer solchen Bild-Schöpfung in uns nicht stört, sollte es auch unter anderen Umständen noch so viele anderweitige Betrachtung gestatten, wird leicht von demselben Lautbilde mitgemeint und bezeichnet.

Und so entdeckt sich an der Allgemeinheit der Bedeutung des Lautbildes die allgemeine, d. h. die unbestimmte Natur der menschlichen Vorstellungsbilder selbst, welche die Dinge der Welt ideell erfassen, nicht individuell, symbolisch, nicht real, sie darum auch nicht stückweise bezeichnen, sondern bündelweise. Hierin ist die notwendige Erleichterung der Weltauffassung gegeben, wie sie dem Menschengeiste verliehen ist, hierin auch die feste Begrenzung seiner Fähigkeit, die Dinge sich anzueignen. Natürlich meint in jedem konkreten Falle der Redende das Einzelne, Individuelle, nie aber kann er es sagen, und die sinnliche Welt, die Umgebung, der Zusammenhang mufs seine Meinung ergänzen. Darum versteht auch keiner den anderen vollständig durch die Rede; er versteht ihn nur, soweit er seine Stimmung teilt, seine Weltauffassung, Erfahrung; soweit er imstande ist, sich in seine Seele zu versetzen.

W. v. Humboldt (Versch. d. m. Sprachb. p. 66) sagt: „Keiner denkt bei dem Wort gerade und genau das, was der andre, und die noch so kleine Verschiedenheit zittert, wie ein Kreis im Wasser, durch die ganze Sprache fort. Alles Verstehn ist daher immer zugleich ein Nicht-Verstehen, alle Übereinstimmung in Gedanken und Gefühlen zugleich ein Auseinandergehen.“ — Wir mögen uns nicht enthalten, hier in kurzem den Inhalt eines Vortrags des Professor M. Bréal mitzuteilen, welchen er unter dem Titel: „Les idées latentes du langage“ veröffentlicht hat. Es heifst da (p. 8 sq.): „Je me propose de montrer qu'il est dans la nature du langage d'exprimer nos idées d'une façon très-incomplète, et qu'il ne réussirait pas à représenter la pensée la plus simple et la plus élé-

mentaire, si notre intelligence ne venait constamment au secours de la parole, et ne remédiait, par les lumières qu'elle tire de son propre fonds, à l'insuffisance de son interprète. Nous avons une telle habitude de remplir les lacunes et d'éclaircir les équivoques du langage, qu'à peine nous sentons ses imperfections. Mais si, oubliant pour un instant ce que nous devons à notre éducation, nous examinons un à un les éléments significatifs dont se composent nos idiomes, nous verrons que nous faisons honneur au langage d'une quantité de notions et d'idées qu'il passe sous silence, et qu'en réalité nous suppléons les rapports que nous croyons qu'il exprime.“ Bréal zeigt z. B., wie verschiedene Bedeutungen des Suffixes ier der Franzose je nach den Umständen erraten müsse in Wörtern, wie pommier, encrier, prisonnier, chevalier, voiturier, carrossier cet. Er sagt (p. 20), dafs die Sprache dem Gedanken nur zu seiner Entstehung den Anlafs gebe (provocation), mehr aber nicht, und vergleicht die Wirkung einer Horazischen Ode oder Periode des Demosthenes treffend mit einem Tizianischen Gemälde, welches seine Wirkung lediglich dem Gesamtschein verdankt, welcher verschwindet, wenn wir nahe herzutreten (p. 29 sq.). In der That zeigt die Sprache auch in dieser Erregung der Illusion durch die angewandten Kunstmittel jene Art der Wirkung, welche der Kunst eigen ist.

Wie wenig die Dinge sich decken mit den Lautbildern, durch welche wir sie bezeichnen, ist leicht zu sehn. Es giebt eine unzählige Menge von Dingen und eine unzählige Menge verschiedener Zustände der Dinge, unzählige Vorgänge auch zwischen ihnen, und nur eine beschränkte Zahl von Wörtern, von Kunstwerken, welche wir zu ihrer Bezeichnung verwenden. So fehlt für vieles, was wir doch empfinden, das Wort — man denke z. B. an die Empfindungen des Geruchs und Geschmacks, oder daran, wie entschiedene Abweichungen in der Art der Sinnesempfindung unbezeichnet bleiben, wenn wir gewisse Farben blau oder grün nennen, oder wenn wir gewisse Lust- oder Schmerzgefühle kenntlich machen wollen; dann wieder, als sei auf unserer Seite der Überflufs, haben wir für dasselbe Ding zahlreiche Synonyma, bilden auch besondere Namen für dasselbe Tier aus verschiedenen Wurzeln, nur um Geschlecht oder Alter zu bezeichnen u. d. m. Auch wechseln die Dinge, während das Wort für sie dasselbe bleibt, wie wenn von vepna gesprochen wird zur Zeit der Goten, im Ahd. von wâfan, jetzt von Waffen; es wechseln auch die Vorstellungsbilder, ohne dafs das Wort davon berührt wird, wie z. B. bei himins, himil, Himmel; bei *οὐρανός*,

coelum; und ebenso ändern die Wörter ihre Bedeutungen, obwohl die Dinge in ihrem Wesen beharren.

Man sieht, wie die Frage, ob die Wörter Individuelles bezeichnen oder Allgemeines, schief gestellt ist; weder Individuelles bedeuten sie, noch Allgemeines, bedeuten überhaupt nicht die Dinge, sondern — und zwar bildlich — nur uns selbst, nur unsere Welt. Allerdings sollen unsere Worte die Dinge bedeuten — und dies giebt dann die rastlose Arbeit für das Menschengeschlecht, welche gleichbedeutend ist mit der Aufgabe der geistigen Entwickelung überhaupt.

Wie demnach schon früher (p. 225) das Verhalten der Sprache uns daran erinnerte, daſs der Gegensatz von Sinnlich und Unsinnlich nur unserer Abstraktion angehört, so entnehmen wir ihr jetzt, daſs der Gegensatz von Individuum und Gattung eben nur von uns so gesetzt wird.

W. v. Humboldt (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 31) sagt: „Das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben. — Jenes Streben und der durch den Begriff der Menschheit selbst in uns gelegte Keim unauslöschlicher Sehnsucht lassen die Überzeugung nicht untergehen, daſs die geschiedene Individualität überhaupt nur eine Erscheinung bedingten Daseins geistiger Wesen ist.“

VI. Verhältnis der Sprache zu der menschlichen Entwickelung überhaupt. — Die Sprache als Mittel. — In welchem Sinne die Sprache unser Eigentum ist. — Das Denken und das Sprechen. Die sogenannte innere Sprachform. — Die Sprache des Bedürfnisses, die Sprache der Mitteilung, die Sprache der Prosa, die Sprache der Poesie in Bezug darauf, wiefern sie Sprache als Mittel verwenden. — Die Sprache an sich ist Verwirklichung des menschlichen Erkennens durch fortgesetzte Kunstschöpfungen; als Bild des Menschen vereinigt sie in sich sinnliche und geistige Natur, stellt nur eben dieses Mittlere dar, und hat hieran ihre Grenze. — Sprache bezeichnet ungenügend das Sinnliche, wie das abstrakt Geistige. — Untersuchung, wie der Kunstcharakter der Sprache die gesamte Entwickelung des Menschengeistes, namentlich in der Wissenschaft, bedingt. — Anhang: Analogie der Entwickelung von Schrift und Sprache.

Es sei uns vergönnt, ehe wir in die Erörterung des Einzelnen weiter eintreten, zum Abschluſs unserer Erörterungen von der

Wechselwirkung der Sprache und der Seelenthätigkeit einen Blick zu werfen auf das Verhältnis der Sprache zu der menschlichen Entwickelung überhaupt, dann anzudeuten, von welcher Bedeutung sich hierbei die Bildlichkeit der Wörter erweist, und wie namentlich die menschliche Wissenschaft von dem Kunstcharakter der Sprache bedingt wird.

Sprache ist so sehr eine dem Menschen wesentliche Lebensthätigkeit, daſs er ohne sie nicht zu denken ist. Darum fällt auch dies zuerst ins Auge, daſs die Sprache für ihn Bedürfnis ist, Bedürfnis ebensowohl für sein sinnliches Dasein, wie für seine geistige Entwickelung. Daraus ergiebt sich von selbst, daſs sie uns nach allen Seiten als bloſses Mittel zur Verwendung zu kommen scheint. Überall gehn wir ja bei unserer Betrachtung der Dinge von dem Interesse aus, welches sie für uns haben, und wir meinen zunächst, sie erkannt zu haben, wenn uns ihre Wertschätzung in Bezug auf uns gelungen ist, wenn wir sie im Verhältnis zu unserer Existenz bestimmt haben.

Es würde auch eine andere Art der Betrachtung gerade bei der Sprache fremd und ungehörig erscheinen, da sie ganz und gar dem Menschen angehört und eben nur dem Menschen. Ist sie doch viel deutlicher nur menschlich, als z. B. Vernunft, Geist, den auch die Tiere haben, zeigt sie doch allein deutlich, wie weit unser Denken von dem tierischen sich unterscheidet, beruht doch, um es mit Eins zu sagen, auf ihr der Charakter unseres Geschlechts. Auch haben die Untersuchungen, welche von alters her über den Ursprung und das Wesen der Sprache angestellt wurden, diese Vorstellung zur Grundlage, daſs die Sprache Bedürfnis, Mittel, daſs sie unser Eigentum sei. — Nun ist die Sprache aber nicht so unser Eigentum, wie etwa unsere Glieder, welche mit uns da sind und von selbst wachsen, eher so, wie die Luft, welche wir atmen. Diese nehmen wir auf mit unseren Organen, verändern sie, indem wir sie gebrauchen, und immer neu machen wir sie zu unserem Besitz. — Oder vergleichen wir mit dem Rechte, welches wir auf die Sprache beanspruchen, das Recht, mit welchem wir jene Summe von Vorgängen und Thaten, welche wir unsere Geschichte nennen, als unser Eigentum bezeichnen können. Zweifellos ist diese ein Produkt unserer Kräfte, wie sie sich an der Welt entfalten; sie wird stets neu von uns erschaffen; sie erhält sich als ein ideelles Besitztum, gleichsam als ein theoretischer Niederschlag der Prozesse, welche die Bemühungen der Einzelnen herbeiführten, in dem Gedächtnis, und nicht minder auch praktisch in der fortlaufenden

Arbeit der Geschlechter. Aber, wie wir eigentlich nicht unsere Glieder haben, welche vielmehr uns konstituieren, und noch weniger die Luft, obwohl sie uns immer zu Gebote steht, so lange wir imstande sind, sie uns anzueignen, so ist auch die Geschichte unserer Machtsphäre entrückt, derart, daſs wir willig in ihr das Wirken von Gesetzen ahnen, von Naturgesetzen, zu welchen vielmehr wir uns als Mittel verhalten. Alle unser Wesen konstituierenden Kräfte erscheinen so zugleich als unsere Herrscher und als Diener, — und namentlich in Bezug auf die Sprache ist deshalb immer wieder betont worden, daſs sie — wie die Kunst — göttlicher Natur sei, zum Geschenk uns verliehen, zu notwendigem Gebrauch. Rötscher (Kunst der dramatischen Darstellung p. 187) führt von der Bettina an (im Briefwechsel mit der Günderode): „Sprache und Rhythmus sind nicht nur Werkzeuge, sondern selbstschaffende Mächte und Melodieen gottgeschaffener Wesen, die in sich fortleben, jeder Gedanke aus der Seele hervor lebendig; der Mensch erzeugt die Gedanken nicht, sie erzeugen den Menschen.“ — Fichte (Reden an die deutsche Nation p. 119) sagt: „Es kommt darauf an, daſs eine Sprache (in ihrem Volke) ohne Unterbrechung fortgesprochen werde, indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen.“ —

Welcher Art ist also wohl unser Eigentum an der Sprache? — Daſs sie uns der Anlage nach verliehen ist, wird nicht bestritten werden können, und ebensowenig, daſs wir ihren wirklichen Bestand uns schaffen, ihre Verwendung uns erarbeiten. Wenn einerseits sie uns als dienendes Mittel überall zu Gebote steht, beweist sie doch vielfältig auch eine ihr eigentümliche Macht, der wir in unserer Entwickelung im ganzen wie in den Gedankenprozessen im einzelnen verfallen, und, wie man von den groſsen Ideen der Geschichte noch eher sagen kann, daſs sie den einzelnen und die Geschlechter beherrschen, als daſs sie von diesen ausgehen, so darf von unserm Eigentum an der Sprache nur so die Rede sein, daſs wir anerkennen, wie sie auch uns habe und beherrsche. —

Es wird damit nur in einem erweiterten Gebiete das Gesetz der Wechselwirkung der Seelenbewegung mit dem Laut anerkannt. „Die Sprache — sagt W. v. Humboldt (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 37) — erkennen wir als die erste notwendige Stufe, von der aus die Nationen erst jede höhere menschliche Richtung zu verfolgen imstande sind. Sie wachsen auf gleich bedingte

Weise mit der Geisteskraft empor, und bilden zugleich das belebend anregende Prinzip derselben. Beides aber geht nicht nacheinander und abgesondert vor sich, sondern ist durchaus und unzertrennlich dieselbe Haltung des intellektuellen Vermögens. Indem ein Volk der Entwickelung seiner Sprache, als des Werkzeugs jeder menschlichen Thätigkeit in ihm, aus seinem Inneren Freiheit erschafft, sucht und erreicht es zugleich die Sache selbst, also etwas Anderes und Höheres; und indem es auf dem Wege dichterischer Schöpfung und grübelnder Ahndung dahin gelangt, wirkt es zugleich wieder auf die Sprache zurück." — „Die Geisteseigentümlichkeit und die Sprachgestaltung eines Volkes stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung ineinander, dafs, wenn die eine gegeben wäre, die andere müfste vollständig aus ihr abgeleitet werden können. Denn die Intellektualität und die Sprache gestatten und befördern nur einander gegenseitig zusagende Formen. Die Sprache ist gleichsam die äufserliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache, man kann sich beide nie identisch genug denken." — Und, mit bestimmter Rücksicht auf die real vorhandenen Sprachen, heifst es daher p. 12: „So innerlich auch die Sprache durchaus ist, so hat sie dennoch zugleich ein unabhängiges, äufseres, gegen den Menschen selbst Gewalt übendes Dasein." —

Es erscheint die Sprache demnach mehr als eine Macht, welche durch die Menschen hervorgebracht ist, als von ihnen; man möchte sagen, dafs sie nur an ihnen sich entfaltet. — Wenig oder nichts schaffen Verstand, Einsicht oder menschlicher Wille an dem eigentlichen Bestande der Sprache. Hätte Reflexion einen wesentlichen Anteil an ihr, so würde ihr Ursprung, ihr Wesen der Reflexion sich leicht wieder erschliefsen. Vergebens aber versucht diese einzudringen; dunklere Arten des Vorstellens, Empfindens, Fühlens, Merkens verhelfen zu einer Vorstellung von ihrem Weben und Wesen. Wenn dennoch der logische Verstand Grammatiken aufstellt, Lexika sammelt und etymologisch ordnet, so kann ja solche Rubrizierung auch bei jeder Gattung der Naturgebilde erfolgen, denn Alles ist irgendwie auch unserm Verstande homogen geschaffen oder doch zum Teil zugänglich. Auch die Botanik ordnet die freie Pflanzenwelt nach Merkmalen und nach Reflexion, aber am wenigsten doch ist es Mencheneinsicht, ist es Verstand, in welchem die Idee der Pflanze wurzelt. Und wenn es schliefslich gelingt, in der Grammatik eine vollständige, angewandte Logik zu finden — freilich mit zahlreichen Unverständigkeiten gemischt —

so entnehmen wir doch nur dies hieraus, daſs, da durch den ganzen Menschen die Sprache zur Entwickelung kam, sicherlich auch jene Bestimmtheit und Konsequenz des Denkens, welche als logischer Verstand gern wie eine besondere, bevorzugte Abteilung des menschlichen Geistes gefaſst wird, in ihr sich wirksam bewies, und als die Ordnung in dem Sprachmaterial — namentlich in dem Gebiete der Syntax — abgesondert werden kann. —

Die gewöhnliche Ansicht denkt sich das Verhältnis des Gedankens zur Sprache derart, wie sie Form und Materie einander entgegenzustellen pflegt, daſs nämlich das Denken als bestimmend, die Sprache als bestimmt, jenes als das Inhalt Gebende und Herrschende, diese lediglich als das Empfangende und gehorsam Darstellende gefaſst wird. Es ist dies unrichtig, und muſs nach dem von uns entwickelten Gesetz der Wechselwirkung der Seelenthätigkeit und unserer Lautäuſserung beurteilt werden. Es ist nämlich deshalb hier von keinem Prius des Denkens die Rede, weil es sich als theoretisches eben nur an und mit der Sprache zugleich entwickelt. Mit den auf vorangegangenen Stufen der Sprachbildung durch Laute fixierten und somit wirklich gewordenen Bildern operiert die Seele, und sie zieht aus den Erfolgen dieser Operationen Schlüsse, trennt endlich die Operation selbst von den Objekten und kommt so zu einer Welt von Abstraktionen, von ihr eigentümlichen Begriffen. Wir erschlieſsen uns ebenso die Welt des Sichtbaren, Hörbaren, Tastbaren, Schmeckbaren zunächst durch die Anwendung der Sinnesorgane; unsere Wahrnehmungen bringen wir dann zur Korrektheit durch reflektierende Vergleichung, und endlich sondern wir den Sinn und seine Thätigkeit von den objektiven Bedingungen, unter denen er wirkt. Eben dadurch, daſs wir die Sinne gebrauchen, gewinnen wir sie zu unserm bewuſsten Eigentum. Aus dem Gesetz der Wechselwirkung ist andrerseits auch, wie wir hier einschalten, der neuerdings aufgestellte Satz zu verwerfen, welcher umgekehrt behauptet, daſs die Sprache es ist, durch welche die Vernunft verursacht würde. Wir können uns die Anschauung der interessanten Schrift nicht aneignen, welche ihn aufstellt. Es heiſst da u. a. (bei Geiger, Ursprung u. Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft. Stuttg. 1868. Bd. I, p. 105): „Die sprachliche Einzeldarstellung der Begriffsentwickelung — wird es zur zweifellosesten Sicherheit und Deutlichkeit erheben, daſs so lange die Sprache nicht unter Einwirkung von Schrift und Litteratur weit über den eigentlichen Zustand ihrer Reife hinausgeschritten ist, zwischen dem Bemerken und seinem Ausdrucke im

Laute nicht nur eine lange Zwischenzeit, wie bisher noch als möglich angenommen worden, nicht verfliefst, sondern es auch noch viel zu wenig wäre, wenn wir sagen wollten, er folge demselben unmittelbar wie der Schrei der Schmerzempfindung. Von allen den Verstandesobjekten, die wir in welcher noch so alten Zeit auch immer in einem Sprachlaute dargestellt erkennen, erscheint keines ihm wirklich als Ursache oder Veranlassung voraus: vielmehr, wie alle Entwickelung die Dinge zunächst aus ihnen ähnlichen unmerklich, alsbald aber, wenn sich die Reihe viele Glieder hindurch fortsetzt, bis zu gänzlicher Verschiedenheit verändert, so durchlebt ein jeder Laut für sich, unabhängig von jedem Zweck des Bezeichnens, Schilderns oder Äufserns, eine rein lautliche und körperliche Generationenkette von Verwandlungen, in welchen sich Vernunft und Geistesthätigkeit so wenig wie bei dem Wachstum der Tier- und Pflanzenkörper wirksam zeigen. Auf der andern Seite bleibt die Vermehrung des Bemerkens hinter der Fortentwickelung des Lautes stets einen Schritt zurück und rankt sich gleichsam an ihm empor, so dafs jeder einzelne Teil der Sprache dem ihm entsprechenden Einzelteile der Vernunft vorausgeht, und also auch nicht die Vernunft die Sprache, sondern nur die Sprache die Vernunft, wenn auch nicht vollendet und fertig die vollendete, verursacht haben kann.“ —

Wir halten dieser Auffassung gegenüber die tiefere Anschauung W. v. Humboldts fest: (Versch. d. menschl. Sprachb. p. 33.) „Da die Sprachen unzertrennlich mit der innersten Natur des Menschen verwachsen sind und weit mehr selbstthätig aus ihr hervorbrechen als willkürlich von ihr erzeugt werden, so könnte man die intellektuelle Eigentümlichkeit der Völker ebensowohl ihre Wirkung nennen. Die Wahrheit ist, dafs beide zugleich und in gegenseitiger Übereinstimmung aus unerreichbarer Tiefe des Gemüts hervorgehen.“ —

Wir kehren indes zu unserer Erörterung zurück. —

Es ist leicht einzusehen, woher es kommt, dafs der Gedanke der Sprache gegenüber als das Prius erscheint. Die Bewegung der Seele ist nicht sofort auch schon, was wir Gedanke nennen. Ein Reiz macht sich geltend, wird empfunden, wahrgenommen, wirkt Lust oder Unlust, äufsert seine Anregung in Bezug auf Einsicht und Willen, und die Reihe, welche er so durchläuft, wird keineswegs in gerader Linie durchmessen. Der Reiz kann z. B. je nach den Ideen-Assoziationen, welche zu ihm treten, verschieden anregen, stimmen und bestimmen, endlich aufgefafst werden; zwischen

mancherlei Möglichkeiten scheint die Seelenbewegung zu schwanken, und erst, wenn sie bestimmt ist und sich bestimmt weiſs, verdichtet sie sich zum Wort, vermag sie sich auszusprechen. Allerdings also ist der Geist, ist die Bewegung der Seele die Voraussetzung für das Eintreten der Sprache, aber diejenige Bestimmtheit der Seele, welche einem Lebensmoment den unwiderruflichen Abschluſs durch das Wort giebt, kann ihn sich eben nicht anders geben, als durch das Wort.

Man wird demnach sagen müssen, daſs die Bildung der Begriffe nicht weniger ein Sprachakt ist als ein Denkakt. Die ganze Bestimmtheit, welche den Begriff als solchen konstituiert, welche ihm im Fortleben durch Erweiterung, Einengung, Zuspitzung, Umwandelung zu teil wird, empfängt er dadurch, daſs er Sprachakt ist, und auch die Seele muſste ihn zum Sprachakt reif gekocht haben, damit er gesprochen werden konnte, d. h. ein sinnlich bestimmtes Dasein erhalten, an welchem nun zunächst die unendliche Bestimmbarkeit der Seele ihre Grenze fand; er muſste aber dann auch gesprochen werden, denn solche Bestimmtheit verträgt und trägt die Seele nicht mehr ohne Hilfe des Lautes. Wo feinere Nerven sind, die Empfindung leichter anklingt, wie bei den Weibern, tritt die Notwendigkeit, daſs die Seelenakte sich zum Laut artikulieren, früher ein. When I think, I must speak; sagt Rosalinde bei Shakespeare, (As you like it. Act. III, Sc. II) Do you not know I am a woman? —

Man betrachte einmal, wie Schleiermacher, der von sich selbst sagt (Brief an die Schwester vom 23. März 1799): „Es liegt sehr tief in meiner Natur, daſs ich mich immer genauer an Frauen anschlieſsen werde, als an Männer“ sich über seine Vorlesungen gegen sein „liebes Jettchen“, seine Braut, ausspricht: „Mit den ersten Stunden bin ich selten zufrieden, wie ich auch mit dem Eingang in meine Predigten am wenigsten zufrieden bin. Aber nun komme ich hinein und die Zuhörer auch. Alles ordnet sich bestimmter, es geht immer klarer hervor, daſs wir die Wahrheit ergriffen haben, der Vortrag wird immer leichter und oft überrascht mich selbst mitten im Vortrage etwas Einzelnes, was von selbst hervorgeht, ohne daſs ich daran gedacht hatte, so daſs ich selbst aus jeder einzelnen Stunde fast belehrt herauskomme.“ — (Brief vom 4. Dezbr. 1808.)

Der Sprachakt ist also die Vollendung des Denkakts, und daher nicht bloſs die Form für diesen, sondern er ist dieser selbst, wie er leibt und lebt. Er als Lautbild zeigt deshalb auch die-

selbe Unbestimmtheit der Symbolik, in welcher das Vorstellungsbild einen Daseins-Augenblick allein sich anzueignen vermag — Unbestimmtheit nämlich in Bezug auf die Bedeutung der objektiven Welt gegenüber. Nach W. v. Humboldts Vorgange hat man diese innerliche Seite des Wortes, die subjektive, notwendig einseitige und willkürliche Auffassung der Seele die innere Sprachform genannt. So heiſst es z. B. bei Lazarus: (Das Leben der Seele Bd. II, p. 102) „Wenn das Wort *βοῦς* bus Rindvieh bedeutet, so liegt offenbar in demselben kein anderer Sinn, als das Bu machende, und es ist Erfolg der inneren Sprachform, daſs das ganze Rindvieh nach dieser einen Eigenschaft seines Tones angeschaut, und wiederum, daſs unter dem Namen, welcher nur diese Eigenschaft andeutet, das ganze Rindvieh verstanden wird. So macht denn die innere Sprachform jene Empfindung, durch deren Reflex der Laut gebildet ist, zum festen Mittelpunkt der ganzen Anschauung, und wenn in späteren Anschauungen ein Ochse gesehen wird, ohne daſs er brüllt, so wird er nichtsdestoweniger mit demselben Namen genannt, denn infolge der gegenwärtigen Anschauung wird auch die frühere reproduziert, diese aber ist mit dem Laut verknüpft und infolge dieser Verknüpfung ist sie die bestimmtere, festere, durch die eigene Zuthat der Seele angeeignetere;“ cet. — Lazarus spricht dann auch von einer „sekundären inneren Sprachform“, sofern „der Gebrauch und die Fortbildung der Sprache einen ganz ähnlichen Fortschritt des Denkprozesses bewirkt, wie er in der Schöpfung der Sprache gegeben ist“. (l. c. p. 210.) Mehreres hierüber bei Steinthal (Typen d. Sprachb. p. 33—43) und bei Heyse (System d. Sprachw. p. 162). Das Vorstellungs-Augenblicksbild also, welches in Bezug auf seine Verkörperung in dem Lautbilde als dessen Inhalt, Seele, Bedeutung zu fassen ist, heiſst hier innere Sprachform. Es ist aber kein Grund, durch Einführung dieser Bezeichnung gleichsam eine neue Seelenstation anzulegen (wie sie etwa in dem Homerischen formelhaften Verse Od. II, 302; V, 181 cet. angedeutet zu sein scheint: *ἔπος τ' ἔφατ', ἔκ τ' ὀνόμαζεν;* so auch bei Herod. 3, 156: *ἔφη λέγων* oder Od. V, 183: *οἷον δὴ τὸν μῦθον ἐπεφράσθης ἀγορεῦσαι,* wo offenbar der Denkakt neben dem Sprachakt erwähnt wird), sobald man sich nicht einbildet, daſs wir auch ein anderes unbildliches und somit besseres und reineres Denken besitzen, als dasjenige ist, welches in der Sprache seinen Ausdruck findet, sobald also man Denken und Sprechen nicht auseinanderreiſst. Steinthal selbst scheint dies einzuräumen, wenn er sagt:

(Grammatik, Logik und Psychologie p. XXI) „Wir gestehen nicht bloſs eine Verwandtschaft zwischen Bedeutungslehre und innerer Sprachform zu, sondern meinen, die Bedeutungslehre, wahrhaft aufgefaſst, sei eben Darstellung der inneren Sprachform.“ Freilich, wenn er (l. c. p. 342) wieder versichert, „die innere Sprachform ist nicht selbst die Bedeutung, sondern nur die instinktiv gebildete Anschauung von derselben“, so benennt er den Blick, welchen er von innen auf die Entstehung der Bedeutung wirft, innere Sprachform, und, wenn er ihn von auſsen d. h. von der Sprache aus auf die innere Sprachform richtet, Bedeutung — aber damit bezeichnet er nicht zwei verschiedene Dinge, sondern seine beiden Betrachtungs-Standpunkte. Heyse (Sprachw. p. 162) macht es W. v. Humboldt zum Vorwurf, daſs er sich „in seiner Theorie nie ganz von dem Irrtum losmachen konnte, die innere Sprachform für identisch mit der allgemeinen Denkform zu nehmen und daher immer nur eine graduelle Verschiedenheit der Sprachen in ihrem mehr oder weniger gelungenen Streben nach einem jenseitigen Sprach-Ideal, nicht aber eine in der verschiedenen Sprach-Ansicht des Volksbewuſstseins begründete prinzipielle Verschiedenheit derselben begreifen und festhalten konnte“. — Heyse fährt fort: „Es giebt keine allgemeine, absolute innere Sprachform, sondern nur besondere; und die innere Form einer bestimmten Sprache ist die von dem Volksgeiste in bestimmter Weise ihm selbst vorgestellte allgemeine Denkform“, oder, wie er es auch nennt: „das reine — allgemeine — Denksystem.“ — Von diesem reinen Denken heiſst es, (p. 160) es sei „der Begriff, welcher nicht in dem Worte als solchem liege — seiner sprachlichen Natur nach — sondern gleichsam darüber schwebe und dem reinen, allgemeinen Geiste angehöre.“ —

Nun leugnen wir nicht, daſs das Wort Geist allgemeinere Bedeutung hat, als das Wort Begriff. aber wir leugnen, daſs dieser allgemeine Geist einerseits gleichsam über unsern Worten schwebe, andrerseits irgendwie unserer Begriffswelt angehöre. Diese vielmehr findet, wenn sie eine gewisse Bestimmtheit, Festigkeit erlangt hat, man kann sagen, wenn sie vor dem Bewuſstsein als ein Erkanntes steht, ihre Darstellung durchaus in der Sprache, und was darüber zu schweben scheint, ist entweder eine Seelenbewegung, welche die Reife zum Worte nicht zu erlangen vermochte, und deren Wellen noch nachzittern, oder welche in weiteren Worten noch dargestellt werden kann. Jener allgemeine Geist, den wir ahnen mögen, kommt gar nicht bei uns zur Form des Denkens

d. h. zur bildlichen Erfassung, darum auch nicht der Sprache. Wenn Heyse fortfährt: „Für ihn (den reinen, allgemeinen Geist) wird die besondere sprachliche Anschauungs- und Vorstellungsweise zu etwas Gleichgiltigem“ — so ist richtig, dafs der Gebildete ebenso lautlos zu denken, als der Geübte lautlos zu lesen imstande ist, vom Laute also zu abstrahieren vermag; aber sobald er den Gedanken sich klar und bestimmt erneuern will, ist er, wie ursprünglich, an das Wort, ja an den Buchstaben des Wortes verwiesen. Solches Begreifen, dem der sprachliche Ausdruck gleichgiltig wäre, schwebt dann freilich über den Worten, wir nennen es aber Gefasel. —

Es giebt also freilich keine allgemeine, absolute Sprachform, aber ebensowenig giebt es eine reine, allgemeine Denkform. Zwar sind es gewisse Grenzen, innerhalb deren sich alles menschliche Denken bewegt, und es können Formeln aufgestellt werden, wie die, dafs A = A, welche nirgend zu bestreiten sind, aber ist denn damit ein „reines, allgemeines Denksystem“ konstituiert, ein Schema, nach welchem ein in Wirklichkeit noch nie beobachtetes reines, Denken jedenfalls zu verfahren hätte? — Das reine Denken ist eben solches Hirngespinnst, wie es eine reine Sprache sein würde, welche anzunehmen freilich noch niemand eingefallen ist. Das ganze rein wissenschaftliche Interesse sowohl, wie demgemäfs auch die Erfolge auf dem Gebiete der Wissenschaft, wie sie vornehmlich den Völkern der indogermanischen Sprachfamilie zu eigen sind, erwuchsen an und mit ihrer flektierenden Sprache. Nur sie haben auch ein reines Denken erfinden können, nur bei ihnen hat eine Lostrennung des abstrakt Logischen in voller Schärfe sich zu vollziehen vermocht. —

Wenn daher in unserer Zeit wissenschaftliche Untersuchungen, welche von blofsen Begriffen, Abstraktionen ausgehen, in Mifskredit gekommen sind und mit Unglauben aufgenommen werden, wenn empirische Forschung als grundlegend gefordert wird, so ist auch klar, dafs, was Kant als „Kritik der reinen Vernunft“ zu untersuchen begann, fortzuführen ist als Kritik der unreinen Vernunft, der gegenständlich gewordenen, also als Kritik der Sprache. Die Verschiedenheit der wissenschaftlichen, moralischen, religiösen Begriffe, die Eigentümlichkeit des ganzen Volkslebens, die verschiedene geschichtliche Entwickelung bei den Nationen sind an sich genügend deutliche Zeichen, dafs ein allgemeines Denksystem dieselbe Abstraktion ist, wie es ein allgemeines Sprachsystem sein würde. „Es sollte doch — unserer Idee nach — allgemein so

gedacht, so gesprochen werden" — so mag allerdings hier gedacht werden, wie dort, und mit gleichem Rechte. W. v. Humboldt aber hat in seiner zurückhaltenden Darstellung recht, welche nichts behauptet, was sie nicht weiſs. Leibnitz freut sich in den nouveaux essais (lib. III, VII, 6), von der Besprechung bloſser Wörter zur Behandlung der Dinge übergehn zu können, aber er setzt hinzu: „quoique je crois véritablement, que les langues sont le meilleur miroir de l'esprit humain, et qu'une analyse exacte de la signification des mots feroit mieux connoître que toute autre chose les opérations de l'entendement."

Herder (Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschh. Bd. I, lib. IX, 2) sagt: „Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat. Die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durchs Wort dem Gedächtnis, der Rückerinnerung, dem Verstande, ja endlich dem Verstande der Menschen, der Tradition einverleibet: eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Mit den Leidenschaften des Herzens, mit allen Neigungen der Gesellschaft ist es nicht anders. Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Flut seiner Affekten in Dämme einschloſs und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte."

Als zu demselben Geschlechte der Menschen gehörig werden natürlich alle Volksstämme die Hauptpunkte des logischen Denkens anerkennen, aber ebenso ist ja auch die Verschiedenheit der Sprache eine begrenzte. Stoffwörter, Thätigkeitswörter, Wörter, welche Beziehungen bezeichnen, sind überall vorhanden und werden nach allgemeinen Denkgesetzen verwandt, d. h. nach solchen, welche in allen besonderen sich finden.

Wir sehen uns so mit dem scheinbar schrankenlosen Denken an ein scheinbar Äuſserliches gebannt, an die Sprache, und diese Sprache, obwohl von uns geschaffen und beständig neu geschaffen, bedingt und beherrscht uns, wie nur immer die Natur uns durch Klima, Nahrung u. d. m. bedingen mag. Aus Denken und Sprechen erbauen wir das Reich des Menschengeistes, in den Makrokosmus setzen wir einen Mikrokosmus, und, obwohl mit den Wurzeln dieses Reiches ruhend in der Natur, obwohl gehalten von ihr nicht minder, als umgrenzt, empfinden wir doch nur zu deutlich, daſs es lediglich Analoga des Universums sind, Bilder, mit denen wir uns behelfen. Omne, quod scitur, non ex sua, sed ex comprehendentium natura cognoscitur. (Boethius, cons. phil. V, 6 pr.) — Das Rätsel unseres Wesens ergiebt sich uns am anschau-

lichsten aus der Betrachtung der Sprache, als in welcher unsere Seele am bestimmtesten sich offenbart, und mit Recht sagt Pott (Ungleichheit menschlicher Rassen p. 94) er lege „ganz im Sinne der Naturforschung“ den Satz Nosce te ipsum! dahin aus: „Mensch, greife in deinen Busen, studiere die Unendlichkeit der Sprachen der Völker und sei gewiſs, damit ein gutes Stück deines Selbst, deines tiefsten und verborgensten Wesens zu erkennen und jedermanns Blicken offen vorlegen zu können.“

„Das ist eben das wahre Geheimnis, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von keinem gesehn.“

Und indem wir hier Schillers Worte: „An die Mystiker“ zu den unsrigen machen, wie es so ja von jedem geschieht, der eines anderen Worte für sich anführt, können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs eben nicht bloſs Wörter ihrer bildlichen Natur wegen den verschiedensten Sinn in sich selber haben und je nach der Umgebung, in welcher sie auftreten, kundgeben, sondern daſs auch ganze Gedanken — und Wortreihen — als erweiterte Bilder — sich mühelos und passend anderen Verbindungen einfügen, für welche sie ursprünglich nicht entfernt berechnet waren. Hierauf gründet sich denn die Möglichkeit die sogenannten Centones zu fabrizieren, wie z. B. den *Χριστὸς Πάσχων* oder die Centones Virgiliani. So sehr ist das Wort an sich selbst allgemein, d. h. unbestimmt.

Eine nähere Betrachtung derjenigen Verhältnisse, in welchen anscheinend die Sprache als bloſses Mittel gebraucht wird, soll uns genauer die Stellung bezeichnen, in welcher unser gesamtes Geistesleben der Sprache gegenüber sich befindet.

Sprache nimmt ihren Ausgangspunkt von den Individuen. Sie entsteht aus individuellen Reizen, wird sofort aber dadurch, daſs sie laut d. h. zum Laut wird, zum mächtigsten Bindemittel der Gattung, — die Nationalitätskämpfe unserer Zeit zeigen vielfach diese Macht — und man kann deshalb nicht unterscheiden zwischen einer Sprache, welche nur für das Individuum wäre, und einer Sprache der Gattung, aber doch läſst sich mit den Begriffen Individuum und Gattung eine Linie der Fortbewegung bezeichnen, auf welcher die Entwickelung der Sprache vor sich geht, und auf dieser Linie der Punkt des Anfangs und des Zieles, und man gewinnt, indem man ihre Richtung verfolgt, eine Übersicht über die beständig wachsende Benutzung der Sprache als Mittel. Vielleicht genügt hier das folgende Schema:

I. Es schafft zunächst das Individuum, welches die Sprache hervorbringt, eben nur für das Individuum; indem es ferner die Wirkung der Laute auf die anderen erkennt und benutzt, gebraucht es sie als Mittel zum Verkehr mit der Gattung, so weit diese in der Familie, im Stamm, im Volk seiner Einwirkung erreichbar wird.

II. Die Sprache der Gattung, sagen wir: die Volkssprache, wird dadurch auch zur Sprache des Individuums, und abermals teilt sich dann die Anwendung dieser fest gewordenen Überlieferung, indem sie sich richten kann auf die Individuen oder auf die Gattung.

Zwischen beiden Perioden liegt das durch Erweiterung des Sprachgebiets, durch Bildung einer Volkssprache erhöhte Bewufstsein, ferner eine gewisse Kultur, welche sich notwendig hieraus erzeugt, endlich als Ausdruck derselben das Eintreten der Schriftsprache. Die Sprache ist in dieser zweiten Periode ihrer Entwickelung dem Belieben des Individuums entrückt, sie entfaltet sich nunmehr nur weiter nach Konvention, denn der Einzelne hat nunmehr weder Recht noch Beruf, Sprache zu schaffen anders, als mit Rücksicht und in Analogie mit der vorhandenen, d. h. im Anschlufs an den usus. Von dieser Volkssprache gilt daher Aristoteles Definition (*περὶ ἑρμην.* 2): *ὄνομα μὲν οὖν ἐστι φωνὴ σημαντικὴ κατὰ συνθήκην* und, was er weiter erklärt: *ὅτι φύσει τῶν ὀνομάτων οὐδέν ἐστιν, ἀλλ' ὅταν γένηται σύμβολον.* — Da nun hiermit das freie Schaffen der Sprache notwendig ein Ende nimmt, diese vielmehr in die Dienste und Bedingungen des Volkslebens eintritt, so ist erklärlich, dafs nunmehr der Verfall der Lautsprache beginnt. Die reiche, überströmende Bildungskraft weicht vor den Anforderungen, welche der Verkehr auf Klarheit, Kürze, Bestimmtheit erhebt. Je mehr die Sprache als Mittel gefafst wurde, desto mehr kam es nur auf das an, was sie bedeutete; es störte das Verständnis, wenn die Fülle des Eindrucks, die Eigentümlichkeit des Reizes an dem Lautbilde noch farbig hervortrat; geschmeidigere Formen, gelenke Beweglichkeit wurde verlangt, und wenn im Anfange die Wurzel, dann das Wort es war, welches den Sinn trug, so war es nun der Satz, auf dessen Ausbau es ankam, indem der sinnvolle Mensch, das vorhandene Lautmaterial zu seinen Zwecken benutzend, Formwörter und Wortformen mit technischer Gewandtheit darstellte und so an Bestimmtheit und praktischer Brauchbarkeit für die Sprache gewann, was sie bei dieser Behandlung an Naturkraft und Lautfülle ein-

büfste. Es ist dies dann die Periode, in welcher, nachdem die Sprache als Kunst abstarb, eine Kunst der Sprache sich bildet, der Geschmack vieles Feine und Anmutige hervorbringt, der Affekt sich nicht weniger treffend, aber in gebildeter Zurückhaltung äufsert, auch die Feinheit des Ohrs sich bewährt nicht nur im Abschleifen, sondern auch im Anbau von Formen und in Wandelung von Flexionen.

Die Sprache, nach der Seite ihrer Verwendung als Mittel betrachtet, stellt sich, wie wir sie in unserm Schema, als der ersten Gruppe angehörig, der Periode der eigentlichen Sprachbildung zuwiesen, einmal als Sprache des Bedürfnisses dar, dann als Sprache der Mitteilung, wobei zu bemerken ist, dafs diese Verwendungen der Sprache mit dem Eintritt der Volkssprache nicht etwa untergehn, sondern, obwohl beeinflufst von dieser, als der natürlichen Existenz der Gattung entsprechend, bleiben, und sich für die weiter gehende Entwickelung der Sprache als Brunnen der Erfrischung und Erneuerung fruchtbar zeigen.

Und, was die zweite Gruppe betrifft, wenn nun die Sprache feste Gestaltung genommen hat, für welche das Eintreten der Schriftsprache das bestimmteste Zeichen ist, erzeugt sich eine Litteratur, so entwickelt der Menschengeist das doppelte Streben, einmal: die Welt, das Sein zu erfassen, wie es wirklich zu sein, zu bestehen scheint, für welche Darstellung der Prosa dann Angemessenheit, Klarheit und Bestimmtheit oberstes Gesetz ist; zum zweiten: diese Welt ihrem Scheine nach als Andeutung, Symbol eines Göttlichen oder vielmehr Mensch-Göttlichen zu fassen und darzustellen, für welche Kunst dann die sinnlich bildliche Sprache, eben die ursprüngliche Sprache des Individuums, so wie sie, erhoben und veredelt, auch in der Sprache der Gattung sich behauptet, die angemessene ist; — dies ist dann die Sprache der Poesie.

Fassen wir dies zusammen, so ergiebt sich eine vierfache Betrachtung der Sprache als eines Mittels: 1. für das Bedürfnis; 2. für die Mitteilung; 3. für die Prosa; 4. für die Poesie.

Giebt es auch eine besondere Sprache der Wissenschaft? Die Anhänger der Lehre von einem reinen Denken suchen allerdings den Bezug auf das Individuelle aus der Sprache gänzlich zu tilgen; nicht minder freilich müfsten sie sich aber auch der Volkssprache zu entschlagen bestrebt sein, da ihrer nur die Sprache der Gattung für die Gattung würdig ist. Manche sogenannte philosophische

Sprache hat diese Absonderung von dem sinnlichen, persönlichen und gemeinen Bewufstsein und von der gewöhnlichen Sprache der Menschen versucht.

Was nun aber die vier von uns aufgestellten Richtungen betrifft, nach welchen die Sprache als Mittel zur Verwendung kommt, so zeigt sich, dafs in keiner von ihnen sie völlig darin aufgeht, Mittel zu sein, dafs sie vielmehr ein eigenes Leben kundgiebt, welches über den Menschen Gewalt hat.

Schon bei kleinen Kindern kann beobachtet werden, dafs ihnen Äufserung durch den Laut ohne irgend welchen Zweck Naturbedürfnis ist. Man nennt diese Zungen- und Lippenübungen, das Schnalzen, Rollen, Blubbern, Bibbern, Gurgeln, mit welchem sie sich ausreichend selber unterhalten, Krahlen, Dahlen u. s. f. Becker (Organism der Sprache p. 5) sagt richtig: „Das Kind spricht nicht, um dadurch einem äufseren Bedürfnis abzuhelfen, sondern weil es am Sprechen, wie an allen Übungen organischer Kräfte, seine Lust hat: das Denken wird bei ihm sogleich ein Sprechen; daher ist das Sprechen beim Kinde meistens ein Mafsstab seiner intellektuellen Entwickelung." Und so ging auch in jener ersten Periode der Sprachbildung, welche die hervorgebrachten Laute in den Dienst des Bedürfnisses stellte, die Arbeit des sprachschaffenden Organismus nicht blofs infolge eines Zwanges vor sich, sondern auch das freie sich entzündende Interesse, z. B. an den verschiedenen Arten des Glanzes, rief Wurzeln hervor und hielt sie fest. Lazarus (Leben der Seele p. 72) führt Johannes Müller an: „Die Wirkungen der Vorstellungen erfolgen bei Alteration meist nach allen Richtungen, auf die Sinne, die Bewegungen, die Absonderungen. Aber auch die einfachen und affektlosen Vorstellungen bringen die lebhaftesten organischen Wirkungen hervor" und stellt dann „die allgemeine Thatsache fest, dafs jede, wenigstens jede neue Anschauung eines Dinges auch von der Erzeugung eines den empfangenen Empfindungen entsprechenden Lautes begleitet sein wird." — Und wenn nun der individuelle Laut sich endlich festsetzte, zur wirklichen Sprache wurde, bewirkte dies etwa das Bedürfnis, das keineswegs immer bestand, oder eine Art von Verabredung, deren irgend mögliche Tendenz ja weit über den Standpunkt des Bewufstseins auf dieser Sprachstufe hinaus gelegen hätte? Vielmehr war es eine eigentümliche Macht des Lautes, welche die Menschen an ihn fesselte, eine geheimnisvolle Macht, wie sie beim Besprechen

von kranken Körperteilen mit allerlei Unsinn noch heute vom Volke anerkannt wird.

Auch bei der Benutzung der Sprache als Mittel der Mitteilung zeigt sie an sich selbst gröſsere Kraft, als der Redende imstande ist mit irgend welchem Willen in sie hineinzulegen. Es entzündet sich nämlich an dem gesprochenen Worte nicht bloſs dessen Verständnis, sondern weitere Reihen von Bewegungen der Seele werden angeregt, bisher dunkel Gefühltes wird von energischem Lichte bestrahlt und findet das passende Wort, und der Redende erfährt im Reden selbst erst, was er alles sieht und will. Eben hierbei zeigt sich, wie die bildliche Natur des Wortes viel Weiteres noch berührt, als in jedem bestimmten Zusammenhange es sichtbar wird, so daſs dann weiter ein Gedanken dem anderen fast mechanisch anschieſst, um die ganze Sphäre des Bildes auszufüllen. Interessant ist in dieser Beziehung eine Bemerkung Lessings (Anti-Göze, 2): „daſs in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht“.

Was zuweilen gesagt wird: „der Fluſs der Rede habe den Redner hingerissen“, ist keine Phrase, wie dies besonders stark bei Improvisatoren hervortritt, welche dem Genius der Sprache vollständig anheimfallen. Durch die Mitteilung entzündet sich eben das Gefühl der Gemeinsamkeit der Individuen, und die Sprache zeigt sich als die wirkliche Vergesellschaftung des Menschengeschlechts. Darum beschränkt sich die Mitteilung sehr bald nicht mehr auf das vom Bedürfnis geforderte Maſs des Mitzuteilenden, sie macht sich unabhängig vom Gegenstande, d. h. sie hört auf, Mittel zu sein und erweist sich als ihr eigener Endzweck. Alles causer de choses et d'autres, die Thee- und Kaffeegespräche, der sogenannte Klatsch ist nichts als Mitteilung um ihrer selbst willen und zeigt die selbständige Macht der Sprache.

Wenden wir uns nun weiter zu der relativ fertigen Volkssprache, zur Sprache der Bildung, und hier zunächst zur Prosa, so erscheint die Sprache in dieser Verwendung völlig als Mittel, als bloſses Zeichen einer Bedeutung, und man findet es als ungehörig und störend, wenn sie, als wäre sie etwas für sich, ihre Reize, ihre Macht geltend machen will. Geschäftssprache und Sprache der Wissenschaft — das heiſst eben Sprache im Dienst, welche nur insoweit geduldet wird, als sie eben dient. Und doch

zeigt gerade in dieser Sphäre die Sprache die gröfste Macht, wo man sie am wenigsten gelten lassen möchte; in diesem Gebiete menschlicher Kultur, wo sich der Mensch am freiesten wähnt, gerade hier bedingt er sich am entschiedensten, und die Schranken seiner Natur halten ihn am engsten umschlossen. Denn das Eintreten der Kultur bezeugt sich sprachlich durch Verwendung der Laute zur Bezeichnung der unserer Seele eigenen und eigentümlichen Beziehungen. Das Bewufstsein sondert der Seele Wirken von den im Wechselverkehr mit der Welt hervorgebrachten Wirkungen, es stellt sich auf sein Ich, und für diese Abstraktionen, Beweise seiner Eigenkraft, sucht es dann die sprachlichen Bezeichnungen, wobei die Natur selbst ihr emanzipiertes Geschöpf nicht mehr unmittelbar unterstützt. Und hier zeigt sich, wie wenig der Mensch die Sprache durch sich selbst hervorzubringen imstande ist, wie er nur gerade künstlerisch, formend sich zu ihr verhält; denn je entschiedener seine geistige Kraft und Freiheit hervortritt, destoweniger ist er fähig, ihr den sprachlichen Ausdruck zu geben. Hand in Hand mit der Natur gelingt ihm die Sprache, emanzipiert von derselben stellt er sich über diese Sprache und erfährt bald, dafs er unter ihr steht. Zurückgewiesen an den bereits gesammelten Sprachschatz, welcher ihn umschränkt, wie das Band der Sitte, wie die geschichtlichen Bedingungen, unter denen er lebt, bemüht er sich dann, mit den vorhandenen Ausdrücken noch anderes zu sagen; es gelingt ihm dies, denn sein eigener Geist ist dem Weltgeist nichts Fremdes, er bezeichnet durch Analoga mit dem unbewufsten Geiste seine bewufste Thätigkeit d. h. er spricht uneigentlich, in Bildern, welche er den Bildern seiner Naturperiode entlehnt, in Bildern also von Bildern. Damit aber, meint er, sei ihm nicht geholfen, denn Bestimmtheit, nämlich in den Reihen und Ordnungen, wie er selber sie setzt, ist sein Ziel und sein Stolz. — Und diese zu erreichen bedarf es der Konvention durch den usus, der Feststellung durch die Grammatik, der Definitionen, einer Abgrenzung der Synonymen, der Feindschaft gegen die Bilder, der Feinheiten einer Stilistik. Es ist weiter nötig eine Ausscheidung des gebildeten Ausdrucks von dem ungebildeten, welche dann sich bis zur Konstituierung verschiedener Idiome innerhalb derselben Volkssprache steigern kann, eine reichhaltige Terminologie, welche die allein giltige Bezeichnung für jede Sphäre wissenschaftlicher oder praktischer Thätigkeit angiebt; eine Sprache der Höflichkeit, eine Geschäfts-, eine Gelehrtensprache grenzt sich ab; — vergessen wir nicht die

besondere Sprache des Rechtes und Gesetzes, bei welcher jeder Buchstabe von Wichtigkeit ist — und, wenn nun dies alles vollbracht ist, die Sprache Mittel geworden ist, um in jeder Rubrik, für welche der kluge Mensch sie bestimmt, gebraucht zu werden, hat er dann die Sprache in höherem Grade sich zu eigen, zu Dienste gestellt, oder sich nicht vielmehr ganz und gar gebunden an die Sprache, sich abhängig gemacht von seiner eigenen Schöpfung? — Ihn bestimmt und beherrscht der Sprachgebrauch — usus tyrannus — nicht bloſs der Form nach, im Ausdruck, sondern auch dem Inhalt nach, im Denken. Auflehnung des Individuums gegen die Sprache ist Auflehnung gegen das Herkommen, gegen die Bildung, gegen Sitte, Gesetz, Religion, gegen „den gesunden Menschenverstand", gegen „die öffentliche Meinung" — der sich Auflehnende wird zum Märtyrer, um vielleicht durch seinen Tod einem neuen Begriffe, einem neuen Wortbilde Anerkennung zu verschaffen, wie Sokrates seinem *δαιμόνιον*, wie Christus seiner Kindschaft Gottes. Denn mit der Volkssprache, dem Werke der Abstraktionen so vieler, hat der Einzelne sein Recht auf Eigensprache verloren, er übt es nur dann mit Sicherheit, wenn er sich jenem Sprachgeist überläſst, der nun über die Menschen herrscht; fern davon, mit eigener Macht diese Sprache umformen, erneuern zu können, blüht und welkt sein Geist mit dieser dahin. Ist doch die Sprache ein so wesentlicher Faktor zur Durchführung jener Ideen, durch welche die Geschichte der Menschen zu geahnten, aber unerkannten Zielen hinsteuert, und zwar gerade die Sprache der Prosa, des menschlichen Verstandes.

Wenn die Dinge durch ihre Vielnamigkeit nach und nach zu mehrseitiger, d. h. zu sicherer Anschauung und Betrachtung bei den Menschen gelangten, wenn die verschiedenen Umstände, in welche der usus die Worte bringt, deren bildliche Unbestimmtheit allmählich beschränkten, und sie so in ihrer Bedeutung befestigt zu sein schienen, dann übertragen sie sich so von Generation auf Generation, und verbinden diese zu einem langlebenden Individuum, dessen intellektuelle Entwickelung sie stützen und bewahren. Das Wort ist es, welches den politischen Parteien ihre Fahne giebt: Hie Welf, hie Waiblingen! die Phrasen, um welche sie sich sammeln: Ruhe und Ordnung! Freiheit und Gleichheit! In gewissen Perioden bindet sich die geschichtliche Erscheinung der Religion an bloſse Terminologie: Monophysiten, Monotheleten, Erleuchtung, Trinität, „das ist" und „das heiſst" — und nicht minder der wissenschaftliche Eifer, wenn er mit Benennungen Keulenschläge

zu führen meint: Atheist, Pantheist, Idealist, Realist. — Sehen wir zunächst ab von der inneren Berechtigung, mit welcher wir solche Begriffe als feste, stets mit derselben Bedeutung verbunden, ins Feld führen — wer aber weiſs nicht, daſs solches Feldgeschrei auf die Menschen wirkt, wie ein Trompetensignal auf das Schlachtroſs, daſs die durch ihre Zahl herrschende Menge der ausgegebenen Parole folgt, blindlings, bis zum Tode, — und was wissen diese Begeisterten meist Näheres von der Sache? — daſs aber ohne Parole sie gar nicht in Bewegung zu setzen ist? — Herder (Spruch und Bild in den Zerstreuten Blättern Bd. 21. p. 110) sagt: „Wie selten sind die eigentümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen! Man folgt so gern anderer Rat, sieht, auch wenn man mit eigenen Augen zu sehen glaubt, so oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache!“ — Bei Schopenhauer (Welt als Wille u. Vorst. Bd. 2. p. 159) heiſst es: „Man behilft sich mit einem Helldunkel, in welchem sich zu beruhigen man gern nach Worten greift, zumal nach solchen, die unbestimmte, sehr abstrakte, ungewöhnliche und schwer zu erklärende Begriffe bezeichnen, wie z. B. Unendliches und Endliches, Sinnliches und Übersinnliches, die Idee des Seins, Vernunft-Ideen, das Absolute, die Idee des Guten, das Göttliche, die sittliche Freiheit, Selbsterzeugungskraft, die absolute Idee, Subjekt-Objekt u. s. w. Mit dergleichen werfen sie getrost um sich, meinen wirklich, das drücke Gedanken aus und muten jedem zu, sich damit zufrieden zu stellen: denn der höchste ihnen absehbare Gipfel der Weisheit ist eben, für jede mögliche Frage dergleichen fertige Worte in Bereitschaft zu haben. Dies unsägliche Genügen an Worten ist für die schlechten Köpfe durchaus charakteristisch“ — „aber man soll wissen, daſs die schlechten Köpfe die Regel, die guten die Ausnahme, die eminenten höchst selten, das Genie ein portentum ist.“

Wie durch Veränderung der Wortbedeutungen Sitte und Gesetz und damit der ganze Staatsorganismus umgewandelt wird, erwähnten wir schon oben (p. 135). Dahin zielt Tacitus (Germ. 19) nemo illic vitia ridet: nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur; und Seneca (cf. Ernesti zu Tac.): desinit esse remedio locus, ubi quae fuerunt vitia, mores sunt. — Es ist so nicht gleichgiltig, ob in der Politik unserer Zeit die Wörter Recht, Sittlichkeit, Achtung vor der Nationalität, Gewissensfreiheit, Verbrüderung der Völker u. d. m. Mode werden, mag es zunächst auch mit der Sache nicht immer zu ernstlich gemeint sein, denn dem Namen

folgt notwendig auch die Sache, wenn nämlich die Namen überhaupt zu Schlagwörtern werden konnten.

Wenn nun in der Sprache der Prosa es die Konvention ist, welche der Volkssprache Gewalt über den Einzelnen verschafft, so ist es in der Sprache, sofern sie der Poesie als Mittel der Darstellung dient, die ursprüngliche Naturkraft, welche die Selbständigkeit und künstlerische Besonnenheit des Dichters, wie die Gesamtauffassung des Kunstwerks seitens des Hörers bedroht und beeinträchtigt. Denn es ist die Sprache des Individuums, welche der Dichter mitten innerhalb der Kultur wiederzuergreifen sucht, welche er aus dem Material der schon gebildeten Sprache neu zum Leben ruft, welche ihm dann unzertrennlich zusammenschmilzt mit dem Gehalt seiner Dichtung, und, da sie jeden einzelnen Moment beherrscht, die ganze Kraft des Dichters fordert, damit er über diesen Einzelmomenten, über der Gewalt der neu erweckten Natursprache sich die Herrschaft und damit die Einheit seiner poetischen Komposition erhalte. Diese Machtäufserung der Sprache macht sich übrigens auch im Gebiete der Prosa bemerklich, wenn durch die eigentliche Rede ein prosaischer Gehalt an bestimmte Individuen mitgeteilt wird und nun die sinnliche Lebendigkeit der Situation den Redner, wenn auch auf höherer Stufe des Bewufstseins und der Kultur, zurückgreifen läfst auf die Sprache des Individuums. Dann herrscht leicht die glückliche Zeichnung, die affektvolle Darstellung der Momente über die Sache selbst, so bei dem Redner wie bei dem Hörer. Dionysius Hal. (de Isocr. jud. c. 12) weifs dies, wenn er sagt: *βούλεται δὲ ἡ φύσις τοῖς νοήμασιν ἕπεσθαι τὴν λέξιν, οὐ τῇ λέξει τὰ νοήματα,* aber nicht die *φύσις* will es, sondern die Besonnenheit des Menschen. Aristoteles spricht hiervon im ersten Kapitel des dritten Buchs seiner Rhetorik. Er weist dort zunächst auf die grofse Wirkung des Vortrags hin (*ὃ δύναμιν μὲν ἔχει μεγίστην τὸ περὶ τὴν ὑπόκρισιν*) — und bemerkt, dafs in Bezug auf ihn die Rhetorik dasselbe erstrebe, wie die Poesie (*δῆλον, ὅτι καὶ περὶ τὴν ῥητορικήν ἐστι τὸ τοιοῦτον ὥσπερ καὶ περὶ τὴν ποιητικήν*), sofern auch sie dem Schein dienen müsse (*πρὸς δόξαν*) wegen der diesem Scheine dienenden Schwäche der Menschen. (*διὰ τὴν τοῦ ἀκροατοῦ μοχθηρίαν.*) Noch wichtiger und mehr Sache einer Kunst sei der sprachliche Ausdruck. (*ἔστι φύσεως τὸ ὑποκριτικὸν εἶναι καὶ ἀτεχνότερον, περὶ δὲ τὴν λέξιν ἔντεχνον.*) Die Gewalt des Ausdrucks verschaffe den Dichtern auch bei unbedeutendem Gehalte grofses Ansehn, und deshalb mache man ihn dichterisch, wenn man in gleicher Art sich Wirkung

sichern wolle. Auch jetzt noch meine die Mehrzahl der Ungebildeten, dafs solche Redner am besten sprächen. (*ἐπεὶ δ' οἱ ποιηταὶ λέγοντες εὐήθη διὰ τὴν λέξιν ἐδόκουν πορίσασθαι τήνδε δόξαν, διὰ τοῦτο ποιητικὴ πρώτη ἐγένετο λέξις, οἷον ἡ Γοργίου. καὶ νῦν ἔτι οἱ πολλοὶ τῶν ἀπαιδεύτων τοὺς τοιούτους οἴονται διαλέγεσθαι κάλλιστα.*) (In Bezug auf die sogenannte *ποιητικὴ λέξις* haben wir schon früher das Nötige bemerkt. [Vide oben p. 50.]) —

Und auch in anderer Weise noch zeigt die Sprache, wie sie im Dienste der Poesie verwandt wird, in den Litteraturen der Völker sich mächtig; indem sie nämlich von dem Inhalt der Dichtungen sich loslöst, in die Vorstellung der Empfänglichen übergeht und eine Menge von bildlichen Darstellungen, von blühenden Phrasen regsamen Talenten zum Gemeingut überliefert. Es wuchern dann solche Hervorbringungen, denen vor allem die Originalität fehlt und deren Meistern zuzurufen ist:

„Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?“

Wir sahen, dafs die Sprache nicht nur Mittel ist für den Menschen, sondern wesentlich auch eine Macht für sich. Sie wird als ein Notwendiges für unsere Natur hervorgebracht, und zwar in dem Mafse, als wir anfangen zu erkennen. Zuerst verwachsen mit dem Denken löst sie sich scheinbar als ein blofs Äufserliches, als Mittel, von diesem ab, sobald es zu Abstraktionen kommt. Aber diese Ablösung ist selbst nur Abstraktion; in Wirklichkeit bildet der Sprachschatz auch den Schatz des Erkennens. Sie erscheint so einerseits als das höchste Geschenk, welches dem Menschengeschlecht verliehen ist, sofern sie demselben den Besitz aller ihm eigenen höheren Geistesgüter vermittelt, andererseits ist sie eine Beschränkung vermöge der Festigkeit ihrer sinnlichen Natur, welche vom Bewufstsein zwar bemerkt, keineswegs aber beherrscht wird. Herder (Ideen zur Philos. d. Gesch. Bch. 9, 2) bezeichnet mit Lebhaftigkeit die „Unvollkommenheiten, welche in der Sprache, unserm einzigen Mittel der Fortpflanzung menschlicher Gedanken, liegen,“ und doch, fährt er fort, „sind wir mit unserer Bildung an die Kette geknüpft: sie ist uns unentweichbar“. — Unsere Sprache wie unsere Geschichte stellen ein ununterbrochenes Wollen dar — sie weisen durch das, was sie verweigern, den Menschengeist über die Erde hinaus, ohne sie verlassen zu können. Als Selbstzweck gefafst ist demnach Sprache zu betrachten als Verwirklichung des menschlichen Erkennens in Form eines sich stets erneuernden Lautprozesses; sie ist die

Darstellung eines Ideellen durch eine Kunst, deren Schöpfungen unablässig erfolgen. Es quellen diese Schöpfungen aus einem Kunsttriebe, so lange die Sprache noch sich bildet, aus einem Kunstsinne, wenn die Sprache abgeschlossen als Volkssprache vorliegt. H. Leo (Nominalistische Gedankenspäne p. 124) sagt gut: „Die Sprache ist das erste Kunstwerk, was der zum Bewufstsein kommende Mensch schafft oder nachschafft, und zugleich das erste Kunstmittel, was er gewinnt zu weiteren Kunstschöpfungen, und es ist ein bedeutender Fortschritt in der Erkenntnis des Menschen, — dafs man jetzt Sprachen lernt nicht blofs, um sich den Gedankeninhalt, den sie offenbaren, anzueignen, sondern zugleich um sie selbst als herrliche, architektonische Geisteswerke kennen zu lernen und sich an ihrer Kunstschönheit zu erfreuen." Es beeinträchtigt aber den Kunstcharakter der Sprache nicht, dafs die ganze Gattung an ihrer Hervorbringung zu arbeiten scheint; in der That sind auch hier der Schaffenden nur wenige, der Nachahmer und derer, welche die Schöpfungen weiter verbreiten und popularisieren, die meisten. Im übrigen gilt, was Goethe sagt: (Einleitung zu den Propyläen Bd. 24 Gr. A. p. 221) „Jede Kunst verlangt den ganzen Menschen, der höchst mögliche Grad derselben die ganze Menschheit." —

Als Kunst nimmt die Sprache eine Mittelstellung ein zwischen den geistigen Strebungen der Menschen und den Hervorbringungen, welchen wir eine blofs sinnliche Existenz zuerkennen. Herder (Ideen cet. l. c.) sagt richtig, die Sprache stünde mitten inne zwischen „blofser Spekulation" und „reiner Anschauung," durch sie „habe uns die Gottheit einen sicherern Mittelweg geführt". — Demnach sind die Grenzen, in welche uns die Sprache einschliefst, nach unten hin zu bestimmen, denn die Kunst beginnt erst mit der Freiheit, und nach oben hin, denn die Kunst hört auf mit dem Denken der Abstraktion. Erst da tritt Sprache ein, wo das Sinnliche aus dem Dunkel der Empfindung sich zu einer gewissen Helligkeit erhoben hat, so dafs es eben erkannt werden kann, und andererseits bricht Sprache dann nicht mehr hervor, wenn das Bewufstsein als rein geistig sich dem Sinnlichen gegenüberstellt. So bildet auf der einen Seite die Grenze: die Interjektion, auf der andern: die Metapher. — Wir erörtern dies noch näher.

Und zwar ist zunächst deutlich, wie wenig es den Lautbildern der Sprache gelingt, das Individuelle auszudrücken. Wir meinen hiermit zunächst nicht die Mangelhaftigkeit und Unbestimmtheit

der vorhandenen Sprachen, also die unzulängliche, notwendig einseitige Urbezeichnung z. B. der Schlange, serpens, als der kriechenden, oder die Relativität von Quantitätsausdrücken, wie klein, grofs, viel, wenig, oder die Unfähigkeit, die sinnlich bestimmten Zeiten und Orte zu bezeichnen, sondern die wesentliche Grenze, bis zu welcher die Sprache überhaupt nur vordringt, ihrer Natur nach nur vordringen will und kann. Die verschiedensten individuellen Auffassungen müssen sich mit demselben Worte, dem stehend gewordenen Begriff, begnügen; für viele Wahrnehmungen fehlen vollständig bezeichnende, also unzweideutige Bezeichnungen, und es hängt von zufälligen Umständen ab, ob das Individuelle immer richtig ergänzt wird. Da schliefslich alle Bedeutungen nur symbolisch und unbestimmt das Wort umschweben, dem Laute nur lose anhaften, so knüpfen sich an denselben Laut nach und nach sehr viele Bedeutungen, und die Wörter müssen ihre Machtsphäre beständig vergröfsern. Wozu wird z. B. nicht der Name Fuchs, vulpes? Es heifst so auch ein Mensch mit roten Haaren, ein Pferd, ein schlauer Mensch, ein Schmetterling, ein Friedrichsd'or, ein junger Student, das Rauchwerk von Füchsen, ein Glücksstofs beim Billardspiel u. d. m. — Wollte man das Einzelne als Einzelnes festhalten, weil es entweder so wertvoll war, dafs es für sich besondere Geltung forderte, wie z. B. die menschliche Person, die nicht blofses Exemplar ist, oder weil es mit solchen persönlichen Interessen sich verband, so gab man Eigennamen. Hier ist nun schon Konvention, nicht freies Schaffen; es ist nicht anders, als wenn etwa Ziffern zu Hülfe genommen werden, um die ursprünglichen nomina appellativa zu nominibus propriis zu machen. Etymologisch genommen giebt es nämlich (cf. Pott, über die Personennamen) keine propria, nur appellativa, und schon Leibnitz (nouveaux essais lib. III, 3, 1) sagt: „que les noms propres ont été ordinairement appellatifs c'est à dire généraux dans leur origine.“ Eigennamen gehören deshalb auch keiner bestimmten Sprache an, obwohl sie dem Lautmaterial dieser oder jener entnommen sind. —

Sprechen wir im besonderen von den Bezeichnungen der Sinnes-Eindrücke. Es sind z. B. Geschmack und Geruch Sinne von sehr individueller Art, während Gesicht und Gehör allgemeiner, freier vom unmittelbaren Bedürfnis verwandt werden; die ersteren haben deshalb für ihre Wahrnehmungen nur eine dürftige Auswahl sprachlicher Bezeichnungen, die letzteren eine sehr reiche. Auch sage man nicht, dafs es zufällig sei, wenn für diese oder jene

Modifikation des Geruchs oder Geschmacks ein Wort nicht gebildet wurde. „Es riecht brenzlich, es schmeckt angebrannt“ sind Schlüsse, aber keine einfachen Bezeichnungen, und man fühlt, dafs so individuelle, unendlich variable Empfindungen zu einem bestimmten Worte nicht werden können; eine körperliche oder eine Lautgebärde machen sie in dem engeren Kreise, für den sie überhaupt Interesse haben, genugsam deutlich. Auf höheren Stufen der Wahrnehmung können Schattierungen, für welche eigene Wörter fehlen, durch Zusammensetzungen bezeichnet werden z. B. kreideweifs, blutrot, grasgrün, silberhell, goldgelb, gallebitter, rehfarben, oder durch Ableitungen z. B. bläulich süfslich, schmackhaft; namentlich wird, wie in pechschwarz, honigsüfs, bleischwer cet. durch abgekürzte Vergleichungen ein Wortbegriff erst künstlich gewonnen. Die Geschmacksempfindungen werden nach ihrer chemischen Natur bezeichnet: sauer, salzig, bitter, alkalisch, faulig, oder sie sind übertragen: scharf, herb, oder sie deuten nur auf die Objekte der Empfindung, wie „es schmeckt nach — Wanzen,“ fettig, wässerig, holzig, gewürzhaft, bierig, mehlig, metallisch cet. Der noch dunklere Sinn des Geruchs entlehnt seine Bezeichnungen dem Geschmack: sauer, süfs, herb, (narkotisch), gewürzig, faulig cet. Aber auch bei den höheren Sinnesempfindungen des Hörens und Sehens müssen vielfach die Bezeichnungen für den einen Sinn auch für den andern benutzt werden, wovon wir oben (p. 155 sq.) eine Reihe von Beispielen gaben.

Es verhält sich nicht anders mit den Ausdrücken für die sogenannten inneren Empfindungen. Man kann im allgemeinen sagen, dafs das unmittelbare Gefühl als solches keine Worte für sich hat. Hier ist das Reich der Musik; für die Sprache gilt:

„Spricht die Seele, so spricht ach! schon die Seele nicht mehr.“

In der That wird das Gefühl aus seiner Unvernunft, aber zugleich auch aus seiner Intensität gerissen, wenn es sich im Worte entfaltet; und es verhält sich so nicht blofs bei höchstem Schmerz oder grofser Freude, sondern auch Erstaunen, Bewunderung, Entsetzen, Abscheu, Zorn, stürmische Zärtlichkeit sind wortlos. Sprechen diese Empfindungen aber endlich, so bedienen sie sich der Metaphern, der Gleichnisse, und verklären so den Ausdruck der Seelenbewegung durch besondere Kunstmittel, welche die Sprache gewährt. Man spricht sich dabei die wahre Empfindung nicht weg, kühlt sich nicht etwa bei dem sogenannten kalten Verstande ab,

sondern man gerät in der That in die Region der Kunst, stellt den Affekt dar in dem gegliederten Laut und erhebt ihn dadurch in eine ideale Ferne. Allerdings verlangt diese Darstellung eine gewisse künstlerische Besonnenheit, das heifst eben dies, dafs man der unmittelbaren Empfindung sich entzogen habe. —

Aber nicht blofs Einzel-Wahrnehmungen, Empfindungen und Gefühle deuten wir nur unbestimmt an durch die Sprachbilder, weil wir sie nicht bis zur nötigen Helligkeit und Schärfe erfassen, sondern selbst das von irgend einer Sprache schon gesetzte Wort vermögen wir nicht in derselben Bedeutung, mit demselben Umfang des Sinnes in einer anderen wiederzugeben. Faust weifs, dafs *ἐν ἀρχῇ ἦν ὁ λόγος* nicht dasselbe ist, wie: im Anfang war das Wort. Ist der französische ami gleich dem deutschen Freund, das englische sport gleich dem deutschen Spiel, das lateinische litterae unserer Wissenschaft? Wie übersetzen wir fides, ratio, religio, auctoritas? Die Wörter selbst verwandter Sprachen decken einander nicht, und wortgetreue Übersetzungen sind also sinnungetreue. Hieran aber wird klar, wie sehr wir uns bei der Sprache begnügen, unsere Vorstellungen durch Bilder ähnlicher Art angeregt zu finden, in wie hohem Grade wir gewöhnt sind, stillschweigend zu ergänzen, oder wegzulassen, um ein Totalbild zu erhalten. Und wenn wir nun etwa dem Verständnis durch Umschreibungen nachhelfen, so zerstören wir erstens die nicht gleichgiltige Ähnlichkeit der äufseren Form, und wir bringen zweitens andere Wörter d. h. andere Bilder herzu, welche, indem sie helfen, doch wieder Überschiefsendes, d. h. Fremdes und Störendes geben, so dafs doch wieder unsere Vorstellung von dem Totalbild die ihr passend erscheinenden Korrekturen vornehmen mufs. —

Ebenso fehlt es nun der Sprache an eigenen, ursprünglichen Ausdrücken für abstrakt geistige Begriffe; es werden, um sie zu erhalten, wie wir oben p. 225 sq. ausführten, den schon vorhandenen Wörtern andere Bedeutungen übertragen. Es geschieht dies weder absichtlich, noch sprungweise, ebensowenig, wie dies bei dem Übergange von sinnlicher Wahrnehmung zum abstrakten Denken der Fall ist. Es wird vielmehr dasselbe Wort allmählich anders gemeint, wobei denn, je nach dem Bildungsgrade der Sprechenden, immer eine Differenz in der Auffassung bleibt, manches sogar gar nicht allgemein verstanden wird und so aus der Volkssprache herausfällt. Wörter, z. B. wie wahrnehmen, empfinden, fühlen, vorstellen, denken, erkennen, Verstand, Vernunft, Glaube, Wissenschaft

u. d. m. haben nach Konvention zeitweise gewisse bestimmte Bedeutungen, welche die Volkssprache nur wenig angehen. —

Aus solchen abstrakten Begriffen erbauen sich nun die Lehrgebäude der menschlichen Wissenschaft; vorzugsweise beruhen auf ihnen alle Systeme, welche im weitesten Sinne metaphysisch genannt werden mögen.

Kant stellt der Metaphysik, „dem Kampfplatz endloser Streitigkeiten,“ welche aber zu seiner Zeit „nur noch Überdruſs und gänzlichen Indifferentismus“ erweckte, seine „Kritik der reinen Vernunft“ entgegen. (Kant, Vorrede zur Kritik der rein. Vern.) Was er indes (in den Prolegom. zu jed. zuk. Metaph.) vorhersah: „die Nachfrage nach Metaphysik würde sich doch niemals verlieren, weil das Interesse der allgemeinen Menschenvernunft mit ihr gar zu innigst verflochten ist,“ bewahrheitete sich weiter und hat in unseren Zeiten wieder zum näheren Anschluſs der Forschungen an das Naturgegebene geführt, zur Empirie. — Wie wir schon bemerkten, hat aber die Vernunft ihre empirische Existenz lediglich in der Sprache, so daſs Kants Kritik der reinen Vernunft sich heute zur Kritik der Sprache umgestalten wird. —

Wir geben hier nur Andeutuugen, wie es der Kunstcharakter der Sprache ist, von dessen Anerkennung eine solche Kritik ausgehen müſste, um fruchtbar zu sein. Widerlegungen und neue Aufstellungen, lediglich von abstrakten Begriffen ausgehend, können zu nichts führen. Da wir in Bildern von Bildern denken, so kann, wenn wir uns in derselben Sphäre des Bildlichen zu halten bedacht sind, als System eine in sich abgeschlossene, sich nirgend widersprechende Allegorie zu stande kommen, welche als Gleichnis, als ein Produkt der Sprachkunst, ebenso in sich wahr und berechtigt sein kann, wie andere Kunstwerke der Poesie — nur daſs sie wegen ihrer rein didaktischen Tendenz sinnlichen Reiz nicht zu entwickeln vermögen wird. Kant (Prolegg. zu jed. zuk. Metaph. § 52b.) sieht dies ebensowohl: „Man kann, sagt er, in der Metaphysik auf mancherlei Weise herumpfuschen, ohne eben zu besorgen, daſs man auf Unwahrheit werde betreten werden. Denn, wenn man sich nur nicht selbst widerspricht, welches in synthetischen, obgleich gänzlich erdichteten Sätzen gar wohl möglich ist; so können wir in allen solchen Fällen, wo die Begriffe, die wir verknüpfen, bloſse Ideen sind, die gar nicht — in der Erfahrung gegeben werden können, niemals durch Erfahrung widerlegt werden.“ — Es liegt das Anziehende bei solchen Systemen in der Architektonik der Komposition, welche immerhin den zu diesem Genuſse

Befähigten befriedigen und selbt entzücken kann. Neuerdings hat F. A. Lange (Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserl. 1866) den Kunstcharakter der Philosophie besonders betont. Er sagt (p. 269): „So lasse man denn auch die Philosophen gewähren, vorausgesetzt, dafs sie uns hinfüro erbauen, statt uns mit dogmatischem Gezänk zu belästigen. Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe“ — ferner, wo er speziell von Hegel spricht (p. 281): „Die Poesie der Begriffe hat für die Wissenschaft, wenn sie aus einer reichen und allseitigen Bildung hervorgeht, einen hohen Wert. Die Begriffe, welche der Philosoph dieses Schlages erzeugt, sind mehr als tote Rubriken für die Resultate der Forschung; sie haben eine Fülle von Beziehungen zum Wesen unserer Erkenntnis, und damit zum Wesen derjenigen Erfahrung, die uns allein möglich ist,“ — endlich: (p. 541): „In den Relationen der Wissenschaft haben wir Bruchstücke der Wahrheit, die sich beständig mehren, aber beständig Bruchstücke bleiben; in den Ideen der Philosophie und Religion haben wir ein Bild der Wahrheit, welches sie uns ganz vor Augen stellt, aber doch stets ein Bild bleibt, wechselnd in seiner Gestalt mit dem Standpunkt unserer Auffassung.“ —

Die metaphysischen Systeme stellen, da sie das Absolute ergreifen wollen, das Kunstwerk einer mythologischen Allegorie auf. Die religiösen Gedichte der Hindu, Hesiods Theogonie, Spinozas All-Eins-Lehre, Hegels Logik stehen auf gleicher Linie der Kunst, es unterscheidet sie nur das mehrgeübte, mehr kritische Bewufstsein, durch welches eine spätere Zeit vor unverhüllter Mythenbildung geschützt ist. Der Philosoph glaubt, Begriffe zu konstituieren, frei zu erzeugen, und man wird durch Sprachtechnik und Sprachkunst geleitet, welche dann zu Weltgesetzen erhoben werden. So sagt z. B. Kuno Fischer (Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre § 28 sq.) den bekannten Anfang der Hegelschen Logik explizierend, aus dem Satze: „das Denken ist“ ergebe sich das Folgende: „Es erklärt so das Denken in seinem Ursprung: Ich bin das Sein und was das Denken von sich selbst aussagt, ist zugleich Weltbegriff d. h. eine Erklärung der Weltordnung. Der erste Weltbegriff oder die erste Kategorie ist mithin das Sein.“ Und Hegel selbst (Encyklopäd. p. 99) sagt: „Die logischen Bestimmungen überhaupt können als Definitionen des Absoluten, als die metaphysischen Definitionen Gottes angesehen werden.“ Wenn er dann weiter in Bezug auf seinen Satz: „das Sein ist das Nichts“ bemerkt (p. 106), dafs sich „eine spekulative

Bestimmung nicht in Form eines solchen Satzes richtig ausdrücken lasse, da ja die Einheit in der zugleich vorhandenen und gesetzten Verschiedenheit gefaſst werden solle," so mag dies richtig sein; hätte er aber etwa folgenden Ausdruck gewählt: Wenn man einen Begriff, der ein Sein bezeichnet, aller Merkmale und Bestimmungen entkleidet, so haben wir kein Mittel mehr, ihn vom Nichts zu unterscheiden, so wäre die sprachliche Richtigkeit gewahrt, und es wäre kein Anlaſs gegeben, dieses Spiel menschlicher Abstraktion mit einem sogenannten Absoluten in Verbindung zu bringen. Auch hätte nicht eingewandt werden können, daſs solches Nichts, wie unseres hier, nicht mehr jene erhabene Negation des Seins überhaupt sei, sondern nur die von Etwas, vielmehr hätte die Sprache selbst gezeigt, daſs Nichts auch nichts weiter bedeutet, denn wie nihil — nehilum (hilum bei Festus: quod grano fabae adhaeret. cf. Grimm, Dtsch. Gramm. III, p. 748) *οὐδέν* — enthält auch „nichts" (aus der Negation: ni und dem got.: vaiht, (Ding) wiht ahd. u. mhd. — îeht = Etwas cet.) nur Negation eines bestimmten Seienden, und Grimm (l. c. III, p. 728) zeigt, wie die Sprache immer bemüht war, den verneinenden Ausdruck des Satzes noch durch ein besonders hinzugefügtes Bild zu heben, so z. B. frzsch. pas = passum. Die Verneinung eines reinen Seins ist eben nicht möglich, weil ein solches nicht ist. Nun aber ist die Form des Satzes, kurz und imponierend ein Paradoxon hinstellend, freilich nicht geeignet, in dieser geschlossenen Einheit zusammenzubringen, was doch nur unter manchen Kautelen hätte gesagt werden können — falls nach der Korrektur noch es der Mühe wert war, es überhaupt zu sagen. Hegel erhält im weiteren Verlauf seiner Logik nur dadurch den Begriff „Etwas", daſs er ihn hier im Nichts untergebracht hatte. —

So also entstehen die metaphysischen Götter, und so entsteht auch Mythologie. Jakobi (an Fichte p. 51) sagt: „Überhaupt ist in Absicht des Aberglaubens und des Götzendienstes meine Meinung, daſs es ganz einerlei sei, ob ich mit Bildern aus Holz und Stein, ob ich mit Ceremonien, Wundergeschichten, Gebärden und Namen, oder ob ich mit philosophischen Durch-und-durch-Begriffen, kahlen Buchstabenwesen, leeren Einbildungsformen Abgötterei treibe". — Denselben Sinn haben M. Müllers Worte (Vorles. über d. Wissensch. d. Sprache II. Serie p. 519): „Diese zwei Tendenzen in der Sprache, dieser Hang zur Homonymie oder Polyonymie, welcher, wie wir sahen, dem üppigen Wachstum der alten Mythologie besonders günstig war, behauptet noch jetzt seine

Macht, indem er das Wachstum der philosophischen Systeme befördert. Eine Geschichte solcher Ausdrücke, wie wissen und glauben, endlich und unendlich, wirklich und notwendig, würde mehr als irgend sonst etwas zur Klärung der philosophischen Atmosphäre beitragen.“ —

Die Abhängigkeit der Mythologie von der Entwickelung der Sprache ist vielfach erwiesen. So bemerkte schon in Bezug auf den Kreis mythologischer Dichtungen, welchen Apollodors Bibliothek bietet, Heyne (Observ. Gotting. 1803. 8. p. 3): „Id quod fit vel existit, quocunque tandem modo, in Theogoniis s. Cosmogoniis dicebatur nasci vel generari; haec notio necessario ducebat, in sermone inprimis rudi, ad conjugia et amores.“ — Lersch (Die Sprachphilosophie d. Alten cet. T. III, p. 105 sq.) weist z. B. nach, wie „das Streben der Griechen, Götter — Helden und Landesnamen ableitend zu deuten, auf die Bildung ihrer Mythologie einen ganz unberechenbaren Einfluſs geübt.“ — (cf. auch oben p. 228 sq.) Max Müller (Vorles. üb. d. Wissensch. d. Spr. Ser. II, p. 337) nennt „jene Periode in der Geschichte der Sprache und des Gedankens, deren charakteristische Merkmale er in einer homonymischen und polyonymischen Tendenz (er citiert Augustin de civ. dei VII, 16: Et aliquando unum deum res plures, aliquando unam rem deos plures faciunt) zu erkennen glaubt, die mythische oder mythologische,“ und zeigt dann, wie vieles von dem, was bisher in dem Ursprung und in der Verbreitung der Mythen ein Rätsel geblieben ist, verständlich wird, wenn man es im Zusammenhange mit den frühen Entwickelungsphasen betrachtet, durch welche die Sprache und der Gedanke hindurch gehen müssen.“ — p. 338 erklärt er näher: „Mythologisch ist in dem Sinne, in welchem ich es gebrauche, auf jede Gedankensphäre und auf jede Wortklasse anwendbar, obgleich die religiösen Ideen auf den mythologischen Ausdruck am leichtesten eingehen. So oft nun ein Wort, das zuerst metaphorisch gebraucht wurde, ohne eine ganz klare Auffassung der Schritte, welche von seiner ursprünglichen Bedeutung zur metaphorischen hinüberführten, gebraucht wird, so ist auch gleich Gefahr vorhanden, daſs es mythologisch gebraucht werde; so oft diese Schritte vergessen und künstliche Schritte an ihre Stelle gesetzt werden, so hat man Mythologie, oder, wenn ich so sagen darf, eine krank gewordene Sprache“ — cet. Aus den weiteren Untersuchungen Müllers hebe ich nur noch in Bezug auf die indische Mythologie hervor (p. 384): Dort in dem Veda spricht die Sphinx der Mythologie noch einige wenige Worte aus, um ihr

eigenes Geheimnis zu verraten, und zeigt uns, daſs es der Mensch, daſs es die Vereinigung menschlichen Denkens und Sprechens ist, was naturgemäſs und unvermeidlich jenes wunderbare Konglomerat uralter Fabeln hervorbrachte“; und (p. 385) bemerkt er: „daſs wir in den zahlreichen Hymnen der Veda noch das allmähliche Wachstum der Götter, den langsamen Übergang der Appellation in Eigennamen, die ersten Versuche einer Personifikation beobachten können.“

Bei den Stoikern war mit dieser Vergötterung der Sprache als solcher Ernst gemacht, worüber Steinthal zu vergleichen ist (Geschichte der Sprachwissensch. bei den Griechen und Römern p. 278); *ὁ θεός* ist *ὁ λόγος,* ist zugleich auch das allgemeine Sittengesetz *ὁ νόμος ὁ κοινός* cet. (cf. Diog. Laert. VII, 134, 88, 89 cet.) Recht naiv zeigt zuweilen Ovid, wie das Mythologische aus der Sprache hervorwächst; so z. B. Met. I, 410 bei der Schöpfung der Menschen durch Deucalion und Pyrrha aus den Steinen:

Quod modo vena fuit, sub eodem nomine mansit.
(v. 414) Inde genus durum sumus, experiensque laborum:
Et documenta damus, qua simus origine nati.

womit zusammenzustellen ist I, 160 sq.: sed et illa propago saevae avidissima caedis et violenta fuit: scires e sanguine natos. cf. Pind. Ol. IX, 45 *Πύῤῥα Δευκαλίων κτησάσθαν λίθινον γόνον· λαοὶ δ᾽ὀνόμασθεν.*

Man stellt sich nun vor, wie wir auch in den soeben mitgeteilten Ausführungen M. Müllers sahen, daſs an den Miſserfolgen der metaphysischen Systeme lediglich die Unvorsichtigkeit Schuld sei, mit welcher man den Wörtern metaphorische Bedeutungen beilege, ohne genau zu beachten, was man damit thue; man gebe ja doch, meint man, die bildliche Bedeutung der Worte auf, wenn man philosophiere, behandle sie als bloſse Zeichen für den Gedanken, und sei so — wenn man nur aufpasse — davor geschützt, bloſs Worte zu machen, während man doch eben denken wolle. M. Müller führt (l. c. p. 519 sq.) einige gute „Citate (aus Bacon, Locke, Wilkins, Brown, Hamilton) an, um zu zeigen, mit welcher Energie selbständige Denker sich stets gegen diesen ärgerlichen Despotismus der Sprache aufgelehnt haben“, M. Müller fügt freilich an dieser Stelle hinzu: „und wie wenig er trotzdem erschüttert worden ist“, aber dennoch schlieſst er sein Buch mit den Worten: „So lange das Wort — als ein algebraisches x, als

eine unbekannte Gröſse, gebraucht wird, kann es keinen Schaden thun. — Das Unheil hebt an, wenn die Sprache sich selbst vergiſst und uns das Wort fälschlich für den Gegenstand, die Qualität für die Substanz, das Nomen für das Numen halten läſst."

Was empfehlen denn nun jene selbständigen Denker gegen „den ärgerlichen Despotismus der Sprache"? Sie empfinden ihre Macht sehr lebhaft, wie denn Brown u. a. sagt: „Der Erfinder des barbarischen Ausdrucks konnte einen wichtigeren Einfluſs auf das Menschengeschlecht gewinnen, als der berüchtigtste Eroberer mit einem langen Leben der Arbeit, Angst, Gefahr und Schuld." (l. c. p. 522); sie halten die Beseitigung des Sprach-Unheils für sehr wichtig, wie denn Locke hofft (p. 520) „daſs, wenn die Unvollkommenheiten der Sprache — gründlicher in Betracht gezogen würden, eine groſse Menge der Kontroversen, welche jetzt so viel Lärm in der Welt machen, von selbst aufhören würden"; Berkeley in der Einleitung zu seinen „Principles of Human Knowledge" giebt vom Kap. XVIII. ab auch eine Kritik der Sprache, von der er sagt, daſs, wenn es nicht etwas wie Sprache gäbe, niemals irgendwie an Abstraktion gedacht worden wäre. Es knüpfe sich aber keineswegs eine einzelne, genau bestimmte Bedeutung an irgend ein Wort. Locke habe vor dem falschen Gebrauch der Worte gewarnt, sich aber doch vor einem solchen nicht zu hüten vermocht; er, Berkeley, wolle sich so ganz von ihnen lossagen, daſs er seine Leser nur bitte, sie sich als Anlaſs zu eigenem Denken dienen zu lassen und so in den Gedankengang des Schriftstellers sich hineinzufinden. Man sieht die Verzweiflung, mit der Sprache fertig zu werden, und wie sollten wohl Berkeleys Leser in irgend einen Gedankengang kommen, wenn sie ihn nicht durch Worte sich sichern? — Aber, um hierzu zu gelangen, weiſs Bacon (p. 520) nichts anzugeben, als daſs durch genaue Definitionen der Wörter, ehe sie in Gebrauch genommen werden, deren Sinn festzustellen sei, und Wilkins und Hamilton empfehlen eine bestimmte philosophische Nomenklatur, durch welche sich z. B. die deutsche Wissenschaft besonders auszeichne. Was aber die sichernden Definitionen anlangt, so würden diese doch wieder nur durch Worte erfolgen können, die einen so ärgerlichen Despotismus üben, und, wenn eine reiche Nomenklatur derart festgestellt ist, daſs, wie M. Müller will, die Worte als algebraische x, als unbekannte Gröſsen gebraucht werden, so können sie freilich so lange, als dies geschieht, einen Schaden nicht anrichten, weil es ihnen eben an Inhalt fehlt; das Unheil hebt aber an, wenn ihnen der Inhalt ge-

geben wird, denn an den Lautbildern jedenfalls ist jeder Begriff erwachsen, der ihnen gegeben werden kann.

In dieser Welt des Scheines mögen wir wohl vielfach stutzen, uns fragen, ob unsere Seele denn nicht nur eine Bilderwelt ist, ob es kein Mittel giebt, von den Erscheinungen aus vorzudringen bis zu dem, was wir die Dinge nennen — aber sind damit die Bilder beseitigt, wenn wir uns überzeugt halten, es seien Bilder? — Schonungslos reifst an dem Schein, welcher die Namen begleitet, Lucretius (nat. rer. lib. II, 654 sq.):

„Hic si quis mare Neptunum, Cereremque vocare
Constituet fruges; et Bacchi nomine abuti
Mavolt, quam laticis proprium proferre vocamen:
Concedamus, ut hic terrarum dictitet orbem
Esse deum Matrem dum re non sit tamen apse;“

aber sein: concedamus ist ein gezwungenes. Ähnlich fand Buffon (bei Lange, Gesch. d. Material. p. 183) es nötig, „aus Rücksicht auf den Sprachgebrauch“ den Namen des Schöpfers in seinem grofsen naturhistorischen Werke anzuwenden. — Wenn Augustinus (de trin. V, 1 und 2) [bei Trendelenburg log. Untersuch. Bd. II, p. 439] sich bemüht, bei Bestimmung des Geistes aus der Region der Bilder zu kommen, kann er dies nur, indem er Widerspruch spricht (Oxymora): „Deus — sine qualitate bonus, sine quantitate magnus, sine indigentia creator, sine situ praesens, sine habitu omnia continens, sine loco ubique totus, sine tempore sempiternus, sine ulla sui mutatione mutabilia faciens nihilque patiens.“

In der Geschichte der Entwickelung des Einzelnen wie unseres Geschlechtes sehen wir sich allmählich Bild an Bild fügen, eines das andere fortsetzend, erläuternd, modifizierend, korrigierend, verwischend — vielleicht ein Analogon des Wechsels der Dinge selbst. Die Rede spricht aus unserm Innern, aber sie spricht es nicht aus; sie bildet in Augenblicksbildern unsere einzelnen Bewegungen nach, antwortet den Reizen, aber das totum der Seele kennt sie nicht, und sie kann es nicht sagen wollen, denn dies hat ein breites, beharrendes und stetig erfüllendes Dasein, welches nur, wann und soweit es sollicitiert wird, nach aufsen sich darstellt. Die unter verschiedenen Umständen und von verschiedenen Seiten her von denselben Dingen entworfenen Bilder stimmen aber nicht überein, decken einander nicht, und, sobald wir dies bemerken, geraten wir in kritischen Eifer. Das sondernde Denken, jener Verstand, welcher die Bilder somit als blofse Bilder aufweist, ist nur zerstörend

und thut freilich dem Schein damit sein Recht an — analog dem Vergehn des Endlichen in der Zeit — aber auch er vermag sich nur zu richten gegen die einzelnen Bilder, er ist ohnmächtig gegen die Sprache selbst. Unangetastet bleibt von seinem Streite in uns die fühlende Seele, wie in der objektiven Welt das Leben bleibt, wenn auch alles Lebendige zu Grunde geht — und dieses Gefühl in uns ist das beständig Positive, Schaffende, welches immer neue Bilder an die Stelle der zerstörten setzt.

Was also Bestimmtes als heilig und unantastbar von den Menschen gegründet wurde, alles dies unterliegt jener Kritik; vor ihr zerbrechen die Säulen, auf denen Sitte, Recht und Staat ruhen, Religion und Wissenschaft; als diese Macht, welche unsere älteren Götzenbilder zertrümmert, kennt sie die Geschichte unter dem Namen: der Fortschritt. Die bestimmten Religionen hören auf zu bestehn, sobald der Fortschritt ihre Dogmen als Bilder aufweist, denn wir erkennen dann in dem Übernatürlichen unsere eigene Schöpfung; man verwirft die einzelne Religionsform erst dann, wenn man sie vollständig verstanden hat, denn die verstandene Religion ist kein Gegenstand des Glaubens mehr. — Wird im Gebiet der Naturwissenschaften wissenschaftlich fortgeschritten, so geschieht dies dadurch, dafs man als Bild zeigt, was als Sache galt. Man wird die Imponderabilien los, indem man sie als nur sprachlich-mögliche Verknüpfung von Begriffen aufweist, Lotze beseitigte die Lebenskraft, wie Lavoisier das Phlogiston; gegen andere Namen, wie Atome, Aether zeigt sich die Wissenschaft zurückhaltend in Bezug auf die mit ihnen zu verbindenden Begriffe; Boerhave nahm das Bild der *φιλία* des Empedokles wieder auf, um die chemischen Vorgänge der Verbindungen zu erklären; auch die affinitas der Scholastiker wurde wieder herbeigezogen, und der noch jetzt bräuchliche Name der „Verwandtschaft“ scheint vielmehr ein Verhalten von Gegensätzen als von Gleichartigkeiten bezeichnen zu sollen. (cf. Lange, Gesch. d. Material. p. 360.) Aber Bild drängt sich an Bild, und wir vergessen bald, dafs wir sie nicht anders zu nehmen haben. Schon Berkeley (Principles of Human Knowledge cp. c. III.) erkennt die bildliche Bezeichnung in dem Worte „Attraktion“ als des „grofsen mechanischen Prinzips“. Könnte man, sagt er, nicht ebensowohl dies Prinzip als „Impuls oder Fortstofsung“ bezeichnen? Und was wissen wir denn heute von dieser actio in distans? — Lotze (Mikrokosm. I, p. 420) sagt: „Wir wissen, wenn wir aufrichtig sein wollen, keinen Grund, warum die Anziehung in gröfserer Nähe nicht geringer sein sollte, da sie

ja leicht in demselben Maſse abnehmen könnte, in welchem sie bereits befriedigt ist."

Wir sprechen von einem magnetischen, einem elektrischen Strom und glauben damit die Natur eines Vorgangs in der Natur bezeichnet zu haben, ebenso von elektrischer Spannung — wir konstruieren, indem wir das Bild vom Strome übersetzen, „Rheomotoren", wir empfinden Schläge cet., und wir können eben nicht anders sprechen, d. h. nicht genauer auffassen und bestimmen. Von den Naturwissenschaften entlehnt dann ferner z. B. die neuere Sprachwissenschaft eine Menge von Bildern, denn man redet vom Organismus der Sprache, von Sproſsformen, Wurzeln, Stämmen, vom anatomischen Bau der Sprache, von ihrer Morphologie, den physiologischen Funktionen der Sprachteile, auch von Mutter- und Töchtersprache u. d. m. — Dabei fehlt es keineswegs an der Einsicht darüber, wie die Sprache uns bedingt. Wenn man bedenkt, was jetzt Psychologie ist, und was sie früher war, versteht man den humoristischen Erguſs bei Lange (Gesch. d. Material. p. 465): „Also nur ruhig eine Psychologie ohne Seele angenommen! Es ist doch der Name noch brauchbar, so lange es hier irgend noch etwas zu thun giebt, was nicht von einer andern Wissenschaft vollständig mit besorgt wird. Freilich sind die Grenzen gegen die Physiologie nicht leicht zu ziehn" u. s. w. Über die durch die Namen von Kraft und Stoff in der Wissenschaft fixierten Gegensätze drückt sich Du Bois Reymond (Untersuchungen über tierische Elektrizität) so aus (bei Lange l. c. p. 372): „Die Kraft (insofern sie als Ursache der Bewegung gedacht wird) ist nichts als eine verstecktere Ausgeburt des unwiderstehlichen Hanges zur Personifikation, der uns eingeprägt ist; gleichsam ein rhetorischer Kunstgriff unseres Gehirns, das zur tropischen Wendung greift, weil ihm zum reinen Ausdruck der Klarheit die Vorstellung fehlt. In den Begriffen von Kraft und Materie sehen wir wiederkehren denselben Dualismus, der sich in den Vorstellungen von Gott und der Welt, von Seele und Leib hervordrängt. Es ist, nur verfeinert, dasselbe Bedürfnis, welches einst die Menschen trieb, Busch und Quell, Feld, Luft und Meer mit Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zu bevölkern. Was ist gewonnen, wenn man sagt, es sei die gegenseitige Anziehungskraft, wodurch zwei Stoffteilchen sich einander nähern? Nicht der Schatten einer Einsicht in das Wesen des Vorgangs. Aber, seltsam genug, es liegt für das innewohnende Trachten nach den Ursachen eine Art von Beruhigung in dem unwillkürlich vor unserm inneren Auge

sich hinzeichnenden Bilde einer Hand, welche die träge Materie leise vor sich herschiebt, oder von unsichtbaren Polypenarmen, womit die Stoffteilchen sich umklammern, sich gegenseitig an sich zu reifsen suchen, endlich in einen Knoten sich verstricken." — Würde nun der geistreiche Mann nicht auch seine Ausdrücke als versteckte Ausgeburten des Hanges zum Bilderwesen zu bezeichnen haben, wenn er sich etwa „die Ausgeburt des Hanges", „den reinen Ausdruck", das „innewohnende Trachten nach den Ursachen" u. a. m. näher ansehn wollte? Lange (l. c. p. 374) weist nach, dafs die Notwendigkeit für uns, „Kraft und Stoff" einander gegenüberzustellen, wie weit man auch die Begriffssphäre des Stoffs einschränkt und die der Kraft ausdehnt, darauf beruht, dafs wir eben kein Prädikat ohne Subjekt, kein Subjekt ohne Prädikat denken und aussprechen können.

Namentlich ist es nun aber die Philosophie, welche mit stets treffender Kritik die Lehren ihrer Meister als Bilder aufweist und damit den Nachfolgenden Platz zum Aufstellen neuer Bilder verschafft. Dabei lassen sich zwei Richtungen unterscheiden, welche die Philosophen bei Konstruktion ihrer Systeme einschlagen, je nachdem sie mehr enthusiastische und auf das Erfassen und Darstellen des Allgemeinen gerichtete Naturen sind, begeistert zu Schöpfungen der Kunst, oder mehr reflektierender Art, welche scharfsinnig dem Einzelnen in seinen Beziehungen nachspüren. Während die ersteren die Sprache mehr als freie Kunst handhaben, in Substantiven philosophieren, das Schöpfungsbild dann in den Farben der Adjectiva aufblühen, in Verben Duft und Glanz ausstrahlen lassen, operieren die anderen mehr mit Hülfe der konventionell befestigten Sprache, philosophieren mit denjenigen Sprachelementen, welche der Form des Lautkörpers angehören, mit Flexionen, Wortableitungen, Zusammensetzungen, Präpositionen, und welche die Satzgebäude als solche konstituieren, Satzkongruenzen, Konjunktionen u. d. m. — Es stützen sich also die Philosophen bald auf die Kunstschöpfungen der Sprache selbst, welches eben die Bilder sind, bald auf die Technik der Sprachkunst, nämlich auf die Grammatik. Diese Technik setzt dann die Bilder so in Beziehung, dafs sie dem Menschen als ein unauflösliches Ganze erscheinen, und er nimmt an, dafs die geschaffenen Verbindungen ebenso dem Weltzusammenhange entsprechen, wie seine Wörter die Welt bedeuten. Durch die Kunsteinheit der Sprache erzeugt sich die Einheit der Systeme, aber es sind die so befestigten Systeme nicht sicherer, als jene schon oben von uns besprochene

mythologische Art derselben: Aristoteles schloſs die Philosophie so wenig ab, als Plato. Mit Bezug namentlich auf diesen sagt Bernhardy (Grundr. der griechischen Litteratur. T. I, p. 37): „Die Griechen, scheint es, waren mehr zur Kunst als zur Technik des Philosophierens berufen“, und von Aristoteles, „als dem Urheber einer vollständigen Terminologie“, bemerkt er, daſs nach dessen Sprache zu urteilen, „das Übermaſs seiner schulgerechten Periphrasen und die Willkür seiner nicht immer mit strenger Grammatik verträglichen Figuren (wie ὁ τὶς ἄνϑρωπος und τὸ τὶ ἦν εἶναι) darauf hindeuten, daſs aller Reichtum des Hellenismus zu scharf begrenzten Abstraktionen und einheitlichen Begriffen weniger paſst.“

In Bezug auf die zuletzt erwähnte, vorsichtigere Art des Philosophierens durch die Kunsttechnik der Sprache, also durch das Satzgewebe, erinnere man sich an die schon früher ausgeführte Bemerkung, daſs die Sprache, was sie überhaupt zu leisten vermag, im wesentlichen schon von Anfang an leistet, und trotz alles Ausbildens nicht überschreitet. Die Wurzel ist schon der Satz, und dieser stellt darum, wie sie, nur einen Seelenmoment dar. Nur Bruchstücke sprechen wir aus, die indessen, weil es Bilder sind, den Eindruck eines Ganzen machen, eines Ganzen der Kunst. Mit solchen Sätzen, den Ausdrücken für Urteile, arbeitet der Philosoph, mit Bildern, welche einseitig entworfen, oder mit Begriffen, welche nach einer bestimmten Richtung hin entwickelt sind. Weiter nun geht der sprachliche Ausdruck niemals. Urteile können wohl aufeinander bezogen werden — jedes Subjekt kann zum Prädikat werden, und umgekehrt — sie können dann als Schlüsse aus anderen Begriffsentfaltungen erscheinen, aber für diese als solche fehlt eine sprachliche Form, und, wenn sie auch ein Gegenbild etwa in den Perioden des sprachlichen Ausdrucks finden, so ist doch das Zwingende des Schlusses durch nichts Besonderes bezeichnet; Neben- oder Unterordnung der Sätze bestimmt sich im zusammengesetzten Satze nicht nach logischen Gesichtspunkten; keine Form prägt den Schematismus aus, der doch im Schluſssatz nur giebt, was die Prämissen schon enthalten. Ebenso erscheint das im Beweis Eroberte immer nur als Urteil, und die Sprache giebt so zu erkennen, daſs die Sicherheit des Beweises eben nur scheinbar gröſser ist, als die des Begriffes selbst. Schopenhauer (Die Welt als Wille und Vorstell. Bd. 2. p. 76 sq.) sagt: „Worte durch Worte erklären, Begriffe mit Begriffen vergleichen, worin das meiste Philosophieren besteht, ist im Grunde ein spielendes

Hin- und Herschieben der Begriffssphären, um zu sehen, welche in die andere geht und welche nicht. Im glücklichsten Fall wird man dadurch zu Schlüssen gelangen: aber auch Schlüsse geben keine durchaus neue Erkenntnis, sondern zeigen uns nur, was alles in der schon vorhandenen lag und was davon etwa auf den jedesmaligen Fall anwendbar wäre.“ So wird man von der „abstrakten Erkenntnis“ an „die anschauende Auffassung“ verwiesen.

Die Wichtigkeit der Frage, wie durch den Kunstcharakter der Sprache die gesamte geistige Entwickelung des Menschen bestimmt wird, mag es rechtfertigen, dafs wir zu den gegebenen Andeutungen noch einige geschichtliche Notizen hinzufügen über die Untersuchungen früherer Forscher, welche die bildliche Natur der Sprache im Verhältnis zum Denken behandelt haben. Sie fehlten schon im Altertum nicht. Wenn z. B. Gorgias, der Leontiner, zu den Sätzen in seiner Schrift *περὶ τοῦ μὴ ὄντος ἢ περὶ φύσεως* (bei Aristoteles de Meliss. Xenoph. Gorg. und bei Sextus Empirikus adv. Math. VII, 65 sq.): 1. Es sei eigentlich gar nichts; 2. Wenn auch etwas wäre, so würde es doch nicht erkennbar sein; 3. es ausspricht, dafs, wenn auch etwas erkennbar wäre, es doch nicht mitteilbar sein würde — (bei Sextus l. c.: *τρίτον, ὅτι εἰ καὶ κατάληπτον, ἀλλὰ τοί γε ἀνέξοιστον καὶ ἀνερμήνευτον τῷ πέλας*) — so sieht man aus der Begründung dieses dritten Satzes bei Aristoteles, dafs Gorgias die Mitteilbarkeit durch Worte deshalb leugnet, weil diese ja nur Lautbilder seien, welche die Dinge in ihrer Eigentümlichkeit niemals ergriffen: *εἰ δὲ καὶ γνωστά, πῶς ἄν τις, φησί, δηλώσειεν ἄλλῳ; ὃ γὰρ εἶδε, πῶς ἄν τις, φησί, τοῦτο εἴποι λόγῳ; ἢ πῶς ἂν ἐκείνῳ δῆλον ἀκούσαντι γίγνοιτο, μὴ ἰδόντι;* cet.

Genauer ging man in den neueren Zeiten auf die Kritik der Sprache ein, und vornehmlich ist hier Locke zu nennen. Im dritten Buche seines: Essay Concerning Human Understanding Cp. 3, § 20 sq. heifst es: „Die Menschen, indem sie abgesonderte Begriffe (abstract ideas) bilden und sie nebst den damit verknüpften Namen in ihrem Verstande festsetzen, machen sich dadurch fähig, die Dinge zu betrachten und zu besprechen, als wären sie gleichsam in Bündel zusammengefafst, damit sie leichter und schneller ihre Erkenntnis erweitern und andern mitteilen können.“ Die Wörter sind aber (lib. III, IX, 21) so genau mit den Begriffen verbunden, dafs der Mangel guter Erkenntnis mehr der Unvollkommenheit der Wörter als unserem unvollkommenen Verstande beizumessen ist;

„sie setzen sich nämlich zum wenigsten so sehr zwischen unsern Verstand und die Wahrheit, die er betrachten und begreifen will, daſs, gleich einem Medium, durch welches die Strahlen der sichtbaren Objekte gehn, ihre Dunkelheit und Verwirrung nicht selten uns einen Nebel vor die Augen rückt und unser Verständnis beeinträchtigt.“ Deshalb ist also vor jeder philosophischen Untersuchung vornehmlich die Unvollkommenheit der Wörter zu prüfen. Locke unterscheidet nun zwischen Namenwesen und Sachwesen (III, VI, 2) [the nominal essence, the real essence]; vom Golde z. B. gäben die Eigenschaften der Farbe, Schwere, Schmelzbarkeit cet. den abstrakten Begriff „Gold“, welchen der Name fixiere, ohne daſs uns das Sachwesen bekannt würde, als welches in der Einrichtung der unsichtbaren Teile dieses Körpers zu suchen sei, von welcher die Eigenschaften des Goldes abhingen. (the nominal essence ist also, was heute von einigen „innere Sprachform“ genannt wird, „the real essence“ etwa Kants Ding an sich.) Während die Namenwesen beständig und unvergänglich seien (da sie nämlich in der Abstraktion sich bewegen, deren Erkenntnis uns wirklich zugänglich ist), sei das Sachwesen der Veränderung unterworfen. Es sei z. B. den einzelnen, wirklichen Menschen keine ihrer Eigenschaften wesentlich, aber dem Begriff Mensch — dem Namenwesen — sei z. B. die Vernunft wesentlich, wenn man nämlich im voraus sich vereinbart hat, die Vernunft mit zu den Teilen zu rechnen, aus denen der Begriff (Name) Mensch zusammengesetzt ist. (lib. III, VI, 4.)

Locke bezeichnet hiermit die in sich abgeschlossene Welt der Sprache, welche den Menschen in ihre Abstraktionen einspinnt, denen Wirklichkeit nicht zuzukommen braucht. Hiermit stimmt Herder (Ideen zur Gesch. cet. Bd. I. IX, 2): „Keine Sprache drückt Sachen aus, sondern nur Namen: auch keine menschliche Vernunft also erkennt Sachen, sondern sie hat nur Merkmale von ihnen, die sie mit Worten bezeichnet.“ — Man wird auch erinnert an Roscellins Lehre (vielleicht bezeichnet von Anselm [de fide trin. c. 2]: illi nostri temporis dialectici, — qui non nisi flatum vocis putant esse universales substantias), und die seines Schülers Abälard (Dial. p. 496): nec rem ullam de pluribus dici, sed nomen tantum concedimuus.

Solche Namen nun, welche ursprünglich, von Natur, sich darboten, also die Namen der einfachen Begriffe, lassen eine Erklärung gar nicht zu (lib. III, IV, 7), und die Metaphysik macht nichts als Gewäsch, wenn sie eine solche versucht z. B. bei dem

Begriff der Bewegung, Licht, rot; nur zusammengesetzte Begriffe können durch Zurückführung auf ihre Bestandteile erklärt werden, z. B. Säulenbild, Regenbogen (III, IV, 12); die einfachen Begriffe sind an sich klar durch Wahrnehmung und Erfahrung, denn sie beziehen sich auf Wirkliches; zusammengesetzte, wie Ehebruch, Kirchenraub cet. sind nur ein Werk des Verstandes, bei denen, wie z. B. in Blutsverwandtenmord, Blutschande cet. die Zusammensetzung zuweilen ganz willkürlich ist, und denen also auch Wirklichkeit gar nicht zuzukommen braucht. Solche Zusammensetzungen nimmt die Sprache durch Vereinbarung in sich auf, was man auch daran sieht, dafs die Wörter verschiedener Sprachen sich nicht decken (lib. III, V, 8); nur der Name also erhält solche Wesenheiten und verschafft ihnen Dauer z. B. dem triumphus. (III, V, 10.)

Hat vielleicht Herr v. Meding im preufsischen Herrenhaus (6. Sitzung, 4. Septbr. 1866) an Locke gedacht, als er sich gegen die Abschaffung der „Wuchergesetze“ erklärte, weil sonst auch der Name „Wucher“ weggehe, also der Schimpf von der Sache entfernt werden würde, der sie bis jetzt noch habe verhüten helfen? — In der That kehrt „Wucher“ nach Abschaffung der Wuchergesetze nur zu seiner früheren Bedeutung zurück: Zuwachs, Ertrag, ohne schlimmen Nebensinn. (vid. Freidank Bescheidenh. VI, 28.)

Da Begriffe, wie Prozession, Gerechtigkeit, Dankbarkeit, nur für uns und durch uns sind, so sind sie sowohl Namenwesen, wie auch Sachwesen — bei ihnen geschehe es meist, dafs man früher die Namen kennen lerne, als die Begriffe. (lib. III, V, 15.) — Auf blofsen Namenwesen beruht denn auch alle Einteilung in Gattungen und Arten (lib. III, VI, 7); denn das Ordnen der Dinge unter verschiedenen Namen erfolgt nach den zusammengesetzten Begriffen (complex ideas), in uns, nicht aber nach den Sachwesen, welche wir nicht kennen. (III, 6, 9.) Es sind deshalb auch Ausdrücke, wie sie von lächerlichen Pedanten erdacht sind, wie animalitas, humanitas, corporeitas, aureitas, saxeitas, metalleitas cet., welche sich den Anschein geben, als könnten sie das Sachwesen der Substanzen bezeichnen, niemals gangbar geworden, worin ein Zeugnis des Menschengeschlechtes liegt, dafs man von den Sachen einen Begriff und Namen nicht habe. (lib. III, VIII, 2.) — Die Gattungsbegriffe, als die allgemeineren, sind besonders unvollkommen, sofern man immer mehr abstrahieren mufs von den Besonderheiten, um sie bilden zu können, wie wenn man Gold und Silber unter die Gattung Metall bringt (lib. III, 6, 32), sie kommen

eben nur der Benutzung durch die Sprache zu gute, welche durch sie zur schnellen Verständigung geschickter wird. (III, 6, 33.) —

Daher rührt nun die Unsicherheit in der Bedeutung namentlich der zusammengesetzten Begriffswörter, wie denn z. B. selten moralische Begriffsnamen bei zweien Menschen dasselbe bedeuten (lib. III, 9, 6); da kein Muster in der Natur da ist, nach welchem die Bedeutungen reguliert werden könnten, wie z. B. die von den Wörtern spotten, betrügen, schmeicheln, Mord, Kirchenraub, Ruhm, Dankbarkeit. Es lernen ja auch die Menschen von früh ab erst die Namen, wie Ehre, Glaube, Gnade cet. und bleiben dann beständig in Unsicherheit über sie, da diese notwendig in ihnen liegt. Die meisten Streitigkeiten drehen sich auch deshalb nicht sowohl um Begriffe, als um Worte (lib. III, 9, 16); am wenigsten dem Irrtum ausgesetzt sind die Namen der einfachen Begriffe, wie süſs, sieben, Dreieck. (lib. III, 9, 18.)

So sind denn, wie Locke im zehnten Kapitel des dritten Buches auseinandersetzt, die Wörter gar sehr dem Miſsbrauch anheimgegeben. Religiöse und philosophische Sekten führen Wörter ein, die nur leerer Schall sind, wie z. B. das Wort Materie, (lib. III, 10, 15) oder die Weltseele des Plato, oder der Epikureer Streben der ruhenden Atome nach Bewegung (III, 10, 14) cet. Es ist dies ein Punkt, über den sich in unsern Tagen Schopenhauer vielfach ausgelassen hat, z. B. (Welt als Wille cet. T. II, p. 90 sq.) in Bezug auf Proklos und die Schelling'sche Schule. — Ferner werden — sagt Locke, andere Wörter höchst nachlässig, unrichtig und ungenau angewandt, wie z. B. Ruhm, Weisheit cet., oft auch wird dasselbe Wort mit verschiedenen Bedeutungen belegt, wozu die unnütze Geschicklichkeit des Disputierens viel beiträgt, namentlich aber wird darin geirrt, daſs man die Menschenordnungen, in welche die Dinge durch ihre Namen gebracht werden, als den Dingen an sich zukommend erachtet. (lib. III, 10, 20.) — Zu diesen letzteren Bemerkungen paſst als Erläuterung Schopenhauers Kunststück, welches er (Welt als Wille cet. T. I, p. 58, wozu die Tafel) zum Besten giebt, auf solchem Kunststück nämlich „beruhen eigentlich alle Überredungskünste, alle feineren Sophismen, denn die logischen, wie der mentiens, velatus, cornutus u. s. w. sind für die wirkliche Anwendung offenbar zu plump. Wenn man z. B. von der Leidenschaft spricht, so kann man diese ebensowohl unter den Begriff der gröſsten Kraft, des mächtigsten Agens in der Welt subsumieren, als unter den Begriff der Unvernunft, und diesen unter den der Ohnmacht und Schwäche. Dasselbe Verfahren kann man

nun fortsetzen und bei jedem Begriff, auf den die Rede führt, von neuem anwenden. Fast immer teilen sich in der Sphäre eines Begriffs mehrere andere, deren jede einen Teil des Gebiets des ersteren auf dem ihrigen enthält, selbst aber auch noch mehr außerdem umfaßt: von diesen letzteren Begriffssphären läßt man aber nur die eine beleuchtet werden, unter welche man den ersten Begriff subsumieren will, während man die übrigen unbeachtet liegen läßt, oder verdeckt hält." Die hier beigefügte Tafel zeigt so, wie der Begriff peregrinari dadurch beliebig zum bonum oder malum gemacht werden kann. Im Grunde, sagt Schopenhauer (p. 59) sind die meisten wissenschaftlichen, besonders philosophischen Beweisführungen nicht viel anders beschaffen: wie wäre es sonst auch möglich, daß so vieles zu verschiedenen Zeiten, nicht für irrig angenommen, (denn der Irrtum selbst hat einen anderen Ursprung) sondern demonstriert und bewiesen, dennoch aber später grundfalsch befunden worden. Schopenhauer findet solche Späße nur für die „Überredungskunst" geeignet, und sagt, daß ihre Möglichkeit beruhe auf der „eigentümlichen Beschaffenheit der Begriffe, d. i. auf der Erkenntnisweise der Vernunft" — sie beruht, wie wir gesehen haben, wesentlich auf der Eigentümlichkeit der Sprache.

Nach Locke also befindet sich der Mensch in der Wahrheit, so lange er die Sinneseindrücke rezipiert; will er diese aber in Worte fixieren, so hört die Sicherheit in dem Maße auf, als er sich vom Sinnlichen entfernt, denn die Worte als Bilder sind weder den Dingen adäquat, noch bedeuten sie überhaupt Dinge, sondern nur unsere Ideen von diesen. —

Man thut wohl, Locke zuerst anzuführen, wenn man eine Übersicht gewinnen will, wie in der neueren Zeit Ansätze zu einer Kritik der Sprache gemacht wurden, denn Lockes Schriften haben in den Kulturstaaten bis in dieses Jahrhundert den größten Einfluß geübt und stehen in genauem Zusammenhange mit den kritischen Untersuchungen unseres Kant, aber sehr wesentlich haben andere Engländer, namentlich Baco und Hobbes, eine Kritik der Sprache schon vor ihm angebahnt. Baco unterscheidet vier Arten von Götzenbildern d. h. Vorurteilen: idola tribus, (Geschlechtsvorurteile, welche in der Natur des Menschen liegen) idola specus, (die Höhlen-Vorurteile der besonderen Individualität) idola fori, (die Vorurteile des Marktplatzes, welche aus der Rede sich erzeugen) idola theatri (die Vorurteile aus den philosophischen Theorieen cet.). (De dignit. et augment. scient. lib. V, cp. 4 und Nov.

Organ lib. I, aphorism.: 52 sq.) Die Aufstellung der dritten Art, der idola fori, geht auf eine Kritik der Sprache. Er sagt: (im Nov. Org. I, 59) „idola fori omnium molestissima sunt, quae ex foedere verborum et nominum se insinuarunt in Intellectum. Credunt enim homines, rationem suam verbis imperare. Sed fit etiam, ut verba vim suam super Intellectum retorqueant et reflectant, quod philosophiam et scientias reddidit sophisticas et inactivas.“ Dafs Definitionen nichts helfen können, sieht er: „quae tamen definitionis in naturalibus et materiatis huic malo mederi non possunt, quoniam et ipsae definitiones ex verbis constant, et verba gignunt verba.“ — Man habe Namen, zu denen keine Dinge gehörten, z. B. Fortuna, Primum mobile, Planetarum Orbes, Elementum Ignis, oder bei denen die Abstraktion in Konfusion geraten sei, wovon er an dem Begriff Humidum ein Beispiel durchgeht. Er unterscheidet schliefslich: 3 „gradus quidam pravitatis et erroris in verbis.“ —

Besonders scharf und konsequent behandelt Hobbes die Kritik der Sprache. Die Dinge und die Namen haben nichts miteinander zu thun. Er sagt z. B. (Computatio seu Logica P. I, cp. 2, 5): „Quoniam autem Nomina, ut definitum est, disposita in oratione, signa sunt conceptuum, manifestum est, ea non esse signa ipsarum rerum; quo sensu enim intelligi potest sonum hujus vocis „Lapis“ esse signum „Lapidis“? — Neque vero, ut omne nomen alicujus rei nomen sit, necessarium est, e g. Nihil.“ Das Allgemeine ist somit nur Name eines Namens: Universale — nominis nomen. (P. 1, 2, 9.) (cf. de Homine, cp. X: de sermone.) Durch die Verbindung der Worte zu Sätzen kann demnach auch nur von diesen Worten etwas Wahres oder Falsches ausgesagt werden, nicht aber von den Dingen: (Leviathan P. I, cp. IV, p. 16) „Nam Verum et Falsum attributa sunt non rerum sed Orationis. Ubi autem Oratio non est, ibi neque Verum est neque Falsum.“ cf. auch Comput. s. Logica (P. I, c. 3, 7): „Veritas in dicto, non in re consistit.“ — „Intelligitur hinc, veritate et falsitati locum non esse, nisi in iis animantibus, qui oratione utuntur.“ „Quemadmodum igitur orationi bene intellectae debent homines, quicquid recte ratiocinantur; ita eidem male intellectae debent errores suos.“ „Deduci hinc quoque potest, veritates omnium primas ortas esse ab arbitrio eorum, qui nomina rebus primi imposuerunt, vel ab aliis posita acceperunt. Nam exempli causa verum est: Hominem esse animal — ideo, quia eidem rei duo illa nomina imponi placuit.“ —

So hatte ja auch schon Heraklitos (nach Proklos zum Parmenides Tom. IV, p. 12 ed. Cousin) freilich mit mehr poetischer

Auffassung gelehrt, der Weg zur Erkenntnis des Seienden gehe durch die Namen: *καὶ ἄλλο τοῦ Ἡρακλειτείου, τὴν διὰ τῶν ὀνομάτων ἐπὶ τὴν τῶν ὄντων γνῶσιν ὁδόν.* — Hierin liegt, wie Lassalle (Die Philos. Herakl. d. Dunkl. T. II, p. 371) richtig bemerkt, da die Sprache „Setzen des subjektiven Geistes" ist, ein Übergang zu den Konsequenzen des Protagoras und der Sophistik. Der Platonische Sokrates sagt im Kratylos hierzu, daſs, wenn die Worte auch Bilder der Gegenstände seien, und man wirklich die Dinge durch die Namen kennen gelernt habe, man sie doch wohl noch sicherer und besser aus ihrem Wesen selbst, dessen Bild sie seien, erkennen würde. (Kratyl. p. 439.) Freilich, die Dinge selbst! Wenn wir nur anderes an den Dingen wahrnähmen, als eben Bilder! Und ferner für die Erfassung und Darstellung derselben als dieser Menschenbilder wiederum anderes als Bilder! Und zwar sind diese Bilder nicht so ähnlich, wie etwa Nachgemaltes (die Onomatopöie ist die gröbste Weise des Abbildens) sondern wie Nachgeschaffenes, Umgeschaffenes, eine Übersetzung ins Menschliche — und daher wird es in der That so sein, wie Sokrates sagt: (Kratyl. p. 435) „Mir auch selbst ja gefällt es, daſs nach Möglichkeit ähnlich seien die Namen den Dingen, aber wenn nur nicht in Wahrheit dieser Zug der Ähnlichkeit zu dürftig ist, und es notwendig wird, jenes Gemeinere, die Übereinkunft, mit zu Hülfe zu nehmen bei der Richtigkeit der Worte." — Und so ist es in der That. Handelt es sich erst um eine Richtigkeit der Worte, d. h. will der Verstand, will die Wissenschaft sprechen, so bleibt nur Konvention, Definition, Periphrase nach Kräften übrig, und so wird eine Menschen-Geister-Welt errichtet, welche zusammen wohl ein für uns analoges Bild der grossen Welt bieten mag. Als ihr höchstes und entscheidendes Charakteristikum kann man — in sehr weitem Sinne — die Personifikation angeben, denn nur der Mensch ist Person, und es ist nichts Höheres. —

Leibnitz in seinen „Nouveaux essais sur l'entendement humain" begleitet die Auseinandersetzung des Locke'schen Systems mit seinen Bemerkungen. Gegen die Ausdrücke essence nominale und essence réelle erklärt er sich, (liv. III, 3, 15) da eine essence nominale nur als „essence fausse et impossible" zu verstehen sei. In Bezug auf die Unterscheidung der Gattungen und Arten, welche nach Locke zu bloſsen Namenswesen führt, (s. oben p. 273) bemerkt Leibnitz: (lib. III, 6, 31) „La Nature peut fournir des Idées plus parfaites et plus commodes, mais elle ne donnera point un démenti à celles, que nous avons, qui sont bonnes et naturelles,

quoique ce ne soient peut-être pas les meilleures et les plus naturelles.“ —

Über die Grundsätze, nach welchen eine wissenschaftliche, philosophische Sprache einzurichten sei, hat Leibnitz sich weiter geäufsert in der Dissertatio de stilo philosophico Nizolii, (Leibn. Opp. ed. Dutens. Tom. IV, P. I, p. 36—63) wo er die deutsche Sprache als zur Philosophie besonders geeignet bezeichnet. Er will namentlich die claritas vocis, als deren beide Quellen er „originem et usum“ bezeichnet. Zur origo rechnet er die Wortwurzel und die regelmäfsige Ableitung von dieser: „usum radicis et analogiam ex radice factae derivationis.“ Er erläutert dies an dem Worte fatum, dessen Wurzel for, fari sei, so dafs nach dem Ursprung fatum so viel ist wie dictum. Dafs nun fatum auch bedeutet: necessario eventurum, kommt daher, weil der usus zu einem tropus gegriffen habe. Nämlich 1. Ist fatum origine = dictum; daher 2. antonomasia seu *κατ' ἐξοχὴν* dictum Dei; daher 3. per synecdochen dictum dei de futuris, seu decretum dei, endlich 4. metonymia causae: necessario eventurum. Leibnitz setzt hinzu: „Unde boni Grammatici atque etiam Philosophi est, continuatis troporum soritis, ut sic loquor, vocis usum ex origine deducere posse.“ — Ähnlich schreibt Fr. H. Jakobi an Lavater: „Man läuft am wenigsten Gefahr, sich zu irren, wenn man immer den Wurzeln so tief als möglich nachgräbt. Ich habe für mich keine andere Art zu philosophieren und glaube alles auf Grammatik zurückführen zu können.“ — Leibnitz will im übrigen (p. 64) den philosophischen Ausdruck von Tropen möglichst frei halten. Er sagt: „Scholasticorum oratio, quod quis miretur, tropis scatet. Quid enim aliud quam tropica sunt: „dependere, inhaerere, emanare, influere“ cet. und bemerkt endlich: „illud adjicio; omnem significationem non originariam aliquando fuisse translatam, eo nimirum tempore, quo primum vox a primigenia significatione ad alias troporum adminiculo promota est; factam vero tandem propriam, quum primum ita vulgaris facta est, ut aeque sit nota, aut notior etiam nativa; et jam homines non propter flexiones a nativa factam, cujus saepe ne recordantur quidem, sed per se voce sic utantur. Interea si quis destinato consilio sibi proponeret, vocibus, quarum certa originatio est, perpetuo inter philosophandum non aliter uti, quam origo postulat, ejus consuetudo nec illaudabilis nec aspernada foret, etsi difficile censeam hoc constanter exsequi.“ —

Leibnitz sieht richtig, dafs die wissenschaftliche Sprache

wider ihren Willen sich in Bildern — (Tropen) — bewege; er faſst selbst (was der Einschränkung bedarf) jede Modifikation der ursprünglichen — (Wurzel) — Bedeutung als Tropus auf, und nur dies sah er nicht, daſs die Wurzel des Wortes selbst nicht minder Bild ist, als das von ihr abstammende Geschlecht der Wörter. Weil aber dies so ist, darum ist es auch nur für die Kritik der Sprache von entscheidender Bedeutung, daſs man auf die Wurzel zurückgehe, wie Leibnitz es den Philosophen empfiehlt; niemals werden wir im Sinne der Metaphysik in Bezug auf den Inhalt unseres Denkens hierdurch gefördert. Daſs nun die Wurzeln selbst Bilder sind, haben wir bereits im allgemeinen ausgeführt; wir werden es im folgenden noch genauer nachweisen, so daſs erhellen wird, wie der Unterschied zwischen eigentlicher und bildlicher Rede in Wahrheit nicht besteht, das Wesen des Tropus vielmehr dem Worte von seiner Wurzel ab anhaftet und ihm während seines ganzen Lebens verbleibt. —

Von Leibnitz her stammen dann wohl die weiteren Ergüsse deutscher Philosophen, welche aus dem Zurückgehen auf die Wurzeln die Herleitung besonderer metaphysischer Geheimnisse erwarteten. Hamann, Herder, Jakobi gehören da zusammen.

So schreibt z. B. Hamann (an Jakobi): „Werdet wie die Kinder! heiſst schwerlich so viel als: habt Vernunft, habt deutliche Begriffe! Gesetz und Propheten gehen auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften — auf Liebe. Über die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack. Ich denke ebenso von der Vernunft, wie St. Paulus vom ganzen Gesetz — ich traue ihr nichts als Erkenntnis des Irrtums zu, halte sie aber für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben. Der letzte Zweck des Forschens ist, was sich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen läſst. — Ich habe aber diese Untersuchung ganz aufgegeben, und halte mich jetzt an das sichtbare Element, die Sprache. Ohne Wort keine Vernunft, keine Welt. Hier ist die Quelle der Schöpfung und Regierung: was man in morgenländischen Cisternen sucht, liegt im sensu communi des Sprachgebrauchs, und dieser Schlüssel verwandelt unsere besten Weltweisen in sinnlose Mystiker, die einfältigsten Galiläer und Fischer in die tiefsinnigsten Forscher einer Weisheit, die nicht irdisch, menschlich und teuflisch ist, sondern einer heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes — und diese Philosophie läſst keinen Rechtschaffenen, der an öden Stellen und Wüsten hingeängstet wird, ohne Hülfe und Trost.“ —

Jakobi sagt: (Allwills Briefsammlung. Zugabe. p. 169) „Werde ich es sagen, endlich laut sagen dürfen, daſs sich mir die Geschichte der Philosophie je länger desto mehr als ein Drama entwickelte, worin Vernunft und Sprache die Menächmen spielen?“ und weiter: „Mehrere behaupten, es sei nun (nach Kant) das Ende (dieses Drama) schon gefunden und bekannt. Vielleicht mit Recht . . . Und es fehlte nur noch an einer Kritik der Sprache, die eine Metakritik der Vernunft sein würde, um uns alle über Metaphysik Eines Sinnes werden zu lassen.“ —

Wir verweisen hier nur kurz auf Herder, der in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ Bd. I, Buch 9, cp. 2 sich ähnlich ausspricht, um noch einige Ausführungen Jakobis anzuführen. Es heiſst bei diesem („David Hume über den Glauben.“ p. 142): „Wer über seine Vorstellungen und den Vorstellungen von seinen Vorstellungen aufhört, die Dinge selbst wahrzunehmen, der fängt an zu träumen. Die Verknüpfungen dieser Vorstellungen, die Begriffe, die sich aus ihnen bilden, werden dann immer subjektiver, und in demselbigen Verhältnis an objektivem Inhalt ärmer. Wohl ist das ein groſser Vorzug unserer Natur, daſs wir fähig sind, von den Dingen solche Eindrücke, die uns ihr Mannigfaltiges unterscheidend darstellen, anzunehmen, und so das innere Wort, den Begriff zu empfangen, dem wir alsdann ein äusseres Wesen durch einen Schall unseres Mundes erschaffen, und ihm die flüchtige Seele einhauchen. Aber diese aus endlichem Samen gezeugten Worte sind nicht wie die Worte deſs, der da ist, und ihr Leben ist nicht wie das Leben des aus dem Nichts hervorrufenden Geistes. Lassen wir diesen unendlichen Unterschied auſser acht, so entfernen wir uns in demselben Augenblick von der Quelle aller Wahrheit, verlieren Gott, die Natur, und uns selbst. Und es ist so leicht, ihn auſser acht zu lassen! Denn erst werden unsere der Natur abgeborgte Begriffe minder oder mehr nach subjektiven Bestimmungen der Aufmerksamkeit gebildet, fortgeleitet, verknüpft und geordnet. Hernach geht aus der erhöhten Fertigkeit zu abstrahieren, und willkürliche Zeichen an die Stelle der Dinge und ihrer Verhältnisse zu setzen, eine solche blendende Klarheit hervor, daſs die Dinge selbst davon verdunkelt und am Ende gar nicht mehr gesehen werden. Nichts kann einem Traume ähnlicher sein, als der Zustand, in welchem sich der Mensch alsdann befindet. Denn auch im Traume sind wir nicht ohne alle Empfindung des Wirklichen. Aber die lebhafteren Vorstellungen überwiegen diese schwachen Eindrücke, und die Wahrheit wird im

Wahn verschlungen." — (cf. auch Jakobi: David Hume p. 102 sq. und sonst.) —

Jakobis unrichtige Voraussetzung, als zeige uns, im Gegensatz zur Vernunft und zur Sprache, die unmittelbare, sinnliche Wahrnehmung „die Dinge selbst", gebe uns „die Wahrheit", — braucht uns hier nicht zu beschäftigen; seine Kritik der Sprache in Bezug auf ihre Verwendung in der Wissenschaft ist darum nicht weniger treffend. —

Wir führen ferner noch an aus Jakobi: (Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn M. Mendelssohn p. 402) [grofsenteils wiederholt in dem „Briefe Jakobis an Fichte". Beilage I, p. 61.]. „Das Prinzip aller Erkenntnis ist lebendiges Dasein; und alles lebendige Dasein geht aus sich selbst hervor, ist progressiv und produktiv. Das Regen eines Wurmes, seine dumpfe Lust und Unlust könnten nicht entstehen, ohne eine nach den Gesetzen seines Lebensprinzips verknüpfende, die Vorstellung seines Zustandes erzeugende Einbildungskraft. Je mannigfaltiger nun das empfundene Dasein ist, welches ein Wesen auf diese Art erzeugt, desto lebendiger ist ein solches Wesen. Soll aber das in dem gegenwärtigen Augenblicke erzeugte Leben in dem folgenden nicht wieder untergehen, so mufs das schaffende Wesen auch erhalten können. Unter den Erhaltungsmitteln des Lebens (desjenigen Lebens, welches sich selbst geniefst und allein den Namen des Lebens verdient) ist uns keines bekannt, welches kräftiger sich bewiese, als Sprache. Die enge Verbindung zwischen Vernunft und Sprache erkennt ein jeder; und ebenso, dafs wir von einem höheren Leben als demjenigen, welches durch Vernunft besteht, keinen Begriff haben. Die vollkommenere Wahrnehmung und mannigfaltigere Verknüpfung erzeugt, in eingeschränkten Wesen, das Bedürfnis der Abstraktion und Sprache. So entsteht eine Vernunftwelt, worin Zeichen und Worte die Stelle der Substanzen und Kräfte vertreten. Wir eignen uns das Universum zu, indem wir es zerreifsen, und eine unseren Fähigkeiten angemessene, der wirklichen ganz unähnliche Bilder-, Ideen- und Wort-Welt erschaffen. Was wir auf diese Weise erschaffen, verstehen wir, insoweit es unsere Schöpfung ist, vollkommen; was sich auf diese Weise nicht erschaffen läfst, verstehen wir nicht; unser philosophischer Verstand reicht über sein eigenes Hervorbringen nicht hinaus." u. s. w. —

Jakobi bemerkt weiter (l. c. p. 421 sq.), dafs die spekulative Vernunft nur zur „Verknüpfung nach erkannten Gesetzen der Not-

wendigkeit", also nur zur Aufstellung identischer Sätze gelange, und sagt dann: „Die wesentliche Unbestimmtheit menschlicher Sprache und Bezeichnung, und das Wandelbare sinnlicher Gestalten läfst aber fast durchgängig diese Sätze ein äufserliches Ansehen gewinnen, als sagten sie etwas mehr als das blofse: quidquid est, illud est; mehr, als ein blofses Faktum aus, welches wahrgenommen, beobachtet, verglichen, wiedererkannt, und mit anderen Begriffen verknüpft wurde." cet. —

Kants Kritik wandte sich der Untersuchung einer „reinen Vernunft" zu, indem sie auf „allen Stoff und Beistand der Erfahrung" verzichtete; zu einer Kritik der Sprache fand sie demnach keine Veranlassung, sie hatte es nur mit Begriffen zu thun. Hiergegen richtete sich namentlich Hamann in dem Aufsatz: Die Metakritik über den Purismus der reinen Vernunft (Ges. Werke. Bd. VII.), in welchem er die Kantische Trennung der Sinnlichkeit und des Verstandes verwirft, „die Sprache als empirischen Purismus" (p. 6), „für das einzige, erste und letzte Organon und Kriterion der Vernunft" erklärt und ausführt, wie das ganze Vermögen zu denken auf Sprache beruhe, wenn sie auch der Mittelpunkt des Mifsverstandes der Vernunft mit sich selbst sei. „Laute und Buchstaben sind also reine Formen a priori, in denen nichts, was Empfindung oder zum Begriff eines Gegenstandes gehört, angetroffen wird, und die wahren ästhetischen Elemente aller menschlichen Erkenntnis und Vernunft." —

Bei Fichte finden sich nicht überall dieselben Ansichten über das Verhältnis der Sprache zum Gedanken. Es heifst einmal bei ihm (Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache. [Werke, T. 8, p, 309]): „Ich beweise nicht, dafs der Mensch ohne Sprache nicht denken, und ohne sie keine allgemeinen abstrakten Begriffe haben könne. Das kann er allerdings vermittelst der Bilder, die er durch die Phantasie sich entwirft. Die Sprache ist meiner Überzeugung nach für viel zu wichtig gehalten worden, wenn man geglaubt hat, dafs ohne sie überhaupt kein Vernunftgebrauch stattgefunden haben würde." So meint er wortlos denken zu können (Aus einem Privatschreiben. Werke. T. 5, p. 583): „Erzeuge ich mir einen neuen Begriff, so bedeutet freilich das Zeichen, wodurch ich ihn für euch bezeichne (denn für mich selbst bedürfte es überall keines Zeichens), für euch etwas Neues, das Wort erhält eine neue Bedeutung, da ihr bisher das Bezeichnete gar nicht besessen habt." cet. — Später modifizierte Fichte seine Ansichten in etwas. Busse (J. G. Fichte und seine

Beziehung zur Gegenwart des deutschen Volkes. Bd. I, p. 357) sagt darüber: „dafs der Philosoph Sprachbildner ist, dies Bewufstsein ist Fichten erst aufgegangen, als er äufserlich genötigt wurde, (durch die Anklage auf Atheismus) sein Recht dazu zu verteidigen,“ und (Bd. II, p. 65): „Er kommt nicht zu der Einsicht, dafs er als Philosoph nichts als Sprachbildner ist, bedingt durch bestimmte, sprachliche Gebilde: sondern äufsere Lebenserfahrungen nötigen ihm das Bewufstsein auf, dafs er von der sprachlichen Tradition abhängig ist, dafs er ein Recht hat, sprachbildend in die Geschichte seines Volkes einzugreifen. Auch hier gewinnt er nicht das Bewufstsein, dafs seine philosophischen Begriffsbestimmungen durch die sprachliche Tradition seines Volkes und durch seine lebendige geschichtliche Individualität bedingt sind; allein faktisch nimmt er aus sprachlich gegebenen Wörtern seine philosophischen Begriffsbestimmungen heraus.“ —

Hegel (Phänomenologie des Geistes p. 83 sq.) benutzt die Unfähigkeit der Sprache, das Einzelne und Individuelle zu bezeichnen, um ihre philosophische Natur nachzuweisen, als durch welche nur Allgemeines bezeichnet werde, woraus erhelle, dafs das sinnliche, unmittelbare Bewufstsein keine Wahrheit in sich habe. Er kehrt also den Locke'schen Spiefs um. — Es heifst bei ihm: „Sie meinen (die Anhänger der sinnlichen Gewifsheit) dieses Stück Papier, worauf ich dies schreibe, oder vielmehr geschrieben habe, aber was sie meinen, sagen sie nicht. Wenn sie wirklich dieses Stück Papier, das sie meinen, sagen wollten, und sie wollten sagen, so ist dies unmöglich, weil das Sinnliche dieses, das gemeint ist, der Sprache, die dem Bewufstsein, dem Ansichallgemeinen angehört, unerreichbar ist. Unter dem wirklichen Versuche, es zu sagen, würde es daher vermodern; die seine Beschreibung angefangen, könnten sie nicht vollenden, sondern müfsten sie anderen überlassen, welche von einem Dinge zu sprechen, das nicht ist, zuletzt selbst eingestehen würden. Sie meinen also wohl dieses Stück Papier, das hier ein ganz anderes als das obige ist; aber sie sprechen wirkliche Dinge, äufsere oder sinnliche Gegenstände, absolut einzelne Wesen und so fort, d. h. sie sagen von ihnen nur das Allgemeine; daher, was das Unaussprechliche genannt wird, nichts anderes ist, als das Unwahre, Unvernünftige, blofs Gemeinte.“ — Hegel schreibt daher (p. 84) „dem Sprechen die göttliche Natur zu, die Meinung unmittelbar zu verkehren, zu etwas anderem zu machen, und so sie gar nicht zum Worte kommen zu lassen.“ —

Zur Sache ist zu bemerken, daſs solches Bewuſstsein, welches in einem bestimmten, einzelnen Hier und Jetzt „Wahrheit“ zu besitzen glaubt, ein Unding ist; ein so auf den Einzelmoment Beschränktes würde gar nicht zu einem Urteil kommen, geschweige denn an das Denken, was Hegel Wahrheit nennt, es würde eben theoretisch wie praktisch nicht weiter gehen, als auf das bestimmte Hier und Jetzt, und würde in keinerlei Irrtum verfallen, welcher berichtigt werden könnte. Die Beobachtung aber verschiedener Momente in Bezug auf dasselbe Ding, die Erfahrung findet sehr bald das Richtige, daſs nämlich die sinnlichen Dinge in denselben Formen nicht verharren, keinen dauernden Bestand haben, und mehr ist hier nicht gemeint, wo von „der Wahrheit der sinnlichen Dinge“ die Rede ist. —

Hierum aber kümmert sich die Sprache gar nicht; sie ist nicht höherer Art, als das Bewuſstsein; ihre Laute bezeichnen nichts Allgemeineres, sondern dies einzelne eines Moments in Form eines Lautbildes — dies einzelne des Moments auch nicht dem Dinge entnehmend, sondern unserer Vorstellung; daher vermag sie das Ding nur unbestimmt zu bezeichnen, indem sie es andeutet nach seinen für uns bedeutsamen Zügen. Und so bezeichnet die Sprache materiell durchaus Verschiedenes mit demselben Laute, sobald seine Verwendung das entsprechende Vorstellungsbild hervorzurufen vermag; nicht bloſs Druck-, Schreib-, Post-, Lösch-, Sand-, Stroh-, Reis-, Pack-Papier ist „dies Papier“, sondern auch eine Blume, ein Käfer, eine Muschel, ja etwa eine Verfassung kann „dies Papier“ heiſsen. So ist die Sprache, indem ihre Bilder die Dinge bündelweise ergreifen, erstaunend zweckmäſsig, unser Bewuſstsein mit vielen Begriffen durch Anschlagen weniger Tasten zu erfüllen, aber sie ist weit entfernt, das Bewuſstsein zu kritisieren, klüger zu sein. Die Unbestimmtheit des Lautes verlangt für jeden Fall eine Menge Beihülfen, bedingt eine Menge von Voraussetzungen, um das erforderliche Verständnis zu sichern. *Ohne ein gewiſses Mitleben in der Sphäre des Wortbildes vermögen wir nicht zu verstehen.* Auſser der ungefähren Kenntnis des ganzen Lautsystems — der Sprache — bedarf das Wort der Ergänzung durch den Satzsinn, in welchem ja nur gesprochen wird, denn „dieses Papier“ für sich ist nichts zu Verstehendes, aber: „dieses Papier schenke ich Dir“ macht der Allgemeinheit, d. h. der Unbestimmtheit ein Ende. Die näheren Umstände also, unter denen die Sprechenden sich befinden, sich immer befinden, da nicht logische Geister sich unterhalten, sondern immer einzelne, bestimmte Men-

schen, die Gestikulation, Betonung, die Benennung durch Eigennamen, die ausführliche Beschreibung, mit einem Worte der Zusammenhang mit allen anderen Dingen, Personen, Worten, welche zu dem Moment in Beziehung stehen: — Dies erst beschränkt die Unbestimmtheit der Lautbilder so weit, daſs von einem hinreichenden Verständnis die Rede sein kann. Wer nie gesehen hat, erhält keine Vorstellung von der Farbe durch Wort oder Erklärung; so ist, wer sich nie freute oder Schmerz empfand, wer nie einen Baum sah, einen Ton hörte cet. durch das Wort nicht mit der Vorstellung zu erfüllen, welche bezeichnet werden soll, überall bedürfen wir der Anlehnung an diese sinnliche Anschauung, damit unsere Bilder ihren Dienst leisten können. Diese Unfähigkeit der Sprache also zu bestimmter Bezeichnung des Einzelnen durch das einzelne Wort nimmt Hegel als einen Beweis für ihre hohe und vornehme Natur, indem er daran denkt, wie wir durch sie vermöge der Abstraktion zu Begriffen von immer weiterem Umfang, obzwar zugleich von immer steigender Magerkeit und Farblosigkeit, gelangen. Daſs sie hierbei ebenso im Bilde befangen bleibt, nur im Bilde den Geist anzudeuten vermag, also so weit hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, wie sie bei Bezeichnung des Sinnlichen ihr voraus zu sein scheint, sieht er nicht.

Hegel hätte ebensowohl ein Hundebewuſstsein als über „die Wahrheit der sinnlichen Dinge“ hinaus zeigen können, da auch der Hund, wenn er die Vorübergehenden anbellt, jetzt diesen hier meint, nachher jenen dort, in der That aber wegen der Laut-Bild-Natur des Wau Wau, „welches dem Ansichallgemeinen angehört“, hierzu nicht gelangt, sondern nur überhaupt die jederzeit zänkische Natur gegen all' und jeden offenbart.

Das „Unaussprechliche“ ist darum auch nicht schlechtweg als das „Unvernünftige“ abzufertigen. Denn, abgesehn davon, daſs es immer zu bestimmter Zeit, von bestimmten Personen geschieht, wenn ein Etwas als unaussprechlich bezeichnet wird, so daſs ich zu anderer Zeit, oder ein anderer zu dieser Zeit ja wohl ein Bild finden könnte, welches mir Genüge thut — so heiſst „unaussprechlich“ nur, daſs der Gedanke im betreffenden Falle nicht die genügende Verdichtung, Bestimmtheit und Festigkeit erlangt habe, um in einem Lautkörper als unwiderruflich abgeschlossener realer Gehalt sich zu verleiblichen. Da nun unsere Auffassung des Seelenmoments keineswegs immer so klar ist, um eine bestimmte Erkenntnis, wie sie das Wort voraussetzt, herbeizuführen, so bleibt Vielerlei dem Gefühl, der Ahnung überlassen, und wird dann zwar

wohl ausgedrückt z. B. durch Musik, aber nicht gerade durch die Lautbilder der Sprache.

Schopenhauer, welcher die Spekulation nach Kant verwarf, bespricht verschiedentlich das Verhältnis der Begriffe zu ihrer Darstellung durch die Sprache, jedoch ohne besondere Förderung, z. B. in „die Welt als Wille und Vorstellung“ Bd. II, p. 67 sq. Er sagt dort (p. 70): „Die enge Verbindung des Begriffs mit dem Wort, also der Sprache mit der Vernunft, beruht im letzten Grunde auf folgendem. Unser ganzes Bewufstsein, mit seiner inneren und äufseren Wahrnehmung, hat durchweg die Zeit zur Form. Die Begriffe hingegen, als durch Abstraktion entstandene, völlig allgemein und von allen einzelnen Dingen verschiedene Vorstellungen, haben in dieser Eigenschaft ein zwar gewissermafsen objektives Dasein, welches jedoch keiner Zeitreihe angehört. Daher müssen sie, um in die unmittelbare Gegenwart eines individuellen Bewufstseins treten, mithin in eine Zeitreihe eingeschoben werden zu können, gewissermafsen wieder zur Natur der einzelnen Dinge herabgezogen, individualisiert und daher an eine sinnliche Vorstellung geknüpft werden: diese ist das Wort. Es ist demnach das sinnliche Zeichen des Begriffs und als solches das notwendige Mittel, ihn zu fixieren, d. h. ihn dem an die Zeitform gebundenen Bewufstsein zu vergegenwärtigen und so eine Verbindung herzustellen zwischen der Vernunft, deren Objekte blofs allgemeine, weder Ort noch Zeitpunkt kennende Universalia sind, und dem an die Zeit gebundenen, sinnlichen und insofern blofs tierischen Bewufstsein. Nur vermöge dieses Mittels ist uns die willkürliche Reproduktion, also die Erinnerung und Aufbewahrung der Begriffe möglich und disponibel, und erst mittelst dieser die mit denselben vorzunehmenden Operationen, also urteilen, schliefsen, vergleichen, beschränken u. s. w.“ — Schopenhauer sieht vor allen Dingen nicht, dafs eben die Begriffsbildung selbst nur durch die Sprache erfolgt. Er entwickelt (l. c. Bd. I, p. 46), dafs der Vernunft eine Funktion zukomme: Bildung des Begriffs, der nur im Geiste des Menschen vorhanden ist, und von dessen Wesen wir daher nimmer eine anschauliche Erkenntnis erlangen, sondern nur eine abstrakte. „Nur denken, nicht anschauen lassen sie sich, und nur die Wirkungen, welche durch sie der Mensch hervorbringt, sind Gegenstände der eigentlichen Erfahrung. Solche sind die Sprache, das überlegte, planmäfsige Handeln und die Wissenschaft; hernach, was aus diesen allen sich ergiebt. Offenbar ist die Rede, als Gegenstand der äufseren Erfahrung, nichts Anderes, als ein sehr voll-

kommener Telegraph, der willkürliche Zeichen mit gröſster Schnelligkeit und feinster Nüancierung mitteilt. Was bedeuten aber diese Zeichen? Wie geschieht ihre Auslegung? Übersetzen wir etwa, während der Andere spricht, sogleich seine Rede in Bilder der Phantasie, die blitzschnell an uns vorüberfliegen und sich bewegen, verketten, umgestalten und ausmalen, gemäſs den hinzuströmenden Worten und deren grammatischen Flexionen? Welch ein Tumult würde dann in unserem Kopfe während des Anhörens einer Rede oder des Lesens eines Buches! So geschieht es keineswegs. Der Sinn einer Rede wird unmittelbar vernommen, genau und bestimmt aufgefaſst, ohne daſs in der Regel sich Phantasmen einmengen. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält, und was sie mitteilt und empfängt, sind abstrakte Begriffe, nicht anschauliche Vorstellungen, welche ein für allemal gebildet und verhältnismäſsig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objekte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten u. s. f." — Sofern nun die Sprache den Gedanken fixiert, fesselt sie ihn auch, sagt Schopenhauer (Bd. II, p. 71), und er bemerkt, daſs dieses Hindernis durch die Erlernung mehrerer Sprachen zum Teil beseitigt werde. — Da ist nicht viel zu benutzen. — Was den psychologischen Hergang beim Verstehn der Rede betrifft, so ist dessen Erklärung: „Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht" ebenso nichtssagend als mystisch. — Man erfährt zuerst mehr oder minder vollständig, „wovon die Rede sein soll" — oder man entnimmt dies den Umständen, sonst kann man überhaupt Worte nicht verstehn. Vorläufig also empfängt die Seele gleichsam eine Bildersphäre, innerhalb welcher sich die Mitteilung hält. Die einzelnen Wörter werden nicht verstanden, sondern die Satzbilder. Wie nun diese im Bewuſstsein aufblühn und aufblitzen, erleuchten sie bald diese, bald jene Stelle des Hauptbildes. Unsere Vorstellung folgt, deckt die Bildfläche bald hier, bald dort auf, gerät in Mitarbeit, bildet auch um und ergänzt. Man sieht, wie wenig hier jemals von vollständigem Verständnis die Rede sein kann. Man nennt es Verständnis, wenn keine Veranlassung sich bot, daſs die Verschiedenheiten der Vorstellungen hervortraten; diese zeigen sich aber unausbleiblich in dem Maſse, als man später etwa ins Einzelne eindringt, um das volle Verständnis zu konstatieren. Die wissenschaftliche Abstraktion kann allerdings die Worte zu bloſsen Formeln umzuwandeln scheinen, mit denen dann der Verstand nur rechnet, aber dadurch wird der Seele kein neuer Inhalt gewonnen, es wird der vorhandene nur rubriziert und reguliert.

Bei Trendelenburg findet sich zerstreut manche Bemerkung, welche unserer Auffassung entspricht. Von Interesse ist, daſs er („De Arist. categoriis“ und „Geschichte der Kategorieenlehre“) zu zeigen suchte, wie die Kategorieen des Aristoteles aus der Zergliederung des Satzes hervorgegangen sind. Von den hierher gehörigen Stellen in seinen Werken führen wir an (Logische Untersuchungen Bd. II. p. 442): „Wenn sich die Philosophie in richtiger Selbsterkenntnis über die Mittel des Erkennens besinnt, träumt sie nicht mehr den riesenhaften Traum von einer adäquaten Erkenntnis Gottes, in welchem man ausgesponnene Metaphern für bewiesene Wissenschaft ausgiebt.“ — ferner (l. c. p. 447), wo er Schelling widerlegt, „die ganze groſse Identität des Erkennens und Seins hängt allein in der Metapher der Selbstbejahung“; ebenso p. 118, wo Schopenhauers „Objektität des Willens“ eine „nichts erklärende Metapher“ genannt wird, wie (p. 119) sein Begriff vom Gewissen, und p. 85, wo gegen materialistische Ansichten bemerkt wird, daſs sie von „der Metapher der Sprache“ in ihrer Erklärung des Selbstbewuſstseins bestimmt werden, „und eine solche Erklärung löst sich mit dem Bilde, das nur Zeichen ist, von dem Wesen ab und zerrinnt.“ — Allgemein wird so der Satz hingestellt (p. 455): „Alle Konstruktion (des Wesens Gottes) ist nur ein Bild Gottes aus der Welt.“ — Wer darüber hinausgeht, „dichtet ein theosophisches Gedicht“ und es findet sich zum Schluſs (p. 468) als eine „künstlerische That“ des Philosophen bezeichnet, wenn er „aus dem (ihm bekannten) Bruchstück (der Welt) den bildenden Geist entwirft“, so daſs „das Unendliche uns nun im Endlichen wie im Spiegel erscheint“.

Wir fassen den Inhalt des Kapitels dahin zusammen:

Die Sprache ist Geist, in einem sinnlichen Mittel, dem Laut, verkörpert und erst dadurch zu wirklichem Dasein gebracht. Wie alles Sinnliche vermag auch der Laut den Geist nur symbolisch darzustellen; auch meint die Sprache ja ihre Laute nicht an sich selbst, sondern das, was diese anderes bedeuten, weshalb der Laut den Begriff nur anregt, nur reizt, ihn zu bilden, aber ihn nicht selbst darstellt. Die Sprache bezeichnet also notwendig nur andeutend, unbestimmt, und in diesem Sinn allgemein; ihr Verständnis erfordert daher nicht weniger eine ästhetische Reproduktion des Geistes aus den Lautbildern und bleibt wesentlich ein Bildliches. Aber die Sprache will den Geist geben, strengt sich dazu immer von neuem an, sucht dies durch die in ihrer Succession der

Gedankenbewegung analoge Darstellung der Lautmomente zu erreichen, will treffend sein, und ist so ein immer erneuertes Kunstschaffen, welches an der vom Bewufstsein empfundenen Schranke, immer nur Bild, Gleichnis zu bleiben, seinen Trieb zur Fortbildung hat.

Unser gesteigertes Bewufstsein erreicht Bestimmtheit in der Darstellung seiner Momente in dem Mafse, als wir in dem Laut nur konventionelle, d. h. uns durch den usus ganz angehörige, willkürlich ausgeprägte, nur innerhalb der von Menschen geschaffenen Verhältnisse giltige und verwendbare Zeichen sehn. Dann nämlich sichern die gleiche Kulturentwickelung zusammenlebender Menschen, die enge Verbindung durch die Gemeinsamkeit der Interessen, die unzähligen Merksteine der sichtbaren Welt, in welche unser Erkennen, Wollen und Handeln uns verflicht, dem Lautzeichen der Sprache ein relativ genaues Verständnis. Die Bilder werden von so vielen Seiten uns vorgestellt, dafs wir sie fast von allen Seiten zugleich erblicken. Hält sich also die Rede in der Sphäre uns schon geläufig gewordener Bilder, so dafs wir die Worte in der That nur noch als Zeichen zu nehmen haben, so ist von „verwirrender Bilderjagd“ nichts zu bemerken, aber der Mangel bestimmter Bezeichnung tritt hervor, sobald wir uns ein neues Gedankenfeld zum ersten Male durch die Sprache erschliefsen lassen, da sie dies wegen ihrer Bildnatur immer nur andeutet, nicht deckt, obwohl, wenn nach und nach wir die neuen Gedanken gefafst und uns angeeignet haben, wir sie nicht schwieriger für das Verständnis zu finden pflegen, als die uns bekannten. Und damit geht es dem späteren Menschen nicht anders, als dem früheren. Auch beim Beginn der Sprachbildung verringerte sich die Unbestimmtheit im Unterscheiden erst allmählich durch bestimmtere Abgrenzung der Lautformen, und so zeichnet sich weiter auch auf höheren Kulturstufen die erste Aufnahme eines neuen Gedankens nur als ein Unbestimmtes für unsere Vorstellung, zu welcher erst nach und nach Sonderung und damit Erkenntnis hinzutritt. Neue Gedanken der Wissenschaft eignen sich deshalb auch weniger für die mündliche Überlieferung; der Kulturmensch wünscht sie gedruckt, in Zeichen von Zeichen, damit er Zeit behalte, die Worte ruhig auf sich wirken zu lassen, bis sie ihm wieder Zeichen geworden sind. So erinnert sich der Virtuose nicht mehr an die Namen der Noten, an ihr Wesen; er spielt sie bewufstlos ab, bis ihn neue und schwierige Kombinationen von Noten merken lassen, dafs er nur Andeutungen liest, nicht Musik, und ihn so auf den

Standpunkt der Anfänger im Notenlesen zurückführen. Das vollendete Kunstwerk der Sprache ist dann ein in sich harmonisches Ganze und beherrscht im Anfange die Menschen, wie etwa die Sitte, und, wenn später geregelt durch die Grammatik, wie das Gesetz, nur viel innerlicher und fester. Es umfaſst und offenbart die Sprache nach der theoretischen Seite den ganzen Menschen; auch, was er praktisch in sinnlicher Breite irgend erstrebt und leistet, nimmt sie auf und verwandelt es in Geist. Zwar offenbart sich der Mensch auch in der Geschichte seines Geschlechts, in der Wissenschaft und Praxis, aber in weniger reiner und unmittelbarer Gestalt, denn in diesen Gebieten stellt er nicht sowohl sich selbst dar, als wie er in Bezug auf die Welt sich verhält, und wie deren Gesetze ihn bedingen; Sprache aber ist sein eigenstes Besitztum.

In der Formierung der Laute selbst zeigt die Sprache ihre Plastik, in ihrem Satzbau wirkt sie architektonisch, ihre Bilder, Tropen, Gleichnisse sind malerisch; ihre phonetische Figuration und ihr Rhythmus geben uns Musik; endlich in ihren selbständigen Produktionen berührt sie sich mit der Poesie.

So ist sie durch und durch Kunst und kann auch nur Gedanken darstellen, wie die Kunst es vermag: bildlich. Über die Natur ihrer Bilder im einzelnen wird der folgende Abschnitt das Nähere geben.

Anhang.

Es kann an dieser Stelle die Bemerkung eingeschaltet werden, daſs die Entwickelung des Charakters der Schrift in durchgehender Analogie mit der Entwickelung der Sprache steht. Man wird dies von vornherein annehmen, denn, wie der Laut Tonbild des Gedankens ist, so giebt die Schrift ein Raumbild des Sprachlauts, und was dort für den Sinn des Gehörs sich herausbildet, erscheint hier für das Auge. Freilich treten die Schrift-Bilder sogleich mit dem bestimmten Zweck der Mitteilung auf; sie bleiben abhängig und in stetem Dienst.

Die Hauptpunkte sind, daſs auch die Schrift von Anfang als eine Kunst auftritt, als Malerei — ideographisch — zuerst unbestimmt, in Umrissen, dann durch Zuthat der Farbe den Ausdruck belebend und verschönernd. Viele Weisen der Darstellung waren auch hier möglich, und eine Wahl muſste getroffen werden, für welche — wie bei den Sprachwurzeln der Redende und Verstehende — gemeinsam der Schreibende und der Lesende all-

mählich sich zu entscheiden und zu einigen hatten; denn auch der Zweck der Schrift begnügt sich nur anfangs mit dem Erraten, will aber zunehmend ein Verstehen. So führt sich auch hier die Konvention ein auf dem Grunde einer Nachahmung der Natur; aus verschwenderischer Fülle der Malerei hoben sich nach und nach die charakterisierenden Bilder hervor und erhielten Bestand. Wo die Darstellung für den vorliegenden Zweck zu allgemein bezeichnete, da halfen, den Deutelauten der Sprache vergleichbar, besondere Determinativzeichen nach.

Man sieht auch, daſs die mimetische Bilderschrift sofort — ebenso, wie die Lautbezeichnung — in ihrer Anwendung auf Abstraktionen symbolisch werden muſste; ihre Bilder waren ebensowohl tropisch zu fassen, wie kyriologisch.

In dem Maſse ferner, als die Schrift den praktischen Zwecken sich dienstbar machte, verlor sie das Andenken an ihren künstlerischen Ursprung; sie wurde, je mehr es darauf ankam, den bestimmten Wortausdruck wiederzugeben, immer mehr zum bloſsen Zeichen des Lautes. Und dieser Übergang zur phonographischen Schrift vollzog sich nur allmählich; die Bilder für Vorstellungen wurden, indem das Prinzip ihrer Darstellung sich stetig veränderte, als Lautzeichen beibehalten, obwohl sie undeutlich wurden als Raumbilder, wie das Wort es allmählich werden muſste als Lautbild.

Und es hat sich endlich die Schrift bei derselben Unfähigkeit zu beruhigen, den Laut genau wiederzugeben, wie der Laut, wenn er den Gedanken ausprägen will; die unendlichen Modifikationen des rein Individuellen im Laut bezeichnet die Schrift gar nicht, wie die Sprache keinen Ausdruck für die Einzelempfindung hat.

Zeigen nicht auch die Sprachen eine Richtung auf endliche Stenolalie, analog der Stenographie in der Schrift?

VII. Wiefern Lexikon und Grammatik als Darstellung der Technik der Sprachkunst zu betrachten sind. — Die Verwirklichung der Sprachkunst, bedingt durch die Natur, d. h. von der Verschiedenheit der Sprachen. — Die Entwickelung der Sprachkunst, bedingt durch die Geschichte der Sprache. — Die Entfaltung der Sprachkunst, bedingt durch den usus.

Wie das Bild des Malers uns die Vollansicht des Gegenstandes zu bringen scheint, ohne doch mehr als eine Seite desselben zu

bieten, so meint die Darstellung der Wurzel, des ersten Kunstwerks der Sprache, eine Totalvorstellung, aber sie ergreift und stellt sie dar nur an einem ihrer Merkmale. Das Leben zeigt dann zwar den Gegenstand oder den Vorgang in immer anderen Beziehungen, von immer neuen Seiten, aber damit ändert sich nicht der Laut, an welchen die Vorstellung des Dinges sich zuerst gebunden hatte, mit dem sie untrennbar verwachsen war, sondern die neu hinzutretenden oder sich deutlicher enthüllenden Vorgänge an dem Dinge, sofern sie ja auch sonst für sich zur Vorstellung gekommen waren und ihren Lautausdruck gefunden hatten, wurden dem Laute zugesetzt, und wurden, als ihm nur hinzugefügt, durch Betonung, Deutelaute, Stellung kenntlich gemacht. So umgab sich das Subjekt allmählich mit einer Fülle von Prädikaten, welche in seiner Sphäre lagen und sie vollständig darstellten.

Nun ist klar, wie hierdurch der Verstand an der Sprache ebenso sein Unterscheiden und Sondern erlernt und befestigt, wie er es in ihr niederlegt. Man kann deshalb sagen, je mehr die Sprache zum Satze wird, desto mehr Bewufstsein und Verstand entwickelt sie. Das Wort aber, welches, in alle möglichen Beziehungen gesetzt, dennoch in seinem Laute verharrt, erhält immer festere und mehr umschriebene Bedeutung, wird immer konventioneller, abhängig von den ihm zugeordneten Worten, während seine Ursprungsbedeutung aus dem Bewufstsein schwindet. So sind es zwei Seiten, auf welche bei Betrachtung der unablässig bewegten Sprache die Wissenschaft zu achten hat, die Bedeutung der Wörter selbst in ihrem Wandel: die lexikalische Seite — und das Streben, die möglichen Beziehungen des Wortes zu sicherer Darstellung zu bringen: die grammatische Seite.

Wäre es nun der Sprache eigen, in ihrer Entwickelung nur eben den einen Zweck möglichst vollkommener Darstellung der Seelenmomente zu verfolgen, so würde, was die Wissenschaft als Lexikon und Grammatik behandelt, lediglich aufzufassen sein als die Kunsttechnik der Sprache, aber sie ist nicht überall frei, ist in ihrer Darstellung nur insoweit sich Selbstzweck, als sie schafft.

Wären ferner die natürlichen Bedingungen, unter welchen Sprache geschaffen wird, überall und immer dieselben für das Geschlecht der Menschen, würde nicht durch die Verschiedenheit dieser Bedingungen auch die Wahl der Laute, an denen die Begriffsbildung erfolgt, und die Bezeichnung der Beziehung innerhalb gewisser Grenzen willkürlich, also von verschiedener Art, so würde

nur eine einzige solche Kunsttechnik der Sprache sich ergeben, aber in den verschiedenen Gegenden unserer Erde realisiert sie sich weder in gleicher Weise noch in denselben Lautbildern.

Und wenn endlich die einzelnen Volkssprachen in ihrer Entwickelung nicht abhängig wären, und bestimmt würden von der Geschichte dieser Völker selbst, so würde die Darlegung der Sprachbewegung uns nichts anderes zeigen, als die Entfaltung dieser Kunsttechnik in fortschreitender Vervollkommnung, aber keine der Menschensprachen ist eben im stande, ihre Entwickelung unbeeinflufst und ungestört von dem Schicksal des Weltlaufs fortzuführen. —

Es wird nötig sein, dieser drei Punkte besonders zu gedenken, da sie die Grenzen aufweisen, innerhalb deren sich die Darstellung der Sprache als Kunst und der Kunst der Sprache notwendig bewegt.

Wir besprechen zunächst die Naturbedingtheit der Sprache, durch welche eine Mannigfaltigkeit von Kunst-Techniken entsteht, d. h. die Verschiedenheit der Sprachen; darauf die geschichtliche Bedingtheit der Sprachen, durch welche Faktoren äufserlicher Art mitwirkend werden; endlich die durch die Verwendung der Sprache im Dienste anderer Interessen bewirkte Bedingtheit, welche den Usus herbeiführt. —

Die ursprünglich vom Individuum geschaffenen Sprachlaute werden in der Wirklichkeit niemals zu einer Sprache der Gattung, sondern es kommt nur zu einer Ausdehnung des Individuellen auf Kreise verwandter Individuen. Ein Mehreres hindert, wie bei allen Richtungen menschheitlicher Entwickelung, die Verschiedenheit der Naturbedingungen, unter deren Herrschaft diese vor sich geht. In der That glauben wir an ein Geschlecht der Menschen, und sagen mit W. v. Humboldt: (Über die Verschiedenheit des menschl. Sprachb. p. 48) „So wundervoll ist in der Sprache die Individualisierung innerhalb der allgemeinen Übereinstimmung, dafs man ebenso richtig sagen kann, dafs das ganze Menschengeschlecht nur Eine Sprache, als dafs jeder Mensch eine besondere besitzt." — Aber diese Einheit stellt sich dar in so reicher Unterscheidung der Formen, dafs unser Begriffsvermögen nicht leicht beides zugleich — die Einheit trotz der Unterschiede innerhalb der Einheit genau zu fassen und zu überschauen vermag.

Die Frage, ob die Verschiedenheit der Sprachen als das Ursprüngliche anzunehmen sei, oder ob sie alle von einer einzigen

ausgingen, scheint uns kaum noch eine Frage zu sein. Es ist sicher, dafs die Sprachwissenschaft, wenn sie nach strenger Methode untersucht, nicht imstande ist, alle uns bekannten Sprachen auf Eine Ursprache zurückzuführen, und dafs daher mehrere anzunehmen sind. Die vorhandenen Verschiedenheiten lassen sich eben nur unter der Voraussetzung ursprünglicher Verschiedenheit hinreichend erklären; für eine ursprüngliche Identität spricht aber höchstens der Mythus, bis er selbst bei dem Babylonischen Turmbau einen Sprung macht. Nun besteht die Ansicht, welche z. B. M. Müller (Vorles. üb. die Wissensch. d. Spr. Bd. I. p. 281) vertritt, „dafs jede Flexionssprache einmal agglutinativ, jede agglutinative Sprache einmal einsilbig gewesen sei." — Dafs also alle Völker zuerst in Weise der isolierenden Sprachen, wie z. B. der Chinesischen, gesprochen hätten, dann in der Art der agglutinierenden, wie z. B. die Tartarische ist, dann der kombinierenden, wie (nach Schleicher) z. B. Tibetanisch, und so, in vorhistorischer Zeit, entweder auf einer dieser Stufen stehen geblieben seien, oder bis zur Flexion durchgedrungen; aber, wenn auch Müller recht hat, dafs nur bei dieser Ansicht „die vorliegenden Sprach-Erscheinungen im Sanskrit oder irgend einer anderen inflexionalen Sprache ihre Erklärung finden können," (man vergleiche z. B. auch Schleicher, Deutsche Sprache, p. 33, 46. Steinthal, Klassifikation der Spr. (2. Bearb.) p. 323. Heyse, System d. Spr. p. 143) so wird dadurch doch nichts für ursprüngliche Identität der Sprachen bewiesen, da die Lautverschiedenheit doch schliefslich das Entscheidende ist, diese aber sonst Regel ist bei verschiedenen Sprachstämmen. (Heyse l. c. p. 165. Schleicher l. c. p. 38.)

Grimm sagt zwar (Gesch. der dtsch. Spr. p. 833): „Alle Mundarten und Dialekte entfalten sich vorschreitend, und je weiter man in der Sprache zurückschaut, desto geringer ist ihre Zahl, (?) desto schwächer ausgeprägt sind sie. Ohne diese Annahme würde überhaupt der Ursprung der Dialekte, wie der Vielheit der Sprachen unbegreiflich sein. Alle Mannigfaltigkeit ist allmählich aus einer anfänglichen Einheit entsprossen." Aber Grimm selbst (in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache) nimmt keine Ursprache an, d. h. er setzt die ursprüngliche Differenz voraus, und will mit den angeführten Worten wohl nur den gemeinsamen Ursprung der sanskritischen Sprachen betonen. Wird nicht auch die Verschiedenheit vielmehr dadurch begreiflich, dafs man sie zugleich mit der Verschiedenheit der Individuen von Anfang anerkennt? Haben sich etwa die verschiedenen Nationen, Staats-

verfassungen, Religionen, Mythen, Kunstformen u. s. w. aus Einer Form entwickelt?

Renan (histoire des langues sémitiques p. 100) sagt gut: „Il semble au premier coup d'oeil que rien n'est plus naturel que de placer l'unité, en tête des diversités et de représenter les variétés dialectiques comme sorties d'un type unique et primitif. Mais des doutes graves s'élèvent quand on voit les langues se morceler, avec l'état sauvage ou barbare, de village à village, je dirais presque de famille à famille.“ Nachdem er die Sprachen des Kaukasus, Abessyniens, Amerikas, Oceaniens besprochen in ihrer übergroſsen Zahl und Mannigfaltigkeit, fährt er fort: „Ces faits nous semblent suffisants pour prouver l'impossibilité d'une langue homogène, parlée sur une surface considérable, dans une société peu avancée. La civilisation peut seule étendre les langues par grandes masses; il n'a été donné qu'aux sociétés modernes de faire régner un idiome sans dialectes sur tout un pays, et encore les langues arrivées ainsi à l'universalité sont-elles presque toujours des langues purement littéraires.“ und weiter: „Loin donc de placer l'unité à l'origine des langues, il faut envisager cette unité comme le résultat lent et tardif d'une civilisation avancée. Au commencement il y avait autant de dialectes que de familles, de confréries, je dirais presque d'individus.“ — „Les langues qu'on peut appeler primitives sont riches parce qu'elles sont sans limites. Chaque individu a eu le pouvoir de les traiter presque à sa fantaisie; mille formes superflues se sont produites et elles coexistent jusqu'à ce que le discernement grammatical vienne à s'exercer.“ — „L'oeuvre de la réflexion, loin d'ajouter à cette surabondance, sera toute négative: elle ne fera que retrancher et fixer. L'élimination s'exercera sur les formes inutiles; les superfétations seront bannies; la langue sera déterminée, réglée, et, en un sens, appauvrie.“ —

Schleicher betrachtet die Sprache nur nach der Seite ihrer Naturbedingtheit, übersieht in ihr die Seite der künstlerischen Freiheit, wenn er sagt: („Über die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen“ p. 8) „daſs die Sprache nichts ist, als das durch das Ohr wahrnehmbare Symptom der Thätigkeit eines Komplexes materieller Verhältnisse in der Bildung des Gehirns und der Sprachorgane mit ihren Nerven, Knochen, Muskeln“ u. s. f., aber gewiſs ist richtig, wenn es p. 23 heiſst: „In den offenbar sehr langen Zeiträumen vor der eigentlichen Geschichte sind höchst wahrscheinlich unzählige Sprachen zu Grunde gegangen, während andere sich weit über ihr ursprüngliches Gebiet ausbreiteten und

sich dabei in eine Mannigfaltigkeit von Formen differenzierten. Wir müssen demnach eine unbestimmbar grofse Anzahl von Ursprachen voraussetzen.“ —

Die ursprüngliche Verschiedenheit der Sprachen ist ebensowenig allein im Laut zu suchen, wie die Verschiedenheit der Individuen selbst nur eine körperliche ist. Der ganze Mensch schafft die Sprache, darum sind auch deren Verschiedenheiten derart, dafs aus ihnen die Verschiedenheiten der Individuen selbst am tiefsten und umfassendsten erschlossen werden können. — Wir führen an, wie W. v. Humboldt die einschlagenden Punkte bezeichnet. (Über d. Versch. d. menschl. Sprachb. p. 8 sq.) „Die Verschiedenheit der Sprachen läfst sich als das Streben betrachten, mit welchem die in den Menschen allgemein gelegte Kraft der Rede, begünstigt oder gehemmt durch die den Völkern beiwohnende Geisteskraft mehr oder weniger glücklich hervorbricht.“ „Das bessere Gelingen kann in der Stärke und Fülle der auf die Sprache wirkenden Geisteskraft überhaupt, dann aber auch in der besonderen Angemessenheit derselben zur Sprachbildung liegen: also z. B. in der besonderen Klarheit und Anschaulichkeit der Vorstellungen, in der Tiefe der Eindringung in das Wesen eines Begriffs, um aus demselben gleich das am meisten bezeichnende Merkmal loszureifsen, in der Geschäftigkeit und der schaffenden Stärke der Phantasie, in dem richtig empfundenen Gefallen an Harmonie und Rhythmus der Töne, wohin also auch Leichtigkeit und Gewandtheit der Lautorgane und Schärfe und Feinheit des Ohres gehören.“ — „Es giebt auch Dinge in den Sprachen, die sich in der That nur nach dem auf sie gerichteten Streben, nicht gleich gut nach den Erfolgen dieses Strebens, beurteilen lassen. Denn nicht immer gelingt es den Sprachen, ein, auch noch so klar in ihnen angedeutetes Streben vollständig durchzuführen. Hierhin gehört z. B. die ganze Frage über Flexion und Agglutination“ — cet. —

Wir nehmen also ursprüngliche Verschiedenheit der Wurzeln an, verschiedene Art, wie zu bestimmter Wortbildung vorgeschritten wurde, Verschiedenheit in den Analogieen, nach welcher die Übertragung sinnlicher Bezeichnungen auf Abstraktionen erfolgte, endlich eine besonders tiefgehende Verschiedenheit in den Prinzipien, nach welchen die Lautmittel grammatisch zur Verwendung kommen.

Innerhalb dieser ursprünglichen Verschiedenheiten, in denen Sprache zur Erscheinung kam, bildeten sich dann, bedingt durch die geschichtliche Entwickelung unseres Geschlechts, neue Unter-

schiede heraus, denn auch Völker derselben Ursprache mufsten, schon aus rein natürlichen Gründen, sobald sie freiwillig oder gezwungen ihre Wohnsitze änderten, mit der Ortsverschiedenheit zur Sprachverschiedenheit kommen. Die Identität der Wurzeln und die Gleichheit des Prinzips, welches den grammatischen Formenbau durchdringt, hält wie z. B. bei dem indogermanischen Sprachstamm, welchen unsere Darstellung allein im Auge hat, die Einheit aufrecht. —

Nach dem Grunde der Sprachverschiedenheit zu fragen, sollte ebenso überflüssig erscheinen, wie etwa danach, weshalb die Gesichtsbildungen der Menschen untereinander differierten und doch wieder in bestimmten Gruppen nach Familien, Landschaften, Volksstämmen sich zusammenfänden.

Diogenes Laertius sagt vom Epikur (§ 75): *ὅθεν καὶ ὀνόματα ἐξ ἀρχῆς μὴ θέσει γενέσθαι ἀλλ' αὐτὰς τὰς φύσεις τῶν ἀνθρώπων, καθ' ἕκαστα ἔθνη ἴδια πασχούσας πάθη, καὶ ἴδια λαμβανούσας φαντάσματα, ἰδίως τὸν ἀέρα ἐκπέμπειν, στελλόμενον ὑφ' ἑκάστων τῶν πάθων καὶ τῶν φαντασμάτων, ὡς ἄν ποτε καὶ ἡ παρὰ τοὺς τόπους τῶν ἐθνῶν διαφορὰ εἴη,* später sei dann Übereinkunft hinzugetreten (§ 76); und Lucretius sagt kurz (V, 1055):

„Postremo, quid in hac mirabile tantopere est re,
Si genus humanum, cui vox et lingua vigeret,
Pro vario sensu varias res voce notaret."

Wir werden als Hauptgrund der verschiedenen Sprachformationen die verschiedene künstlerische Begabung für Sprachschaffen und Sprachauffassung zu betrachten haben, wie ja z. B. auch für die Musik Chinesen, Deutsche, Türken, Engländer, Italiener sehr unterschieden ausgestattet sind, so für das Empfangen wie für das Schaffen. Aber freilich hängt diese Verschiedenheit der Begabung gerade bei der Sprache in hohem Grade von der Natur ab, unter deren Einflufs der Mensch sich entwickelt. Dabei meinen wir nicht sowohl, dafs Terrain (Gebirgsland, Flachland cet.) oder die Lage (ob maritim oder Binnenland) oder das Klima, oder Lebensweise, Nahrung, Art der Kulturentwickelung u. a. unmittelbar auf die Sprache wirken, sondern wesentlich nur so, dafs, indem sie den Menschen überhaupt körperlich und geistig beeinflussen, sie auch die Sprachhervorbringung mitbedingen.

Dennoch wird in Einem Punkt auch eine direkte Einwirkung der Natur angenommen werden dürfen. Das Medium der Fortpflanzung wie der Erregung des Tons ist die Luft, und es wird also deren Beschaffenheit neben den übrigen den Organismus,

namentlich die Stimm- und Gehörs-Organe, bedingenden tellurischen Einflüssen für die Differenzierung der Stimme auch unmittelbar und entscheidend wirksam sein. Wärme und Kälte, die chemische Beschaffenheit der Erdoberfläche, Gebirge, Meeresnähe, Sumpfboden verändern das Medium und affizieren so auch sofort den Ton und die Art seiner Hervorbringung, gestalten im übrigen auch sicherlich nach und nach die Organe um, welche ihn erzeugen. Der Schall ist z. B. bekanntlich in dünnerer Luft schwächer, wie er denn unter der Luftpumpe verschwindet. Demnach werden in höher gelegenen Landstrichen gröfsere Anstrengungen des Organs, namentlich stärkeres Hervorstofsen des Hauchs bei Verwendung der menschlichen Stimme eintreten. Daher erklärt sich gröfsere Rauheit und Reichtum an Aspirierungen und eine Umstimmung der Organe, bei denen schliefslich weichere Laute nicht mehr ansprechen. — Bedenkt man, wie die Erschütterung des Organismus mittelst der Nerven eine Mitbewegung der Stimmorgane hervorbringt, wie sie zunächst in Naturlauten sich äufsert, so kann auch von dem Klima Beeinflussung auf die Spracherzeugung geschlossen werden, denn die Reize auf die Faser des Menschenkörpers sind nach dem Klima verschieden. A. v. Humboldt bemerkt z. B. (Über die gereizte Muskel und Nervenfaser p. 303), dafs Zuckungen toter Tiere in Deutschland noch 2 bis 3 Stunden nach dem Tode, in Italien nur 20 bis 25 Minuten auf galvanischen Reiz erfolgen. —

Ebenso, wenn auch schwerer nachweisbar, müssen Wirkungen angenommen werden, welche die Mischungen der Luft mit Gasarten z. B. Kohlensäure, Ozon, Salpetersäure, Ammoniak, öfter wiederkehrende Miasmen, die sogenannte Sumpfluft u. d. m. auf Stimme und Stimmorgane ausüben; auch die elektrische Beschaffenheit der Luft ist von Einflufs, und nicht minder von Bedeutung ist es, in welchem Mafse die Luftbeschaffenheit gleichmäfsig bleibt oder vielen und raschen Wechseln unterworfen ist. Wenn nicht eben scharf bestimmend, so doch hübsch veranschaulichend sagt Gutzkow (gesammelte Werke, Bd. 4, p. 49): „Die zahllos verzweigten Sprachwillküren, jene Originalitäten der Bezeichnung, welche das Gemeingut ganzer Völker wurden, sind ein Faktum der Geschichte, das auf Rechnung der Natur kommt. Die Natur sprach ihre Töne dem Menschen vor; ihre Donner, ihre Blitze, ihr Waldsäuseln, ihr Wogengebrause, ihr Wallen der Kornähren, ihre zahllosen lauteren und sanfteren Stimmen, mit denen sie aus der Pflanzen-, Tier- und Steinwelt spricht, gaben den Nationen ihre

Themata, welche sie mit gelehriger Zunge nachschnalzten und nachzwitscherten. Der ganze Charakter dieser oder jener Sprache ist der Abdruck der Natur des Landes, wo sie gesprochen wird. Die griechische Sprache ist der griechische Himmel selbst mit seiner tief dunklen Bläue, die sich in dem sanft wogenden ägeischen Meere spiegelt. Hier ist der Einfluſs der Natur ein fast unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener, während in den semitischen Sprachen die ängstliche Nachahmung der Natur waltet, eine Nachahmung, die sich mit Gurgellauten durch die Kehle quetscht, die mit Lippe, Zunge und Nase die vorsprechende Lehrerin zu imitieren sucht. Und zuletzt ist dort, wo die Natur kalt, öde und stumm ist, wo nur zuweilen ein Eisvogel über schneeige Gefilde flattert, die Sprache arm und unbeholfen, und der Ton in ihr, so wie in den nordischen Sprachen, singend und klagend, oder, wenn noch höher hinauf, fast der Ausdruck des Schreckens und Zusammenzuckens vor einem kleinen Geräusche neben der Hütte.“ — Es ist hierbei freilich nicht deutlich, warum in den semitischen und hochnordischen Sprachen „der Einfluſs der Natur“ kein ebenso „unwillkürlicher und von dem Volke mit der Luft eingesogener“ gewesen sei, als bei den Griechen. Das Verständnis der Sprachverschiedenheit wird erleichtert, wenn man die innerhalb derselben Sprache vorhandenen Dialektverschiedenheiten ins Auge faſst, welche so groſs werden können, daſs die derselben Sprache Angehörigen einander nicht mehr verstehen: Schweden, Dänen, Holländer, Deutsche cet. Mit den Wohnsitzen ändern sich die Bedürfnisse; neue Umgebungen veranlassen neue Vorstellungen, modifizierte Laute, einen Wechsel in dem Streben nach Sprachbequemlichkeit und Lautschönheit. — Man wird übrigens nicht vergessen dürfen, daſs in der fortschreitenden Kultur das Moment der Freiheit sich vielfach als Gegengewicht gegen die Macht der Naturbedingungen geltend macht. So dehnen sich Sprachen über ihre natürlichen Grenzen aus, wie z. B. jetzt das Englische, oder sie vermengen sich mit anderen, wie z. B. die lingua franca in den türkischen Seestädten. K. O. Müller (Dorier, T. II, p. 515) sagt in dieser Beziehung von den griechischen Dialekten: „Man muſs erwägen, daſs lokale Bedingungen auf die Sprache nur in einem Zeitalter mit voller Kraft wirkten, da die Organe ihnen weit mehr nachgaben und überhaupt mehr Akkommodation gegen die Natur stattfand: später wurde Dorisch auch in Küstenländern gesprochen, wie jetzt Plattdeutsch in Gebirgen. Auch dürfen wir dabei nicht vergessen, daſs nicht bloſs das Land, sondern auch das Volk von

jeher eine bestimmte Natur hatte, die auf die Sprache doch wohl nicht in geringerem Maſse einwirken muſste, als die erstere.“ — K. O. Müller sondert hier die Naturbestimmtheit des Volkes von der des Landes, jene aber ist von dieser nicht zu trennen.

Klar ist, daſs, wie die Kultur in allen Lebenssphären den Menschenwillen an die Stelle des Gegebenen setzt und die Unterschiede der Kleidung, Nahrung, Bildung, Staatsverfassung cet. verringert, auch ein Schwinden der Sprachverschiedenheit durch sie veranlaſst wird. Bei höher kultivierten Völkern, z. B. bei denen Europas, sind die Sprachen weniger zahlreich, als bei denen der Urbewohner Amerikas, des Kaukasus cet.

Auch innerhalb derselben Sprache prägt sich die Macht des geistigen Faktors in hervortretender Weise aus. Sobald einzelne Kreise des Volkes in ihrer Bildung unverhältnismäſsig vorschreiten, sondert sich eine Sprache der Gebildeten von der Volkssprache; so bei den Römern eine lingua Latina von dem sermo plebejus, der lingua rustica, bei den Deutschen das Neu-hoch-Deutsche. Natureinfluſs dagegen und Naturkraft zeigen die Sprachen durch Energie der Laute am meisten in jener Zeit, welche noch nicht das Gepräge einer bestimmten Volkssprache angenommen hatte, zu deren Grundlagen wir durch die vergleichende Sprachforschung vordringen, und welche daher Curtius („Philologie und Sprachwissensch.“ p. 9) richtig als etwas Transnationales bezeichnet, dessen Erforschung dem „Sprachforscher“ obliegt, wie die Kulturseite der Sprache dem „Philologen“.

Wenn im übrigen die Sprachen von Natur verschieden sind, so sind doch auch die Nachweisungen — selbst schon in Bezug auf die Schaffung der Wurzeln — nicht schwer, daſs alle Sprachen von Natur ein Einheitliches darstellen. Man nimmt in der That wahr, daſs Sprachen, welche wegen der Verschiedenheit ihrer grammatischen Strukturen durchaus als nicht verwandt betrachtet werden müssen, doch in ihrem Lexikon so viel ähnliche Wurzeln aufweisen, daſs, wenn bloſs dies in Betracht käme, an einer Verwandtschaft nicht zu zweifeln sein würde. Es ist dies aber eben nur Zeugnis für die Einheit der Gattung und der Natur, in welcher sich diese ausbildet. Renan führt z. B. (hist. des lang. sémit. p. 460 sq.) Beispiele an, wo die semitischen und indogermanischen Wurzeln stimmen. Der Begriff lecken, schlingen hat in den semitischen Sprachen aus den Wurzeln לע oder לח eine Menge Wörter geliefert, z. B. im Hebräischen לוּע, עִלֵּעַ, לָעַב, לָעַט, לָעַג, לָעַז, לָחַב, לָחַם, לָחַט cet. Es ist der Zusammenhang zwischen der Be-

deutung und dem Laut fühlbar, und gefühlt haben ihn also auch die Arier: *λείχω, λιχμάω,* lingo, ligurio, lingua, gula, glutio, lecken, lechzen, to lick, leccare, lécher, celt. loukan, lambere, *λάπτω, λαιμός,* labium, Lippe cet. So drücken den lärmenden Hall einer Menge aus יָלַל, אָלַל, *ἀλαλάζειν, ὀλολύζειν, ἰάλεμος,* ejulare, ululare. Anderes z. B. קָרָא, *κράζω,* krähen, crier; תָּפַף, *τύπτω;* תֹּף, *τύμπανον, τύπανον;* — גָּרַף, עָרַף, חָרַף, *ἁρπάζω,* carpo, greifen cet. Besonders auffallend ist die Ähnlichkeit bei Pronominibus und Zahlwörtern. (Renan, l. c. p. 464.) Wir führen noch eine andere, weiter reichende Gruppe von Wurzelwörtern an. Buschmann (Über den Naturlaut. Abhandl. d. Akad. d. Jahr. 1852) zählt als Typen für die Sprachen auf der Erde 4 für den Begriff Vater, 4 für Mutter; nämlich pa, ta, ap, at und ma, na, am, an. Er sagt: „Wie sinnig spricht sich nicht das Naturgefühl darin aus, daſs für den Vater die starken Laute, die harte oder weiche muta, für die Mutter die völlig abgeebneten, ruhigen Konsonanten bestimmt sind, welche nur als eine sanfte Grenze noch den Mutis angehören! Wohl ist es erlaubt, hier eine neue Wirkung der groſsen Natur zu bewundern, ihr stilles Schaffen nach einfachen und sinnigen Gesetzen.“ — Trotz einer so ungemein weit unter den Völkern sich zeigenden Übereinstimmung ist hieraus, wie Buschmann nachweist, keineswegs auf Sprachverwandtschaft zu schlieſsen, aber, wofür diese Übereinstimmung zeugt, das ist eine Verwandtschaft der menschlichen Sprachorgane und des menschlichen Sprachsinnes. An diesem merkwürdigen Zug wird dargethan, sagt Buschmann (p. 396), „daſs manche Ursachen in den Sprachen Ähnlichkeit bewirken, ohne daſs die Sprachen in irgend einem Zusammenhange mit einander stehn.“ — (cf. was oben über Kindersprache gesagt ist, p. 184 sq.)

Bedienen wir uns nun, wie bisher, der Bezeichnung „Sprache“ bei unseren Untersuchnngen über die Sprachkunst, obwohl wir diese nur in Bezug auf die Kunsttechnik eines einzigen Sprachstamms, des indogermanischen, anstellen und selbst innerhalb dieses einen Stammes nur einige seiner bedeutendsten Zweige näher zu beachten imstande sind, so verhalten wir uns ähnlich, wie wenn im wissenschaftlichen Sinne vom „Menschen“ gesprochen wird, obwohl die unendlichen Verschiedenheiten der Stämme und Individuen dies zu verbieten scheinen; fit enim denominatio a parte potiore, und auch unter den Sprachen sind die Formsprachen und unter diesen die durch eigentliche Suffixe abwandelnden sanskritischen als die vollkommensten zu bezeichnen. Wir haben aber auſserdem anzu-

nehmen, dafs ein Analoges, eine ähnliche Kunsttechnik sich bei allen Sprachstämmen entwickelt hat, und meinen, dafs die Art, wie in neueren Zeiten bisher unbekannte Sprachstämme untersucht werden, unserer Auffassung nicht eben fern steht.

Wenden wir uns nun zur Besprechung der Einwirkung, welche die Geschichte auf die Sprache übt.

Die bisher betrachteten Verschiedenheiten der Sprache werden von der Natur durch räumliche Bedingungen hervorgerufen; die Verschiedenheiten, zu welchen der Zeitlauf die Sprachen bringt, stellen sich in praxi für das Menschengeschlecht kaum geringer, als jene. Wir verstehen das Gotische nicht, so wenig, wie Quintilian die Saliorum carmina vix sacerdotibus suis satis intellecta. (Quint. I, 6, 40.) Der Lauf der Geschichte zerreibt die Sprachen; die Kultur nutzt sie ab, indem sie die Kunstgeschöpfe des sinnigen Sprachschöpfers mit eilig zu leistenden Diensten beladet; das sieht man, wenn man z. B. die Sprache der Franzosen mit jener der Spanier und Portugiesen in Bezug auf das gemeinsame lateinische Stammgut vergleicht, oder Englisch mit Isländisch, oder Litauisch mit den anderen lebenden indogermanischen Sprachen.

Grimm (Gesch. d. dtsch. Spr. p. 6) sagt: „In allen Sprachen findet Absteigen von leiblicher Vollkommenheit statt, Aufsteigen zu geistiger Ausbildung.“ — Den Satz vervollständigt Schleicher (Die dtsch. Sprache p. 37): „Das Leben der Sprache zerfällt in zwei völlig gesonderte Perioden: in die Entwickelungsgeschichte der Sprache: vorhistorische Periode, und in die Geschichte des Verfalles der sprachlichen Form: historische Periode.“

Dafs in der That die Entwickelung der sprachlichen Lautform den vorhistorischen Zeiten angehöre, deren Verfall aber den Zeiten der Geschichte d. h. des sich bethätigenden geistigen Fortschritts, erscheint bei genauerer Betrachtung als selbstverständlich. Nach dem von uns entwickelten Gesetze der Wechselwirkung von Laut und Bewufstsein kann vollständige Ausbildung des theoretischen Geistes erst an und mit der Vollendung der Sprache erreicht werden. Erst dann also waren die Völker auf der Kulturstufe geschichtlicher Völker angelangt. Von da ab wird Sprache Mittel für weitere Zwecke, sie hört auf, die umworbene Braut zu sein und hilft als Hausfrau in der Praxis des Lebens; nicht ihre Schönheit sowohl, als ihre Brauchbarkeit wird von nun an geschätzt, und mit dieser verliert sich freilich dann jene. Sogar dies läfst sich nachweisen (cf. Schleicher, deutsche Sprache p. 35), dafs die Lautform um so stärker verfällt, ein je gewaltigeres geschichtliches

Leben, z. B. bei Engländern und Franzosen, sie begleitet. Man kann darum mit Renan sagen (Historire génerale des langues sémitiques. Préface): „Les langues étant le produit immédiat de la conscience humaine se modifient sans cesse avec elle, et la vraie théorie des langues n'est, en un sens, que leur histoire.“ — Wie nun in diesem Hergange wirklich ein Zerfallen von Kunstformen durch deren praktische Verwendung zu sehen ist, entnehme man aus den Worten W. v. Humboldts (Von der Verschiedenh. cet. p. 291): „Die Beziehung des Volksgeistes auf die Sprache mufs durchaus eine andere sein, so lange sich diese noch in der Gärung ihrer ersten Formation befindet, und wenn die schon geformte nur zum Gebrauche des Lebens dient. So lange in jener früheren Periode die Elemente, auch ihrem Ursprunge nach, noch klar vor der Seele stehen, und diese mit ihrer Zusammenfügung beschäftigt ist, hat sie Gefallen an dieser Bildung des Werkzeugs ihrer Thätigkeit, und läfst nichts fallen, was durch irgend eine auszudrückende Nüance des Gefühls festgehalten wird. In der Folge waltet mehr der Zweck des Verständnisses vor, die Bedeutung der Elemente wird dunkler, und die eingeübte Gewohnheit des Gebrauchs macht sorglos über die Einzelheiten des Baues und die genaue Bewahrung der Laute. An die Stelle der Freude der Phantasie an sinnreicher Vereinigung der Kennzeichen mit volltönendem Silbenfall tritt Bequemlichkeit des Verstandes und löst die Formen in Hülfsverba und Präpositionen auf. Er erhebt dadurch zugleich den Zweck leichterer Deutlichkeit über die übrigen Vorzüge der Sprache, da allerdings diese analytische Methode die Anstrengung des Verständnisses vermindert, ja in einzelnen Fällen die Bestimmtheit da vermehrt, wo die synthetische dieselbe schwieriger erreicht. Bei dem Gebrauch dieser grammatischen Hülfswörter aber werden die Flexionen entbehrlicher, und verlieren allmählich ihr Gewicht in der Achtsamkeit des Sprachsinnes.“

Humboldt spricht von der „Bequemlichkeit des Verstandes“, welcher die Sprachformen auflöse; man darf andererseits nicht übersehen, dafs das „Gefallen“ an den Bildungen der Sprache allerdings im Verlaufe der Zeit zurücktritt, dafs es aber niemals verschwindet, vielmehr sich ohne Aufhören bewufst und unbewufst geltend macht. Noch lange, nachdem in Griechenland die hohe Kunst des Pheidias, die Anmut des Praxiteles ihre Vertreter verloren hatte, zeigte sich eine bedeutende Kunstfertigkeit als technische Gewandtheit, und so treten in der Sprache, wenn die Blüte des Schaffens vorbei ist, Kunstbildungen auf, welche sich vom Sinn entfernen, dem Stoff-

lichen aber in glücklicher Weise dienen und so den Wohllaut zum Übergewicht bringen gegen die Charakteristik. Bopp (Vokalismus p. 18) bemerkt: „Je weiter die Sprachen von ihrem Ursprunge sich entfernen, desto mehr gewinnt die Liebe zum Wohllaut an Einfluſs, weil sie nicht mehr in dem klaren Gefühl der Bedeutung der Sprachelemente einen Damm findet, der ihrem Anstreben sich entgegenstellt.“ Bopp führt dies Streben auf eine sehr frühe Zeit zurück, indem er sagt, daſs dasselbe sonst zwar nur in Bezug auf die Flexionen auftrete, sich aber wenigstens im Germanischen schon auf die Wurzeln ausdehne. — Freilich desorganisieren diese Wohllautsbestrebungen, diese euphonischen Zusätze und Weglassungen, diese Lautwandelungen unorganischer Art die Sprache nicht minder als jene „Bequemlichkeit des Verstandes“.

Schleicher (Dtsch. Spr. p. 49) bemerkt: „Die Erklärung der Thatsachen der Lautgeschichte kann nur von der Physiologie der Sprachorgane erwartet werden.“ Und so bezeichnet der Anatom Claudius die mechanischen Vorgänge bei dieser Wandelung der Sprachformen („Das Leben der Sprache“. Aus den Schriften der Gesellsch. zur Beförderung der gesamten Naturwissenschaften zu Marburg. Bd. IX) als „Erleichterungen der Rede“. Er sagt: „Die Fortbildung der Sprache geschieht, indem die Arbeit des Sprechens erleichtert wird, durch Erweichung und Weglassung einzelner Laute; es werden auch einzelne Laute eingeschoben, um einen, ohne dieses entstehenden, schwer auszusprechenden Laut zu umgehen. Es ist ein Vorrücken von den hinteren Mundteilen nach vorn gegen die Lippen und die Spitze der Zunge an den Sprachen bemerkbar.“ — Wir fügen hinzu, daſs bei der Ausbildung des Sprechens, wie sie der Einzelne sich zur Aufgabe zu setzen hat, eben solches Vorrücken zu erstreben ist.

Eine Sonderung der Einwirkungen auf die Laute der Sprache, welche der Bequemlichkeit des Sprechens entspringen, von denen, welche von dem Streben nach Wohllaut herrühren, ist schwer. Wocher (Neuere Phonologie p. 2) entscheidet sich leicht: „Im umfassenden Sinne ist Euphonie ebensowohl Bequemlaut für das Sprachorgan, als Wohllaut für das Ohr“, wonach denn die wohllautende Rede des Gebildeten auch als die vorzugsweise bequeme erscheinen würde. Wocher (namentlich in seiner „Allgemeinen Phonologie“, dann in der „Neueren Phonologie für das Englische, Italienische, Französische“ und in der „Entwickelung der deutschen Sprache“) hat ein durchgehendes, Wortbildung und Flexion durchaus beherrschendes Prinzip aufgestellt, nach welchem ebenso der

Wohllaut für das Ohr wie der Bequemlaut für das Sprachorgan — innerhalb einer jeden Sprache individuell sich gestaltend — bei der Wahl der Laute schliefslich entscheide. Hierbei verfahre die Sprache namentlich nach dem Gesetze der Vokalneigung, sofern nämlich die Aussprache der verschiedenen Konsonanten zu verschiedenen Vokalen hinneige und so deren Wahl bestimme; ferner zeige sich Kürze und Dehnung für die Aussprache (d. h. wieder für die Wahl der Vokale) von wesentlichem Einflufs, endlich wirken nach dem Gesetz der Symphonie auch sämtliche Laute eines Wortes aufeinander und ganze Wörter auf andere Wörter im Kontext des Satzes.

Abgesehen von allem anderen aber ist Bequemlaut nicht an sich selbst auch schon Wohllaut; Bequemlichkeit wirkt destruierend auf den Laut, Wohllaut verlangt eher Hebung der Laute. Dafs die Neigung zum bequemeren Sprechen doch höchstens zufällig auch Wohllaut bewirkt, kann man täglich bei der bequem und lässig geführten Rede wahrnehmen, zumeist bewirkt sie das Gegenteil des Wohllauts: ein Trüben und Verwischen der Vokale, bei uns namentlich eine Tötung der Diphthonge, dazu Verschlucken von Endsilben, Weglassen des p vor f, des r am Ende u. d. m. Man wird im Gegenteil Mühe verwandt haben müssen, um das Wohllautende zu erzeugen; das Sprachschaffen ist Arbeit und Anstrengung, es überwindet die Schwierigkeit, so dafs das Lautbild bequem erscheint, aber es vermeidet sie nicht, wie der Bequemlaut, welcher aus Mangel an künstlerischem Interesse der Trägheit der Organe nachgiebt. Wenn die Engländer in ihrer Maulfaulheit allmählich viel Silben fallen liefsen und nur die Verständlichkeit im Auge behielten, so charakterisiert sie das, aber nicht das Wesen der Sprache, und Wohllaut wird vorzugsweise bei ihnen nicht gesucht werden.

Wenn nun Bequemlaut und Wohllaut für die Betrachtung auseinanderzuhalten sind, jedenfalls aber jener nicht gleichbedeutend zu nehmen ist mit Nachlässigkeit, Schlaffheit, Undeutlichkeit der Aussprache, so werden freilich die Wirkungen, als welche sie erscheinen, oft ineinander fallen, wie z. B. die gröfsere Mannigfaltigkeit der Vokale in der späteren Zeit, welche an Stelle der Urvokale a, i, u eintrat, ebensowohl die starken Gegensätze jener bequem vermittelte, als den Reichtum der Sprachmusik mehrte. Auch Bequemlichkeit d. h. Leichtigkeit in der Aussprache empfindet das Ohr als ein Angenehmes, Gefälliges, und Becker (Organism der Sprache p. 4) giebt gewifs das Richtige an: „Durch das

organische Verhältnis, in welchem Hörorgane und Sprachorgane als zeugende und empfangende einander entsprechen, ist zugleich diejenige Beziehung gegeben, vermöge welcher nur solche Laute einen angenehmen Eindruck auf das Gehör machen, welche von den Sprechorganen mit Leichtigkeit hervorgebracht werden; und so ist der Sprache in dem Gehör zugleich eine Norm für den Wohllaut und den Wohlklang der Lautverhältnisse gegeben. Der Taubstumme lernt künstlich Wörter hervorbringen; aber es fehlt ihnen an Wohllaut und Wohlklang; und dies unterscheidet sie auf eine höchst widrige Weise von der auf dem natürlichen Wege entwickelten Sprache."

Weder aber dem Bequemlaut noch dem Wohllaut ist ein so weit reichender Einfluſs auf die Sprachbildung zuzuschreiben, wie Wocher annimmt. Sicherlich hat sich der Sprachlaut nach den verschieden bedingten Sprech- und Hörorganen der Menschen gestalten müssen, aber so war es schon von Anfang an, und bei seiner Fortbildung machten sich noch ganz andere Bedürfnisse notwendig und unabweislich geltend, als bequeme Aussprache.

Auch der Euphonie wegen sprach man die Sprache nicht, sondern der Laut muſste modifiziert werden, weil der Sinn sich modifizierte. Wie wenig mit Wochers Gesetzen auszurichten ist, zeigt sich, wenn wir durch sie irgend eine wesentliche Spracherscheinung zu erklären versuchen. So heiſst es z. B. bei ihm („Deutsche Phonologie" p. 79) „über die Flexion des Adjektivs im Satzgefüg": „In behaglicher Breite fügte es wohl, wenn die sogenannte starke Deklination des Adjektivs stattfand, wo jetzt die sogenannte schwache ist; z. B. der listige*r* Mann; so riche*s* Küniges Guot; auf ainer schone*r* Haide; zem grimme*m* Tode cet. — Im schnellen Aussprechen würde es merklich hart, und wir sehen auch hier wieder den Fortschritt zu leichteren und kürzeren Formen; eine bloſs mechanische Nachahmung z. B. des s im Genetiv (so reiche*s* Königes Gut; so edle*s* Sinnes cet.) kann nicht angehen. Wie bequem fügt z. B. viel Schönes — vieles Schöne; ein gute*r* Mann cet. Unbequem würde es, wenn z. B. es heiſsen sollte: das gutes Herz cet."

Man wird mit solcher oberflächlichen Betrachtung der Sache schwerlich nahe kommen. Faktisch ist es, daſs das „in behaglicher Breite" gesprochene Gotisch z. B. im Anreden, wo wir stark flektieren (liebe*r* Freund), schwache Flexion hatte. cf. Grimm (Dtsch. Gr. T. IV. p. 559): In der gotischen Sprache ist „der attributive Vokativ, obgleich den Artikel meist von sich abhaltend, organischer

Weise nur der schwachen Form fähig." (cf. über die Spracherscheinung selbst u. a. Steinthal, Charakteristik der haupts. Typen p. 308 und Heyse, Sprachwissensch. p. 378 sq.)

In Bezug auf die Zeitfolge des Bequemlauts und des Wohllauts scheint demnach Heyse (Sprachwissensch. p. 213) richtig anzugeben: „Im allgemeinen zeigen sich in den ältesten Sprach-Formationen mehr euphonische Laut-Überflüsse, Herstellung der Euphonie durch positive Mittel; in den späteren, sekundären ist Tilgung bedeutsamer Laute der Wurzel oder des Stammes zu Gunsten des Wohllautes vorherrschend; also Beförderung der Euphonie durch negative Mittel."

Diese Negationen zeigten sich zunächst in einer Verflüchtigung der Endsilben, ergriffen dann aber auch den Stamm (wie aus lat.: credidi, fr. crus wird). Lautwandel, besonders auf der sogenannten Assimilation und Dissimilation der Sprachlaute beruhend, (wie etwa lat. summus aus sup[i]mus Angleichung der Laute zeigt, Dissimilation dagegen das griechische *τρέφω* für *θρέφω*), allerhand Lautverschiebungen (wie z. B. hochdeutsch: after, niederdeutsch: achter) führten zu unorganischen Bildungen mancherlei Art, welche eine reine Kunsttechnik beeinträchtigen.

Wir besprechen endlich diejenige Einwirkung auf die Kunsttechnik der Sprache, welche durch den usus geübt wird, wobei in Bezug auf diesen terminus („usus, quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi" Hor. ep. ad Pis. vs. 71) an den Gegensatz von usus, consuetudo, Anomalie gegen ratio und Analogie gedacht werden kann, wie ihn die römischen Grammatiker faſsten. Beruhte die Verschiedenheit der Sprachen wesentlich auf räumlichen Bedingungen, zeigte die Geschichte der Sprache den Einfluſs der zeitlichen Verhältnisse, so umfaſst die Betrachtung dessen, was man die Tyrannei des usus zu nennen pflegt, das Zusammenwirken beider Faktoren, des Raumes und der Zeit, auf die zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Orte fixiert gedachte Sprache.

In Bezug auf die Verschiedenheit der Sprachen ist aus der vergleichenden Sprachwissenschaft die nähere Einsicht in die Mannigfaltigkeit der Kunsttechniken zu gewinnen; in Bezug auf die im Laufe der Zeit wechselnden Mittel dieser Techniken würde die historische Grammatik der einzelnen Sprachen Auskunft erteilen; die Darstellung des usus für bestimmte Zeitperioden bestimmter Sprachen übernehmen die gewöhnlichen, mehr oder

weniger praktischen Zwecken dienenden Grammatiken, zu denen ergänzend die betreffenden Lexika treten.

Die Betrachtung des usus zeigt den Vertretern der vergleichenden und historischen Grammatik nichts Neues. Sie denkt sich nur den Fluſs der Sprachentwickelung in Bezug auf eine bestimmte Sprache gleichsam gefroren, verfährt, als ob es für ihr Objekt eine wirkliche Gegenwart gäbe, als ob deren Züge bleibende wären.

Es ist diese Art der Betrachtung die uns natürliche; die Momente einer eingebildeten Gegenwart bedeuten dem Menschen die Zeit, und nur der Lebende hat recht. Auch ist die immer sich erneuernde Aufstellung und Behauptung dieses Standpunktes nicht ohne Einfluſs auf die geschichtliche Entwickelung der Sprache. Zwar überschätzen leicht die Regeln machenden Grammatiker ihre Einwirkung auf Gestaltung der Sprache, aber diese macht sich doch immerhin geltend durch Fixierung der herrschenden Ansichten über Barbarismen, Soloecismen, Archaismen, Neologismen, Provinzialismen, Kakophonieen u. d. m.

Für uns ergiebt sich nun für die folgenden Ausführungen eine groſse und zunächst nur sehr ungenügend zu überwältigende Schwierigkeit. Die Beobachtungen nämlich, welche bisher in Bezug auf die Kunsttechnik der Sprache gemacht wurden, und deren Terminologie rühren sämtlich von solchen her, welche nur diesen Standpunkt des usus kannten. Griechen und Römer wuſsten von vergleichender und historischer Sprachwissenschaft nichts, und die Umgestaltung unserer eigenen Vorstellungen reicht nicht zurück über Bopp und Grimm und W. v. Humboldt. Da nun es zweckmäſsig ist, die alte Terminologie festzuhalten, so weit es möglich ist, wird unsere Darstellung sich zu allerhand Kompromissen zwischen Altem und Neuem verstehen müssen.

VIII. Das Wort, betrachtet nach seiner Bedeutung und deren Wandel; d. h. von den Tropen. — Das Wort, betrachtet nach seinem Lautkörper; von den phonetisch-grammatischen Figuren. — Das Wort, betrachtet in seinen Beziehungen; von den syntaktisch-grammatischen Figuren.

A. Von den Tropen.

Das Lexikon giebt uns die Wurzeln und Wörter der Sprache, die Grammatik deren Formierung, welche eintritt, sobald sie

sich zu vollständiger und bestimmt abgegrenzter Darstellung ihres Inhalts entfalten und so zu einander in Beziehung treten. Nach dem bisher Entwickelten finden wir in beiden zusammen die Darlegung der Sprach-Kunsttechnik, so jedoch, daſs die Bedingungen, unter denen allein die Einwirkung von Natur und Geschichte die Sprache in der Wirklichkeit erscheinen läſst, die reine Gestaltung der Kunst vielfach beschränken.

Um die Verletzungen und das Hinschwinden der Sprachkunstwerke erklärlich zu finden, erinnern wir uns daran, daſs die Kunstthätigkeit, welche sie schuf, keine bewuſste war, aus einem Triebe hervorging, den schon Cicero (de or. 37) der eigentlichen Kunst entgegenstellt: „non arte aliqua perpenditur, sed quodam quasi naturali sensu judicatur"; daſs man also die Kunsterzeugnisse der Sprache wohl liebte, aber als solche nicht kannte und festhielt. Die herrlichen Darstellungen der Seelenmomente durch den Laut fanden sogleich Anwendung auf die Praxis des Lebens, wie die Zellenbauten der Bienen. Da der Kunsttrieb sich nur auf den glücklichen Ausdruck des Moments richtete, die Interessen des Lebens dagegen sofort die Momente aufeinander bezogen, war Beeinträchtigung eines Lautes durch den anderen — je nachdem die Zwecke sie über- oder unterordneten — war Schädigung der Sprachkunstwerke unausbleiblich; und so, wie etwa bei den Körperformen, welche die Wirklichkeit zeigt, in der Landschaft, weil nur eine bewuſstlose Natur die Bildnerin war, das Schöne uns nur zufällig, zerstreut und getrübt erscheint, finden wir es auch in der Sprache nur selten ohne irgend welche Bedingtheit.

Betrachten wir zunächst, was das Lexikon uns bietet, die Wörter mit ihren Bedeutungen.

Wir stellen folgenden Satz an die Spitze:

Alle Wörter sind Lautbilder und sind in Bezug auf ihre Bedeutung an sich und von Anfang an Tropen. Wie der Ursprung des Wortes ein künstlerischer war, so verändert es auch seine Bedeutung wesentlich nur durch künstlerische Intuition. „Eigentliche Worte" d. h. Prosa giebt es in der Sprache nicht.

Wir betreten mit Untersuchung dieser Sätze das Gebiet der Bedeutungslehre, deren Schwierigkeit wir schon in anderer Beziehung früher (p. 230 sq.) hervorhoben. Es handelt sich da um die wissenschaftliche Ordnung unserer ganzen, geistigen Welt, um unser Alles; die Lautstoffe lassen sich wohl klassifizieren, aber

ihr Wirken in der grofsen kleinen Welt, das ist uns eben: alles Mögliche.

Man müfste doch vor allem über die Bedeutung der Wurzeln im klaren sein. Aber die Wurzeln mufsten, so lange sie den Sprachschatz allein bildeten, jedenfalls für noch mehr Bedeutungen ausreichen, d. h. unbestimmter in Bezug auf ihren Sinn sein, als später die Wörter. Die chinesische Sprache ist über die Wurzelbildung nicht hinausgegangen, und so kommt sie dazu, eine Menge von Bedeutungen an dieselben Laute zu binden und deren Verständnis durch unschöne und winzige Nüancierung des Tons oder Accents zu sichern. Bei Hermes („Über das grammatische Genus" p. 21) finden wir z. B. die folgende Aufstellung: Im Chinesischen bedeutet:

î: Kleidung, kleiden. Jener. Ich; sich freuen. Gesetz, Muster, zwei. Verlassen, übrigens. Heilen. Ernähren.

í: Verschieden, Verschiedenheit, scheiden. Bewundern, bewundernswert. Richtig, Gerechtigkeit; vernünftig, allgemein. Schwarz.

ì: Gebrauchen; mit; aus; weil; dafs. Stützen. Vergleichen; betrachten; bestimmen. Sitz. Ruhe; ruhig.

i: Eins. Dorf. Auch. Friede. 100,000. Traurigkeit. Grenze. Ziehen; rauben. Hell. Lachen. Begegnen; unangenehm.

Allerdings mufs ein natürlicher Zusammenhang zwischen dem Wurzellaut und der Wurzelbedeutung vorausgesetzt werden, und leicht bilden wir uns ein, dafs dieser sich auch jetzt noch verständlich für uns andeutet (wie z. B. Wüllner sich hiermit viel Mühe gegeben hat. cf. Pott, etymolog. Forsch. T. II, p. 260), aber weder besitzen wir noch das Verständnis für den Urlaut, wie ihn die ersten Sprachbildner auffafsten, noch vermögen wir die Unbestimmtheit oder Eigentümlichkeit des Sinnes in uns wiederzuerzeugen, für welche die Menschen ursprünglich ihr Lautbild bestimmten. Pott (etymol. Forsch. T. II, p. 921) sagt: „Für das Schwierigste halte ich immer die Ermittelung der allen radikal zusammengehörigen Wörtern gemeinsamen Bedeutungen d. h. der Bedeutung der Wurzel. Wie weit kann man hier, und nicht minder, wenn konkrete als wenn abstrakte Wörter vorliegen, an der Wahrheit vorbeischiefsen."

Wie grofse Annäherung der Bedeutung mehrerer Wörter möglich ist, zeigen uns die Synonyma, wie grofses Auseinandertreten der Bedeutung bei demselben Worte die Homonyma. Die Synonymie in den Sprachen („quum idem frequentissime plura

significent, quod συνωνομία vocatur". Quint. VIII, 3, 16) läſst uns einen Schluſs machen auf die Unbestimmtheit vieler Wurzelbedeutungen; man denke etwa zusammengestellt: Rauch, Dampf, Qualm; Fluſs, Strom; Schein, Schimmer, Glanz; Platz, Ort, Stätte, Stelle, Fleck; Pferd, Roſs, Gaul, Mähre cet. (cf. oben p. 232 sq.). — Ebenso zeigt die Homonymie („quum pluribus rebus aut hominibus eadem appellatio est". Quint. VII, 9, 2), wenn sie auch von der Wurzel an noch nicht vorhanden gewesen ist, wie unbedeutend die Differenz der Lautbilder war, welche als Wörter so früh schon in denselben Laut zusammenflossen, wie bei κίρκος, Habicht und Kreis; δέω fehle und binde; jus Recht und Brühe; calx Kalk und Ferse; reif und Reif; arm und Arm u. d. m. Zeigte sich doch auch später bei Ableitungen aus verschiedenen Stämmen die Sprache wenig besorgt um die wünschenswerte Lautverschiedenheit, wie bei πόσις Gemahl und Trank; ἀργός weiſs und unthätig; salio springe und salze; catella Kettchen und Hündchen, dtsch.: bereiten (ein Pferd, eine Speise), Küchlein (Deminut. von Kuchen und Huhn) namentlich, wenn aus fremden Sprachen entlehnt wurde, wie frz. aune = alnus und ulna; fin = finis und fein; engl. grave = Grab und gravis; pine = Pein und pinus.

Aber lassen wir die Wurzeln, und sprechen wir von der Bedeutung der Wörter.

Bekanntlich hatte zuerst Reisig (lateinische Sprachwissenschaft ed. Haase p. 18) den beiden Teilen der Grammatik, Etymologie und Syntax, als dritten die Bedeutungslehre, Semasiologie, hinzugefügt. Es ist über diesen Anfang wenig hinausgegangen worden, so daſs Schleicher (Dtsch. Sprache p. 66) sagen kann: „Nach welchen Gesetzen sich die Funktion der Worte selbst im Laufe der Zeit verändert, dies zu erforschen, d. h. aus der Masse der Einzelbeobachtungen das Gesetz zu finden, ist eine noch nicht ernstlich in die Hand genommene Aufgabe unserer Disziplin, deren Lösung allerdings auf groſse Schwierigkeiten stoſsen dürfte" und noch bestimmter (Kompendium der vergleichenden Gramm. T. I, p. 2): „Das folgende Werk umfaſst nur zwei Seiten, welche die Sprache der wissenschaftlichen Betrachtung bietet, die Laute und die Formen. Die Funktion und den Satzbau des Indogermanischen sind wir zur Zeit noch auſser stande in der Art wissenschaftlich zu behandeln, wie wir es bei den mehr äuſserlichen und leichter erfaſsbaren Seiten der Sprache, bei den Lauten und Formen vermögen." — Auch Pott („Metaphern, von Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen" [Kuhn und Aufrecht, Zeitschrift cet.

Bd. II, p. 101]) verlangt nach „dem endlichen Aufbau eines, wenngleich noch ungeschriebenen, doch dringend nötigen Teile der Sprachwissenschaft d. h. der Bedeutungslehre.“ — Auch Curtius (Grundzüge der griech. Etym. p. 305) bemerkt, dafs, „was die Bedeutungsübergänge betrifft, die etymologische Wissenschaft sich noch auf dem Standpunkt des Tastens befindet“ und deutet, als auf den Grund der Schwierigkeit, richtig darauf hin, „dafs die sprachbildende Geisteskraft der poetischen Phantasie näher liege, als der logischen Abstraktion“. —

Vielleicht erweist sich bei Untersuchung der Bedeutungslehre der Gesichtspunkt, von dem aus wir die Sprache betrachten, als günstig und förderlich; betrachten wir jedoch zunächst die Schwierigkeiten, welche uns dabei begegnen, im einzelnen. —

Man stellt sich gewöhnlich vor, es hätten die einzelnen Wörter ihre bestimmten Bedeutungen von Uranfang an, und, wenn nun statt solcher bestimmten Bedeutung sich viele im Gebrauch zeigen, so nimmt man unter diesen eine Urbedeutung an und zeichnet sie als die „eigentliche“ vor den anderen aus; sie soll die vornehmlich berechtigte sein. Die Schwierigkeit zeigt sich dann, dafs man auf eine natürliche, ungezwungene Weise die Nebenbedeutungen von der eigentlichen ableiten mufs, sich aber vergeblich nach einem Gesetze umsieht, welches den Umfang aller dieser Bedeutungen angäbe und umgrenzte, eine Ordnung, nach welcher sie sich bildeten, ein Mafs, welches sie inne zu halten hätten. — Nach unserer Auffassung kommt dem Worte eine solche bestimmte Bedeutung, wie man sie voraussetzt, von Anfang an nicht zu. Das Wort, wie wir im einzelnen noch ausführen werden, ist an sich selbst Tropus, deutet allerdings in jedem bestimmten Falle, wo es zur Anwendung kommt, auf ein Bestimmtes, als dessen Lautbild, aber doch nur so, dafs auch das Ähnliche, Verwandte, Analoge in einem anderen bestimmten Falle durch dasselbe Wort angedeutet werden kann. Allerdings bedeutet der Sprachlaut in seiner feinen Artikulation Bestimmteres, ein mehr Gesondertes, Abgegrenztes, als der musikalische Ton, aber wie in der Musik durch dieselben Töne und Tonreihen eine grofse Mannigfaltigkeit von Empfindungen und Gefühlen angeregt werden, deutet im Gebiete des Vorstellens und Denkens das Lautbild, vielseitig uns anregend, doch nur soweit an, was es meint, als der Kunst es gegeben ist.

Wir haben über diese bildliche Natur des Sprachlauts und die aus dieser sich ergebenden Begrenztheit für die Sicherheit, mit

welcher er bedeutet, ausführlich gesprochen. Die Bemerkung, dafs ein Abbild der Dinge in dem Material des Lautes nicht zutreffend sein könne, hat mit einseitiger Schärfe einst der Sophist Gorgias in dem dritten Teile seines bekannten Satzes hervorgehoben: Es sei nichts; auch wenn etwas wäre, würde es doch nicht erkennbar sein; und wenn etwas erkennbar sei, sei doch diese Erkenntnis nicht mitteilbar, (*τρίτον, ὅτι εἰ καὶ κατάληπτον, ἀλλὰ τοίγε ἀνέξοιστον καὶ ἀνερμήνευτον τῷ πέλας.* Sext. Empiric. adv. Math. VII, 65) weil doch nur das Wort, nicht die Sache mitgeteilt werden könne: *λόγος δὲ οὐκ ἔστι τὰ ὑποκείμενα καὶ τὰ ὄντα, οὐκ ἄρα τὰ ὄντα μηνύομεν τοῖς πέλας, ἀλλὰ λόγον, ὃς ἕτερος ἔστι τῶν ὑποκειμένων.* Sext. Emp. a. M. XII, 83—87. — Ausführlich wird die Schwierigkeit, von den Dingen etwas in einem fremden Materiale, dem Ton, anderen Genaues und Bestimmtes zu überliefern, in der Stelle bei Aristoteles (De Xenoph. Zen. Gorg.) hervorgehoben: *εἰ δὲ καὶ γνωστά, πῶς ἄν τις, φησί,* (Gorgias) *δηλώσειεν ἄλλῳ; ὅ γὰρ εἶδε, πῶς ἄν τις, φησί, τοῦτο εἴποι λόγῳ; ἢ πῶς ἂν ἐκείνῳ δῆλον ἀκούσαντι γίγνοιτο, μὴ ἰδόντι; ὥσπερ γὰρ οὐδὲ ἡ ὄψις τοὺς φθόγγους γιγνώσκει, οὕτως οὐδὲ ἡ ἀκοὴ τὰ χρώματα ἀκούει, ἀλλὰ φθόγγους* cet. — Allerdings richtet sich der Sinn desjenigen, welcher ein Lautbild verwendet, auf ein Bestimmtes, aber Nötigung, es so zu nehmen, ist nur in beschränktem Mafse vorhanden, und andere nehmen es in anderem Sinne, so dafs die Verschiedenheit der Bedeutung sich bis zum Gegensatz steigern kann. Auf diesem Streitfeld tummeln sich die Menschen umher. Jedes Individuum, einsam für sich, sehnt sich in Verbindung zu treten mit Mensch und Natur, daher sein Thun, daher sein Reden, aber die Rede ist und bleibt ewig ein tropus, und auch das Thun kommt über diesen nicht hinweg und bleibt *παράδειγμα.* —

Es ist also der Wandel in den Bedeutungen der Wörter nicht zu betrachten als etwas, was ihnen von aufsen her im Verlaufe ihrer Verwenduug begegnete, sondern er zeigt vielmehr, wie die künstlerische Natur der Lautbilder von Ursprung an zum Vorschein kommt. Man nehme etwa die Wurzel *φα* bei Curtius (Grundzüge der griech. Etym. T. I, p. 267). Von ihr stammen: *φημί, φάσκω* sage, *φάτις, φήμη, φωνή;* aber auch *φαίνω,* scheine, zeige, *φανερός, φανή, φάσμα* Erscheinung, *φάε* (Hom.) erschien cet. So giebt die Sanskrit-Wurzel bhâ sowohl bhâmi splendeo, bhânus lumen, bhas splendere, wie bhâsh loqui, bhan loqui cet. — Curtius bemerkt hierzu: „Was die Bedeutungen betrifft, so beweisen die sanskritischen Wörter, dafs hier leuchten und sprechen ur-

sprünglich eins waren, und dafs sich die Differenz zwischen diesen erst allmählich und ohne an bestimmte Sekundärlaute gebunden zu sein, entwickelte. Dichter gebrauchen fortwährend *φαίνειν* und ähnliche Verba von der Rede z. B. Soph. Ant. 621. *κλεινὸν ἔπος πέφανται.*"

Es bedeuteten jene Wörter also weder leuchten noch sprechen, sondern ungefähr ein: sichtlich werden: *φάε χρυσόθρονος ἠώς* Od. 14, 502. So ist es entgegengesetzt dem Verborgensein, dem *κεύθειν* oder *κεκρυμμένον εἶναι* bei Hom. Od. 20, 194 und Od. 11, 443. Diese unentschiedene Bedeutung, welche noch nicht = sprechen war, sondern auf ein geistiges Hervortreten übertragen wurde, ist z. B. Soph. Phil. 1411 (= wissen) Il. I, 287; 15, 167. *ἶσον ἐμοὶ φάσθαι* (sich mir gleich vorzustellen) kenntlich ebenso in der bekannten Formel *ἔπος τ' ἔφατ', ἔκ τ' ὀνόμαζεν* (Od. V, 181), wo ein Unterschied von der bestimmteren Bedeutung: sprechen noch gefühlt wird, ebenso bei Herodot: (3, 156, 9) *ἔφη λέγων.* Zu einer relativen Festigkeit kam die Bedeutung durch den usus; das sichtliche Hervorbrechen des Gedankens bedeutete: sprechen. —

In den Lautbildern, welche von der Wurzel *φα* her sich zu Wörtern bildeten, war also die Bedeutung derart, dafs sie ebensowohl auf eine Empfindung des Gesichts gehen konnte: glänzen, wie auf die des Gehörs: sprechen. Aber von solchen Vertauschungen in den Bezeichnungen für Sinnesthätigkeiten, deren wir schon oben p. 155 sq. erwähnten, wimmelt es in der Sprache, z. B. stechender Geruch oder Geschmack, weiche Stimme. Lobeck (Rhemat. p. 333 sq.) führt mehrere Beispiele solcher Konfundierungen an. Bei Aeschylos (Sept. 99) *κτύπον δέδορκα,* Quint. Sm. VII, 562 *Ἀθηναίη — ἐδέρκετ' ἀϋτὴν ἀνδρῶν ἀγχεμάχων.* Hom. Il. XVI, 127: *λεύσσω παρὰ νηυσὶ πυρὸς δηΐοιο ἰωήν.* Stat. Theb. VI, 202: jam face subjecta primis in frondibus ignis exclamat. Prop. 1, 17, 6: adspice, quam saevas increpat aura minas.

Ebenso, wobei kein Anstofs empfunden wird, Soph. Aj. 785: *ὅρα ὁποῖ' ἔπη θροεῖ.* Plaut. Most. II, 2, 64: ecce quae ille ait. Pind. frgm. C. L. 639. *σαρκῶν τ' ἐνοπὰν ἠδ' ὀστέων στεναγμὸν βαρὺν εἶδον.* — Donatus zu Ter. Eun. III, 2, 1 sagt: omnes sensus visa dicuntur ab eo, qui est certissimus; Thais Worte an dieser Stelle sind nämlich: „audire vocem visa sum modo militis. Atque eccum;" wozu Donatus noch aus Virgil (der auch murmure coeco hat) anführt: visaeque canes ululare per umbram adventante dea. — So steht sehen statt fühlen bei Aristaenet. II, Ep. XI, 150:

ἐὰν προςαγάγῃς τῷ στέρνῳ τὴν χεῖρα, τὸ πήδημα τῆς καρδίας ὄψει und bei Hippocr. de nat. mul. 534, T. II: *ἢν ἅψῃ, ὄψει* cet. Sehen und hören werden verwechselt: Lucret. IV, 581: loca vidi reddere voces. Virg. IV, 491: mugire videbis terram Soph. Oed. Col. 1463. *ἰδὲ μάλα μέγας κτύπος ἐρείπεται.* — bei Goethe („Im Gegenwärtigen Vergangenes.“): „Fülle runden Tons.“ Sehen und riechen sind vertauscht: Theocr. I, 149: *θᾶσαι ὡς καλὸν ὄζει.* Ähnlich Arist. Av. 1710: *ὀσμὴ δ' ἀνωνόμαστος ἐς βάθος κύκλου χωρεῖ καλὸν θέαμα.* Aesch. Prometh. 115: *ὀσμὴ ἀφεγγής.* Virg. Aen. XII, 591: odor ater. u. a. m., wovon nur noch angeführt sei die doppelte Vertauschung in dem Ausdruck: ein warmer oder kalter Ton in der Farbe: ags. beám ist radius und tuba; lat.: surdus ist got.: svarts, *μέλας* bedeutet auch heiser.

Grimm (dtsch. Gramm. T. II, p. 86) erwähnt einiger „Begriffsübergänge“ ähnlicher Art. Er sagt: „Wir brauchen jetzt erlöschen nur vom Licht, früher galt es auch vom Ton (Parc. 44a. der schal lasch;) aus gleichem Grunde nr. 332. hëllan (sonare) hëll (sonorus), später lucidus u. d. m. — Nahe liegen besonders riechen und schmecken. Im Deutschen war früher schmecken = riechen, und ein Blumenstraufs hiefs „eine Schmecke.“ Ähnliche Vertauschungen finden statt z. B. zwischen fliefsen und schwimmen, *νέω, νήχομαι* z. B. *προσένηχε θάλασσα* bei Theocr. 21, 18 (statt *προςέῤῥει*) und unda natans bei Manil. III, 52. Grimm l. c. erwähnt für das Deutsche noch der Begriffsübergänge von lesen, singen, reden; teilen, schneiden; vermögen, zeugen, gebären, nähren, gedeihen, wachsen; Wonne, Schöne, Gnade, Ruhe, Wohnung, Raum, Leere; Geschäft, Mufse (vacare); Stärke, Schnelle, Kühnheit, Gesundheit, Schönheit, Artigkeit, Klugheit, List; und dagegen: Schwäche, Krankheit, Geringfügigkeit. „Wie der Sinn auf die gute und böse Seite schwanken kann, z. B. geizig bald aus sparsam, haushältisch, standhaft bald aus böse, mifsgünstig abgeleitet wird; so schwanken auch einzelne Wörter dahin oder dorthin, nachdem sie Zeit und Mundart bestimmt haben.“ — Lobeck macht darauf aufmerksam, dafs wir jetzt diese Vertauschungen zu meiden suchen; wie er sagt, änderte Uhland das zuerst geschriebene: „Der blinde König sieht sich um“ nachher in „kehrt sich um“. —

Wie nun diese Begriffe untereinander vertauscht werden, so erweitern sie auch ihre Bedeutungen oder verengern sie, wie wenn bei Homer *νοεῖν* statt *ἰδεῖν* steht, oder *αἰσθάνεσθαι* statt des bestimmten Wortes z. B *αἰσθάνεσθαι βοῆς;* sentire sonitum; oder sie

wenden sie tropisch, wie sehen statt einsehen, hören statt gehorchen, fühlen u. d. m.“ —

Die Unbestimmtheit und das Schwanken der Bedeutungen beschränkt sich aber nicht auf einzelne Gruppen von Wörtern; es ist allen eigen. In scheinbar unbegrenzter Mannigfaltigkeit der Verbindungen und Trennungen untereinander treten die Wörter uns doch in jedem einzelnen Falle als fest bestimmt in ihrer Bedeutung entgegen, aber der Menschengeist ergreift sie eben sofort aufs neue, wandelt sie zu neuen Begriffen, führt sie in neue Anschauungs- und Vorstellungskreise ein, und alles dies mit Recht. So ist es erst die verschiedene Verwendung der Lautbilder, welche uns den Umfang und damit die Unbestimmtheit ihrer Bedeutungen aufdeckt. Wie sollte man wohl den Sinn etwa von *αἱρεῖν*, capere, tenir, keep, nehmen, oder von ferre, tragen, *χρῆσθαι*, porter cet. bestimmen wollen, wenn man ihn aus den Redewendungen, in denen diese Wörter vorkommen, zu entwickeln hätte? —

Darum können dann Ableitungen und Zusammensetzungen aus den Stämmen völlig unterschiedene Bedeutungen herausstellen, wie z. B. Trage, trächtig, Tracht, Getreide; gehen, gängeln, hintergehen; geschehen, Geschichte, Schick, Geschick, schicken, geschickt; hehlen, Höhle, Hülse, Hülle, Hölle, Held u. d. m. Und so ist denn die Herleitung der Bedeutung aus Stämmen und Wurzeln zwar wertvoll für die Geschichte der Wortbedeutung, aber nicht entfernt erschöpft sie deren Fülle oder verhilft ihr zur Bestimmtheit. Schere (altdh. scera), scheren, Pflugschar, Schar, Scharte, bescheren, engl. shire u. a. m. sind alle zurückzuführen auf ahd. sceran (tondere); (vid. Pott, Etym. Forsch. T. II, Abt. 3, p. 680) kann man, wenn man dies weiſs, sagen, daſs man die Bedeutungen der Wörter kennt? Die möglichen — könnte man sagen, wenn die Bedeutungen nicht durch mancherlei äuſsere Beeinflussungen viel Unorganisches während der Lebensdauer des Wortes in sich aufnähmen; aber es handelt sich eben um die wirklichen, und Sprachen verwirklichen nicht alles, was sie könnten. —

Man sehe, was W. Wackernagel (Voces variae animantium. p. 74) über die Bedeutung von singen, dem verwandten gelan, galan, von *ᾄδειν*, canere, cantare sagt: „Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daſs man alle diese Worte, wie sie der eigentliche Ausdruck (!) für das Singen der Menschen sind, zunächst auch nur von den wirklich singenden Vögeln gebraucht hat, und die Nachtigall heiſst darum eben nahtagala u. dgl. auf lateinisch luscinia (Däm-

merungssängerin), auf griechisch *ἀηδών;* vielleicht, daſs auch *κύκνος* zu der Wurzel canere gehört. Dann aber tritt eine Ausdehnung und auf deren Grund wieder eine Beschränkung, eine ziemlich enge, des Begriffes ein. Nicht bloſs von dem eintönigen Zirpen oder Summen der Cikade, der Grille, der Mücke wird singen u. s. f. gesagt (das für die letztere angegebene Gelse gelsen kommt von galan), sondern auch von dem Rufe des Kukuks, ja von dem übellautenden Geschrei der Gans, („Da flog sie hin und sang gagag." B. Waldis Aesop. IV, 87 cet.) des Adlers, (örn gôl ârla im A. N.) der Eule, der Krähe, (A. N. „galandi krâku") des Raben; althochdeutsch nahtagala ist nicht bloſs Nachtigall, sondern auch Nacht-Rabe, und der Storch, der bloſs mit seinem Schnabel klappert, heiſst doch auf lateinisch conia oder ciconia von canere. Daher, wenn das auch meist nur eine Ironie unserer Alten sein mag sogar von einem Singen des Frosches, (vrosche sanc, Welscher Gast 10402) des Esels, des Wolfs zu sprechen, darf man dennoch meinen, das Wort solle überhaupt nur Vogelstimmen oder gar Tierstimmen überhaupt bezeichnen; ist es doch eine Erweiterung noch darüber hinaus, wenn wir auch das Zischen des siedenden Wassers, des glimmenden Feuers singen nennen, (sengen, causat. zu singen) und noch mehr, wenn *καναζειν, καναχή, κόναβος,* Ableitungen also von der Wurzel canere, auf jedes lautere Tönen gehen. Dann aber, die zwei vertrautesten Tiere für den Menschen sind der Hund und der Hahn. Und so wird jener mit Rücksicht nur auf seine Stimme und wieder von der Wurzel canere benannt: lat. canis, griech. *κύων κυνός*, gotisch und so fort im Deutschen hund." „Hahn und Huhn, got. hana, ahd. huon sind aus der Wurzel canere erwachsen, das lat. gallus vielleicht aus jener, die bei uns galan lautet." —

Betrachten wir ein in seiner Bedeutung anscheinend sicheres Wort, wie etwa lat.: arena, Sand. Nach Stellen, wie bei Lucret. VI, 724—726, sowie nach Vitruvs Gebrauch und nach Redensarten, wie arenae mandare semina, etwas in den Wind streuen, ist es l o s e r Sand. — Wie wollte man die Stätte nennen, auf welcher solcher Sand sich lagerte? Sie war mitbezeichnet, wenn man auch für sie arena setzte. Bei Cic. Agr. 2, 27, 71: arenam aliquam aut paludes emere ist also arena das S a n d l a n d. Wenn nun Sandland zu bestimmten Zwecken verwendet wurde, ergriff arena mitbezeichnend auch jene und konnte Amphitheater sein, wie bei Suet. Tib. 72: Tiberius missum in harenam aprum jaculis desuper petiit. Es konnte überhaupt für spezielle Arten des Sand-

landes stehen, also auch z. B. für das Meeresgestade z. B. Ov. Met. 11, 56: expositus peregrinis arenis. —

Achtete ferner die Reflexion auf die Unfruchtbarkeit losen Sandes, so setzte man wieder die Ursache für die Wirkung und arenae erhielt die Bedeutung: das Unfruchtbare, die Wüste, z. B. bei Seneca: inter arenas radices quoque et herbae defecerant. Es machte ferner die Reflexion arena zum Bilde des Unfruchtbaren, allen Erfolg Aufhebenden, wie in den oben angeführten Worten bei Ovid, Her. V, 115: quid facis: Oenone? quid arenae semina mandas? —

Auf den durch den usus befestigten besonderen Begriff gründeten sich dann andere Verwendungen des Wortes. War arena Amphitheater, so bedeutete es bald auch Tummelplatz (z. B. bei Florus: belli) für Kämpfe, endlich auch Platz für irgend ein Hervortreten. Bei Plinius Ep. 6, 12, 2, hat es etwa die Bedeutung von: Beruf: praestabo, quantum plurimum potuero, praesertim in arena mea. —

Ein Wort, wie caerimonia, scheint eine noch bestimmtere Bedeutung haben zu müssen, aber bei Cic. Rosc. Am. 39, 113: legationis caerimoniam polluere ist es so viel, wie: Heiligkeit, bei Tac. Ann. III, 58: libri caerimoniarum bedeutet es Religionsgebrauch, bei Nep. Them. 8, 4: sacrarium summa colebatur caerimonia ist es gleich Ehrfurcht. —

Wie findet man also die Bedeutung eines Wortes? Man wird sie umschreibend andeuten können, wenn man die möglichen Verbindungen und Beziehungen erwägt, in welche es eintreten kann, indem man ferner den Sinn ins Auge faſst, welchen es in Ableitungen und bei Zusammensetzungen zeigt; und man wird sich dann immer noch bescheiden müssen, doch nur diejenige Bedeutung gefaſst zu haben, welche das Wort bis jetzt herausgestellt und entwickelt hat. Aber Geschichte der Sprache und Sprachvergleichung sind noch weiter in Anspruch zu nehmen, wenn die Bedeutung eines Wortes gefaſst werden soll. Denn in jenem heimischen Umkreis, in welchem das Wort zuerst aufwächst, verbleibt es nicht. Die Völker gehen unter oder gehen über in andere. Nun lieſse sich das Wort der toten Sprache bestimmen, denn es hielte still bei der Sektion, und der weitere Wandel ist ihm abgeschnitten. Aber die Wörter überleben vielfach ihre Völker, und wenn nun, ergriffen von einer neu aufblühenden Völkergruppe, ein Wort gleichsam neu zur Wurzel wird und in die Bedingungen veränderten

Lebens eintritt, würde dann die Bedeutungslehre das Wort als bloſses Material, als zufälligen Laut zu betrachten haben, oder müſste sie nicht vielmehr unter der neuen Gewandung den früheren Wortleib erkennen, und auch die neuen Wandlungen den alten hinzurechnen?

In der That ändern sich die Bedeutungen besonders stark, wenn geschichtliche Veränderungen bei Untergang älterer Zustände die Sprache treffen. Es wurde z. B. aus lat. bucca franz.: la bouche; aus vivenda viande; aus incensum l'encens; aus focus feu; mansio (Herberge) maison; captivus chétif cet., ebenso ist es, wenn fremde Wörter in anderen Sprachen weiterleben, wie z. B. dann die Deutschen aus breve Brief machen, aus custos Küster, major Meier, seta Seide, cutis Kutte, expensa Speise, radix Rettig cet.

Würde also nicht auſser der Biographie des Wortes auch die Geschichte seiner Seelenwanderungen in Erwägung kommen, wenn es sich um Angabe der Bedeutung handelt? Also nicht nur hätte z. B. Schalk die Bedeutung: Diener und Schelm; sondern testa hieſse sowohl Scherbe (lat.) als auch Kopf (fr. tête).

Wir haben hiermit einen Fall bezeichnet, wo Störung äuſserer Art in die Fortentwickelung der Bedeutung eingreift, aber solcher Fälle giebt es in Menge. Die Art, wie die Sprache ihre Lautbilder zur Verwendung brachte, muſste ihr nicht bloſs in Bezug auf den Lautkörper, sondern auch in ihrer Bedeutung allerlei Fremdes, Zufälliges beimischen. Denn wie die Sprache ihrerseits das gesamte Geistesleben der Menschen bestimmt und damit auch ihr praktisches Verhalten vielfach bedingt, so übt doch auch umgekehrt die geschichtliche Entwickelung der Völker bedeutenden Einfluſs auf Gestaltung und Schicksal der Sprachen. J. Grimm (dtsch. Gr. T. II, p. 78) parallelisiert deshalb die Lautwandelungen mit dem Wechsel der Bedeutungen. Ein Gesetz und eine Schranke innerer Art bewahrt die Individualität des Lautkörpers, wie den Grundzug der Bedeutung, aber „auch der Gedanke mag miſsgreifen und auf Abwege geraten, wie die Form auf Ausnahmen und Anomalieen; in beide hat sich Unorganisches und Fremdartiges eingedrängt.“

Es wird dies von Anfang an geschehen sein. Wieviel Wörter mögen nicht verloren gegangen sein, weil die Personen, welche sie schufen oder brauchten, wenig bedeuteten! War es wohl von Anfang an gleichgiltig, unter welchen Umständen man sich des Sprachlautes bediente, um irgend einen Sinn zu bezeichnen?

Veränderte Sitten veränderten, wie wir schon früher besprochen, auch die Bedeutung der Wörter; wirkliches oder vermeintes Wissen korrigierte zuweilen an den Lauten, um eine andere Bedeutung zu gewinnen; geschichtliche Ereignisse konnten einwirken; der usus führte Erweiterungen oder Verengerungen der Bedeutung herbei, verfuhr euphemistisch; auch die Einmischung von Fremdwörtern ist von Belang; ebenso der Gebrauch der Wörter als bestimmter Kunstausdrücke. Man denke etwa an solche Fälle, wie sie z. B. Schleicher (Deutsche Sprache, p. 292) citiert. Arebeit, im Mhd. = Not, Beschwerde, gilt jetzt als Ehrensache jedes Menschen; ê (êa, êwa) bedeutete allgemeiner neben Ehe auch Recht und Sitte; vrouwe, Herrin, hat jetzt erweiterte und abgeschwächte Bedeutung; gar, fertig, bereit, wovon gerwen bereiten, rüsten, ist jetzt verengert: gerben; hôchzît bedeutete Fest, miete Belohnung, milte freigebig. p. 117 wird das Wort maulwurf erwähnt, korrigiert aus moltwurf (Müllaufwerfer), und sündflut hat sich so gebildet aus sintflut (grofse [sin] Flut.) — Ähnlich verhält es sich mit den Worten Wetterleuchten statt wetterleichen (von leich Spiel, Erscheinung); Fastnacht, mhd.: vasnacht, von vasen, ausschweifen; Hüfthorn, aus hief-horn von ahd. hiufan rufen; Armbrust aus arcubalista; Package aus bagage. — Dahin gehören die Bedeutungen von barbarus, tyrannus, Vandale; casus, verbum in der Grammatik. Lat. caput ist im Italienischen capo d'un filo zum Ende eines Fadens geworden, venire a capo = zu Ende kommen. Ein Laie ist jetzt schlechtweg ein Unkundiger (ahd. leigo aus lat. laicus von *λαός*, Volk); „Gast" bedeutete ursprünglich „Feind", „Buch" (puoh liber von puohha fagus) bei Grimm, D. Gr. II, p. 11 ursprünglich den Baum, hostis war anfangs nach Cic. de off. 1, 12 peregrinus und machte also den entgegengesetzten Weg im Bedeutungswandel, wie dasselbe Wort (Gast) im Deutschen. essen (ezen) wurde früher auch von Tieren gebraucht, fressen (vrezen) auch von Menschen; vein bedeutete schön, wie engl. fine; Luder bedeutete Futter, Lockspeise, Schlemmerei; bloede: zerbrechlich, grüfsen: schreien, melden: verraten; melde: Lüge; aus quena = *γυνή* wurde engl.: queen; Adel ist: Geschlecht u. d. m. Da der Begriff der Wörter allmählich bestimmter wird, wenn ihr Gebrauch sich fixiert für gewisse Verbindungen, so bedeuten sie mit der Zeit leicht etwas Hartes, Einseitiges, Schlimmes. So war karg früher = klug; feig = zum Tode bestimmt; Schalk = servus, Gift = Gabe, Bube = pubes, albern = wahrhaft, einfältig = einfach, schlecht = redlich, gerade cet. Namentlich bei Begriffen ethischer Art

wird die fortschreitende Kultur das Einfache, Alte als das Dumme, Bornierte fassen. Wissen wir doch, daſs oft dasselbe Wort nach seinen Beziehungen Gutes und Böses bezeichnen kann, wie Euripides die Phädra sagen läſst (Hippol. 384):

„αἰδώς τε· δισσαὶ δ' εἰσίν ἡ μὲν οὐ κακή,
ἡ δ' ἄχθος οἴκων εἰ δ' ὁ καιρὸς ἦν σαφής,
οὐκ ἂν δύ' ἤστην ταὔτ' ἔχοντε γράμματα.“

Namentlich in den abgeleiteten Sprachen erhalten die Wörter konventionelle, unorganische Bedeutungen; die Verständigkeit der Kultur macht sich geltend, während die Stammsprachen sich in Beziehung und in Mitgefühl mit der Natur der Laute halten. Der Franzose fühlt in eau kein aqua, in sûr nicht securus, in oeil nicht oculus; ebensowenig in net nitidus, in chaud calidus, in foi fides, in jour dies (diurnus, it. giorno); er erkennt nicht den Pleonasmus in aujourd'hui (au jour [dies] de hodie) oder die Dittologie in fragile, frêle (beide von fragilis), imprimer, empreindre (imprimere), sembler und simuler (simulare), chose und cause (causa), faction und façon (factio). (Ähnlich verwenden wir nebeneinander mit verschiedener Bedeutung: Probst, Profoſs; Pabst, Pfaffe; Pakt, Pacht; Parole, Parabel u. a.) Während dem Deutschen die Wörter: Mensch, Unmensch, Menschenfreund, Menschwerdung sogleich fühlbar und verständlich sind, bedarf der Franzose der Gelehrsamkeit, um homme, monstre, philantrope, incarnation zu erkennen und nachzufühlen. Konvention hält denn auch solche Sprache, wie die französische, zusammen, und, was sie ihr an Naturkraft nimmt, ersetzt sie durch den Vorzug schärferer Bestimmtheit.

Wie nun bei der ursprünglichen Unfestigkeit der Bedeutung und den zufälligen Einwirkungen äuſserer Art die Begriffssphären der Wörter sich ineinander schlingen konnten, zeigen z. B. vielfach die anomalen Formen, welche die Grammatik nach der Identität der Bedeutung als zu Einem Worte gehörig betrachtet. So stellt man fio zu facio; ὄψομαι, εἶδον zu ὁράω; besser zu gut; j'irai zu je vais, aller; went zu to go cet. Verfolgen wir solche Verflechtungen der Stämme an einem Beispiel. Wir nehmen den Begriff: gehen.

Im Sanskrit haben wir die Wurzeln: gâ (ire) uud in einer durch Nasalierung erweiterten Gestalt: gam. (cf. Bopp, Gr. II, p. 267 arm. gam, ich komme. Pott, Et. Forsch. II, 645. Curtius, Grundz. II, p. 58.) Im Griechischen findet sich 1. von gâ (mit β für g) βᾶ, βῆ, βίβημι (ἔβην); im Gotischen: gaggan; ahd.: gân,

gangan; ags.: gân, gangan; nord.: ganga; engl.: to go; nhd.: gehen. 2. Von gam im Griechischen: *βαίνω;* im Lateinischen: venio (osk.: ben); gotisch: quam (quima venio); ahd. queman, koman; engl. to come; frz. venir.

Betrachten wir nun den Bedeutungswandel dieses gân im Deutschen, und ziehen wir sodann auch die verwandten Sprachen zur Vergleichung.

Wir berücksichtigen hierbei, daſs eine zweite Wurzel: *i* vorhanden ist, welche dieselbe Bedeutung zu haben scheint, wie gâ. Wir führen an: gr. *εἶμι,* davon z. B. *οἶμος* Gang, *οἶτος* Geschick; lat. eo, davon iter, itio; got. iddja = ivi; lit. eimi, davon z. B. ejimas Gang, eisme Gang, Steig; Skt. ist es êmi (Pl. imas) gehn, itis das Gehen, êmas, êman Gang, Bahn; im Zend i gehen. (vid. Curt. Grundz. T. I, p. 369.)

Nun ist anzunehmen, daſs die beiden Wurzeln i und gâ nicht dasselbe bedeuteten, aber klar ist, daſs bei der Willkür in der Verwendung der Wörter, wie das Schwanken der Bedeutungen sie gestattete, der ursprünglich empfundene Unterschied sich verwischte, so daſs man ohne Bedenken ire mit gehen übersetzen konnte. Auch hat ja vielleicht eben dieses anscheinenden Überflusses wegen das Deutsche, welches im Gotischen noch iddja zeigte, sich der einen Wurzel überhaupt entledigt.*)

Im Althochdeutschen finden wir (vid. Graff, althochdtsch. Sprachschatz T. IV, p. 65) als Bedeutungen von gangan alle Arten des Gehens belegt; also gagente = euntes; gangenti = accedens, incedens, abiens; kangantemo = gradiente; gangendemo = ascendente; gangan = ambulare.

Die Vorstellung der körperlichen Bewegung verflüchtigt sich ferner dahin, daſs nur ein Sich-Bewegen, Sich-Verhalten in irgend einem Zustande bezeichnet wird; so: thu geist nakot; taz cat al einis; ze eine ne gat = non idem est; imo (deo) gant prospera unde adversa gelicho; ein unde guot al gelicho gan = unum id ipsum esse, quod bonum est. Bo. 5. — also gat ouch taz, also man chede = hoc autem nihil differt, quam dicere. Org.

---

*) Zu got. iddja = ivi ist auch ags. eode zu stellen. Im Ev. Joh. 7, 14 (Aelfric) heiſst es: tha eode se Haeland (eode gr. *ᾔια, ᾖα* vid. O. Schade, altdeutsches Wörterbuch, 2. Aufl. T. I, p. 441), altenglisch: Jesus wente, neuengl. Jesus went (Wycliffe), deutsch: Jesus ging. Das Präteritum von go, jetzt aus wend (ags. vendan) ergänzt, rekrutierte sich also, wie got. gaggan, aus der Wurzel i.

Bildliche Bedeutung ist wie im N. H. D. ubar frankono lant gengit allu sin giuualt; — ne gengit zi imo fon then scafon = non pertinet ad eum cet.

Überblickt man ferner die Zusammensetzungen mit dem Infinitiv, Akkusativ, mit aba, oba, ubar, aftar, ûfan, ana (Dat. und Akk.), in (Dat. u. Akk.) innan, durh, fona, fora, nah, zi und andere Fügungen, wie: giengun unidarortes = abierunt retrorsum; furdir ganganti = procedens; ingagan gân = entgegen gehn, hina gân = hinweggehn; hiutarot und hera und dana gangan; Bildungen ferner, wie follegân (perpetuo manere) missigangan (peccare), überhaupt, den Artikel gâ bei Graff p. 65—105, so erhalten wir die Vorstellung und Empfindung von einer Bedeutung, welche im wesentlichen unserem neuhochdeutschen gehen noch inne wohnt. Aber welches ist nun diese Bedeutung? Wir schlagen etwa das Wörterbuch der deutschen Sprache von Sanders nach. Hier findet sich die Bedeutung zusammengefaſst: „Dies Zeitwort von weitem Umfange bezeichnet die Bewegung, das Im-Gang-sein, und zwar ursprünglich das Sich-fortbewegen lebender Wesen im engeren Sinne mittelst der gleichmäſsigen Fortbewegung der Füſse, wo es den anderen Arten der Fortbewegung entgegengesetzt wird (z. B. dem Kriechen, Laufen, Springen, Hüpfen, Schwimmen, Fliegen cet. wie auch dem Fahren, Reiten, Schiffen cet.), im weiteren Sinne aber auch diese Arten der Bewegung mitumfaſst.“ Was heiſst das nun? Bedeutet also „gehn“ nicht ebensowohl „fahren, schiffen“, wenn ich sage: Das Schiff geht nach Australien; die Post geht täglich? oder engl. the mail goes and comes every day; to go on horseback = reiten? — Ist der „weitere“ Sinn von gehen nicht zu seiner Bedeutung gehörig? — Es heiſst dann weiter: „In Bezug auf den Standpunkt des Sprechenden steht es als das Fortbewegen dem Kommen, dem Sich-hinzubewegen, gegenüber. In noch weiterem Sinne (!) steht gehn auch gleich sich bewegen, selbst von nicht lebenden Wesen, denen eine Bewegung eigen ist oder mitgeteilt wird oder auch nur beigelegt wird, und zwar metonymisch auch von einem Ganzen, das durch die Bewegung, das Fortrücken eines Teils im Gange ist, und endlich (!) in vielen Wendungen allgemein gleich sich bewegen, sich erstrecken, im Gange sein.“

Sanders meint hiermit Fälle, wie: die Uhr geht; der Teig geht; der Pflug geht tief; die Straſse geht nach Paris; This road goes to B. — how goes the night? (Wie spät ist's in der Nacht?) how goes it? — Wie geht's? — Die Sache geht schief; die Grenze geht bis zum Steine; sie geht in ihr 14tes Jahr; 12 gehen auf

1 Dutzend; the business goes on well; You are gone (du bist verloren); sixteen ounces go to a pound (16 Unzen gehn auf 1 Pfund).

Welche Flut von Bedeutungen wird uns da angedeutet! Würde jemand aus dieser Beschreibung die Bedeutung von gehen sich aneignen können, wenn er sie nicht schon kennt, sie in seinem Sprachgefühl besitzt?

Aus Wendungen, wie im Homer: *βῆ δ' ἴμεν, βὰν δ' ἰέναι* sieht man, daſs im Griechischen der Unterschied zwischen *βᾶ* und *εἶμι* (*βαίνω* wohl = die Beine ausspreizen) besser festgehalten wurde; beide Verba bestehen gesondert nebeneinander. *βαίνω* bezeichnet die verschiedensten Arten der Bewegung, z. B. *ἐν νηυσί,* auch das Versetzen in solche Bewegungen, wie Il. V, 164: *ἀμφοτέρους ἐξ ἵππων βῆσε κακῶς ἀέκοντας,* und es verblaſst in seiner Bedeutung, ebenso wie gehen im Deutschen, bis zur Bezeichnung eines Sichbefindens z. B. *ἀσφαλῶς βεβηκέναι* fest begründet sein. Ismene sagt (Soph. Ant. 67) *τοῖς ἐν τέλει βεβῶσι* (der Obrigkeit) *πείσομαι.* Auch auf Lebloses wird es übertragen: *πῆ ὅρκια βήσεται;* (Il. II, 339), *ἐπ' ἔσχατα βαίνειν.*

Nun aber — trotz der hier vorhandenen Trennung der Stämme — findet sich *ἰέναι* ebensowohl gesagt von allen Arten der Bewegungen z. B. *ἐπὶ νηὸς ἰέναι,* auch vom Leblosen: *φάτις εἶσι* (Od. 23, 362), das Gerücht geht, *ἔτος τέταρτον εἶσι*; verblaſst ebenso in der Bedeutung, z. B. Plat. Apol. 2: *τοῦτο μὲν ἴτω ὅπῃ τῷ θεῷ φίλον,* die Sache mag gehen, wie Gott will; dann *ἰέναι εἰς ταὐτόν* (auf dasselbe hinauskommen) und bezeichnet z. B. bloſses Wollen: *τὸν ἤϊα λέξων λόγον* = was ich eben sagen wollte.

Scheint ferner im Deutschen, wo sich „gehen“ und „kommen“ getrennt haben, für gehen die Bewegung von einem Orte weg festgehalten werden zu können, so hat das Griechische hier eine Unterscheidung nicht aufkommen lassen, und doch hatte die Sprache mit der nasalierten Form gam (*βαίνω*) zu irgend welchem Unterschiede angesetzt, vielleicht (cf. Pott, Et. F. T. II. p. 658) zu dem der Dauer, des längeren Verlaufs einer Thätigkeit. — Was ist da festzuhalten?

Die Bedeutung von „kommen“ im Deutschen ist im allgemeinen die einer durch Bewegung bewirkten Näherung von einem Orte, aber auch kommen, wie das englische come verblaſst bis zur Bedeutung „werden“ z. B. die Einsicht kommt schon; Kartoffeln kommen hier gut; ich lasse alles kommen (oder gehen) wie es will; es kommt mir zu gute; to come in well (gedeihen z. B.

vom Getreide), what will come of him? (was wird aus ihm werden?) cet.

Die lateinische Sprache hat die Wurzel gâ fallen lassen, bildete aber von gam (*βαίνω* osk.: ben) venio aus und hat ire bewahrt.

Wie steht es mit der Bedeutung? Es hat ohne Schwierigkeit ire dieselbe Art der Verwendung gefunden, wie gangan in den verwandten Sprachen. Man sagt: pedibus ire (Plaut.) ire equis (Liv.) puppibus ire (Ov.) (für beides hat Virgil auch das bloſse ire) ire in rheda (Mart.). Man gebraucht es, um überhaupt eine Richtung, wenn sie auch nur der Wille nimmt, zu bezeichnen: perditum ire sich zu Grunde richten, ibatur in caedes (Ter.) es ging ans Morden, ire in lacrimas Virg. ire per laudes = loben (Ov.) si non tanta quies iret (= esset) (Virg.).

Venio scheint zunächst, wie das deutsche kommen im Gegensatz zu ab-ire: veniens hostis. (Virg.) anni venientes sind bei Horaz (A. P. 175) den annis recedentibus entgegengesetzt; aber die Bedeutung ist ebensowohl auch allgemeiner; venire ad summum fortunae (Hor.) contra injuriam venire (Cic.), so daſs venio, indem es überhaupt ein In-einen-Zustand-geraten ausdrückt, die Begriffssphäre von ire ergreift, endlich sogar mit abire vertauscht werden könnte. Zum Sprichwort werden heiſst in consuetudinem proverbii venire, in proverbium venire (Cic. Off. 2, 15, 22) aber auch in proverbium cedere. (Plin. 23, 1, 23.) Wenn Caesar hat: in contemptionem venire, Livius: in ora hominum pro ludibrio abire, so läſst die Farblosigkeit der Bedeutung einen Unterschied nicht mehr erkennen. (Lat. fui konnte für ivi und veni stehen; und so die Übergänge in den romanischen Sprachen. Diez, Gr. der roman. Spr. T. III. p. 220.)

Was endlich die Schicksale der Stämme gâm und i in den romanischen Sprachen betrifft, z. B. im Französischen (in dessen Grammatik sich drei Verba: ambulare (it. andare), vadere und ire zur Komplettierung der Verbalformen zusammengestellt finden, welche den Begriff gehen darstellen), so ist zwar in je viens de dire, ich habe soeben gesagt, und in il ira de votre honneur, es wird sich um Ihre Ehre handeln, die Trennung von venire und ire noch ersichtlich; aber endlich werden auch venire, devenire zu Synonymen von fieri, se facere (il devient pauvre); it.: egli viene matto. (Diez, Gr. T. III, p. 94) tout lui vient à souhait (p. 152) und ebenso geht es mit ire. Das spanische venirse cayendo entspricht dem französischen aller tomber. (Diez l. c. p. 195.) Endlich werden ire,

venire, wie esse und stare, in den romanischen Sprachen zur bloſsen Umschreibung verwandt, also ire = in einen Zustand kommen, venire = werden. (Diez, l. c. p. 198.)

Was meinen wir nun hiernach von einer Bedeutungslehre? —

Von dem Einzelnen, Zufälligen giebt es keine Wissenschaft; es giebt nur eine Erfahrung; *ἡ μὲν ἐμπειρία τῶν καθ' ἕκαστά ἐστι γνῶσις, ἡ δὲ τέχνη τῶν καθόλου — οἱ μὲν γὰρ ἔμπειροι τὸ ὅτι μὲν ἴσασι, διότι δ' οὐκ ἴσασιν.* (Arist. Met. I, 1), und die Empirie hat sich zu begnügen, den Stoff zu sammeln und ihn zu ordnen nach irgend welchen Gesichtspunkten, so gut es geht. Zu mehr wird es auch eine Bedeutungslehre nicht bringen, wenn sie unterschiedslos das Unorganische und Fremdartige, wie J. Grimm es nennt, zusammenfaſst mit demjenigen Wandel der Bedeutung, welcher aus dem Wesen des Wortes hervorgeht. Nur so abgegrenzt, daſs das Unorganische nicht in Betracht gezogen wird, läſst die Bedeutungslehre eine wissenschaftliche Erfassung zu.

Ist doch der Zusammenhang zwischen Laut und Bedeutung ebensowenig in der weiteren Entwickelung der Sprache zwingend und festzustellen, wie bei dem Schaffen der Sprache. Man kann also wohl eine Reihe von Beobachtungen aufstellen über die Lebensgeschichte der Bedeutungen, daſs sie nämlich sich erweitern und Neigung haben, auf immer andere Sphären sich zu verbreiten, daſs sie ebenso nicht selten ihren Umfang verengern, sich bis zu terminis technicis zuspitzen, daſs ferner bei langer Verwendung sie erblassen und sich abnutzen; aber ein allgemeines Gesetz läſst sich hierfür nicht entwickeln, und es wird immer der bestimmtesten Einzelkenntnis in jedem Sprachstamme, ja in jedem Dialekt, bei jedem Schriftsteller bedürfen, um einigermaſsen die Bedeutung der einzelnen Lautbilder übersehen zu können. Zur Feststellung des usus wird eine Arbeit, welche diese Einzelkenntnis vermittelt, genügen, aber das Lexikon, so wenig wie die Grammatik, bedingen durch das Wissen, welches sie überliefern, die Bewegung der Sprache. Bei verschiedenster Sprachkenntnis, bei höchst ungleicher Sprachbeherrschung fühlt doch jeder die gleiche Berechtigung, seine Sprache zu verwenden, und so ist er auch, wenn er an die überkommenen Lautformen neue Bedeutungen knüpft, wesentlich nur gehalten und in seiner Willkür beschränkt dadurch, daſs das Lautbild sein eigenes Leben lebt, welches er nicht verletzen darf, ohne in den Un-Sinn zu kommen. Man bezeichnet aber das eigen-

tümliche Wesen und Leben der Wörter mit vollständiger Klarheit, wenn man sich erinnert, dafs sie Bilder sind. —

Wieviel zu Bezeichnendes bietet uns die äufsere Welt und unsere innere, wie wenig Sprachlaute stehen einer jeden Sprache zur Verwendung zu Gebote! Dafs wir überall ausreichen, verdanken wir der bildlichen Natur dieser Laute. Man betrachte z. B. den Sprachlaut angehen. Man sieht es ihm nicht sogleich an, dafs er zu bedeuten vermag: angreifen, brennen, wachsen, faulen, möglich sein, bitten, beginnen, genügen, kümmern u. a. m. Das Wort aufheben kann u. a. bedeuten: in die Höhe richten, kürzen, ausgleichen, wegschaffen, ungiltig machen, fangen, bewahren.

Es ist ein Bild, wenn ich sage: Du kommst mir nicht mehr in mein Haus, falls ich zur Miete wohne, denn dann will ich nur meine Wohnung im Hause bezeichnen; ein Bild ist: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herren dienen, denn es deutet nur auf die das Haus Bewohnenden, auch wenn sie gerade mein Haus nicht bewohnen, sondern nur etwa als Verwandte ein Anrecht darauf besitzen; ebenso sagt man: das ganze Haus versammelte sich; die Bedürfnisse des Hauses u. d. m. Bildlich sage ich zu einem alten Freunde: Altes Haus; von einer Wissenschaft: ich sei in ihr nicht zu Hause; von einem gewissenhaften Kaufmann: ein sicheres Haus; bildlich nenne ich den Körper das Haus der Seele (2 Kor. 5, 1; 2 Petr. 1, 14); ermahne ich: bleib' mit deiner Weisheit zu Hause u. d. m.

Aber was bedeutet denn hier in Bezug auf die Sprache das Wort Bild, Lautbild? Es ist ja eben auch dies Wort ein Bild, und nur weitere Aussagen über sein Wesen werden Mifsverständnisse abwehren. Wir haben also an den Worten gegliederte Laute, welche durch ihre Gliederung in der bestimmtesten Weise, die uns möglich ist, Anregung zur Bildung von Vorstellungen geben, die analog denjenigen sind, welche die ersten Gliederer des Lautes mit ihm verbanden.

Die Worte geben Anregung zu Vorstellungen analoger Art. Mehr nicht. Dabei müssen wir uns erinnern, dafs ein einzelnes Wort für sich blofse Abstraktion ist, denn seine Bedeutung und seine Bedeutungen erhält es nur im Satz, den es als Wurzel schon bedeutete; die vielen Bedeutungen der Wörter sind eben die verschiedenen Beziehungen, in welche sie treten können.

Wörter sind nicht zu fassen als Benennungen einzelner Dinge, wie etwa es in der Genesis (II, 19) heifst: Gott brachte die Tiere

und Vögel zu dem Menschen, dafs er sähe, wie er sie nennete: denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heifsen, sondern sie können nur u. a. als Benennungen gebraucht werden. In Wirklichkeit sind die Namen der Dinge auffallend willkürlich, und dies erklärt sich eben daraus, dafs die Menschen gar nicht diese Gegenstände mit Wörtern zu bezeichnen veranlafst waren, sondern vielmehr Vorgänge mit dem, was die Grammatik Satz nennt; nicht den Baum, der, als gegeben, sich ihnen von selbst verstand, sondern das Brechen seiner Äste, sein Blühen, Frucht bringen, seinen Sturz cet., wobei denn bald zufällige, bald den Dingen wesentliche Vorgänge die Art der Lautbildung bestimmten. —

Was ursprünglich die Wurzel bedeutete, konnte nachmals nicht das einzelne Wort darstellen, sondern der Satz; nur dieser ist lebendige Sprache, das Wort ist eines seiner Glieder, welches Lexikon und Grammatik für sich zu betrachten scheinen, aber auch nur scheinen, denn Wortformen erzeugt nur der Satz, Wortbedeutungen fixiert nur der Satz.

Man erinnert sich hier der stoischen Lehre, jedes Wort sei von Natur zweideutig, erst die weitere Verknüpfung, welche es erfahre, stelle es in seiner Bedeutung fest. Gellius (N. A. XI, 12) berichtet: Chrysippus ait omne verbum ambiguum natura esse, quoniam ex eodem duo vel plura accipi possint. Wenn auch nicht klar ist, wie Chrysipp dies begründete; so brachte doch eben die Betrachtung der Sprache zu diesem Satz, den Augustinus (de dialectica cp. IX) wiederholt: „rectissime a dialecticis dictum est, ambiguum esse omne verbum“ und dann erklärend hinzufügt, es gelte dies nur „de verbis singulis; explicantur autem ambigua disputando et nemo utique verbis singulis disputat“. „Omne igitur ambiguum verbum non ambigua disputatione explicabitur.“ —

Konnte der Laut nur unbestimmt bezeichnen und gedeutet werden, so ging doch die Anregung, welche er gab, nicht auf jedes Beliebige, sondern hielt gewisse Kreise inne. Übertrug man ein Wort aus einer Satzverbindung auf andere Verknüpfungen der Sprache und modifizierte man hierdurch die Bedeutung, so bedurfte es wieder, wenn auch in geringerem Mafse als bei der Schaffung des Lautbildes, der Hilfe einer entgegenkommenden Auffassung des Hörenden, um verstanden werden zu können. Eine solche Mitempfindung setzte voraus, dafs die neue Bedeutung durch Anschauung oder Gedankenverknüpfung, räumlich oder zeitlich, an die frühere angeschlossen werden konnte, wie wenn Segel für Schiff,

Dach für Haus gelten sollte, oder Lorbeer für Sieg, Eisen für Schwert. Und wenn solche Zusammengehörigkeit nicht vorlag, der Redende vielmehr das Wort in eine ganz verschiedene Begriffssphäre versetzte, so mufste dem Hörenden doch die Analogie der Verhältnisse, auf welcher die Übertragung beruhte, geläufig sein, sich seiner Vorstellung sofort offenbaren. Es galt schon immer, was die Rhetoren später als Regel setzten: Videndum est, ne longe simile sit ductum (Cic. de or. I, 136). In der That sind die Neigungen, Sitten, Kulturzustände der Völker bedingend für die Kreise, innerhalb deren die Übertragungen stattfanden; man entnahm also die zu übertragenden Wörter vorzugsweise vom Ackerbau, der Fischerei und Schiffahrt, der Jagd, vom Kriege u. d. m. Erst bei Überfeinerung des Lebens, beim Schwinden der nationalen Kraft greift der unsicher gewordene Geschmack zu Übertragungen, die in keinem natürlichen Verhältnisse zum Leben stehen, und tot sind, weil ihnen eine Wurzel fehlt. So kam es bei den späteren römischen Schriftstellern, welche z. B. das nomen proprium Nessus für venenum setzen, wie Stat. Theb. XI, 238:

„Ingemuit victorque furit per viscera Nessus.“ —

Gründen sich nun Übertragungen auf Zusammengehörigkeit innerer oder äufserer Art, so läfst sich ihre Berechtigung nachweisen; über den Begriff der Analogie aber, sofern diese dem Wandel der Bedeutung zu Grunde liegt, bemerken wir folgendes. Analogie von Begriffen bedeutet uns Gleichheit von Begriffen, welche verschiedenen Sphären angehören. — Da nun Bedeutung der Wörter sich blofs in ihrer Beziehung auf andere kundgiebt, — (im Satz) — diese Beziehung aber eben die Sphäre angiebt, für welche die Bedeutung gilt, so besteht der Wandel der Bedeutung auf Grund der Analogie darin, dafs die Beziehungen des Wortes als gleich festgehalten werden, obwohl die Begriffe wechseln, auf welche bezogen wird. Wir nehmen das Wort sehen, dessen Bedeutung sich herausstellt, wenn ich dergleichen Verbindungen ausspreche, wie z. B. einen Körper sehen; hier hält sich sehen in seiner gewöhnlichen Bedeutung, in der Sphäre der sichtbaren Erscheinungen. — Nun übertrage ich analogisch die Bedeutung auf eine andere Sphäre und sage etwa: Ich sehe Gewifsheit, womit ich also will, dafs die Beziehung zwischen dem Sehen und seinem Objekte auch in der Sphäre eines unsinnlichen Begriffes festgehalten werde. Also „sehen“ in der sogenannten eigentlichen Bedeutung verhält sich so zum Körper, wie jenes übertragene „sehen“ sich verhält zur Gewifsheit. Dies aber ist die Form der Proportion. —

Aristoteles gebraucht das Wort Analogie meist in dem Sinne der Proportion. (cf. Biese, Philosophie des Aristoteles T. I, p. 314 sq.)*) So empfiehlt er, durch Analogie (κατὰ τὸ ἀνάλογον) Ähnlichkeiten aufzusuchen Analyt. II, 14; (man sehe auch die oben p. 226 citierte Stelle Top. I, 70).

Wie er diesen Begriff speziell auch auf die Übertragungen in der Sprache verwendet, sehen wir später. —

Auch Kant (Prolegg. zu jeder zuk. Met. § 58) faſst die Analogie als Proportion. Er sagt: „Eine Erkenntnis nach der Analogie ist nicht etwa, wie man das Wort gemeinlich nimmt, eine unvollkommene Ähnlichkeit zweener Dinge, sondern bedeutet eine vollkommene Ähnlichkeit zweener Verhältnisse zwischen ganz unähnlichen Dingen, z. B. Es verhält sich die Beförderung des Glücks der Kinder = a zu der Liebe der Eltern = b, wie die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts = c sich verhält zu dem Unbekannten in Gott = x, welches wir Liebe nennen.“ —

Bei Trendelenburg finden sich gute Bemerkungen über die Bedeutung der Analogie für das Auffinden neuer Begriffe. Er führt aus, daſs die Analogie zwar nur einer zufälligen und unbestimmten Ansicht entspringe, also nur den Wert einer Hypothese habe, (Logische Untersuchungen, Bd. II, p. 379) aber er nennt sie die „verbreitetste Weise“ von Ansichten, und gesteht, (p. 384) „daſs kein Verfahren allgemeiner alle Wissenschaften beherrscht, als die Analogie.“ Wenn er dann weiter die tiefe Analogie rühmt, welche z. B. alle Teile des Platonischen Systems durchdringt, so bezeichnet er damit vorzugsweise die künstlerische Natur dieses Systems, denn alles Schaffen in der Kunst beruht auf Analogie. Das Erblicken des Analogen ist dasselbe mit jener Intuition, jener „anscheinenden Erkenntnis,“ welche Schopenhauer (Welt als Wille cet. II, p. 77) so hoch über die abstrakte stellt. Er sagt: „Anschauen, die Dinge selbst zu uns reden lassen, neue Verhältnisse derselben auffassen, dann aber dies alles in Begriffe absetzen und niederlegen, um es sicher zu besitzen; das giebt neue Erkenntnisse.“ „Der innerste Kern einer echten und wirklichen Erkenntnis ist eine Anschauung: auch ist jede neue Wahrheit die Ausbeute aus einer solchen. Alles Urdenken geschieht in Bildern: darum ist die Phantasie ein so notwendiges Werkzeug desselben.“ —

---

*) Quintilian I, 6, 3: analogia, quam proxime ex Graeco transferentes in Latinum proportionem vocaverunt.

Mit jeder neuen Bedeutung, welche aus der Analogie gefunden wird, ist in der That ein Neues geschaffen. —

So ein Neues ist es z. B., wenn ich von dem Rücken eines Berges oder Buches spreche, von dem Haupte eines Staates oder einer Verschwörung. Dabei ist ein Unterschied zu bemerken zwischen der Übertragung des Wortes Rücken und des Wortes Haupt, sofern für die Anschauung von dem, was Bergrücken oder Rücken des Buches genannt wird, sonst übliche Bezeichnungen fehlen, so dafs ich zu Umschreibungen genötigt wäre, wenn ich die Bedeutung Rücken nicht übertrüge auf die Verbindung mit Berg und Buch; während ich für Haupt der Verschwörung auch etwa Anstifter, Anführer, für Haupt des Staates auch etwa Fürst, Beherrscher setzen könnte. Demnach scheint die Sprache in gewissen Fällen zu Übertragungen gezwungen, wenn nämlich Synonyma fehlen; in anderen Fällen aber sieht es aus, als treibe sie Luxus; und dann vornehmlich, wenn wir die Übertragungen mit sonst eher gebräuchlichen Ausdrücken vergleichen können, erscheint die Übertragung als freies Kunstschaffen, die usuelle Bezeichnung aber als das „eigentliche“ Wort. —

Wenn also Schubart („Der ewige Jude“) sagt: „Vom Haare der Bäume troff Feuer auf mich,“ so haben wir als „eigentlichen Ausdruck“ das „Laub“ der Bäume, und wir nennen „Haar“ den bildlichen Ausdruck, obwohl „Laub“ es nicht weniger ist (wohl von liuban, tegere Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 49). Somit sind eigentliche Wörter die in den usus übergegangenen bildlichen. Man erkennt in den Stammsprachen die Bildlichkeit länger, wie z. B. im Deutschen bei Wörtern, wie halsstarrig, hartnäckig, eingewurzelt, durchtrieben, abhängen, untergraben, enthüllen, einfliefsen cet. in abgeleiteten nicht, wie z. B. in supprimer, insulter, traduire cet. —

Es waren nicht viele Laute, mit denen die Sprache den engen Kreis derjenigen Welt umfafste, welche den Menschen anfänglich interessierte. Vervielfältigte sich die Zahl der Anschauungen, Vorstellungen, Begriffe mit der fortschreitenden Kultur, so lag zur Bezeichnung nicht mehr der Naturlaut als Material für Wortbildung vor, sondern es boten sich dem zur Aussprache gestimmten Geiste nunmehr die schon gegliederten Lautbilder, in welchen sich zu äufsern, in welchen sich auch die Dinge vorzustellen er gewöhnt war. Die Unbestimmtheit der Lautbilder gestattete ihre Übertragung *κατὰ τὸ ἀνάλογον*, und so kam es vielfach nicht zu be-

sonderen Wortschöpfungen, sondern die Wendung — τρόπος — eines schon vorhandenen Wortes genügte. —

Die Alten unterschieden diese Übertragungen, welche um des Bedürfnisses der Bezeichnung willen notwendig waren, von jenen, für welche auch andere, die „eigentlichen“ Ausdrücke, sich darboten. Cicero (or. 27) sagt: „illustrant (orationem) quasi stellae quaedam translata verba atque immutata. Translata ea dico, quae per similitudinem ab alia re aut suavitatis aut inopiae causa transferuntur; immutata, in quibus pro verbo proprio subjicitur aliud quod idem significet, sumptum ex re aliqua consequenti.“ — Translata nennt Cicero die Übertragungen *κατὰ τὸ ἀνάλογον*, immutata diejenigen, welche auf äußerem oder innerem Zusammenhange, auf nachweisbarer Zusammengehörigkeit beruhen. — Ähnlich heißt es bei Quintilian (VIII, 6, 4): „translatio ita est ab ipsa nobis concessa natura, ut indocti quoque ac non sentientes ea frequentes utantur: tum ita jucunda atque nitida, ut in oratione quamlibet clara proprio tamen lumine eluceat. — Copiam quoque sermonis auget permutando aut mutuando, quae non habet; quodque difficillimum est, praestat, ne ulli rei nomen deesse videatur. Transfertur ergo nomen aut verbum ex eo loco, in quo proprium est, in eum, in quo aut proprium deest aut translatum proprio melius est. Id facimus, aut quia necesse est, aut quia significantius est aut quia decentius.“ —

Quintilian konnte sich die Kunst nur als eine beabsichtigte und bewußte vorstellen, und so schreibt er vornehmlich jene nicht künstlerischen Tropen — in quo proprium deest, den indoctis ac non sentientibus zu: Necessitate rustici gemmam in vitibus — quid enim dicerent aliud? et sitire segetes et fructus laborare; obwohl auch der feine Mann zuweilen sich nicht zu helfen weiß: necessitate nos durum hominem aut asperum. Non enim proprium erat, quod daremus his affectibus, nomen. Von der anderen Art, wo die Tropen „significandi gratia“ stehen, führt er an: incensum ira, inflammatum cupiditate, lapsum errore. Denn, sagt er: „nihil horum suis verbis quam his arcessitis magis proprium erat.“

Die Vorstellung des Quintilian ist uns geblieben. Tropen gelten als Kunstmittel des Ausdrucks; daß überhaupt der Tropus das Wesen des Wortes ausmacht, beachtete man nicht. Die Tropen in unserem Sinne gehören in die Betrachtung der Sprache als Kunst; sofern sie aus bewußtem Kunstschaffen hervorgehen, werden wir sie in dem zweiten Teile unseres Werkes behandeln,

wo von der Kunst der Sprache die Rede ist. Wir bezeichnen sie dort mit dem Namen der ästhetischen Figuren. Man wies bei den Alten in späterer Zeit die Behandlung der Tropen den Grammatikern zu, die Rhetoren nahmen für sich die Figuren in Anspruch. Isidorus, der in seinen „originum sive etymologiarum libris“ das liber I für die Grammatik bestimmt, lib. II für die Rhetorik, giebt die Tropen im lib. I nach Donatus. Es leitete hier offenbar eine ähnliche Betrachtung, wie die unserige ist. Richtiger noch sagt Aquila Romanus (rhet. lat. ed. Halm p. 22): „Figurandarum sententiarum et elocutionum proprium oratoris munus est“ — „illi mores, qui *τρόποι* nominantur a grammatica non minus diligenter sunt cogniti, quam ab oratore, sed quatenus cuique generi materiae adhibere eos deceat, orator melius intelligit.“ —

Die Notwendigkeit einer doppelten Behandlung deutete Reisig an. Er sagt: (Lat. Sprachwissensch. ed. Haase p. 287) „Es sind gewisse Ideenassociationen unter den menschlichen Vorstellungen vorzüglich gebräuchlich, welche mit gewissen Ausdrücken bezeichnet die Rhetorik sich angeeignet hat, welche aber in gewisser Hinsicht auch in die Bedeutungslehre (Semasiologie) gehören, nämlich die Synekdoche, die Metonymie und die Metapher. So weit diese sogenannten Figuren auf das Aesthetische hinzielen, gehören sie allerdings der Rhetorik an, auch insofern sich einzelne ihrer bedienen; wofern aber in einer besonderen Sprache nach diesen Redefiguren sich ein Redegebrauch gebildet hat, der dem Volke eigen ist, so gehören diese Figuren hierher.“ —

Auch Lobeck (de acyrologia et de diploe p. 3) unterscheidet eine uneigentliche Rede „acyrologia poetica sive rhetorica“ von einer „acyrologia grammatica, quae usu defenditur;“ — und M. Müller (Vorlesungen über die Wissensch. der Sprache II, p. 334) trennt die „radikale Metapher“ von der „poetischen.“ —

Was die Entgegensetzung des eigentlichen und tropischen Ausdrucks betrifft, so hat sie die Alten vielfach beschäftigt; zu ihrer Fixierung kamen sie natürlich nicht, da der Unterschied zwischen beiden nur relativ ist. Erkennt man bei dem Gebrauch der Tropen die Wahl in dem Ausdruck, erscheint er auch, wie er an sich ist, als Bild, befriedigt er also nicht nur ein Bedürfnis nach einem bezeichnenden Worte, etwa wie man notwendig: *ἵπποι ἐβουκολοῦντο* sagen mufste, oder: silberne Hufeisen, sondern erkennen wir in ihm ein frei geschaffenes Kunstwerk, so nennen wir den anderen, nach dem usus sich darbietenden Ausdruck wohl den

eigentlichen; es gilt also die Entgegensetzung nur in dem Gebiete der Sprachkunst. — Die Alten faſsten den Begriff der eigentlichen Rede (*κυριολογία*) weiter. So setzt Longinus (*περὶ ὕψ.* Speng. T. I, p. 277 sq.) der *κυριολογία* die *περίφρασις* entgegen, wie wenn Plato statt *θάνατον* sagt: *τὴν εἱμαρμένην πορείαν;* er nennt in diesem Sinne die *κυριολογία* auch *ψιλὴν λέξιν.**) Gewöhnlich wird indessen die *κυριολογία* (auch *κυριολεξία, κυριωνυμία*) dem tropischen Ausdrucke gegenübergestellt; so z. B. bei Dionys. Hal. (Iud. Lys. 3) die *κύρια καὶ κοινὰ καὶ ἐν μέσῳ κείμενα ὀνόματα* der *τροπικῇ φράσει.* Die gangbare Entgegensetzung hat z. B. Tryphon (*περὶ τροπ.* bei Spengel, Rhet. Graec. III, p. 191): *τῆς δὲ φράσεως εἴδη εἰσί δύο, κὐριολογία τε καὶ τρόπος. Κυριολογία μὲν οὖν ἐστιν ἡ διὰ τῆς πρώτης θέσεως τῶν ὀνομάτων τὰ πράγματα σημαίνουσα — τρόπος δέ ἐστι λόγος κατὰ παρατροπὴν τοῦ κυρίου λεγόμενος κατά τινα δήλωσιν κοσμιωτέραν ἢ κατὰ τὸ ἀναγκαῖον.* Ähnlich Cicero (de or. III, 38): „Tertius ille modus transferendi verbi late patet, quem necessitas genuit inopia coacta et angustiis, post autem delectatio jucunditasque celebravit. Nam ut vestis frigoris depellendi causa reperta primo, post adhiberi coepta est ad ornatum etiam corporis et dignitatem, sic verbi translatio instituta est inopiae causa, frequentata delectationis. Nam „gemmare vites, luxuriem esse in herbis, laetas segetes“ etiam rustici dicunt. Quod enim declarari vix verbo proprio potest, id translato cum est dictum, illustrat id, quod intelligi volumus, ejus rei, quam alieno verbo posuimus, similitudo. Ergo hae translationes quasi mutuationes sunt, cum quod non habeas aliunde sumas; illae paullo audaciores, quae non inopiam indicant, sed orationi splendoris aliquid arcessunt.“ Dagegen sehe man Quintilian, VIII, 2, 3, der seine Termini proprietas, improprium (*ἄκυρον*) in verschiedenem Sinne nimmt. Proprietas ist ihm einmal als „eigentliche“ Bedeutung die niedere, volksmäſsige (sprechend: obscena, sordida, humilia). Eine Abweichung von solcher Redeweise sei nicht immer möglich, da man nicht für alles passende Ausdrücke habe; so müsse man z. B. jaculari auch sagen, wenn pilis oder sudibus geworfen werde, lapidare, wenn glebis oder testis, und dergleichen abusio

---

*) Bei Servius z. B. (Aen. IV, 419): sperare dolorem; pro timere: Acyrologia; (ib. V, 690) res eripe leto; Acyrologia i. e. improprietas sermonis; non enim letum dicitur, nisi de viventibus animalibus. (ib. VII, 804): florentes aere catervas. Acyr. (ib. IX, 6): nemo pro nullus. Acyr. (Buc. VII, 7): vir gregis wie Hor. (od. I, 17, 7) olentis uxores mariti cet. Acyr. — cet.

oder *κατάχρησις* sei also notwendig, auch beruhe ja die translatio, d. h. der tropische Ausdruck, dieser Schmuck der Rede, auf einer Improprietät. Es ist ihm sodann proprietas auch die Urbedeutung der Wörter, wie z. B. vertex eigentlich sei: contorta in se aqua, vel quidquid aliud similiter vertitur, dann die pars summa capitis (propter flexum capillorum) endlich: id, quod in montibus eminentissimum. — Die eigentlichen Bedeutungen erscheinen so als die älteren, schmucklosen, wie es am deutlichsten Mart. Capella (rhet. 31) ausspricht: „Propria sunt vetusta praecipue: nam cum et proceres vel nescirent haec dicendi ornamenta vel appetere non auderent, propriis utebantur."

Endlich nennt Quintilian es proprietas, wenn eine mehreren Dingen gemeinsame Bezeichnung einem einzigen besonders beigelegt wird, wenn z. B. ein carmen funebre eine naenia genannt wird, das tabernaculum ducis ein augurale cet. Im rhetorischen Sinne ist aber besonders unter proprietas eine Ausdrucksweise zu verstehn, „quo nihil inveniri possit significantius", z. B. wie Cato sagte: „C. Caesarem ad evertendam rem publicam sobrium accessisse." — Weiter können auch „bene translata" propria genannt werden, endlich: „quae sunt in quoque praecipua, proprii locum accipiunt", wie wenn Fabius, abgesehen von seiner sonstigen Tüchtigkeit, gerade als Cunctator bezeichnet wurde.

Das Gemisch verschiedener Richtungen der Betrachtung ist unschwer hierbei zu erkennen.

Eine bekannte Stelle aus Jean Pauls Vorschule der Aesthetik, welche sich der richtigen Auffassung nähert, führen wir hier noch an. Dort werden die Metaphern „abgedrungene Synonymen des Leibes und Geistes" genannt. — „Wie im Schreiben Bilderschrift früher war, als Buchstabenschrift, so war im Sprechen die Metapher, insofern sie Verhältnisse und nicht Gegenstände bezeichnet, das frühere Wort, welches sich erst allmählich zum eigentlichen Ausdrucke entfärben mufste. Das Beseelen und Beleiben fiel noch in Eins zusammen, weil noch Ich und Welt verschmolz. Daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblafster Metaphern."

Als Bezeichnung für übertragene Bedeutung hatten die Griechen anfangs *μεταφορά*, z. B. schon Isocrates. (cf. Spengel, *συναγ. τεχν.* p. 162.) Auch Aristoteles (Poet. 21) nennt die Übertragung Metapher (*μεταφορά δ' ἐστιν ὀνόματος ἀλλοτρίου ἐπιφορά*), denn, wie Ernesti (lexic. techn. Graec. p. 217) bemerkt, „Aristotelis aevo nondum tropi singuli proprium nomen adepti erant." Hermogenes

(*περὶ εὑρέσ.* Sp. II, p. 254) sagt, daſs bei den Grammatikern noch *μεταφορά* hieſse, was die Rhetoren *τρόπος* (Hermogenes hat *τροπή*) nennten.

Bei den Römern findet sich der Ausdruck Tropus angenommen; im Anfange, z. B. bei Cicero hieſs es noch dafür translatio, immutatio; später sagte man wohl auch motus (Quint. VIII, 5, 35), mores, modi wie z. B. Beda (de tropis, rhet. Lat. ed. Halm p. 611) angiebt. (cf. Ruhnken, zu Aquila Rom. p. 141.)

Gehen wir jetzt näher auf die Begründung unseres Satzes ein: Die Wörter sind in Bezug auf ihre Bedeutung an sich und von Anfang an Tropen. — Jeder Wandel der Bedeutung (soweit er organisch zu nennen ist) beruht auf künstlerischer Intuition.

Untersuchen wir dabei zugleich, in wie verschiedener Weise der Wandel in der Bedeutung herbeigeführt und wodurch er vermittelt d. h. gerechtfertigt wird.

Was man Bedeutung nennt, bezieht sich auf Dinge, welche bezeichnet sein sollen; an der Vorstellung von diesen, als anscheinend durchaus bestimmten und wirklichen Wesenheiten, welche uns zur Bildung der Sprachlaute anregten, haftet die gute Meinung von dem Bestande und der Festigkeit auch der Bedeutungen. Auf Wahrnehmungen also beruhen, in ihnen wurzeln ursprünglich die dem Sprachbildner vorschwebenden Ideen der künftigen Bedeutungen, welche in den Lautbildern sich verkörpern sollten. Aber diese Lautbilder vermögen, wie wir sahen, dies nur so zu leisten, daſs sie dem Gemeinten sofort eine Wendung geben; statt des Vorgangs im Raum stellen sie ein in der Zeit verklingendes Tonbild hin, ergreifen daher auch nur einen ihnen charakteristisch erscheinenden Moment, geben statt der Total-Wahrnehmung nur einen Einzel-Eindruck, der dann als Symbol für jene gilt, und so ferner verwandt wird.

Und natürlich verbleibt diese an sich notwendige Weise, durch Hervorhebung eines Einzelnen, Momentanen ein durch Wahrnehmung mit ihm zu verknüpfendes Ganzes, Dauerndes zu bezeichnen, der Sprache auch durch ihren weiteren Verlauf; nur so, daſs die Seele dann nicht mehr auf die Wahrnehmungen selbst zurückgeht, welche diese Teil-Andeutung ergänzen und verständlich machen müssen, sondern auf das Wort, welches ihr inzwischen zum Stellvertreter der Wahrnehmung geworden ist.

Nach einer ihn charakterisierenden Eigenschaft des Bu-Machens stellt sich der Total-*βοῦς* in seinem Laute dar; die Wahrnehmung

vermittelt hier das Verständnis. Nach einem wesentlichen Teile wird der Begriff von domus bezeichnet, wenn man es tectum nennt; tectum aber ruft die Vorstellung des domus hervor, weil in der Wahrnehmung, auf welcher diese Wörter beruhen, beide Dinge zugleich auftreten.

Dann erst, wenn ein „eigentliches Wort“ sich neben das neue stellen kann, pflegt man zu sagen: dieses stehe in übertragener Bedeutung, es liege ein Tropus vor. — Für diese Art des Tropus nun gebrauchen wir den Namen Synekdoche; sein ursprüngliches, notwendiges Auftreten bei Schaffung der Lautbilder ist es, was namentlich von Steinthal mit dem Namen der „inneren Sprachform“ bezeichnet wird. Pott hat recht, wenn er (Etymol. Forsch. T. II. p. 240) bemerkt: „Pars pro toto ist eine Figur, welche durch die Sprache in weitaus gröfserer Ausdehnung gilt, als man sich gewöhnlich vorstellt.“

Um ein Beispiel zu geben, wie sehr im Wesen der Sprache es liegt, in Weise der Synekdoche zu bezeichnen, führen wir eine Stelle aus Bopp (Vergleichende Grammatik T. II, p. 417 Anm.) an. Es soll dort die Ansicht verteidigt werden, dafs das griechische Augment in seinem Ursprunge identisch sei mit dem *α* privativum, d. h. dafs es die Gegenwart verneine und so Vergangenheit bezeichne, und Bopp sagt nun: „Wenn Vorländer in seiner Schrift: „Grundlinien einer organischen Wissenschaft der menschlichen Seele“ p. 317 sagt: Negation des Gegenwärtigen ist noch nicht Vergangenheit, so hat er recht; allein mit gleichem Rechte kann man sagen: Negation des Einen ist noch nicht Vielheit (es könnte ja auch Zweiheit, Dreiheit oder gar „nichts“ sein), und doch wird einleuchtend der Begriff viel durch die Negation der Einheit oder der Beschränkung auf die Einheit ausgedrückt: [êka einer, anêka viel] und zur Entschuldigung der Sprache mag gesagt werden, dafs, wenn auch die Negation der Gegenwart noch keine Vergangenheit, die der Einheit noch keine Vielheit ist, doch wirklich die Vergangenheit eine Negation der Gegenwart, die Vielheit eine Negation, eine Überspringung der Einheit sei, und darum sind beide Begriffe geeignet, mit Hülfe von Verneinungspartikeln ausgedrückt zu werden. Umgekehrt kann auch in gewissen Fällen die Verneinung durch einen Ausdruck der Vergangenheit ausgedrückt werden:

„Besen, Besen,
Seids gewesen!“

wo gewesen so viel als jetzt nicht mehr bedeutet. Die

Sprache drückt niemals etwas vollständig aus, sondern hebt überall nur das am meisten hervorstechende, oder ihr so erscheinende Merkmal hervor. Dieses Merkmal herauszufinden ist die Aufgabe der Etymologie. Ein Zahn-habender ist noch kein Elefant, ein Haarhabender noch kein Löwe, und dennoch nennt das Sanskrit den Elefanten danti'n, den Löwen kês'in. Leitet man nun den Zahn, dánta, von ad essen ab (mit Verlust des a) oder von dans' beifsen (mit Verlust des Zischlauts), so kann man wiederum sagen: ein Essender oder Beifsender ist noch kein Zahn (es könnte auch ein Hund oder Mund sein), und somit dreht sich die Sprache in einem Kreise von Unvollständigkeiten herum, bezeichnet die Gegenstände unvollständig durch irgend eine Eigenschaft, die selber unvollständig angedeutet ist. Gewifs aber ist, dafs die Nicht-Gegenwart die hervorstechendste Eigenschaft der Vergangenheit ist, und diese mit gröfserem Rechte bezeichnet, als Zahnhabender den Elefanten."

Wir geben einige Beispiele.

Die Wurzel plu bezeichnet (Curtius, Griech. Etym. p. 251) „die Bewegung im Wasser und des Wassers in vier Hauptunterschieden: 1. schwimmen (schwemmen, waschen); 2. schiffen; 3. fliefsen; 4. regnen."

Plu ist ein sehr gelungenes Lautbild, es befriedigt das Ohr: *pl*ätschern, es scheint aus der Anregung durch das Auge gewonnen: *fl*iefsen, wie denn im Sanskrit die Wurzel auch springen, plavas den Gang der Schlange bedeutet, es dünkt uns, wie p-l milde widerstrebt, in *Fl*ocke, *Fl*aum auch der Empfindung des Gefühls zu entsprechen. Da Wasser geruch- und geschmacklos ist, so bildet das Lautbild die Wahrnehmung der betreffenden Bewegung erschöpfend nach; es ist sprechend ähnlich, und alle indogermanischen Sprachstämme haben deshalb an ihm festgehalten:

Skt.: plavê nato, nave veho; fluctuo; âplu se lavare, plavas navis, navigatio.

Gr.: *πλέω* schiffen, schwimmen, *πλόος* Schiffahrt, *πλωτός* schiffbar, schwimmend, *πλώτης* Schwimmer, Schiffer, *πλύνω* waschen, *πλῦμα* Spülicht, *πλυτός* gewaschen, *πλυντής* Wäscher.

Lat.: pluit, pluvia; altl. perplovere durchfliefsen lassen, lek sein; umbr. perplotatu überschwemmt.

Got.: flôdus *ποταμός;* ahd. flewiu fluito, lavo fliuzu fluo.

Kirchenslawisch: plovą navigo; lit. pláuju spüle, plaútis Schnupfen, plústi ins Schwimmen geraten, überströmen.

Und so bewahren die Späteren diese Wurzel: dtsch. fliefsen, engl. to flow, ags. flowan; holl. vloeijen; schwed. flyta; dän. flyde; franz. pleut, flotter, fleuve, fluide; ital. fluire, fiume, flusso, fluidezza, fluore, flussibilità.

Die Wurzel also ist glücklich gewählt, dennoch ist klar, dafs sie nicht jede zur Bewegung des Wassers gehörige, der Wahrnehmung fafsbare Erscheinungsform durch ihren Laut abbildete oder mitbezeichnete. Woher sonst auch Synonyma, wie z. B. zu fliefsen: strömen, rinnen?

Gar wohl konnte also auch eine andere Erscheinungsform der Bewegung des Wassers Anlafs zur Gestaltung eines entsprechenden Lautbilds geben, wie z. B. statt pluit unser: es regnet, welches Curtius (l. c. p. 174) zu *βρέχω* netze stellt, wozu lat. rigare, got. rign = *βροχή* rignjan *βρέχειν;* ahd. regan Regen; reganôn regnen.

Indem also der Sprachkünstler seine auf der Wahrnehmung des bewegten Wassers beruhende Idee zu dem Lautbilde plu gestaltete, das doch alle möglichen Eindrücke dieses Vorgangs nachher mitvertreten mufs, formte er ein Bild in Weise der *συνεκδοχή,* des Mitumfassens, des Mitverstehens.

Betrachten wir einige Lautbilder für die Bedeutung: Schlange..

Unser Wort Schlange erklärt Bopp (Vergl. Gramm. I, p. 78) als höchst wahrscheinlich der Wurzel s'rank gehen entsprossen, indem s'l (ahd. slango) aus sr entstanden ist. Die Griechen benannten die Schlange *δράκων* von dem eigentümlich glänzenden Blick der Augen (*δέρκομαι;* skrt. Wurzel: darc sehen. Curt. gr. Etym. I, p. 125); ebenso *ὄφις* von Wurzel *ὀπ* sehen. (Curt. l. c. p. 407.)

Wenn nun z. B. die Lateiner das Wort serpens, kriechend, als Bezeichnung der Schlange brauchten, so kann gefragt werden, warum es ihnen nicht etwa „Schnecke" bedeutete, denn auch diese ist ja serpens, und in der That gebrauchen auch z. B. der ältere Plinius und Apulejus das Wort von kriechenden Insekten; aber es kann auch gefragt werden, warum uns dieses Wort Schnecke nicht die Schlange bedeute, da ja snakan, snôk ahd. sneccho (limax) ebenfalls repere ist (vid. Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 44) und in der That ist altn. snaca = anguis, engl. snake. Gewifs deutet die Wurzel *ἑρπ-ἕρπω, ἑρπύζω;* im Skt. sarp, sarpâmi serpo, sarpas = serpens (Curtius, l. c. p. 239) symbolisch das Kriechen an, aber auch die Wurzel von „Schnecke" gab ein Lautbild desselben Vor-

gangs; beide: serpens und Schnecke bezeichnen also durch eine nur einseitige Wahrnehmung die ganze und volle Anschauung.

Wie verfuhr auch später die Sprache anders, wenn sie etwa ein Geschütz eine Feld-Schlange nannte, oder der Dichter, wenn er „die geregelten Felder“ von „freieren Schlangen“ durchkreuzen liefs? (Schiller, Spaziergang.)

Die Lateiner konnten die Schlange also auch anders bezeichnen: anguis, womit sie als constrictor gekennzeichnet war. (Wurzel: *ἀχ, ἀγχ,* engen; gr. *ἔχις* cf. Curtius l. c. p. 177.)

Bei den Hebräern heifst die Schlange die Zischelnde: נָחָשׁ, die sich Windende: לִוְיָתָן, die Flüchtige: בָּרִיחַ, die Zischende: אֶפְצֶה, die Verschlingende: שָׂרָף, und freilich auch die Kriechende: שְׁפִיפוֹן.

Von karb, kerben, kommen auch Krabbe, Krebs. (cf. Fick, indog. Wörterb. III. p. 50.) Warum könnten nun Spinnen, Wespen u. d. nicht auch „Gekerbte“, chrepazo, crebis heifsen? Die Bezeichnungen sind eben von einer augenblicklichen Wahrnehmung auf ein Lautbild übertragen, darum bildete z. B. die in *κέρας,* cornu, Horn liegende Wurzel ebensowohl die Benennung „Rind“ (ahd. hrind) wie „Hirsch“ (hiruz), *κριός* (Widder) wie cervus, denn alles dies sind „Gehörnte“. (cf. Curt. l. c. I, p. 136.)

Die Wörter entstehen also als Tropen in Weise der Synekdoche. Die ausgebildete Sprache bleibt bei dieser Weise, wenn sie neben schon vorhandene, die sogenannten eigentlichen Wörter, solche setzt, welche, auf den Zusammenhang der Erscheinungen innerhalb derselben Begriffssphäre gestützt, den Begriff dieser eigentlichen Wörter mit-hervorruft, wie wenn sie Segel sagt statt Schiff, Welle statt Meer, wenn eingeladen wird zu einem Löffel Suppe statt zum Mittagessen oder zu einer Tasse Thee statt zum Abendbrot.

Aber die ausgebildete Sprache, durch andere Tropen zur Bezeichnung und Auffassung geistiger Begriffe vorgeschritten, verfährt dann auch mit diesen Anschauungen innerlicher Art synekdochisch, und Begriffe, welche man sich gewöhnt hat bei- und miteinander vorzustellen, werden füreinander gesetzt, wie Wahrnehmungen im Raume. Dann ist ebensowohl gedanklicher Zusammenhang nachweisbar, wie räumlicher. Derart ist es schon gewissermafsen, wenn man die Maus nach der Eigenschaft des Stehlens benannte (Wurzel mush im Skt.: stehlen, gr.: *μῦς*); oder pecu (skt.: paçus, got.: faihu Habe) ableitete von Wurzel *πάγ-πήγνυμι,* pango, fahan. (Curt. l. c. I, p. 242; 304.) Hierher gehören denn auch im wesentlichen die Nomina propria, denn, wenn „es für den Etymologen prin-

zipiell gar keine Nomina propria giebt, sondern nur appellativa“ (vid. Pott, über die Personennamen p. 1), so benannte man nach einer bloſsen Eigenschaft das Individuum. — So geschieht es ferner z. B. wenn wir von Seelen sprechen und die Menschen meinen; wenn man von der Herrschaft der Säbel und Bajonette spricht und Soldaten versteht, wenn eine Küchenmagd ein Besen genannt wird, ein Trunkenbold eine Gurgel, wenn man Individuen bezeichnet als Spürnase, Groſsmaul, Dickwanst, Langfinger. Die Franzosen nennen einen berühmten General une illustre épée, wie wir: „du alter, tapferer Degen“, die Engländer nennen den Kutscher auch whip (Peitsche), der Sprecher des Hauses im Kongresse zu Washington bezeichnet sich gewöhnlich als: (der Sessel) the chair; Herodot meint (V, 30) mit ὀκτακισχιλίη ἀσπίς 8000 Krieger mit Schilden u. d. m.

Dadurch, daſs in der ausgebildeten Sprache, in dieser Art und in mancherlei andern, Tropen verschiedener Gattung sich berühren, verbinden und kreuzen, wird es unthunlich, die übertragenen Wörter jedesmal bestimmt nur einer Klasse des tropischen Ausdrucks zuzuweisen.

Es wird dies in dem Abschnitt von den „ästhetischen Figuren“ auch in Bezug auf die Synekdoche genauer besprochen werden.

Eine zweite Art des Tropus ist die Metapher.

Wir erinnern in Bezug auf sie an das oben (p. 225 sq.) Besprochene, wo von der Bezeichnung des Unsinnlichen in der Sprache die Rede ist. Giebt die Synekdoche von Ursprung an der Sprache in den Wörtern die Bilder von der objektiven Welt, so ist es die Metapher, durch welche ihr die Bilder für die Gedankenwelt gegeben werden. Die Metapher schafft dabei die Wörter nicht neu, sondern sie deutet sie um; sie setzt das Dasein und das Wirken von Wörtern voraus, ist nicht Raumbild, sondern Vorstellungsbild.

Wir sahen oben, warum die Bezeichnung des Unsinnlichen es zur Schöpfung neuer Lautbilder nicht bringt. Das Unsinnliche bietet sich unserer Auffassung nicht in einem Augenblick, wie die Erscheinungen der Auſsenwelt; erst allmählich vollzieht sich eine Scheidung zwischen dem Sinnlichen und Unsinnlichen. Unser Geist erfaſst nur tastend jene innere Bewegung, durch welche die Erscheinung lebt und wirkt, und nur mit Hülfe des Wortes, welches in schon geistiger Weise für ihn die Dinge vertritt, gelangt er dazu, in den Dingen und Vorgängen das Weben eines Geistigen zu ahnen und sich vorzustellen. Denn nur nach der Analogie schlieſst die Seele aus der Bewegung des Sinnlichen auf das Wesen

des Bewegenden, und durch die Analogie kommt es, wie Trendelenburg hervorhebt, lediglich zu einer Hypothese, zu der Annahme gleicher Verhältnisse innerhalb verschiedener Sphären.

Grimm (Dtsch. Gr. T. II, p. 84) schildert den Vorgang gut: „Die sinnliche Bedeutung erscheint früher, die geistige später. Nur war aber jene weder rohleiblich, noch diese dürr verständig, beide hält und hielt ein geheimer Zug verbunden; zuerst wuchs das Sinnliche, in ihm schlummerten die Begriffe, aus ihm erwachten sie nach und nach.“

Der Wurzel *ἀν* gehören die Wörter im Sanskrit: animi atme, anas Hauch, im Griechischen: *ἄνεμος* Wind; im Lateinischen: animus, anima Seele; im Gotischen: ansts Gunst, ahd.: unst procella, ando Zorn, altn. önd anima, vita. (Curtius l. c. p. 275.) Das Wehen, Atmen wurde, um hier nur das Lateinische heranzuziehen, als Leben, Seele gefaſst, wie auch in spiritus, *πνεῦμα, ψυχή,* und ähnlich in Seele. (got. saivala, ahd. sêla zu saivs mare, fluctus): die bewegende, wogende Kraft. (Grimm, Dtsch. Gr. II, p. 99.) — Der Laut *ἄνεμος* bezeichnete ein Sinnliches, nicht aber so, daſs es sich gegen ein Geistiges abgegrenzt hätte; an ihm fühlte sich der Sprechende heran bis zur Bedeutung von animus, und dies Analogon der ursprünglichen Auffassung verdrängte im Lateinischen den Wurzelsinn völlig. So wurde es Metapher.

Beispiele sind weiter: Brunst, früher: Brand; [staunen, ursprünglich vielleicht: stehen bleiben;] Wonne, früher Wunne von winnen, gewinnen, Fruchtland, (Wunne-monat); erschrecken, früher gleich aufspringen, denn Schreck (schric) ist gleich Sprung (Heuschrecke); hübsch gleich: hövisch; ellende (elend) früher: aus anderem Lande; abgefeimt von Faum = Schaum u. d. m.

Die Wurzeln der Wörter, welche ein Erkennen bezeichnen, zeigen, daſs der Geist als Bewegung, als das Bewegende gefaſst wurde. Man findet dies z. B. bei: auffassen, vernehmen, begreifen, urteilen, unter-, ent-scheiden; agere, volvere, versare, statuere, cogitare, conjicere, complecti, distinguere, separare, capere, concipere, prehendere, tenere, *συνιέναι, συντιθέναι, διορίζειν, δέχεσθαι, συλλαμβάνειν,* ebenso bei denen, welche praktische Richtung bezeichnen, z. B. petere, sequi, fugere, verfolgen, wirken, *ὁρμᾶν, ἐφίεσθαι, φεύγειν* u. s. w. Überhaupt wird man z. B. im Deutschen schwerlich Ausdrücke finden, welche Thätigkeiten des Körpers bezeichnen und nicht in übertragener Bedeutung vorkämen z. B. rufen, jubeln, jauchzen, kreischen, flüstern, frohlocken (got.: laikan = hüpfen), gehen, laufen, stürzen, kriechen, stehen, zittern, beben,

schauern, weinen, lachen, verschnupfen (etwas), lauschen, aushauchen, lauern, schnauben, ächzen, klagen u. a. m., und so sind die Thätigkeiten der Seele von körperlichen übertragen: einsehen, begreifen, auffassen, behalten, vorstellen, vernehmen, erschrecken (ahd. scricchan, springen), verstehen, erinnern, urteilen, schliefsen, besinnen, verwinden (etwas), verkehren, verdrehen, halsstarrig, entfaltet, hartnäckig, hartherzig, vernagelt, eingewurzelt, scheelsüchtig, angesehen u. s. w.

Man kann dieses Umsetzen sinnlicher Bedeutung in unsinnliche kaum als besonderen Akt einer Kunstthätigkeit bezeichnen; die Wörter offenbaren nur, dafs sie in ihrer bildlichen Unbestimmtheit je nach der Auffassung so oder so genommen werden können, dafs sie von Natur Metaphern sind, gesetzt auch, dafs in Wirklichkeit sie nicht alle als Metaphern später in Gebrauch kamen.

Bestimmter tritt das Kunstschaffen hervor, wenn die Auffassung der Sprache Begriffssphären verbindet, welche nicht schon in gegebener Einheit, wie beim Menschen Inneres und Äufseres, die Analogie beider Seiten voraussetzen lassen und sich der Vergleichung gleichsam aufdrängen. Man übertrug also das ein Lebendiges bedeutende Wort, wobei die eigene Leiblichkeit am nächsten lag, auf Dinge, welche erst später genauerer Betrachtung, weiterer Sonderung anheimfielen, oder welche von einer späteren Kultur hervorgebracht wurden. Teile eines Ganzen wurden nun verlebendigt, indem die künstlerische Anschauung sie in Analogie mit den Gliedern eines Organismus setzte. So sprach man vom Berg-Rücken, dem Stuhl-Bein, den Zähnen eines Kammes oder einer Säge, der Zunge einer Wage, eines Landes; auch fremde Organismen boten sich der Analogie, wie man z. B. Pflanzen nach Tieren benannte: Fuchsschwanz, Bockshorn, Hahnenfufs, Storchschnabel, Bärenklau, Mäuseohr u. a. m.

Dergleichen Übertragungen sind aber nicht als Einzelfälle zu betrachten, sie drücken das Wesen der Sprachbilder aus. Nachdem also „Berg“ als das Bergende, Einschliefsende synekdochisch bezeichnet war (Wurzel: φραχ, φράσσω schliefse ein, got.: bairgan bergen, bairgahei Berggegend, ahd.: berc. Curtius, l. c. p. 272), unterschied man den oberen Teil als Koppe (Kopf), den unteren als Fufs, die Längsausdehnung als Rücken, seine Senkungen als Schlünde, Hervorragungen als Hörner, nannte die Ausdehnungen nach der Höhe seine Seiten, fand Adern in ihm, nannte sein Erdharz: Bergfett, seine Metalladern: Gänge, seine Einstürze: Bergfälle cet. Dazu denke man an die Bezeichnungen, wie z. B.

Bergmilch, Bergöl, Bergpech, Bergzahn, Bergkette, Bergharz, Bergbalsam, Bergbutter cet. —

Hatte man Flufs bezeichnet, so gab es Flufsarme, Flufsmündungen, Flufsbette cet. und so erhielten die Hervorbringungen der Kultur ihre Namen: Tischbein, Schlüsselbart, Fettauge, Zahnrand, Nadel-Öhr, Thürflügel, Flaschenhals, Bauch eines Kruges u. d. m.

Die Phantasie, das Leblose so belebend, sieht dann auch in dem scheinbar Unbelebten das Leben, und überträgt es sowohl auf anderes Unbelebte, z. B. Blatt Papier, Krone eines Baumes, Stein im Obst, als auf das Lebende z. B. Stamm, Sprofs, Sonne, blühen, Stein (wenn ein gefühlloser Mensch bezeichnet wird), cet.

Wie weit z. B. bei den Griechen die Übertragungen reichten, welche von Teilen des menschlichen Körpers entnommen waren, kann man schon aus Eustathius (z. Ilias B. 637; p. 308) ersehen, der zu der Metapher: *μιλτοπάρῃοι νῆες* dergleichen in Menge anführt. Geben wir mit einigen Zusätzen einen Auszug, wobei wir im ganzen die Ordnung des sorgsamen Mannes beibehalten, Vollständigkeit indes nicht erstreben. Eine Sonderung von der Metapher als Trope und als ästhetischer Figur unterlassen wir hierbei.

πρόςωπον, Gesicht. *πρόςωπον νεώς* das Vorderteil, *φιάλης* die Stelle des Bechers, aus welcher man trinkt. Wie von dem *πρόςωπον* des Mondes gesprochen wird (Soph. fr. 713 Dind.) spricht Goethe von dem Antlitz der Sonne (Iphigenie) oder der Gestirne. (Ges. der Geist. über d. W.) Virgil (Aen. 5, 848) von dem Antlitz des Meeres: salis placidi voltus; Ovid (Met. 8, 738) von der facies aquarum, oder den squalentia ora des Winters (Trist. 3, 11, 9). So Shakespeare (Haml. 3, 4): Heaven's face und visage cet. Propertius (3, 22, 14) hat facies prorae: fernstrahlendes Antlitz des Werkes: *τηλαυγὲς πρόςωπον τοῦ ἔργου;* — ein glückverheifsendes Unternehmen: *τὸ τῆς ἀφορμῆς εὐπρόςωπον.* Man sagt *μάχη ἀντιπρόςωπος* und *ἀντιμέτωπος.* (Stirn an Stirn.)

Κορυφή ὄρεος, Wirbel des Berges, ebenso wird gebraucht:

Κεφαλή Kopf und Koppe synekdochisch oft für den ganzen Menschen z. B. Ilias IX, 55; für Leben Od. II, 237 und sonst. — Hölderlin: Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe — Hohl und einsam und kahl blickt aus der Höhe sein Haupt. Hor. carm. 1, 1, 20: ad aquae lene caput sacrae stratus. Ov. Met. 2, 254: Nilus occuluit caput. Shakesp. Lear 4, 1: there is a cliff, whose high and bending head looks fearfully in the con-

fined deep. Macb. 4, 1: though palaces and pyramids do slope their heads to their foundations. Mids. 1, 1: by his best arrow with the golden head. (Pfeilspitze) und

Κρόταφος Schläfe (Aesch. Prom. 723), auch = Kolben am Hammer.

Κόμη Haar, auch vom Laube der Bäume z. B. Od. 23, 195; so coma: redeunt jam arboribus comae Hor. Od. IV, 7, 2. Catull 4, 11: comata silva. Auch Blumen sind Haare: Eur. Hipp. 210: *ἐν κομήτῃ λειμῶνι; κόμη* ist auch der Kometenschweif.

Ὀφρῦς Augenbrauen, sind *ὀρειναί τινες ἐξοχαί.* Ilias 20, 151; so *ὀφρύη* bei Hdt. 4, 181. — Wie *ὀφρύς* gebrauchen die Lateiner supercilium: Virg. Georg. 1, 108: supercilio clivosi tramitis undam elicit. cf. Sophocl. Antig. 831 von der Niobe: *τέγγει ὑπ' ὀφρύσι παγκλαύτοις δειράδος.*

Ὀφθαλμοί Augen, sind auch *φυτῶν,* woher auch *ἐνοφθαλμίζω,* inokulieren als *γεωργικὴ λέξις.* Hdt. 1, 114 nennt die persischen Hofräte *ὀφθαλμοὶ βασιλέως.* — Goethe (Tasso) spricht von den „Kinderaugen der Blumen“. Pind. Ol. VI, 26 nennt den Amphiaraus *ὀφθαλμὸν στρατιᾶς;* Justin 5, 8 hat: Athenae, Graeciae oculus. Cic. Nat. Deor. 3, 38 nennt Korinth und Karthago oculi orae maritimae. Soph. Ant. 866 heifst die Sonne *ἱερὸν ὄμμα.* Od. 22, 386: *δικτύῳ πολυωπῷ* mit vieläugigem Netze. —

Γλήνη Pupille. So werden auch Mädchen genannt. Il. VIII, 164.

Δάκρυον, Thräne auch des Weinstocks und Gummi, Harz.

Στόμα Mund, vom Kriegsschlunde gesagt Ilias 10, 8; auch von der Flufsmündung Ilias 14, 36; ist auch Waffenspitze Ilias 15, 389. Schwertschärfe Soph. Antig. 651; synekdochisch: Gesicht Ilias 6, 43. os ponti Cic. Verr. 2, 4, 58; os Tiberis Liv. 1, 33; os saxi Ov. Met. 13, 892; ora navium Schiffsschnäbel Hor. ep. 4, 17; os auch meton. Sprache: Virg. Aen. 2, 422.

Λοβός Ohrläppchen, ist auch Samenkapsel, Hülse, Schote.

Οὖς Ohr. Gefäfse heifsen *ἄμφωτις,* die Pflanze Mäuseohr: *μυοσωτίς.*

Ὀδούς Zahn. *ὀδόντες* hiefsen auch Zacken z. B. bei den *τριαίναις.* Deutsch: Zähne des Kammes. Schiller: „hat (das Schiff) fest sich eingebissen mit seinem spitz'gen Eisenzahn.“ Petron. 42: aqua dentes habet. cf. Hor. carm. 1, 31, 6: rura, quae Liris mordet.

Χεῖλη Lippen, auch *ποταμῶν,* also Flufsufer z. B. Hdt. 2, 94. überhaupt Saum, oder Rand z. B. von Gefäfsen; so auch lat. labrum.

Πώγων Bart; so wird *Τροιζήνιος λιμήν* genannt, auch *πώγων πυρός* Feuerschweif bei Aesch. Ag. 315, auch *πώγων ἀλεκτρυόνος*, ferner von Pflanzen gebraucht, dem Pfeil cet.

Γλῶσσα Zunge, auch Mundstück der Flöte, Schuhriemen, meton. Sprache; im Deutschen: an der Wage, Erdzunge cet.

Μέτωπον Stirn, auch Vorderseite eines Gebäudes: Hdt. 2, 124; so *μέτωπον κριοῦ* an der korinthischen Säule; Fronte eines Heeres: Aesch. Pers. 710. Pindar Pyth. I. nennt den Ätna *μέτωπον γαίας*. Wie wir von Felsenstirnen sprechen, auch Ov. Met. 4, 525 scopulus frontem in apertum porrigit aequor; Vorderseite des Helms ist *κόρυθος μέτωπον* Ilias 16, 70.

Ῥίς Nase, daher die Quelle *Βούρινα* genannt Theocr. 7, 6, auch Kanal; bei uns Felsennasen, Gletschernasen Goethe (Faust): „Felsennasen, wie sie schnarchen, wie sie blasen cet.“

Μῆνιγξ Stirnhaut, ist der Name einer Lybischen Insel geworden. (Strabo II, p. 123.)

Ἐγκέφαλος Gehirn, wird auch von dem Mark der Palme gesagt. (Xen. Anab. 2, 3, 16.)

Κάρηνον Kopf. Davon wird gesagt *ὄρους κάρηνα* z. B. Ilias IV, 74; auch ist es *ἀκρόπολις*, wie capitolium von caput. — Für den Körper selbst: *βοῶν τ' ἴφθιμα κάρηνα* Ilias 23, 260. Zu demselben Stamme gehört *κρήνη* Quelle, *κραναός* mit vielen Bergspitzen, *κρανίον* Kapitäl der Säule, *κράνος* Helm, *κράς* Gipfel. *κρατὸς ἀπ' Οὐλύμποιο* Ilias 20, 5. *ἐπὶ κρατὸς λιμένος* im oberen Teile des Hafens cet.

Γένυς. γνάθος. Von den „Kinnbacken“ der Krankheit spricht Aesch. Choeph. 273; dem Keil wird *γένυς* zugeschrieben Aesch. Prom. 64; dem Anker Pind. Pyth. 4, 24. cet.

Τένων Sehne, auch Bezeichnung für Bergstriche.

Δειρή Hals, auch Bergrücken; *πολυδειρὰς Ὄλυμπος*. So collum von Bergen Stat. Theb. 9, 643. Virg. Aen. 9, 436: lassove papavera collo demisere caput. Von der Flasche gebraucht collum z. B. Phaedr. 1, 26, 10. Bei uns z. B. Hals der Geige. —

Λόφος Nacken, Hals auch von Bergkämmen.

Αὐχήν Nacken, Aesch. Pers. 73 spricht vom Nacken des Meeres: *πολύγομφον ὅδισμα, ζυγὸν ἀμφιβαλὼν αὐχένι πόντου*, auch Landenge, Schlucht, ein Teil des Steuerruders.

Ῥάχις Rücken, ist auch Bergrücken, Blattrippe. Jac. Anth. I, p. 180.

Φάρυγξ Schlund, ist auch Gebirgsschlucht, Erdspalt.

Ὦμος Schulter, bezeichnet auch z. B. Teile am Weinstock, bei Krebsen, an Stühlen cet.

Βραχίων Arm. bei Tieren Schulter; brachium beim Krebs Ov. Met. 4, 624; ein Meeresarm Ov. Met. 1, 13; beim Gebirge Plin. h. n. 5, 27, 27; Zweige der Blume, auch von der Eiche, vom Weinstock Virg. Ge. 2, 290; 2, 367; ein Seitendamm, Liv. XXII, 52. — Hölderlin: „Streckt nach dir (dem Äther) die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?“ —

Ἀγκάλη Ellenbogen; *πόντιαι ἀγκάλαι* Aesch. Choeph. 579; wie wir: Meeresarm. So

Ἀγκοίνη Ellenbogen, *χθονός, πετραῖαι, ἅλμης* cet. Ebenso

Ἀγκών Ellenbogen, auch Vorgebirge, *τείχους ἀγκών* Ilias 16, 702, Meerbusen cet.

Πῆχυς Unterarm, auch gleich Wagenbalken, Richtscheit, vom Bogen und von der Lyra gebraucht cet.

Χείρ Hand, bedeutet Gewalt: *ὑπὸ χερσί τινος* Ilias 11, 660; Schutz: Ilias IV, 249; Gabe: *κενεὰς σὺν χεῖρας ἔχοντες* Od. X, 42 (mit leeren Händen); That: *ἔπεσιν καὶ χερσὶν ἀρήξειν* Ilias I, 77 cet. Hand der Natur, der Zeit bei Shakespeare Henry IV, II, 1, 1: let heaven kiss earth: now, let not nature's hand keep the wild flood confined. Tim. 5, 2: time with his fairer hand offering the fortunes of his former days.

Παλάμη palma, Gewalt: Ilias III, 128; Hülfe: Od. X, 25; auch Kunstwerk (meton.).

Καρπός Handwurzel, auch Baum-, Feldfrucht.

Μῦς, Maus, auch Mieſsmuschel, Muskel; im Dtsch. besonders Ballen am Daumen.

Θέναρ hohle Hand, bei Pindar (Pyth. 4, 188) *θέναρ βωμοῦ* Vertiefung in der oberen Altarfläche.

Δάκτυλος Finger, Fuſszehe, auch Dattel, auch der Versfuſs. Eos ist *ῥοδοδάκτυλος.* Shakespeare giebt der Ulme Finger: Mids. 4, 1: the female ivy so enrings the barky fingers of the elm. —

Ὄνυξ Nagel, auch *ὄρους,* auch Widerhaken an der Pfeilspitze: Hdt. 7, 36. *ἀκρωνυχία* ist Nagelspitze und Bergspitze, (Xen. Anab. 3, 4, 38); auch *χηλή* Klaue, Huf bedeutet die Arme der Hafendämme, Wellenbrecher cet. Im Lat. unguis an Pflanzen Plin. h. n. 12, 9, 19; auch Haken Colum. 12, 18, 2; ungula Marterinstrument Cod. Just. 9, 18, 17. —

Κέρας Horn, *κέρατα* sind auch cornua eines Heeres, eines Gebirges cet. Finster-Aarhorn, Schreckhorn cet.

Οὖθαρ Euter, auch der fetteste Teil des Ackers Ilias 9, 141; so uber arvi Virg. Aen. 7, 262; ubertas Fruchtbarkeit.

Μαστός Brust, bei Pindar Pyth. 4, 14: der Hügel, auch τὸ τῆς γῆς πιότατον.

Καρδία Herz, vom Mark der Bäume, dem Kern des Holzes, vom Felsen bei Arist. ran. 470: μελανοκάρδιος πέτρα. — So auch im Dtsch. Herz (dasselbe Wort).

Κόλπος Busen, auch Meeresbusen, Meeresschofs, Thal. Ilias 18, 140; 2, 560. Entsprechend im Lat. sinus. Bei Shakesp. Rich. II, 3, 2: the bosom of the earth. —

Στέρνον Brust; στέρνα γῆς das flache und fruchtbare Land.

Νῶτον Rücken, εὐρέα νῶτα θαλάσσης Od. 5, 17. γαίας ἐν νώτοις Eur. Iph. T. 159; von Bergen Pind. Ol. 7, 87.

Πλευρά Seite, Rippen, auch z. B. Seite eines Quadrats; Goethe (Faust): „Des Felsen alte Rippen."

Λαγών Weichen, auch Bauch eines Gefäfses, Bergkluft.

Κενεών Seiten des Unterleibes, auch Schiffsraum, Himmelsraum, Grottenschlund.

Γαστήρ Bauch, auch γαστὴρ Ἅιδου. — venter vom Kürbis Prop. 4, 2, 43: tumido cucurbita ventre, von der Gurke: Virg. Ge. 4, 122.

Ὀμφαλός Nabel, auch vom Schilde, Ilias 13, 192. Stiel der Früchte cet. Od. 1, 50 heifst Ogygia: ὀμφαλὸς θαλάσσης, Enna auf Sicilien: ὀμφαλὸς νήσου, umbilicus Siciliae, Cic. Verr. 4, 43.

Ἔντερον Eingeweide, auch ἔντερα γῆς Regenwürmer, ἐντερόνεια νηῶν Bauholz für die Schiffsrippen; viscera montis Virg. terrae Ovid; rei publicae Cic. Uhland: (Ernst Hzg. v. Schwb.) „durch eines finstern Berges Eingeweid' rifs ihn ein wilder Strom."

Χολή Galle, auch Gift, meton. Zorn, auch bittere Schreibart: χολὴ τῶν Ἀρχιλόχου ἰάμβων Luc. pseudol. 1.

Φλέψ Ader, auch im Holz, im Stein, in Metallen, Wasserader. —

Σῦριγξ Ende der Luftröhre, auch Erdquellen, Minen, Pfeife cet.

Αἷμα Blut, auch σταφυλῆς Traubenblut, Verwandtschaft wie im Dtsch. und sanguis im Lat. Für μάχαιρα bei Soph. El. 1394. (meton.)

Ὀστέον Knochen, auch Stein im Obst. Steine heifsen Knochen der Erde bei Choerilus fr. 2. cf. Ovid, Met. 1, 383. So bei Rückert: (Edelstein und Perle) „verschleudert wurden meiner

Mutter Erde Knochen.“ Cicero (Brut. 17, 68) schreibt der Rede ossa zu.

Νεῦρον, Sehne, nervus; auch Fasern der Pflanzen; *νεῦρα τῶν πραγμάτων* (nervus rerum). Cicero (de orat. 3, 27) gebraucht es von der Rede.

Μυελός Mark, Gehirn auch von Bäumen; *μυελὸς ἀνδρῶν* Od. 2, 290 stärkende Speise; Jugendmark; so lat. medulla, mihi haeres in medullis, du liegst mir am Herzen.

Οὐρά Schwanz, auch Hinterteil des Schiffes; Nachhut des Heeres; *οὐραγός* Führer des Nachtrabes.

Πυγή Steifs, auch *ἀγροῦ* d. h. der fetteste Teil.

Μηρός Schenkel, davon ein Berg in Indien benannt. (Strab. 15, p. 687.) lat. crus auch der Fufs eines Baumstammes; crura ponticuli Catull, 17, 3; die langen Mauern znm Piraeeus hiefsen *σκέλη* Schenkel.

Γόνυ Knie, auch *γόνυ καλάμου, ἀμπέλου, στάχυος,* Jahresschösse, Knotenabsätze wie lat. geniculum; Pindar (Isthm. II, 39) hat *ἐν γούνασιν Νίκας,* deutsch: im Schofse des Sieges; so *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται* Od. 1, 267. Goethe: (Mahomets Gesang) „den Flufs hält kein Schattenthal, keine Blumen, die ihm seine Knie umschlingen.“

Πούς Fufs, auch vom Berge, z. B. Ilias II, 824: *ὑπαὶ πόδα Ἴδης; νηός,* das Lenktau des Segels Od. 10, 32; so pes in navi bei Cicero (de or. III, 40), wie brachia die Segelstangen: Virg. Aen. V, 830; übertragen auf den Ort: *πρόσθι ποδῶν* Ilias 21, 601; Od. V, 205: *προπάροιθε ποδῶν;* auf die Zeit: *πρὸ ποδός* jetzt, *ἐν ποσί* und *ἐμποδῶν* coram; Goethe (Mah. Ges.): Unter seinem (des Flusses) Fufstritt werden Blumen; ähnlich Hor. ep. 16, 48: montibus altis levis crepante lympha desilit pede. Fufs der Zeit bei Euripides: *καὶ χρόνου προύβαινε πούς,* ebenso bei Shakespeare (As you like it 3, 2): the lazy foot of time. — *ἐμποδίζειν* ist impedire, wohl terminus von den Ringschulen (Soph. Phil. 426); die Lateiner bildeten auch expedire, die Griechen haben *ἐκποδών* als Adv. Aeschylus (Prom. 265): *ὅστις πημάτων ἔξω πόδα ἔχει,* wer den Fufs aufserhalb der Leiden hat. Wie *χείρ* Kraft, bedeutet *πούς* Furcht, daher Ilias 14, 280: *πᾶσιν δὲ παραὶ ποσσὶ κάππεσε θυμός.* pes auch Tischfufs, wie im Deutschen: Ovid, Met. 8, 660; pes veli (Tau) Cat. 4, 19; pes montis Ammian, 14, 8; Stiel der Weintraube Colum. 12, 43; vom Verse cet.

Πέζα Fufssohle, überhaupt: das Unterste, Ilias 24, 272.

Κνήμη Bein, Wadenbein. Passow (Lexic.) sagt: Wie *πούς* und *πρόπους* von den unteren Teilen des Berges, so scheint *κνημός, κνήμη* von den etwas höher gelegenen gebraucht zu sein.

Πτέρνα Ferse, auch der untere Teil einer Stadt, des Mastbaumes cet.

Σφυρόν Knöchel, auch der unterste Teil des Berges: Pind. Pyth. 2, 25. —

Wir lassen, um die weite Verzweigung dieser Übertragungen anzudeuten, noch einige Beispiele folgen, aus denen die Verbreitung der Metapher, die auf Zuständen und Thätigkeiten des Körpers beruht, zu entnehmen ist.

Von den Übertragungen, welche eine Vertauschung der Sinneswahrnehmungen zeigen, haben wir schon oben (p. 314 sq.) gesprochen. Natürlich werden die durch die Sinne gewonnenen Eindrücke auch auf das geistige Gebiet übertragen: candidus weifs, heifst dann redlich, illustris, clarus hell, bedeuten berühmt, angustia Enge ist auch Angst, Verlegenheit. Anblick wird Einsicht z. B. Theocrit III, 12: *θᾶσαι μὰν θυμαλγὲς ἐμὶν ἄχος,* wo Schol. bemerkt: *ἡ μεταφορὰ ἀπὸ τῶν ὁρατῶν ἐπὶ τὰ νοούμενα ὡς παρ' Ὁμήρῳ· ὀσσόμενος πατέρ' ἐσθλόν;* und umgekehrt bei Oppian, Hal. 1, 709: *ἤδη τις κατ' ὄρεσφιν ἐριβρύχην ἐνόησε θηρητὴρ τεκέεσσιν ὑπερβαῶτα λέοντα;* wo *νοεῖν,* wie bei Homer oft, für *ἰδεῖν.* So im Deutschen: sehen, einsehen, bemerken. Man sagt ferner bei uns: Taube Nufs, taube Nessel, sprechend ähnlich, lahme Entschuldigung, hinkender Vergleich, Thatendurst, saurer Verdienst, bittere Armut = schmecken, dem der Gebrauch von *πικρός* und *γεύεσθαί τινος* entspricht, wie auch unserm: sauer sehen, das *δριμὺ ὁρᾶν.* Wir sagen auch: Geistesleben, lebendige Hecke, tote Kohlen, tote Strafse, Tötung des Fleisches, totes Kapital, das Leben erlischt, totes Wissen, tote Hand (als juristischer terminus). *γελᾶν* lachen, (die Wurzel *γλα,* glänzen) erhält seine Urbedeutung als Metapher zurück, so Ilias XIX, 262, auch Hesiod, Theog. 40. *γελᾶ δέ τε δώματα πατρός.* — *στένει πόλισμα* heifst es Aesch. Sept. 229, die Stadt seufzt; Prom. 423: *στένων βυθός;* auch *πηγαὶ στένουσιν ἄλγος οἰκτρόν.* — *δάκνειν* beifsen, von der Rede Soph. Ant. 317. Ilias V, 493; auch im Deutschen; bei Aeschylus: *δῆγμα λύπης,* bei Euripides: *ἔρωτος.* — *λόγος* ist Vernunft und Rede; *τρεῖν* heifst zittern und fürchten. *Νοσεῖν* sagt man von dem *δένδρον;* Hdt. 5, 28: *Μίλητος νοσήσασα. ὀκλάζειν* in die Knie sinken, von Gewächsen: sich umbiegen. *ἅλλεσθαι*

springen, auch ἅλτο ὀϊστός Ilias 4, 125. auch von Pflanzen ἀνατρέχω zurücklaufen: ἀναδέδρομε πέτρη Od. 5, 412, von Pflanzen z. B. Ilias 18, 56. κάθημαι sich setzen, auch von Gegenden: sich senken z. B. λειμῶνες. ἀνάκειμαι daliegen, auch ἀνακείμενοι τόποι. ὕπτιος zurückgelehnt, auch ὕπτιον πεδίον: Hdt. 2, 7, ebenso πρανής, vornübergeneigt, übertragen auf steile Hügel; von σκώρ Unrat übertragen ist σκωρία Schlacken, stercus ferri, scoria; von ἱδρώς Schweiſs erwähnt Eusthatius ἱδρῶτες im Sinne von αἱ πηγαί. — Im Lateinischen sind caeci rami ohne Augen, caecae gemmae trübe Edelsteine; es heiſst clauda fides, so χωλίαμβος, arena bibula, auri fames; viva sepes, aqua viva, vivus lapis (Feuerstein), viva vox, mutum forum cet. — Im Französischen ist nombre sourd eine Irrationalzahl, auch trübe Edelsteine heiſsen sourd. haie vive, bois vif, mort bois; la chandelle se meurt, couleur morte, vive; bleu-mourant; (holld. eene doodsche kleur), Totenfarbe; lèvres mortes; eau vive, eau morte, tête morte, caput mortuum; argent mort, vif argent; saison morte; de vive voix (mündlich) l'imagination vive. Im Englischen z. B. a quick-set hedge, quick-grass (Quecken); quick-match (brennende Lunte), dead drink (schales Getränk), dead water (stehendes Wasser), quicksand (Triebsand) cet.

Man vergleiche: Pott, Metaphern, vom Leben und von körperlichen Lebensverrichtungen hergenommen. (Kuhn und Aufrecht, Zeitschrift cet. Bd. 2.); für die auf der Metapher beruhenden ästhetischen Figuren: Hense, Poetische Personifikation in griechischen Dichtungen, T. I. Halle 1868; aus welchen Schriften wir zum Teil die gegebenen Beispiele entnommen haben. —

Wenn, wie wir oben (p. 340) bemerkten, die nomina propria als Tropen synekdochischer Natur erscheinen, so sind Umnamungen, wie sie bei Kose- oder Tändelnamen erfolgen, (ὄνομα ὑποκοριστικόν) z. B. die den πολυφάγον καλοῦσι παράσιτον. (Athen. 10. p. 421, D.), Metaphern, (falls sie sich nicht als bloſse Deminutive z. B. mit den Endungen lein, chen darstellen) z. B. Mäuschen, Täubchen, Vögelchen, Herzchen, cum me murem dicis Mart. 11, 29, 3.*) — Ebenso steht es mit den Schimpfwörtern, denen naturwüchsige Hökerweiber mit wahrer Schwelgerei als

*) (cf. Apoll. Dysc. (de adv. 586, 12): τὸ γήδιον ὑποκοριζόμενον. Porphyrion nennt (zu Hor. Ep. I, 17, 3) „amiculus“ Ὑποκόρισμα; ebenso Ps. Donat (zu Ter. Ad. V, 2. 11) „villi“ (vini).

Kunstprodukten anzuhängen pflegen. Solch' Schwelgen ist auch bei Kleist (Zerbrochener Krug p. 37): „Steht nicht der Esel wie ein Ochse da?"

Die Metapher zeigt sich ferner wirksam in der Bezeichnung des Geschlechts. Zwar verlangt die natürliche Geschlechtsverschiedenheit (sexus), wie die von Mann, Frau; Stier, Kuh; Hengst, Stute auch unterschiedene Bezeichnung durch Wörter, das grammatische Geschlecht aber (genus) hat sich lediglich durch die Metapher ausgebildet und erscheint an sich als ein Luxus der Sprache. Die indogermanischen und semitischen Sprachen sind es allein, welche das Genus grammatisch darstellen, und zwar verteilen die Semiten alle Dinge unter die Rubriken des männlichen und weiblichen Geschlechts, während die indogermanischen noch eine dritte Form herausbilden, die negativer Art ist: ne-utrum, *οὐδ-έτερον γένος*. Wenn übrigens auch das Neutrum zuweilen nach verschiedener Wurzel-Anschauung bezeichnet wurde z. B. Kalb, Kind, so ist doch die Entstehung des grammatischen Neutrums wohl später. (cf. jedoch Grimm, Dtsch. Gr. T. III, p. 317 sq.) Nach der Logik müfste nun die grammatische Verteilung der Geschlechter bei lebenden Wesen derart sein, wie das natürliche Geschlecht, und alles Leblose wäre dem „sächlichen" genus zuzuweisen. Aber es durchbricht eben die Phantasie, indem sie nach der Analogie innerer oder äufserer Anschauung auch in dem Leblosen einen bestimmten Geschlechtscharakter dargestellt erblickt, die Konsequenz verständiger Anordnung und giebt ihm bald männliches, bald weibliches grammatisches Geschlecht, z. B. der Fels, die Welle; der Mut, die Liebe; der Wald, die Wiese; der Baum, die Blume. Die Analogieen, welche für die Geschlechtsbezeichnung mafsgebend waren, sind nicht mit Sicherheit aufzufinden, und, da später das Gefühl in Vergessenheit kam, aus welchem sie entsprungen waren, wurden die Formen, welche zur Bezeichnung der Genera angewandt wurden, selbst der Grund, neue Wortbildungen diesem oder jenem Geschlecht zuzuweisen. Die Unterscheidung eines Neutrums haben manche abgeleitete Sprachen, z. B. das Französische, fast ganz wieder aufgegeben. Auch im Englischen sind nur noch wenige Spuren von Übertragungen geblieben, obwohl die drei Geschlechter erhalten sind; das Lebende hat sein natürliches Geschlecht, das Leblose ist Neutrum. Erkennbar wird jedoch das Geschlecht nur durch die persönlichen Fürwörter he, she, it und deren Possessivformen his, her, its. Einzelne Benennungen zeigen allerdings noch die Metapher: sun ist meist männlich, moon weiblich, und, was

mit Schiffen zusammenhängt, faſst der Engländer meist zärtlich als Femininum z. B. ship, boat, frigate, three-decker.

Wir erwähnen noch die Übertragungen bei den Formwörtern.

Schon oben (p. 191) bemerkten wir, daſs die ursprünglichen Deutelaute ihre Funktion allmählich aus der räumlichen Bezeichnung übertrugen auf Beziehungen der Vorstellung, und daſs später aus qualitativen Wurzeln ähnliche Formwörter hervorgingen.

Wie nun die Stoffwörter von der Bezeichnung der Sinnlichkeit übergeführt wurden zur Bezeichnung abstrakter Begriffe, so gehen die Formwörter von lokaler Bedeutung über zu temporaler, endlich zu kausaler, wobei wieder von bestimmten zeitlichen Übergängen nicht die Rede ist, die Übertragungen vielmehr, als an sich von Anfang an sich regend, dann zu immer schärferer Absonderung vorschreitend zu denken sind.

Raum und Zeit sind die Bedingungen, unter denen wir anschauen, das Gesetz der Kausalität ist die Bedingung, unter welcher wir denken. Wir befinden uns hierbei mit Kants transcendentaler Aesthetik in Übereinstimmung, werfen aber — mit einem wichtigsten, hier indes nicht in Betracht zu ziehenden, Vorbehalt, für den unsere Schrift „Die Sprache und das Erkennen“ die Begründung enthält — mit Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung, Bd. I, p. 531) von den Kategorieen seiner transscendentalen Analytik „11 zum Fenster hinaus und behalten allein die Kausalität“ als die allen zu Grunde liegende. Diese Formen unserer Geistesthätigkeit stehen nicht unabhängig nebeneinander; sie drücken zusammen das Gesetz der Notwendigkeit aus, nach welcher wir uns die Welt als in allen ihren Erscheinungen zusammengehörend und zusammenwirkend vorstellen. Die läſslichste Art dieses Zusammenbestehens zeigt sich uns in dem scheinbar fast gleichgiltigen Nebeneinander des Raumes; sofern dieses Nebeneinander in Bewegung kommt, in Fluſs, und so in seinen Momenten sich auf sich bezieht, um zu werden, was es seiner Möglichkeit nach ist, schauen wir es an unter der Bedingung der Zeit; dem räumlichen Bestehen aber sowohl, wie dem zeitlichen Wandel der Dinge liegt ein Gesetz zu Grunde, welches wir überall voraussetzen. Auf ihm beruht schlieſslich die Einheit unserer Weltvorstellung. Dies ist das Gesetz der Kausalität, die Grundbedingung selbst für die empirische Anschauung.

In den Formwörtern zeigt sich dieser Zusammenhang durch die Übertragung der Bedeutung vom Raum auf die Zeit, von dieser

auf Verhältnisse logischer Art, welche in der Kausalität wurzeln. Wir sagen: zu Hause, zu dieser Stunde, zum Zweck; aus der Heimat, jahraus jahrein; aus vielen Gründen; ex porta, ex quo tempore, qua ex re; ich folge nach dir, ich komme nach einer Stunde, nach deinem Willen.

Wie bei den Wörtern qualitativer Art sich die Anschauungen von Zeit und Raum beständig berühren, z. B. in der Zusammensetzung von Zeitraum, oder in den Ausdrücken kurze Linie, kurze Zeit (man sehe Becker, Organism. der Sprache p. 192 sq.), so zeigt sich bei den Formwörtern für das räumliche Woher? als analoges Zeitbild die Vergangenheit, für Wo? die Gegenwart, für Wohin? die Zukunft. Hic, hinc, ibi, ubi, inde, *ἔνθα, ἔνθεν, ὅθεν* haben lokale wie temporale Bedeutung. Es wird also auch der Begriff der Gleichzeitigkeit vielfach durch den der räumlichen Nähe bezeichnet z. B. am Tage, um Pfingsten, bei Nacht; *περὶ δύσιν ἡλίου,* à midi, to day; den Begriff des Zeitraums bezeichnen oft Präpositionen des Raum-Inhalts z. B. *ἐν δείπνῳ,* im Sommer, en hiver, dans la nuit; Zeitausdehnung wird durch Raumausdehnung gegeben, z. B. vom Morgen bis zum Abend, vorher, nachher cet.

Der weitere Übergang von zeitlichen Verhältnissen auf logische, kausale, ist eben so häufig. „Der Grund wird immer als ein der Wirkung in der Zeit Vorangegangenes gedacht“: post hoc, ergo propter hoc. (cf. Becker l. c. p. 439.) „Da die Zeitverhältnisse durch die Präpositionen auf räumliche Weise dargestellt werden: so wird der Grund durch Präpositionen der Richtung Woher, wie: von, aus, und die Wirkung (der Zweck) durch Präpositionen der Richtung Wohin, wie: zu, für bezeichnet.“ Da namentlich in den alten Sprachen die Kasusendungen den Dienst der Präpositionen versahen, später mit ihnen teilten, so ist ersichtlich, wie die Übertragungen der Metapher selbst in bloſsen Wortformen, den Kasusendungen, hervortreten. — Als Formwörter, welche zu logischer Bedeutung kamen, nennen wir z. B. hinc, inde, idcirco, propterea, unde; *τόθεν, ὅθεν, διὰ τί, εἰς τί;* why, wherefore, therefore.

Die übertragene Bedeutung der Präpositionen macht sich in Stammsprachen auch bei der Zusammensetzung mit Verben in groſser Kraft durch die Erinnerung an die lokale Bedeutung geltend z. B. in abkommen, aufkommen, zukommen, beikommen, umkommen; untergehen, unterjochen; amittere, perire, invenire, succurrere, explicare; *ἀποβλέπειν, ἀποπτύειν; καταλαμβάνειν, ἀναδιδόναι* cet. Ebenso in den Konstruktionen z. B. denken an jemand, verlangen nach jemand, trauen auf jemand, abhangen

von jemand, sich fügen in etwas; und in anderweitigen Zusammensetzungen z. B. Zuneigung, Abneigung, Übersicht, Nachsicht, Umsicht, Voraussicht, Absicht, Ansicht, Vorsicht, Übermut, Überfluſs u. a. m. In abgeleiteten Sprachen, z. B. im Französischen, ist dem Bewuſstsein des Sprechenden nur noch die unsinnliche Bedeutung gegenwärtig z. B. in expliquer, supprimer, traduire, insulter, circonscrire cet. (cf. Wedewer: Zur Sprachwissenschaft. p. 112 cet.)

Die Synekdoche steht auf dem Boden der Sinnlichkeit; die Metapher webt in dem Gebiete des Sinnlich-Unsinnlichen; im Gebiete des Unsinnlichen wurzeln die Übertragungen der Metonymie. Ein Wagnis der Ahnung oder der Phantasie ist es, wenn die Metapher in dem Unsinnlichen ein Analogon des Sinnlichen erblickt und es durch dieses bezeichnet; klarer und mehr logisch ist das Bewuſstsein, auf welchem die Übertragungen der Metonymie beruhen.

Ohne uns hier weiter über unsere Berechtigung auszulassen, den Namen Metonymie in erweitertem Sinne in Anwendung zu bringen, wie schon bei der Synekdoche und Metapher geschehen ist (wir werden bei dem Kapitel über die ästhetischen Figuren die Terminologie besprechen), bemerken wir nur, daſs Vertauschungen von Ursach und Wirkung, wie wenn Schweiſs genannt wird statt Arbeit, oder Arbeit statt des aus der Arbeit Gewonnenen (der Schweiſs des Landmanns ist vergeblich; seine Arbeit ernährt ihn) und ähnliches, wie Zunge statt Sprache, besonders mit dem Namen Metonymie bezeichnet werden.

Sagen wir allgemein, daſs die Übertragungen der Metonymie im Denken ihre Begründung finden. Unser Denken aber beruht wesentlich auf Anwendung der Kausalität, wie wir schon oben ausführten. Entnommen werden die hier einschlagenden Begriffe aus zeitlichen Vorgängen, welche die Seele aus ihren Kategorieen tiefer verknüpft und geistig inniger ineinander verschlingt.

Es erscheint die Ausprägung der hierher gehörigen Lautbilder notwendig als eine spätere, weil sie eine gröſsere Reife des Bewuſstseins voraussetzt. Die als zeitlich beobachtete Bewegung, sei es, daſs sie in ihrem Fluſs ergriffen wird, wie sie Vorgänge schafft, sei es, daſs sie in dem Abschluſs ihrer Thätigkeit aufgefaſst wird, wie sie Zustände herbeiführt, erhält in den sogenannten abstrakten Substantiven eine Form der Selbständigkeit, durch welche sie als Grund, als Quelle der Erscheinungen dargestellt wird, welche sich an den konkreten Einzeldingen zeigen.

Die Wörter, welche so die den Dingen inhärierenden Eigenschaften bezeichnen, werden nicht neu gebildet, sondern von vorhandenen Stämmen abgeleitet; es sind Lautbilder mit des Gedankens Blässe gemalt. Dem Gebiete des Sinnlichen entnommen erscheinen die abstrakten Begriffe als die wirkende Kraft in diesem, als selbstwaltende Mächte, welche in ideeller Allgemeinheit die einzelnen Dinge durchfliefsen, bestimmen und beherrschen, personifiziert gewissermafsen, wie die römischen Begriffsgötter, die virtutes zum Beispiel. — Die audacia bewirkt, dafs Männer audaces sind, unsere nequitia, dafs wir nequam werden, die militia, dafs wir Kriegsdienste thun.

Also Eigenschaften in uns oder aufser uns werden ihren Trägern entrissen, als selbständige Wesenheiten hingestellt, und jene Begriffe, welche lediglich unserer Empfindung, Beobachtung, Sonderung, Erkenntnis der Vorgänge in und aufser uns ihr Entstehen verdanken, werden als das innere Gesetz der Dinge vorausgesetzt, unser Geist wird ihr Geist; was in uns vorgeht, übertragen wir auf die objektive Welt. Weil durch unser Denken wir des Zusammenhangs zwischen uns und der Welt gewifs werden, halten wir uns berechtigt, den Erscheinungen als Grund unterzuschieben, was doch nur Folge unseres begrifflichen Denkens ist. So verfahren wir in der Sprache schon, wenn wir unsere Empfindungen bezeichnen: wir verkörpern die Akte unseres Geisteslebens. Wir sagen also z. B.: dieser Trank ist bitter, statt: der Trank erregt in uns eine Empfindung derart; wir sagen: der Stein ist hart, als ob die Härte etwas anderes wäre, als ein Urteil von uns; wir sagen so: das Harz ist wohlriechend, die Blätter sind grün — lauter Übertragungen von unserer Auffassung auf die Wesenheit der Dinge, nach einem, wie wir annehmen, selbstverständlichen Schlusse zu rechtfertigen. Welch' gewaltsames Bild ist es, wenn wir sagen: der Schall macht 1080 Fufs in der Sekunde! Ist denn der Schall etwas anderes, als was wir hören? Ist er Schall, so lange er seine Fufse macht?

Sprachen, wie die deutsche, denen die Substantivierung solcher abstrakten Begriffe leicht wird, eignen sich um deswillen mehr als z. B. die lateinische zur Darstellung spekulativer Dichtungen, welche rein philosophisch sein sollen. — Heyse (System der Sprachwissensch. p. 396) sagt: „Der Inhalt des abstrakten Substantivums kann auch ein sinnlich Wahrnehmbares sein z. B. die Schönheit, Gröfse u. s. w., denn sein Wesen liegt darin, dafs es einen attributiven Begriff, sei er sinnlich oder unsinnlich, d. i. die der Sub-

stanz inhärierende Eigenschaft oder Thätigkeit u. s. w. als solche unter die Form der Substantialität faſst. Daher sind die wirklichen Abstrakta immer von Adjektiven oder Verben abgeleitet.“ Glaubt hiernach Heyse, daſs Schönheit, Gröſse „sinnlich wahrnehmbar“ seien? Richtig ist, daſs durch die Übertragung, welche in der Bildung von Substantiven, wie Schönheit, Gröſse vor sich geht, metonymisch Begriffe bezeichnet werden, welche um ihres mit Bezeichnung sinnlicher Qualitäten zusammenhangenden Namens willen, den Anschein erregen, als seien sie jenes Wesen, welches die Eigenschaft bewirkt und hervorruft, während umgekehrt sie nur infolge dieser Eigenschaften von uns bildliches Dasein erhalten.

Es sind nun aber auch sonst die Bedeutungen vieler Wörter aus Übertragungen der Metonymie entstanden. So ist in der jetzigen Bedeutung von alt Folge für Ursache gesetzt, da es, von got.: alan, aljan (wachsen, nähren) herzuleiten, gewachsen, ernährt bedeutete, wie denn us-althans gleich *γραώδης* ist; in anderer Folgerung bildete das Lateinische (wie wir aus dem im Ags. erhaltenen Stamme grôvan, engl. grow wachsen das Wort groſs) altus; das Griechische blieb in *ἄναλτος* unersättlich, näher bei der Verbalbedeutung. (cf. Curt. griech. Etym. T. I, p. 320.) — Ähnlichen Wandel der Bedeutung zeigt das Wort elend miseria, aus (ags.) ellende exsilium (Grimm, Dtsch. Gr. T. II, p. 628): ahd. alilanti, elilente Fremde, Ausland, woher noch die veraltete Bedeutung in der Verbindung: ins Elend ziehn, getrieben werden. — Bei dem Worte Aussatz machte die Bedeutung einen Übergang von dem Besitzer: ahd. ûzazeo, der wegen der Krankheit Ausgesetzte, auf den Besitz, denn im Nhd. heiſst die Krankheit selbst so, welche got. noch thrutsfill (Hautverdruſs) heiſst, ahd.: hruf, riobsucht (Reibesucht). Solcher Bedeutungswandel rechtfertigt sich durch gedankliche Verknüpfung.

Auf Metonymie geht zurück die Verwandtschaft von *λεύσσω* sehen (skt. lôk sehen) mit lux, luceo; von lentus langsam und lenis zart; von *ἄρδα* Schmutz, *ἄρδαλος* schmutzig mit *ἄρδειν* benetzen; oder, wenn die Farbe als Decke gefaſst wird, von color und celare, occulere; skt. varnas (color) mit Wurzel var bedecken; gr. *χρῶμα* (color) mit *χρώς* (Haut) cet.

So gehen Verba des Sagens aus denen des Zeigens hervor, wie *φάναι* aus Wurzel *φα* — *φαίνω;* dicere aus Wurzel dik — *δείκνυμι; φράζειν,* das noch bei Homer zeigen bedeutet, u. a. m. (cf. Curtius l. c. I. p. 107, 108, 109.)

Wenn der Mond (μήν, mensis, got. mena, ahd. mânôt), wie wahrscheinlich, von Wurzel mâ messen, abzuleiten ist (Curtius l. c. I. p. 299), so liegt hier Benennung nach einer Wirkung vor; ähnlich Erde, die Gepflügte (ἀρόω, aro, airtha) (Curt. I, p. 307), wobei dann Synekdoche und Metonymie zusammenfliefsen.

Die Zusammengehörigkeit und wechselseitige Beziehung der Begriffe, auf welcher der metonymische Wandel der Bedeutung beruht, ist teils loserer Art, wie wenn gesagt wird, das ganze Dorf läuft, ihn zu sehen statt der Dorfbewohner; er liebt die Flasche statt den Wein; die Jugend freut sich statt die Jungen; teils engerer, wie wenn es heifst: er hat einen guten Kopf statt Verstand, Schmidt ist abgebrannt statt Schmidts Haus; man mufs graue Haare ehren statt das Alter; ihn traf das tödliche Blei statt die Kugel u. d. m.

Aus den gegebenen Andeutungen, wie Synekdoche, Metapher, Metonymie in der Sprache sich wirksam beweisen, wird zu entnehmen sein, in welchem Sinne wir glauben, dafs eine Bedeutungslehre aufgestellt werden könne. Sie müfste die gewöhnliche Vorstellung umkehren, welche von einer „eigentlichen Bedeutung“ zu wissen meint, die dann in besonderen Fällen übertragen werde; sie müfste davon ausgehn, dafs eben der Wandel der Bedeutung das Wesen der Lautbilder ausdrückt, dafs die Tropen nicht dann und wann an die Wörter herantreten, sondern dafs deren eigenste Natur es ist, tropisch zu sein. Es ist durchaus im Wesen der Sache begründet, dafs die Darstellung der Seelenakte durch Tropen bewirkt wird; selbst die Gebärdensprache mufs sich dem fügen, wie die für die Taubstummen eingeführte beweist. Im Berliner Taubstummen-Institut wird z. B. rot durch Berührung des inneren Teiles der Unterlippe bezeichnet, lieben durch die Gebärde des Streichelns. Ist nun so rot nicht synekdochisch, lieben metonymisch bezeichnet? Und was fehlt an der Metapher, wenn z. B. bei den Indianern Furcht dadurch ausgedrückt wird, dafs man die Hände auf die unteren Rippen legt, und zeigt, wie das Herz schlägt? — Man beachte auch die schon früher angedeutete Analogie der Entwickelung der Sprache mit der Ausbildung der Mythologie. Die griechischen Götter waren anfangs Symbole natürlicher Vorgänge, unbestimmt und vieldeutig, wie die Sprachwurzeln; sie wurden dann zu Wörtern mit Genusbezeichnung d. h. zu bestimmten Persönlichkeiten. Nun entwickeln sie sich, wie die Menschen, und sie erhalten Charakter und Sonderung durch den usus, in welchen sie das Stammesleben führt, durch die Bezüge

gemeinsamer Kultur. So werden ihre Bedeutungen übertragen auf das Gebiet des Geistigen, Sittlichen; jedes religiöse Genie prägt diese Metaphern schärfer aus, bis daſs die Römer endlich dahin kamen, selbst den Abstractis der Verstandeskultur durch Personifikation zur Apotheose zu verhelfen.

Es vereinigen sich also die ebensowohl in ihrem Laut wie in ihrer Bedeutung beständiger Umwandelung unterworfenen Lautbilder in jeder bestimmten Zeit zu einer bestimmten Sprache; jede Zeit hat ihre eigene, und sie hält ihren usus für die Sprache überhaupt. Indem sie nun den Interessen des Lebens dient, vergiſst die Sprache ihrer Freiheit und flieht sie; sie erstarrt oder muſs doch zu erstarren suchen, denn jene Interessen fordern unwandelbaren, bleibenden Sinn, eine feste Bedeutung, auf die man sich verlassen kann. Auch wenn die Sprache in den edelsten Dienst, in den der Poesie sich begiebt, büſst sie allmählich ihr eigenes Kunstleben ein. Wenn Homer (Ilias 17, 755) von einem *νέφος ψαρῶν ἠὲ κολοιῶν* spricht, oder (Ilias 16, 66) vom *νέφος Τρώων,* so mag ihm die Metapher noch fühlbar gewesen sein; noch mehr vielleicht (Ilias 17, 591), wenn er *ἄχεος νεφέλη μέλαινα* sagte, oder, wenn er (Ilias 17, 243) den Hektor bezeichnet: *πολέμοιο νέφος περὶ πάντα καλύπτει,* aber wenn er *κελαινεφής* mit *αἷμα* zusammenbringt (z. B. Ilias 16, 667), so erscheint die Übertragung schon vergessen und *κελαινεφὲς αἷμα* bedeutet einfach: schwarzes Blut. Ähnlich wird das mythologisch Personifizierte im usus wieder zum Abstraktum, wie z. B. der Kriegsgott Ares Ilias II, 440 (*ἐγείρομεν ὀξὺν Ἄρηα*) Kriegswut bedeutet, Ilias XIII, 444 (*ἔνθα δ' ἔπειτ' ἀφίει μένος ὄβριμος Ἄρης*) Lanzenkraft; Eris ist Ilias IV, 441 des Ares Schwester (*κασιγνήτη ἑτάρη τε*), Phobos Ilias 13, 299 sein Sohn (*φίλος υἱός*), aber Ilias 20, 66 ist *ἔρις* Streit (*κτύπος ὦρτο θεῶν ἔριδι ξυνιόντων*) und Ilias 11, 71 (*οὐδ' ἕτεροι μνώοντ' ὀλοοῖο φόβοιο*) ist *φόβος* Flucht. — Freilich stirbt niemals der Genius der Sprachkunst, und von dem Feuer des Moments ergriffen erhellt er oft auch in Werken der Reflexion mit dem flüchtigen Blitz einer aufleuchtenden Metapher das graue Sprachmeer. Mit solcher Neuerung bildet er die Sprache weiter, und nur diese neuen Übertragungen werden dann als solche, als Kunstwerke, empfunden. Wer aber innerhalb der gebildeten Sprache solche Umschaffung vornimmt, hat darüber ein mehr oder weniger klares Bewuſstsein, denn er fühlt, daſs er formt. So spricht es Aeschylus (Pers. 165) geradezu aus: *ὄμμα γὰρ δόμων νομίζω δεσπότου παρουσίαν:* das Auge des Hauses nenne ich die Gegenwart des Herrn, und

zeigt so die Vergleichung, welche ihm zur Metapher verhilft. Die Übertragungen in diesem rhetorischen Sinne behandeln wir später, wie schon gesagt, unter dem Namen der ästhetischen Figuren.

Für den usus der Sprache, für ihren Verstand und ihre Verständlichkeit ist allerdings das Erblassen ihrer Lautbilder, so daſs sie allmählich als bloſse Zeichen für Begriffe fungieren, notwendig. Die Überzahl der Bilder würde, wenn sie alle als solche wirkten, nur verwirren und jede klarere Auffassung, wie sie die praktischen Zwecke der Gegenwart fordern, und wie die überall dazutretende Hülfe des Zeitbewuſstseins der Mitlebenden, der Kenntnis von den jeweiligen Zuständen, Verhältnissen, Interessen sie auch in billig genügendem Maſse hervorbringt, unmöglich machen. Die Bilder würden auſserdem einander zum Teil zerstören, indem sie die Farben ganz verschiedener Sphären zusammenflieſsen lassen und damit für den Verstand nur Unsinn bedeuten.

Und nicht nur die Wurzelbedeutung muſs in Vergessenheit kommen, damit dies nicht geschehe; auch die Bedeutung der Wörter darf im Bewuſstsein nicht fortleben, wenn nicht jeder Sinn ins Schwanken kommen soll. Wie könnte man z. B. Aufwartsfrau, Kammerfrau, Dienstfrau bilden, so lange man nicht vergessen hat, daſs Frau (ahd. frowa) die Herrin ist, oder etwa sagen: die Welt ist ewig, wenn im Bewuſstsein lebendig ist, daſs Welt (ahd. weralt, wer = Mensch, alti Alter) Menschenalter bedeutet? — Ist es in Ordnung, zu befehlen: Auf der Stelle geh' mir aus den Augen? — Dürfte eine Quarantäne von 14 Tagen verordnet werden, der Apotheker seine rote Tinte mit atramentum rubrum bezeichnen? Auch Homer hatte die Bedeutung von *ἄγω* schon vergessen, wenn er z. B. sagte: *ἄγε μίμνετε* (Ilias 2, 331). Und so geht bei formelhaften Ausdrücken die Sprache zuweilen mit uns durch, wie Lobeck (Rhem. p. 332) anführt: Hesiod. opp. 610. *βότρυας χρὴ δεῖξαι ἠελίῳ δέκα τ' ἤματα καὶ δέκα νύκτας*, wozu Moschopulus richtig bemerkt: „*συνυπάγει τὰς νύκτας τῷ λόγῳ ὡς ἑπομένας ταῖς ἡμέραις ἐξ ἀνάγκης· οὐ γὰρ κατ' αὐτὰς δυνατὸν τῷ ἡλίῳ δεικνύναι τοὺς βότρυς.*“ — Ähnlich Hom. H. in Merc. 525. *Λητοΐδης ἐπένευσε — μή τινα φίλτερον ἄλλον ἐν ἀθανάτοισιν ἔσεσθαι μήτε θεὸν μήτ' ἄνδρα.*

Bei den Übertragungen der Wörter ist immer an bestimmte Satzverbindungen gedacht worden, niemals an alle möglichen; und so kann es kommen, daſs Wörter in gewissen Verbindungen gar nicht erträglich sind, wenn man die Logik nicht völlig beiseite setzen will, und daſs doch, weil der usus sich einmal für diese

bestimmten Lautbilder entschied, um irgend eine Bedeutung anzugeben, Abhülfe ohne völlige Umgestaltung der Rede nicht möglich ist. Es ist dies der Fall, welchen wir oben (p. 360) als abusio oder *κατάχρησις* bezeichneten. Quintilian VIII, 6, 34 nennt es „abusio *κατάχρησις* necessaria, quae non habentibus nomen suum accommodat, quod in proximo est: sic (Virg. Aen. II, 15): Equum divina Palladis arte aedificant; — „mille sunt haec" — cet. Den Unbedacht der Sprache, welche bei Zusammensetzung des aedificare nicht erwog, daſs einmal auch ein Pferd gebaut werden könne und die nun also das gangbare Wort als bloſses Begriffszeichen verwendet, obwohl die noch sichtbare Bedeutung sich dagegen sträubt, unterscheidet Quintilian, weil doch auch hier eine Übertragung vorliegt, von der translatio: „abusio est, ubi nomen defuit, translatio ubi aliud fuit." Eustathius 1334, 15 (zu Ilias 23, 864) rechnet dies gezwungene Übertragen (wie auch Quint. VIII, 2, 3) zur Akyrologie, wie wenn von *ἀρνῶν ἑκατόμβην* gesprochen wird, (*ἑκατὸν βοῦς*) oder Ilias 6, 93, 115, *ἑκατόμβη:* 12 Rinder bedeutet, Od. 3, 59 aber 81. — Dergleichen *ἀκύρως* Gesagtes sei ferner: *νέκταρ ἐῳνοχόει*, *ἵπποι ἐβουκολοῦντο, ἐχειρονόμη σκέλεσι, ἐκέρασε ἐν χρυσῷ δέπαϊ* cet.

Wir führen noch einige hierhergehörige Beispiele an, welche leicht auffallen; deutlich ist es, daſs für den Sprachforscher die Sprache jeder Zeit von Katachresen wimmeln muſs, ein sicheres Zeichen, wie unüberlegt sie entstand. —

Die Sprache bildete cerva, um Hirschkuh zu bezeichnen, ohne zu bedenken, daſs diese keine Hörner hat, also nicht vom Stamm *κερα-τ*, cornu (wie cervus) bezeichnet werden kann, wie im Deutsch. Witwer gemacht wurde, obwohl (vidua) Witwe die Mannlose (skt.: vi ohne, dhava Mann) bedeutet. —

Lobeck (de acyrologia) bemerkt: „Soleas mularum argenteas, quas Nero et Poppaea jumentis suis induebant (Suet. Nero, 30) germanice dicere non possumus nisi: silberne Hufeisen. Orph. (Argon. 451) *νεβρῇ παρδαλέῃ* dicere non dubitavit, aliquanto audacius quam Homerus *ταυρείῃ* et *χαλκῇ κυνέῃ* dixit, qui vix illud quinquies iterasset, nisi femininum adjectivi *κύνεος* a significatione propria, quae in ceteris generibus remansit, jam diuturno usu fuisset abstractum. Graecum *ὑδροσκόπιον* Cicero vocare non potuit nisi solarium ex aqua. Acetabulum Romani vas quodlibet dixere, Graeci *ἀργυρίδας* pocula cujuscunque materiae, *γαλεάγρας* de omnium bestiarum caveis." Eurip. hat so (Phoen. 28): *ἱπποβουκόλος*. Lobeck führt in der citierten Abhandlung weiter an, wie

Zahl auf Gröfse, Quantität auf Qualität, Zeit auf Raum übertragen werden: dahin gehört: Hom. Od. XII, 252: *ἰχθύες ὀλίγοι* für *μικροί*, Theocr. I, 47: *ὀλίγος κοῦρος*; deutsch das Wort: Zeitraum, lat. quando gentium u. d. m.

Auch die Franzosen übrigens müssen sagen: les chevaux sont ferrés d'argent, und, wie bei Boiste (dict. univ.) zu lesen ist (Traité des tropes): „On dit aller à cheval sur un bâton, c'est-à-dire, se mettre sur un bâton de la même manière qu'on se place sur un cheval."

Wir sagen: das Feuer brennt, aber auch: der Schnee brennt, indem wir der Kälte zuschreiben, was von der Hitze gesagt wird; so lat. frigore uri; frigĕre ist frieren, frigēre rösten; *καίω* ist verbrennen und erfrieren. — Der Römer sagte: (Sall. Cat. 51, 25) At enim quis reprehendet, quod in parricidas rei publicae decretum erit? Ebenso Justin (42, 5): nec in filiis cessant parricidia. — Ovid. (Met. 1, 174) hat: clari coelicolae suos posuere penates. —

Wir sagen: Sonne oder Mond ergiefsen ihre Strahlen; die Sonne ist die Quelle, der Born des Lichtes: man dürstet nach Gold; der Sonne entquillt Leben; Klopstock (Frühlingsfeier): „Die Ströme des Lichts rauschten." Dahin gehören die schon öfter angeführten Vertauschungen der Sinnesempfindungen. —

Man sagt: ein Blatt Papier, une feuille de papier; cet homme me porte envie; Euripides (Med. 682) gebraucht *ναυστολέω* vom Landwege. *σὺ δ' ὡς τί χρῄζων τήνδε ναυστολεῖς χθόνα;* hier ist von abusio necessaria nicht zu reden, denn ein sogenannter eigentlicher Ausdruck würde dagewesen sein, aber bedeutet necessarium nicht auch die innere individuelle Nötigung des Redenden? Und abusio selbst hört auf, wenn der usus ihn vergessen macht — oder wer denkt an abusio, wenn er von einem Blatte Papier spricht? Etwas stark ist es allerdings, wenn von Epicharmus gesagt wurde: *τρίπους τετράπους* (Athen. II, p. 49 C.) und *ὁ ἐπὶ τοῦ ἐλέφαντος ἱππεύς*. (bei Jacobs ad Anthol. p. 700); stark aber hübsch ist Friedrich Wilhelm I. bekanntes dictum: „er stabiliere die Souveränität wie einen Rocher von Bronze," welches freilich rhetorischer Art ist. — Apollonius Alexandrinus, welcher u. a. *περὶ πτώσεων* schrieb, sagte, dafs der Nominativ nur katachrestisch ein Kasus genannt werde. Cramer Anecd. Gr. Vol. IV, p. 329: *Ἀπολλώνιος ἐν τῷ περὶ πτώσεων φησὶν ὅτι οὐ κυρίως λαλεῖται ἡ εὐθεία πτῶσις ἀλλὰ καταχρηστικῶς*, und so

Charisius II, p. 127: Nominativum optime casum esse noluerunt — *καταχρηστικῶς* tamen nominativum casum dicimus, denn, wie er richtig sagt: „ratione“ gebe es nur 5 Kasus. —

Auch über die Katachrese wird später bei den ästhetischen Figuren noch zu handeln sein; ist sie hier gewissermaſsen als eine Unbedachtsamkeit der Sprache aufzufassen, so erscheint sie dort als Mangel an Besonnenheit und Ruhe bei einzelnen Sprachbildnern.

B. Von den grammatischen Figuren phonetischer Art.

Wir sprechen von der Kunsttechnik der Sprache, sofern sie an dem Lautkörper des Wortes sichtbar wird, wann diese zu anderen Wörtern in Beziehung tritt. — Diese Technik, wundersam tief angelegt nnd voller Umsicht, konnte in ihrer Entwickelung nur dazu helfen wollen, daſs der Ausdruck voller, charakteristischer, entsprechender den Seelenmoment abbildete; sie arbeitete das Lautbild im einzelnen aus. —

Nun ist Technik freilich für sich nicht Kunst, sondern Geschicklichkeit, denn sie ist nicht für sich selbst da — sie dient; und um deswillen kann die zu einem System von Regeln gewordene Grammatik, die Hüterin des korrekten Ausdrucks, der freien Kunst der Sprache selbst entgegengesetzt gedacht werden, und wir sprechen dann nur dort, wo eine individuelle Bewegung von der Regel einer nur zweckmäſsigen Technik sich abzusondern scheint, wieder von ästhetischen Hervorbringungen, welche wir mit dem hergebrachten Ausdruck als Figuren der Rede bezeichnen.

Es besteht in Wahrheit so wenig ein Unterschied zwischen der regelrechten Rede und deren sogenannten Figuren, wie zwischen den eigentlichen Wörtern und den Tropen. Daſs eigentlich alles Figuration sei, was man gewöhnliche Rede nenne, wie sie die Grammatik lehre, daſs diese also eine Kunsttechnik sei, sahen auch die Alten schon vielfach, was später noch besprochen werden wird. Bei Dionysius Halic. (*τέχνη* cp. IX, p. 51) heiſst es: *ἡμεῖς δέ φαμεν, ὅτι τοσοῦτον ἀπέχει ὀρθῶς λέγειν ὁ λέγων μὴ εἶναι ἐσχηματισμένους λόγους, ὥστε τοὐναντίον οὐδεὶς λόγος ἀσχημάτιστος, οὐδὲ ἀπλοῦς λόγος οὐδείς.* — Quintilian (IX, 1, 10) wo er untersucht: „quid accipere debeamus figuram“ führt als eine Meinung an, es sei „qualiscunque forma sententiae, sicut in corporibus, quibus, quoquo modo sunt composita, utique habitus est aliquis.“ Er sagt: „illo intellectu nihil non figuratum

est. Quo si contenti sumus, non immerito Apollodorus, si tradenti Caecilio credimus, incomprehensibilia partis hujus praecepta existimavit.“ Er unterscheidet dann Figuration im engeren und weiteren Sinne. — Daſs nun hier besonders an die rhetorischen Figuren zu denken ist, macht nichts aus, da die Alten die unbewuſst schaffende Kunst von der reflektierten nicht unterschieden. —

Wie die Lexica der verschiedenen Sprachen, so fallen deren Grammatiken nnr soweit in den Kreis unserer Betrachtung, als an ihnen die Wirksamkeit des Kunsttriebes sichtbar wird. Wenn Wortbildung, Flexion, der Aufbau des Satzes bis zum abgerundeten Satzgefüge an sich als Figurationen der Lautbilder zu fassen sind, so geht doch auch diese technische Entwickelung der Sprache keineswegs allein aus ästhetischem Gefühl hervor; vielmehr zeigen sich hier in viel höherem Grade, als bei den lexikalischen Verhältnissen, für die Gestaltung mitthätig vor allem: das Bedürfnis, wie es nach den verschiedenen Zwecken Sonderung fordert, Unterscheidungen nötig findet, dann aber auch die Verlegenheit, Not, Schwäche jeder einzelnen Sprache in Entfaltung ihrer Mittel. —

Dergleichen berührt z. B. Lobeck (Rhemat. p. 139): manifestum est, priscum sermonem laborasse multitudine verborum, quae paucis conflarent litteris et iisdem similibus significatione saepe dissimili. Quo in gradu si perstitisset, orationem confusum quiddam et indistinctum sonare necesse erat. Huic igitur vitio obviam itum est via duplici. Nam et intus aucta sunt vocalibus consonisque ascitis *ψάω ψαύω, ψάλλω, ψήχω* et accessione sillabarum vel praepositarum vel suppositarum“ cet.

Gerade die Grammatik ist es, welche uns die Sprache in dem Zustande zeigt, wie sie Gemeingut geworden ist und daher gilt, d. h. wie sie in den Diensten der praktischen und theoretischen Entwickelung eines Volkes jeweilig zu einem festen Niederschlag gekommen ist, während sie doch ursprünglich auch in ihrer Technik nur aus den Kunstregungen und künstlerischen Leistungen der einzelnen hervorging. Wie in allen Lebensbeziehungen fördert das Bestreben, dem Individuum Geltung zu verschaffen, auch in der Sprache schlieſslich die Gattung. Der glücklich bestimmende Ausdruck für den Moment, welchen der einzelne findet, wird Eigentum aller, die Figuration des Künstlers wird gemeinsames Sprachgut. Innerhalb der so ausgebildeten Sprache, welche das Bedürfnis aller befriedigt, ist natürlich die schaffende Kraft der Individuen in enge Grenzen gebannt; nur selten sprechen wir jetzt noch unsere eigene Sprache, und wenn auch bei der mündlichen Rede, lautlich sowohl

bei der Aussprache, wie im Ausdruck des Gedankens, das Individuelle noch lebhafter sich hervordrängt, so gilt andererseits die vornehmlich anerkannte Sprache der Schrift für desto angemessener, je weniger sie von der allgemeinen abweicht. Für diese ist Motto der Grundsatz, welchen Quintilian (VIII, 3, 4) ausspricht: prima virtus est, vitio carere. — Als Figuren erscheinen dann nur noch diejenigen Bildungen, welche als Einzelgut erkennbar sind, d. h. als Ausnahmen von der Korrektheit, welche also ein Individuelles geltend zu machen suchen; Fehler aber heifsen solche Formierungen, wenn sie es nicht dahin bringen, zum usus zu werden auch in der Schrift, denn in den Zeiten der Kultur entscheidet der Gebildete, nicht das Volk. — Es sind nun namentlich die Dichter, denen hier licentia bewilligt wird, weil sie als Künstler das Privilegium des Schaffens auch in der Sprache geniefsen, und weil sie in Darstellung der einzelnen Seelenmomente zugleich auch Sprachkünstler sein müssen. Freilich kommt nicht alles, worin sie von der gewöhnlichen Rede abweichen, darum auch der Kunst der Sprache zu gute; Metrum und Reim üben ebensowohl äufseren Zwang aus gegen die Sprache, wie die prosaischen Interessen, welchen sonst die Sprache zu Diensten sein mufs, —

Hieraus erklären sich die Festsetzungen der Alten über das, was sie vitia orationis oder figurae sermonis nannten. Diomedes z. B. (Art. Gramm. p. 451 P.) erörtert die vitia des Barbarismus und Soloecismus und fährt dann fort: „ceterum apud poetas barbarismus metaplasmus dicitur, soloecismus schema nominatur." Metaplasmus aber und schema (figura) sind Zierden der Rede, so dafs der Fehler bei Dichtern zum Vorzug wird. Quintilian (I, 5) bemerkt, wo er von der „foeditas barbarismi ac soloecismi" spricht: „interim excusantur haec vitia aut consuetudine aut auctoritate aut vetustate aut denique vicinitate virtutum: nam saepe a figuris ea separare difficile est."

Wir werden über die sogenannten vitia orationis später im Zusammenhange berichten; zur Feststellung der verschiedenen Gesichtspunkte aber, von denen aus die Figurationen der Sprache betrachtet werden können, bemerken wir folgendes.

Nach dem oben (p. 292 sq.) Ausgeführten sind sowohl die räumlichen als die zeitlichen Bedingungen, unter welchen jede Sprache sich entwickelt, auch auf die Gestaltung ihrer Kunsttechnik von Einflufs, und es läfst sich diese also sowohl vom Standpunkt einer vergleichenden Sprachforschung aus betrachten, wie von dem der historischen Grammatik. Jene würde vornehmlich die For-

mationen der Sprache insofern zum Gegenstand haben, als sich in ihnen unsere Naturbedingtheit zu erkennen giebt, diese hätte namentlich jene Veränderungen darzustellen, welche durch den geschichtlichen Fortschritt des Kulturlebens bewirkt werden.

Die dritte Art, von der Kunsttechnik Einsicht zu gewinnen, welcher die gewöhnlichen, für die Praxis bestimmten Grammatiken dienen, stellt sich jene beständige Bewegung in der Sprach-Erzeugung, die ewig erneuerte Arbeit der Sprachkunst als an bestimmten Orten und zu bestimmter Zeit verwirklicht vor, nimmt sie so für die Betrachtung als abgeschlossen und legt demnach der Untersuchung einen bestimmten usus zu Grunde. Es versteht sich ebensowohl, dafs jede dieser Betrachtungsweisen an sich berechtigt ist, wie auch, dafs sie einander zu ergänzen haben; für uns würde, selbst wenn die Kraft hinreichte, die Aufgabe in ihrer Totalität in Angriff zu nehmen, es schon aus praktischen Gründen geboten sein, die Technik des sprachbildenden Geistes von einem bestimmten usus aus zu betrachten. Dabei werden wir durch Hinblick auf die Forschungen der vergleichenden und der historischen Grammatik willkürliche Festsetzungen zu vermeiden suchen. —

Wir geben zunächst einige Bemerkungen vom Standpunkt der vergleichenden Sprachwissenschaft aus. — Sprache stellt die Lebensakte der Seele in Lauten dar, erreicht die Darstellung der hinlänglich bestimmten Geistesbewegungen durch Artikulierung eines musikalischen Materials und übergiebt sie so der Erscheinung d. h. reiht sie ein in unsere Welt des Scheins. —

Die Technik der Sprache verfolgt demnach ein Doppeltes; sie strebt einmal dahin, den Begriff charakteristisch herauszustellen, dann aber: bei Gestaltung des Lautes den Bedingungen der Sprachwerkzeuge gemäfs zu verfahren. Wenn der Geist Arbeit fordert, Anstrengung, um das Material zweckentsprechend zu bewältigen, so verlangt der Lautstoff fortwährend Berücksichtigung und erschmeichelt sich Nachsicht, um seine natürliche Musik bewahren zu können. Vollkommene Deckung beider Seiten würde dem höchsten Begriff von der Sprachkuust entsprechen; die Sprachvergleichung zeigt aber, dafs in manchen Sprachen der Intellekt nicht zu seiner vollen Darstellung im Laute gelangte, dafs dagegen in anderen die Macht des Lautes überwog und für sich Schönheiten und Vorzüge musikalischer Art anstrebte, welche der Begriff an sich nicht erforderte. „Die Technik überwächst alsdann", wie W. v. Humboldt (Verschiedenh. des menschl. Sprachb. p. 92) sagt, die Erfordernisse zur Erreichung des Zwecks; und es läfst sich

ebensowohl denken, dafs Sprachen hierin über das Bedürfnis hinausgehen, als dafs sie hinter demselben zurückbleiben. —

Es sind nun mehrfach nach der Art dieser Technik die Sprachen überhaupt klassifiziert worden. Bopp (Vergleich. Gramm. T. I, p. 201) sagt: „Wir wollen mit A. W. v. Schlegel („Observations sur la langue et la littérature provençales“ p. 14) drei Klassen aufstellen, dieselben jedoch so unterscheiden: Erstens, Sprachen ohne eigentliche Wurzel und ohne Fähigkeit zur Zusammensetzung und daher ohne Organismus, ohne Grammatik. Hierher gehört das Chinesische, wo alles, dem Anscheine nach, noch nackte Wurzel ist und die grammatischen Kategorieen und Nebenverhältnisse der Hauptsache nach nur aus der Stellung der Wörter im Satze erkannt werden können. Zweitens, Sprachen mit einsilbigen Wurzeln, die der Zusammensetzung fähig sind, und fast einzig auf diesem Wege ihren Organismus, ihre Grammatik gewinnen. Das Hauptprinzip der Wortschöpfung, in dieser Klasse, scheint mir in der Verbindung von Verbal- und Pronominal-Wurzeln zu liegen, die zusammen gleichsam Seele und Leib darstellen. Zu dieser Klasse gehört die indoeuropäische Sprachfamilie, und aufserdem alle übrigen Sprachen, sofern sie nicht unter 1. oder 3. begriffen sind, und in einem Zustande sich erhalten haben, der eine Zurückführung der Wortformen auf ihre einfachsten Elemente möglich macht. Drittens, Sprachen mit zweisilbigen Verbalwurzeln und drei notwendigen Konsonanten als einzigen Trägern der Grundbedeutung. Diese Klasse begreift blofs die semitischen Sprachen, und erzeugt ihre grammatischen Formen nicht blofs durch Zusammensetzung, wie die zweite, sondern auch durch blofse innere Modifikation der Wurzeln. Einen grofsen Vorzug der indoeuropäischen vor der semitischen Sprachfamilie räumen wir zwar gerne ein, finden ihn aber nicht in dem Gebrauche von Flexionen als für sich bedeutungslosen Silben, sondern in der Reichhaltigkeit dieser grammatischen, wahrhaft bedeutsamen und mit isoliert gebrauchten Wörtern verwandten Anfügungen; in der besonnenen, sinnreichen Wahl und Verwendung derselben, und der hierdurch möglich werdenden genauen und scharfen Bestimmung der mannigfaltigsten Verhältnisse; endlich in der schönen Verknüpfung dieser Anfügungen zu einem harmonischen, das Ansehen eines organischen Körpers tragenden Ganzen.“ —

Pott (Jahrbücher der freien deutschen Akademie. Hft. I, 1848) stellt folgende Klassifikation auf: „1. Isolierende Sprachen, in denen noch Stoff und Form in völliger Getrenntheit beharren. Einsilbige

Sprachen — Chinesisch und Indo-Chinesisch. — 2. Agglutinierende, worin Stoff und Form fast nur äuſserlich aneinander kleben — Tatarisch, Türkisch und Finnisch. — 3. Eigentlich flexivische Sprachen, in denen innige Durchdringung von Stoff und Form stattfindet, so daſs beide sich zur unauflöslichen Einheit verschmelzen.“ Diese Klasse ist die eigentlich normale, und während die beiden ersten unter der Norm bleiben, wird diese von der 4ten, von den amerikanischen Sprachen, den transnormalen, einverleibenden, überschritten.

Aus unserer Auffassung von dem Kunstcharakter der Sprache ergiebt sich von selbst, wie wenig wir die Klassifikationen, welche nach der Verschiedenheit der Technik entworfen werden, für zureichend halten können, um die einzelnen Sprachen nach ihrer vollen Wesenheit zu rubrizieren. Und auch dies ist deutlich, daſs wir überhaupt jede Klassifikation für miſslich halten müssen, wenn sie nicht, um besonderer wissenschaftlicher Zwecke willen aufgestellt, sich zwar mit Hervorhebung einzelner Punkte des Sprachbaues begnügt, dann aber auch sich bewuſst bleibt, nur das an den Sprachen klassifiziert zu haben, worauf sich eben ihre Einteilung gründet. — Denn die Kunst bringt hervor eigenartige, in sich selbst abgerundete, nur aus sich selbst zu rechtfertigende Gebilde, und man versteht und genieſst diese nur dann vollkommen, wenn man sie in ihrer Individualität sich zu eigen macht. So erscheint es uns denn nicht nur als ausreichend, sondern als richtig, wenn, wie etwa bei den bildenden Künsten, von einer Kunst der Ägypter, Assyrer, Hellenen die Rede ist, auch die verschiedenen Formen, in denen die Sprachkunst auftritt, nach den Völkern gesondert werden, welche sie schaffen. Es ist dies auch die natürliche, sich von selbst aufdrängende Betrachtungsweise der Sprachen. Leicht finden sich dann die einzelnen Sprachen zu genealogischen Gruppierungen zusammen, welche bei der Gleichheit ihres Sprachstoffs eine Vergleichung auch der technischen Durchbildung möglich und ersprieſslich machen, ohne das Gesamtbild zu verwischen. Fehlt aber diese ursprüngliche Identität des Lautmaterials, so führt dann die Vergleichung wohl zu wertvoller, wissenschaftlicher Sprachkunde, nicht aber zu ruhiger und klarer Totalanschauung der Sprachen selbst.

Es scheint uns, als ob die Versuche zu Klassifikationen eben dies, was wir für das Richtige halten, an sich selbst erkennen lassen. Bopp teilt nicht die Sprachen ein, sondern er giebt eine Übersicht davon, auf wie verschiedene Weise sie „ihre Grammatik

gewinnen“, wenn er aber ihre Verschiedenheiten gegeneinander abwägt, so gelten ihm nicht die Flexionen der Indogermanen an sich, sondern deren Reichhaltigkeit, besonnene, sinnreiche Wahl, die schöne Verknüpfung dieser Anfügungen zu einem harmonischen Ganzen. Pott giebt in seiner Klassifikation der Sprachen geradezu ein Schema, nach welchem sich die gröfsere oder geringere Vollkommenheit von Kunstschöpfungen bemessen liefse; er teilt ein nach der Getrenntheit von Stoff und Form, deren äufserlichem Zusammentreten, deren „inniger Durchdringung, so dafs beide sich zu unauflöslicher Einheit verschmelzen“.

Auch in diesem Punkte deutet in seiner zarten Weise Wilh. v. Humboldt alles zu Beachtende an, ohne es in ein System zu fassen. Wir führen nur weniges an, da genaueres Eingehn uns zu weit abführen würde. Humboldt sagt (Versch. d. Sprachb. p. 107), wo er zu der Darstellung der verschiedenen Sprachformen übergeht, dafs die Verschiedenheit der Sprachen besonders zu betrachten sei „an der Bezeichnung der Begriffe und der Verknüpfung des Gedankens im Satze“. Dann fährt er fort: „Gewissermafsen unabhängig hiervon bildet sich in ihr zugleich ein künstlerisch schaffendes Prinzip aus, das ganz eigentlich ihr selbst angehört. Denn die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenklang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgiebt, sondern nur modifiziert. Die künstlerische Schönheit der Sprache wird ihr daher nicht als ein zufälliger Schmuck verliehen; sie ist, gerade im Gegenteil, eine in sich notwendige Folge ihres übrigen Wesens, ein untrüglicher Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung. Denn die innere Arbeit des Geistes hat sich erst dann auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiefst.“

Nachdem dann Humboldt in einer Reihe tiefer Betrachtungen gezeigt, „welche Mannigfaltigkeit verschiedenen Baues die menschliche Spracherzeugung in sich zu fassen vermag“, spricht er aus (p. 338), dafs diese „an der Möglichkeit einer erschöpfenden Klassifikation der Sprachen verzweifeln lassen. Eine solche, sagt er, ist wohl zu bestimmten Zwecken, und wenn man einzelne Erscheinungen an ihnen zum Einteilungsgrunde annimmt, ausführbar; verwickelt dagegen in unauflösliche Schwierigkeiten, wenn, bei tiefer eindringendem Forschen, die Einteilung auch in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll.“

„Dennoch, heifst es bald darauf, finden sich auch zwischen nicht stammverwandten Sprachen, und in Punkten, die am entschiedensten mit der Geistesrichtung zusammenhangen, Unterschiede, durch welche mehrere wirklich verschiedene Klassen zu bilden scheinen.“ Und da nun Humboldt sonst zwischen „vollkommneren und unvollkommneren Sprachen“ unterscheidet, „Unterschiede des Grades“ anerkennt, in welchem die Sprachen sich dem nach dem sanskritischen Sprachbau analogisch vorausgesetzten Sprach-Ideal zu nähern scheinen, so sucht nun Steinthal („Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues“ p. 70), der das Bestreben hat, Humboldt über sich selbst ins klare zu setzen, eine Humboldtsche Klassifikation der Sprachen in ein bestimmtes Schema zu bringen. Er weifs und citiert, dafs der grofse Mann Klassifikation abweist, aber er erhebt ihn aus dem Nebel seiner einzelnen Gruppierungen in das Licht eines wirklichen Systems. Humboldt sagt: „mehrere Sprachen scheinen Klassen zu bilden“; Steinthal sagt: „„scheinen“, so zaghaft!“

Auf die Klassifikation, welche Steinthal (l. c. p. 327) selbst aufstellt, findet, was wir oben bemerkten, Anwendung, und es fehlt nicht an Spuren in dem mit grofsem Scharfsinn ausgearbeiteten Werke, dafs dies auch dem Verfasser zuweilen sich aufgedrängt hat. (Man sehe z. B. p. 314 sq.)

Wir gehen über zu einigen Bemerkungen über die Kunsttechnik der Sprache, sofern diese von der Geschichte beeinflufst wird, also in den Umkreis der historischen Grammatik fällt.

Der indogermanische Sprachstamm zerfällt in verschiedene Sprachfamilien, in die indische, iranische, griechische, italische, keltische, slavische, litauische, deutsche. Es sind diese Familien im Laufe der Zeit aus einer Ursprache hervorgegangen, und ihre Entwickelungsgeschichte giebt uns daher die Darstellung ihrer Kunsttechnik in Lexikon und Grammatik vom Standpunkt der historischen Grammatik.

Dabei ist zu unterscheiden zwischen der vorhistorischen aufsteigenden Periode der Sprachschöpfung und der absteigenden in den historischen Zeiten. Die Ursprache selbst, wie das Auseinandergehn derselben in Familien bis zu der eigentümlichen Ausprägung jeder einzelnen, gehört der vorhistorischen Periode an und kann also von der Sprachwissenschaft nur erschlossen werden.

Es zeigt sich, dafs die indogermanischen Sprachen, was den Vokalismus betrifft, ihre Urvokale ă, ĭ, ŭ vermannigfaltigen, wobei die Entscheidung schwierig bleibt, ob durch diese reicheren Klänge,

welche der Lautkörper erhält, lediglich Euphonie erstrebt wurde, oder vielmehr für die Bedeutung teils Modifikation, teils schärfere Bestimmung. So glaubte z. B. J. Grimm (worauf schon oben p. 205 die Rede sich lenkte), dafs der Ablaut im Deutschen, den er (Gr. T. I, p. 10) als einen Wechsel des Wurzelvokals fafst, welcher nicht, wie bei dem Umlaut, durch den Einflufs eines Vokals der Endung bewirkt wird, den Sinn der Wurzel verschiedentlich bedinge; (Gr. T. II, p. 80, 82; T. III, p. 606.) Bopp dagegen („Vokalismus“ p. 10) zeigt, dafs auch „der Ablaut von der Beschaffenheit der Endungen herbeigezogen werde“. „Der Ablaut hat allerdings Bedeutung gewonnen für die Grammatik, hat sie aber ursprünglich nicht gehabt.“ Bopp weist nach (l. c. p. 146, 208), dafs der Ablaut im Gotischen und Althochdeutschen weniger Bedeutung hatte, als er jetzt zu haben scheint. Auch der Umlaut hat jetzt Scheinbedeutung, als bezeichne er den Konjunktiv oder Plural, z. B. war, wäre; Apfel, Äpfel. Im Germanischen kann überhaupt, wie Bopp (l. c. p. 17) ausführt, eine Wurzel die ganze primitive Tonleiter des Vokalsystems durchlaufen, ohne ihre Grundbedeutung zu ändern, wie im Gotischen: nima, nam, numans. Ablaut also ist (l. c. p. 29) lediglich „ein Erzeugnis euphonischer Einwirkung.“ (cf. auch Arendt, Sach- und Wortregister zu Bopps vergleichender Gramm. p. 16 sq.) So fafst auch Koch (historische Gramm. d. englisch. Spr. T. I, p. 251 sq.) die Änderung des inneren Stammvokals, die wir als Flexionsmittel ansehn, „als euphonischen Vorgang“ z. B. give, gave; stand, stood cet. auch mit äufserer Veränderung zum Vokalwechsel, wie bring, brought.

Schleicher (Dtsch. Spr. p. 49) leitet die Veränderung der Laute aus dem Streben her, den Sprachorganen Muskelthätigkeit zu ersparen. Er sagt: „In Bezug auf die Vokale hat diese vis inertiae das auf den ersten Blick befremdliche Resultat, dafs, während die älteren Sprachen eine nur geringere Anzahl vokalischer Laute besitzen, die späteren eine ungleich mannigfaltigere Reihe von Vokalen hervorbringen. Aber die wenigen Vokale der älteren Sprachen sind einer vom andern scharf abstechend, die der späteren bilden eine vielgliedrige Kette von Lauten, die zum grofsen Teile Verbindungsglieder sind zwischen jenen älteren, weiter voneinander abstehenden Vokallauten; Vokalschattierungen, Mischlaute treten auf, um jene Gegensätze zu mildern, um dem Sprachorgane das Springen von einem Ansatze zum andern zu ersparen und ihm die Bequemlichkeit unentschiedener, durch geringere Umstellung des Sprachwerkzeugs hervorzubringender Vokale zu verschaffen.“ —

Die alten Grammatiker bezeichneten Vokalwandel als Antithesis z. B. impet*e* statt impet*u*, *o*lli für *i*lli cet. — (Diomed. art. gramm. II, p. 437.)

Die historische Grammatik unterscheidet Vokalsteigerung und Vokalschwächung. — Die Steigerung besteht darin, daſs den Grundvokalen a, i, u ein a vorgeschoben wurde, so daſs entstanden: aa, ai, au. „Hiermit mag sich in der ältesten Periode die Ursprache begnügt haben.“ (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 132.) Der Sprachwurzel ward durch diese Steigerung zu ihrer Bedeutung noch eine bestimmte Beziehung hinzugefügt, welche grammatische Verhältnisse ausdrückt, z. B. solche der Zeit. „Vor der Trennung in die einzelnen Sprachen entwickelte sich noch eine zweite Steigerung und zwar durch nochmaliges Zufügen von a, oder, was dasselbe ist, durch Vorsetzen eines â vor die Grundvokale.“ Es gab dies âa, âi, âu; wobei ai und au im Sanskrit (wie im Französischen) zu ē und ō werden, wenn es erste Steigerung ist, während in der zweiten Steigerung der Doppellaut âi, âu bleibt. — Die erste Steigerung nannten die indischen Grammatiker Guna (= Qualität), die zweite Wriddhi (= Wachstum). So giebt die Wurzel kar (machen) im Sanskrit in der ersten Steigerung karômi (ich mache), [Das a der ersten Steigerung unterscheidet sich von dem a der Wurzel darin, daſs es nicht, wie dieses, der Schwächung unterworfen ist.], in der zweiten: kârayâmi (ich lasse machen); die Wurzel vid (wissen) in Guna: vêda (Wissenschaft), im Wriddhi: vâidya (der Wissenschafts-Kundige); die Wurzel budh (erkennen) in Guna: bôdhati (er erkennt), im Wriddhi: bâuddha (Buddhist).

Die Grundvokale ă, ĭ, ŭ, sind im Gotischen noch in groſser Reinheit erhalten, im Griechischen und Lateinischen sind sie vielfach in ĕ oder ŏ übergegangen. So ist es z. B. Guna, wenn aus *ΛΙΠ λείπω* (ebenso *λέλοιπα*) aus *ΦΥΓ φεύγω* wird. Wie nun z. B. die Vermehrung, welche das Griechische durch Zutritt von jenen ĕ und ŏ zu ă empfängt, auf den Wohllaut einwirkt, empfindet man, wenn man Sanskrit: bhárantas mit *φέροντας* vergleicht. Im Lateinischen scheint eine Steigerung des Wurzelvokals immer bedeutsam, wie bei cado (fallen) caedo (fällen); lĕgo lēgi; vĭdeo vīdi. — Im Gotischen steigert sich in der Guna a zu ê z. B. skr. Wurzel bhar giebt got. bêrum (wir trugen), skr. Wurzel dha giebt got. dêds (That); im Wriddhi wird aus skr. bhr*â*tar im Gotischen: br*ô*thar (Bruder). i steigert sich im Guna zu ei: im Wriddhi in ái z. B. skr. vêças (Weiher) (lat. vîcus) wird im Gotischen: veihs; skr. vid (sehen) (lat. videre) wird im Gotischen: vait (wuſste).

Die Steigerung der ersten Stufe für u ist gotisch: iu, die der zweiten áu, so daſs in Guna aus der Wurzel duk (ducere) gotisch tiuha (ziehn) wird, aus Wurzel bhug in Wriddhi gotisch: baug (bog). —

Unterschieden wird von der Vokalsteigerung auch die sogenannte Vokaldehnung z. B. im Sanskrit vor y; so daſs von der Wurzel jan (erzeugen) gebildet wird jâyatê (er wird erzeugt). Die von Ahrens (Griech. Formenlehre) besonders im Griechischen hervorgehobene Ersatzdehnung giebt z. B. Formen, wie *γίγᾱς* aus *γιγᾰ-ντ-ς, σαφής* für *σαφεσ-(ς)*.

Die Vokalschwächung trifft im Indischen ausschlieſslich den Vokal a, entweder so, daſs er zu i wird, wie aus Wurzel bhar (tragen) skrt. bibharmi wird (statt babharmi), (so *πίμπλημι, ἵστημι* für *πάπλημι, σάστημι*), oder zu u, wie wenn skrt. kurmas (wir machen) von der Wurzel kar gebildet wird.

Während diese Schwächung im Griechischen selten ist, tritt sie im Lateinischen in Suffixen, Zusammensetzungen und bei der Reduplikation häufig ein und erklärt sich aus rein phonetischen Gründen. Es wird so ă zu ĭ oder einem getrübten ĕ z. B. wenn aus ămīcus inĭmicus wird, aus căpio — accĭpio; aus p*a*rco — pep*e*rci; — auch zu u z. B. exsc*u*lpo von sc*a*lpo. — Schwächung des u in ĕ oder des o in i zeigen z. B. pejĕro (jūro), cognĭtus (nōtus), des ae in ī: inīquus (aequus) u. d. m.

Im Deutschen trat schon bei Bildung der Grundsprache in weiter Ausdehnung eine Schwächung des indogermanischen a zu u und i ein, so ist z. B. Sanskrit: saptan im Gotischen: sibun.

In der Freiheit der Vokalisation ist gerade die deutsche Sprache ausgezeichnet. Auſser den Vokalreihen, welche durch Steigerung und Schwächung der Grundvokale entstehen — nach Jacob Grimm mit Ablaut zu benennen — sind hier besonders euphonisch die Vokalveränderungen, welche der Einfluſs benachbarter, namentlich der folgenden, Laute hervorbringt. So erzeugt ein in der Ableitungs- oder Flexionssilbe folgendes i Umlaute, indem es a, o, u, au in ä, ö, ü, äu trübt. Diese Trübungen, dem Gotischen noch fremd, zeigen sich schon im Althochdeutschen und kommen im Mittelhochdeutschen zu voller Entwickelung z. B. hant, handi, hendi, Hände; dunni, dünn; mohti, möchte; grôz mhd. Superlativ: groezist. Ebenso wirkt a auf i und u zu einer Brechung ein, indem es aus i den Laut ë werden läſst, u aber zu o macht. Die Brechung trat schon früher auf als der Umlaut. Beispiele sind: hilfu, Plur. h*ë*lfam; geh*o*lfen, weil althochdeutsch gah*o*lfan von h*u*lfum; ahd.

hirti (Hirt) Plur. hërta; ziuhit (zieht) aber ziohant (sie ziehen). — Beides, Umlaut und Brechung, ist eine Anähnlichung, Assimilation der Vokale, wie sie auch im Lateinischen angenommen werden kann, z. B. bei vinŏlentus von vinum, bĕnĕ von bŏnus; — bei nisi aus ne si, bei tibi statt tubi; bei consilium von consul cet.

Besonderen Einfluſs übt auf die Vokale der accentuierenden Sprachen, z. B. der deutschen, der Accent, indem er Silben verlängert, auf denen er ruht, so bei vătar Väter, spĭlen, jetzt spielen, oder solche teils völlig schwinden läſst, welche er nicht trifft, d. h. die nicht wurzelhaften, wie in welih, solih — (welch, solch), teils abschwächt, wie abant in Abend; gagan, gegin in gegen u. d. m., was denn die übergroſse Abgeschliffenheit der Flexionssilben im Neuhochdeutschen erklärt.

Da die Vokale i und u den Konsonanten j und w im Laute verwandt sind, so zeigen sich Vertauschungen zwischen ihnen nicht selten. So ahd. io, mhd. ie, nhd. je; lat. ajebam, ais; et jam, etiam; got. havi, ahd. hewi, nhd. Heu; ahd. vrôwa, mhd. vrouwe oder vrou, nhd. Frau. *εὐαγγέλιον* ist neugr. evangelion. Im Griechischen entstehen aus j und *ϝ*: *ι* und *υ*, wie in *πάτριος* aus *πατρ*-jo-*ς* (j wird als altgriechischer Buchstabe angenommen), *δύο* aus *δϝο*, dtsch. zwo; bei den Lateinern haben die Dichter noch z. B. abjĕte neben abiete, flŭunt ist älteres flovunt cet.

Die romanischen Sprachen ändern lateinisches l vielfach in u und in i. So château aus castellum, chevaux aus caball's, chaud aus cal'dus; aus planus ital. piano, aus clarus ital. chiaro cet.

In Bezug auf den Konsonantismus der indogermanischen Sprachen führen wir vom Standpunkt der historischen Grammatik nur weniges an.

Für die Veränderungen der Konsonanten lassen sich noch weniger als bei den Vokalen Gründe aus der Bedeutung entnehmen; die ursprünglichen Formwörter zeigen freilich in viel geringerem Maſse Umwandlungen ihrer Konsonanten als die Stoffwörter, aus welchem Umstande auf den Einfluſs des Begriffswandels auf den Konsonantenwandel allerdings geschlossen werden kann, da von jenen ja die Stoffwörter fast ausschlieſslich betroffen wurden.

Besonders mächtig zeigt sich das Bestreben nach bequemerer Aussprache. Mit der Vervielfältigung der Kulturinteressen ward auch die Sprache in gesteigertem Maſse als Mittel verwendet, rascheres Redetempo wurde nötig, und bei schwierigeren Konsonanten ward entweder Ersatz in bequemeren gesucht, oder man

stiefs die irgend für das Verständnis entbehrlichen aus. Bequemere Laute schaffte es z. B. den Griechen, dafs sie bei aufeinander folgenden Aspiraten die erstere in die verwandte tenuis änderten: *πεφίληκα* sagten statt *φεφίληκα;* die Lateiner mieden die Aspiraten überhaupt, denn f ist nicht gleich *φ* (weshalb auch *f*e*f*elli nicht Anstofs gab). Will man sehen, wie schnelleres Sprechen mit der Zeit eintrat, so vergleiche man z. B. gotische und althochdeutsche Wörter mit unseren heutigen. Aus got. taiknjan machen wir zeigen, got. saggqjan ist senken; ahd. anachilich ist nhd. ähnlich, kitrakida ist Getreide cet. Bequeme Laute schaffte namentlich die sogenannte Assimilation, teils als Anähnlichung, wie wenn lat. pri*n*ceps (pri*m*us) gesagt wird, ital. pro*n*to (promptus); *βέβρεγμαι* (*βρέχω*), *συμβίωσις,* (*συν*); cla*n*destinus, eoru*n*dem (cla*m*, eoru*m*); Vernu*n*ft (verneh*m*en); teils als Angleichung, wie bei i*r*ridere, *ἐλλείπω,* pue*ll*a (pue*r*la) *γέγραμμαι* (*γράφω*); Ho*ff*art (Ho*ch*fahrt) u. a. m. — vid. auch Leo Meyer, vergl. Gr. der griech. u. lat. Spr. T. I. p. 277: „Es darf dafür, dafs zuweilen ein Konsonant einem nicht unmittelbar vorhergehenden gleich gemacht wird, wohl auch genannt werden coquere, kochen, und quinque, fünf, deren Hervorgehn aus poquere und pinque unter Einflufs des inneren Kehllauts, durch *πέπων,* reif, *πέντε,* fünf und durch die altindischen pácâmi ich koche, und páncan, fünf, mehr als wahrscheinlich wird“ u. a. m.

Ausgestofsen wurden beschwerliche Konsonanten. So schwand im Griechischen bei drei zusammenstofsenden Konsonanten der mittlere mit wenigen Ausnahmen, also *γεγράφθαι,* nicht *γεγράφσθαι;* im Lateinischen z. B. notus statt *g*notus, luna statt lu*c*na (lux), lamentum (*c*lamare); im Deutschen: n vor g häufig geschwunden z. B. in Pfenni*g*, Honi*g*, Jugend (ju*n*g); Ho*h*eit (hoc*h*) u. d. m.

Dafs aber auch Euphonie Einflufs übte auf den Wandel der Konsonanten, beweist z. B. die sogenannte Dissimilation. Ihre Wirkungen verfolgt weithin Pott. (Etymologische Forschungen. [1. Ausg.] T. II, p. 65.) Er sagt zu Anfang: „Der Assimilation steht als ihr Antipode die Figur der Dissimilation oder Verunähnlichung, welche hier vielleicht zum erstenmale in die Grammatik eingeführt wird, gegenüber. In der Rhetorik ist sie unter dem Namen der Variation längst bekannt; was ist die Vermeidung gleicher Personen, Tempora, Genera u. s. w., was die Abwechselung der Füfse in einem Verse, was Umgehung von Homoioteleuten, gleichen lautlichen Anfängen, z. B. Fortunatam natam; *κεκακωμένων*

Her. 1, 170 (mit 3 κ und 3 Nasalen); en en jugeant; die die Menschen lieben; geliebt werden werden; mit desto sichererer Nachricht u. s. w. anderes, als Bedürfnis der menschlichen Natur, das unter gewissen Umständen widerwärtige Gleiche hinwegzuschaffen.“ So erklärt sich z. B. nach Pott das teilweise Aussterben der Reduplikation im Lateinischen, Deutschen (mit Ausnahme des Gotischen), und selbst im Sanskrit cet. aus dem Widerspruch, in welchen dies „Streben nach quantitativer Begriffssteigerung mit dem Schönheitssinn gerät.“ — Die Griechen lassen überhaupt nicht leicht dieselben 2 Konsonanten in 2 aufeinander folgenden Silben. (Lobeck, Paralipomena Gramm. Graec. P. I. 1, p. 18.) Im Lateinischen heifst es so plura*l*is (obwohl singula*r*is) und auch bei Vokalen ist Dissimilation deutlich, da ganz gleiche Vokale nebeneinander gemieden werden, weshalb zwar cast*i*tas, ver*i*tas, aber soc*ie*tas, var*ie*tas, zwar mil*i*tis, aber ab*ie*tis, merîdiês statt medîdiês, quatriduum während doch z. B. quadrirêmis cet. (cf. Leo Meyer l. c. p. 279). So vermeidet die deutsche Sprache zweimaliges l, indem sie K*n*äuel statt Kleuel (ahd. chliwa) setzt, K*n*oblauch statt ch*l*obilouch.

Es ist sicher der schönere Laut hier auch der bequemere, aber, wie wir oben (p. 305) schon bemerkten, der bequemere ist vielfach seiner Leichtigkeit wegen auch der schönere. Wir nannten es ein Streben nach dem Bequemlaut, wenn die Griechen *πεφίληκα* statt *φεφίληκα* sagten, aber mit Recht nennt Pott dies auch Dissimilation. Weil der Begriff der Euphonie in der Anwendung so unsicher ist, fliehen ihn manche Grammatiker über Gebühr. Ich lese bei Gossrau (Lat. Sprachlehre. Quedlinb. 1869) p. 29: „Konsonanten erleiden Veränderung nur durch andere Konsonanten, und zwar nur aus einem Grunde. Die Sprache hat nämlich stets den Bequemlaut gesucht“; aber p. 32 sagt er weiter: „l in demselben Worte wiederholt klang unschön, es trat dann in zweiter Stelle gern r ein.“

Ich weifs nicht, ob bei dem Gesetz der Lautverschiebung, welches in der historischen Grammatik, namentlich für die deutsche Sprache, von so hervorragender Bedeutung ist, der Grund dieses eigentümlichen Vorganges nicht ebenfalls in einem Streben nach Euphonie zu suchen ist. — Ähnlich ist die *ἀντιστοιχία* z. B. bei Eustathius (p. 467, 31 und p. 641, 46), nach welcher z. B. aus dem *π* bei *σπεύδω* *φ* wird in *σφεδανόν*, aus *αὐτοέντης* *αὐθέντης* cet. Er nennt dies: *ἀντιστοιχία τῶν ψιλῶν εἰς δασέα καὶ ἀνάπαλιν.* cf. Apoll. Dyscol. (de constr. I, 24; IV, 10): *ἀντίστοιχος.* Ari-

stonicus Schol. zu Il. X, 445; XI, 589. Servius zur Aen. I, 309, 421, 726; VII, 169; Ge. I, 186. —

Das Gesetz (nach Bopp, vergl. Gramm. T. I, p. 119 zuerst von Rask berührt, wenn auch nicht vollständig erkannt) ist von J. Grimm angegeben in der „Deutschen Grammatik, T. I, 584 sq.“ und ausführlicher besprochen in seiner „Geschichte der Deutschen Sprache T. I, p. 392—434.“ — Bekanntlich zeigt das Gotische gegen die übrigen Familien des indogermanischen Sprachstammes einen Wechsel der Mutae; b, d, g, die mediae, erscheinen als tenues: p, t, k; die tenues als aspiratae oder spirantes: ph (f), th, kh (h); die aspiratae dann wieder als mediae. Dabei bemerkt Grimm, (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 393) daſs „die media als Grundlage des Konsonantlauts“ zu betrachten ist, so daſs (l. c. p. 344) „ihre Benennung unpassend scheint.“ — „Media wird (heiſst es l. c. p. 416) im Sanskrit, — zu den tönenden Buchstaben gerechnet, während tenues und aspiratae dumpf heiſsen. Darum hebt die Verschiebung auch mit der media an, von ihr senkt sich der Laut zur tenuis, von der tenuis zur aspirata: in der media liegt gleichsam seine natürliche Kraft, die sich zur tenuis verdünnt und hernach wieder zur aspirata verdickt. Aus der aspirata muſs darauf die einfache media abtropfen und dann der Umlauf neu beginnen.“

Es ist also z. B. lat. tur*b*a got. thaúr*p*, griech. *πλέκειν* got. *f*laihtan, lat. *f*rater got. *b*rôthar; ferner: griech. *γόνυ* ist got. *k*niu, *κεφαλή* ist *h*aubith, *χόρτος* ist *g*ards; und so ist *d*uco: *t*iuha, *t*u: *th*u, *θυγάτηρ*: *d*aúhtar. —

Im Althochdeutschen zeigt sich dann gegen das Gotische eine zweite Lautverschiebung. Noch heute scheidet u. a. dieses Gesetz das Hochdeutsche vom Niederdeutschen. (vid. Schleicher, Dtsch. Spr. p. 100.) Ohne uns auf die Ausnahmen und deren Gründe einzulassen, geben wir als einzelne Beispiele: got. *b*rothar ahd. *p*ruodar; got. *t*agr ahd. *z*ahar (*δάκρυ*); got. *th*anjan ahd. *d*enan; got. *d*auhtar ahd. *t*ohtar; got. *k*alds ahd. *ch*alt; got. *g*ans ahd. *k*ans u. s. w. J. Grimm sucht den Grund für diese Lautverschiebungen in der Geschichte des Deutschen Volkes. Er sagt: (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 417) „In gewissem Betracht erscheint mir das Lautverschieben als eine Barbarei und Verwilderung, der sich andere ruhigere Völker enthielten, die aber mit dem gewaltigen das Mittelalter eröffnenden Vorschritt und Freiheitsdrang der Deutschen zusammenhängt, von welchen Europas Umgestaltung ausgehen sollte. Bis in die innersten Laute ihrer Sprache strebten

sie vorwärts, und ich wage sogar die Gunst der dem hochdeutschen Stamme vorzugsweise beschiedenen Herrschaft in Anschlag zu bringen, um daraus den Eintritt der zweiten, gleich unbewufst erfolgenden Lautverschiebung herzuleiten.“

Wenn hiernach angenommen zu werden scheint, dafs der Ungestüm kriegerischen Mutes sich auch in der Sprache darin kund gab, dafs statt der weicheren Laute desselben Organs harte gesprochen wurden, statt der harten aber rauhe, so stellte sich Grimm die Einwirkung kriegerischen Sinnes auf die Sprache wohl als eine zu unmittelbare vor. Die Franzosen, die Angelsachsen waren auch zu jenen Zeiten kriegsfreudig genug, aber das Französische ist, seinem Ursprunge treu, auf der lateinischen Lautstufe stehen geblieben, und die Eroberer Englands verharrten auf der gotischen. Aber es gingen ja auch nicht nur die weichen Laute in harte und rauhe über, es kehren sich in jener Kreisbewegung auch rauhe in weiche, (— aus der Sanskritwurzel *bh*u, gr. *φύω,* lat. *f*ui machten doch Goten: *b*auan und erst die Hochdeutschen wieder *p*im; hatten aber die Goten *th*reis gebildet [bei lat. *t*res], so änderten wieder die Hochdeutschen in *d*ri —) und da wäre die Erklärung Grimms, wenn wir sie richtig verstanden haben, nicht zutreffend. Es ist auch dies zu bedenken, dafs die Lautverschiebung sich nicht ausschliefslich bei den Deutschen findet. Grimm selbst erwähnt ähnliches bei den Etruskern, zwischen finnischer und ungarischer Sprache (Gesch. d. Dtsch. Spr. I, p. 416); auch den lettischen und slavischen Sprachen, dem Madagassischen sind Lautverschiebungen derart nicht ganz fremd. (cf. Bopp, vergl. Gr. T. I, p. 124 sq.)

Gehen wir, wie Grimm will, von der media aus, gleichsam dem Grundlaute der Lippen-, Kehl- und Zahnlaute, so würden die Übergänge in die verwandten Laute aus dem oben (p. 366 sq.) Bemerkten sich ergeben, dafs die Sprache einmal den Begriff charakteristisch herauszustellen sich bemühe, dann aber auch auf Bequemlichkeit und auf die damit in Verbindung stehende Euphonie bedacht sei. Die Lautverschiebung zeigt uns, wie Aktion des bildenden Geistes mit der Reaktion der Organe wechselt. Die schärfere Charakterisierung treibt die Media zur Tenuis, diese zur Aspirata; das Bestreben, den Laut der Euphonie gemäfs zu gestalten, führt die Aspirata zur Media zurück. — Max Müller (Essays Bd. IV, p. 439 Anm. 25) betrachtet die Lautverschiebung als das Resultat dialektischen Werdens d. h. dialektischer Spaltung. „In dem südafrikanischen, dem chinesischen, dem polynesischen Dialekte sind ähnliche Übergänge nachgewiesen worden, welche

darthun, dafs diese Übergänge allenthalben kollateral nicht successiv stattfinden.“

Wir gehen nunmehr über zur Betrachtung der Kunsttechnik des Sprachbaues vom Standpunkt eines als feststehend angenommenen usus aus.

Das hierher Gehörige hat den Namen: Grammatische Figuren, wobei zu sondern sind die phonetisch-grammatischen, Lautfiguren, welche den Laut des einzelnen Wortes als solchen betreffen, von denen, welche sich bei der Verwendung der Worte im Satze herausstellen. Wir nennen die ersteren phonetisch-grammatische Figuren, die letzteren syntaktisch-grammatische.

Der Name Figur ist hergebracht für beide Arten einer Veränderung, welche als Ausnahme von dem Sprachrichtigen, von der Regel gefafst wurden. So heifst z. B. bei Athenaeus (XI, p. 490) die *πρόςϑεσις* eines *ε* ein *σχηματισμός*, obwohl dies Wort (z. B. bei Apoll. Dysc.) auch überhaupt die Bedeutung sprachlicher Formierung hat. (Diod. Sic. XII, 53 erzählt von *τῆς λέξεως σχηματισμοῖς περιττοτέροις* des Gorgias.) Quintilian (IX, 3, 2) unterscheidet von den „figuris verborum“, den etymologisch-grammatischen, noch zwei Arten der *σχήματα λέξεως*, deren eine mehr der Grammatik, die andere der Rhetorik zufalle. Manche Rhetoren, wie Fortunatianus (art. rhet. l. III, 10) trennten die etymologisch-grammatischen als figurae *λέξεως*, welche „in singulis verbis fiunt, ut nuda genu, quas uno nomine *ἐξηλλαγμένας* possumus dicere“, von den figuris *λόγου* in elocutionis compositionibus, welche meist rhetorischer Art sind. Ebenso scheidet der „Scriptor incertus (Herodian) de soloecismo et barbarismo“ ed. Valckenaer in „Ammonius de differentia adfinium vocabulorum“: *Βαρβαρισμός ἐστι λέξις ἤτοι περὶ τὰ στοιχεῖα, ἢ περὶ τὰς προςῳδίας ἡμαρτημένη. Διαφέρει δὲ τοῦ Σολοικισμοῦ· ἐπεὶ ὁ μὲν Βαρβαρισμὸς ἐν λέξει γίνεται, ὁ δὲ Σολοικισμὸς ἐν λόγῳ.* cet. cf. auch Th. Gaza (intr. gramm. lib. IV, p. 126 ed. Bas.). Barbarismus aber ist, was auch unter Umständen etymologische Figur heifst, Soloecismus ist auch syntaktische Figur. Donatus (III, 5) führt unter der Bezeichnung der *σχήματα λέξεως* ebensowohl die grammatisch-syntaktischen Figuren an, z. B. das Zeugma, wie rhetorische, z. B. die Anaphora, und bezeichnet die etymologisch-grammatischen Figuren mit dem Namen Metaplasmus, wenn sie in poemate vorkommen (III, 1), als Barbarismus aber, wenn sie in communi sermone gebraucht werden; der Name der syntaktisch-grammatischen Figuren ist, sofern sie als vitium „contra regulam artis grammaticae

factum“ gefafst werden: Soloecismus; (cf. oben p. 365) was aber in prosa oratione soloecismus, in poemate schema nominatur.“ —

Bemerkt wird freilich, dafs, um aus einem vitium eine Figur zu machen, es nicht hinreichend sei, wenn das Wort oder die Redewendung in einem Gedichte vorkomme, sie müsse dort vielmehr gerechtfertigt sein necessitate (d. h. metri), sonst sei sie barbarismus, und soloecismus sei sie, wenn einer nicht wisse, was er da geschrieben habe: „si nesciens fecerit“; wie dies alles auseinandergesetzt wird in dem Kommentar des Pompejus zum Donat. (Grammat. Lat. ed. Keil P. V, p. 285, 292.) Ähnlich Seneca (ep. 95): Grammaticus non erubescit Soloecismum, si sciens facit, erubescit, si nesciens. Servius (zu Virg. Aen. V, 120) scheidet die termini so: „Sciendum, inter Barbarismum et Lexin (hoc est, Latinam et perfectam elocutionem) Metaplasmum esse, qui in uno sermone fit ratione vitiosus. Item inter Soloecismum et Schema (i. e. perfectam sermonum connexionem) figura est, quae fit contextu sermonum ratione vitiosa. Ergo Metaplasmus et Figura media sunt, et discernuntur peritia et imperitia. Fiunt autem ad ornatum.“ (Man sehe auch z. B. Charisius, instit. gramm. lib. IV, 1, 2. Probus, instit. gramm. ed. Lind. I, p. 93. Isidorus, orig. lib. I, XXXI. Consentius, de barbarismis et metaplasmis.) — Es ist dies übrigens die Ansicht Quintilians und er also als ihr Urheber bei jenen zu betrachten. Er sagt (I, 8, 14): „Poetis, quia plerumque servire metro coguntur, adeo ignoscitur, ut vitia ipsa aliis in carmine appellationibus nominentur. Metaplasmos enim et schematismos et schemata vocamus, et laudem virtutis necessitati damus.“ — Bekannt ist, dafs der Name *μεταπλασμός* auch zur Bezeichnung von Anomalieen der Flexion gebraucht wird, wie z. B. bei Eustathius p. 58, 31—46, p. 75, 19—36 cet. namentlich als *μεταπλασμός κλίσεως*, wie wenn zu *δένδρον* neben *δένδροις* auch *δένδρεσιν* gerechnet wird. — Ebenso ist zu bemerken, dafs man die Namen Barbarismus und Soloecismus nicht immer schied. Eusthatius (zu Ilias B vs. 867, p. 367) spricht von Verwechselungen zwischen ihnen, und Apollonius Dyscolus (de constr. III, 4) sagt, man müsse nicht verwirren: *τὴν παρὰ πᾶσι συμφώνως πιστευθεῖσαν δόξαν, ὡς μιᾶς λέξεως κακία ἐστὶν ὁ Βαρβαρισμὸς, ἐπιπλοκῆς δὲ λέξεων ἀκαταλλήλων ὁ Σολοικισμός.**)

---

*) Nach Apoll. Dysc. (de constr. I, 10) sind beide Abweichungen von der theoretisch festgestellten Sprachnorm (*ἡ εὐχρηστία τῆς κατὰ τὸν Ἑλληνισμὸν παραδόσεως*) und so definiert Et. M. (331, 36): *ἑλληνισμός ἐστι τὸ*

So verwechselt z. B. Ausonius bei seinem Spafse (epigr. 138) beide Ausdrücke: In Auxilium Grammaticum:

Emendata potest quaenam vox esse magistri,
Nomen qui proprium cum vitio loquitur.
Auxilium te nempe vocas, inscite magister,
Dic rectum casum, jam Solicismus eris.

Ursprünglich war auch wohl die Bedeutung sehr ähnlich, da *σόλοικος* so viel wie *βάρβαρος* bedeutete, wie der Grammatiker bei Ammonius (ed. Valcken. p. 192) ausdrücklich sagt: *σολοίκους δὲ ἔλεγον οἱ παλαιοὶ τοὺς βαρβάρους,* und erst von den Stoikern, speziell dem Zeno, scheint der Unterschied aufgestellt zu sein,*) wie Diogenes Laert. VII, 40 berichtet, nach welchem dieser den *σολοικισμός* vom Barbarismus schied und definierte als *λόγος ἀκαταλλήλως συντεταγμένος.* So definiert denn auch Cornificius (ad Her. IV, 12): „quum in verbis pluribus consequens verbum superiori non accommodatur." — Nach A. Gellius (N. A. V, 20) sagten die Lateiner dafür stribiligo (stribligo) und imparilitas, und sollten für barbarismus sagen: rustice loqui, da barbare erst nach Augustus aufgekommen sei. (N. A. XIII, 6.)

Der Standpunkt der Grammatiker, von dem aus eine Form oder Wortverbindung als Fehler oder Figur beurteilt wird, ist lediglich der empirische des usus, wie denn Sextus Empiricus (adv. Grammat. 10, p. 260) den Grammatikern mit seiner gewöhnlichen Umständlichkeit auseinandersetzt, dafs auch, wenn sie über Barbarismus oder Soloecismus Festsetzungen machten, sie nur dem usus (*συνήθεια*) folgten, nicht aber einer *τέχνη.* Fehler also statuiert

---

καθ' Ἕλληνας διαλέγεσθαι, τουτέστι ἀσολοικιστῶς καὶ ἀβαρβαρίστως διαλέγεσθαι.

*) Aristoteles gebraucht *σολοικισμός* und *βαρβαρισμός* gleichbedeutend; wenigstens sagt er (de Soph. elench. 3.): Die Sophisten suchen zu Sprachfehlern zu bringen: *σολοικίζειν ποιεῖν* und erklärt dies: *τοῦτο δ' ἐστὶ τὸ ποιῆσαι τῇ λέξει βαρβαρίζειν ἐκ τοῦ λόγου τὸν ἀποκρινόμενον.* In Kap. 14 l. c. scheint er die Benennung des Soloecismus auf Protagoras zu führen. — Auch Dionys. Hal. (de compos. vb. c. XVIII) bezeichnet Barbarism. als Soloecism., unterscheidet aber sonst, z. B. ep. II ad Ammon. de Thuc. —

Eine Art des Barbarismus nannte man Datismus; Aristophanes (Pax, 288) läfst im „*Δάτιδος μέλος*" an Stelle von *χαίρω* singen: *χαίρομαι.* (wie wenn man sagte gaudeor.) cf. Schol. zu vers, 289: *Δάτις — ἑλληνίζειν βουλόμενος εἶπεν ἥδομαι καὶ τέρπαμαι καὶ χαίρομαι, καὶ ἐβαρβάρισε. ἔδει γὰρ εἰπεῖν χαίρω. ἅμα δὲ οὗτος εἶπε πρὸς τὸ ὁμοιοκατάληκτον — λέγεται δὲ τὸ τοιοῦτο δατισμός.* —

eigentlich nur die Grammatik. Renan (histoire des lang. sémit. p. 135) sagt: „On trouve en hébreu, comme dans la plupart des langues qui n'ont point subi de réforme artificielle, une foule de constructions en apparence peu logiques, des changements de genre, des phrases inachevées, suspendues, sans suite. Il serait superficiel d'envisager ces anomalies comme des fautes, puisque nul Hébreu n'avait l'idée d'y voir des transgressions de règles qui n'existaient pas, et de chercher des lois rigoureuses où il n'y avait que choix instinctif. La vérité est que ces irrégularités, que les grammairiens croient expliquer par des anacoluthes, des ellipses de préposition, etc. sont les inadvertances, ou plutôt les libertés d'une langue qui ne connaît qu'une seule règle: exprimer avec vivacité, au moyen de ces mécanismes naturels, ce qu'elle veut exprimer."

Die Rhetoren der Alten waren in Verlegenheit, wie sie sich bei dem Schwanken der Begriffe von vitium und virtus orationis zu benehmen hätten. Quintilian (IX, 3, 1) sagt z. B.: „Verborum figurae et mutatae sunt semper et, utcunque valuit consuetudo, mutantur. Itaque, si antiquum sermonem nostro comparemus, paene jam quidquid loquimur figura est, ut „hac re invidere", non, ut omnes veteres et Cicero praecipue, „hanc rem", et „incumbere illi", non „in illum", et „plenum vino", non „vini", et „huic", non „hunc adulari" jam dicitur et mille alia, utinamque non pejora vincant." Für gewöhnlich statuierte man, wie z. B. Gregorius Corinthius (*περὶ τρόπων*. Rhet. Gr. ed. Spengel T. III, p. 226), der den *σολοικισμὸς ἀπολογίαν ἔχων* als besonderen Tropus mit *σχῆμα* benennt, der da sei: *ποιητοῦ ἢ συγγραφέως ἁμάρτημα ἑκούσιον διὰ τέχνην*, während der *σολοικισμός* wäre: *ἁμάρτημα ἀκούσιον οὐ διὰ τέχνην, ἀλλὰ δι' ἀμαθίαν γινόμενον*. (Ebenso hat das *σχῆμα*: Georg. Choerobosc. *περὶ τρόπων ποιητικῶν* l. c. p. 255.) Bei Klassikern namentlich wagte man Fehler nicht anzunehmen, wie Dionysius Halic. im judic. de Thucyd. (c. 37, 907) sich — im Hinblick auf die Bewunderer des Thucydides über einen nach seiner Ansicht groben Fehler — äußert: *τοῦτο εἴ τις ἐν τοῖς σχήμασιν ἀξιώσει φέρειν, οὐκ ἂν φθάνοι πάντας τοὺς σολοικισμοὺς σχήματα καλῶν*. Einigermaßen half die Erfindung des *σολοικοφανές* oder *σολοικοειδές*, wie im Schol. ad Od. XI, 76: *σῆμά μοι χεῦαι ἀνδρὸς δυστήνοιο*, wo es heißt: *σχῆμά ἐστι σολοικοφανές. Οὐκ ἔστι γὰρ κατειπεῖν τῶν οὕτω σχηματιζομένων σολοικισμὸν ἢ βαρβαρισμόν. Κέκριται δὲ σολοικοφανῆ ταῦτα καλεῖν σχήματα.* (Man vergleiche: Lobeck, Rhem. dissert. XX, p. 329 sq.) — Die Bezeichnung einer Wendung als *σολοικοφανές* findet sich

sehr häufig (bei Dion. Hal. z. B. judic. de Thuc. 29, 53, 55); Muret (ep. 32) nennt die Stelle bei Virgil (Aen. VII, 624): pars pedes ire parat campis, pars ardu*us* altis pulverulentus equis furit ein singulare *σολοικοφανές*. Cassiodor (de orat. 6, p. 572 ed. Garet) erklärt soloekophanes: „quod Soloecismi quidem speciem habet, sed ratione aliqua excusari potest“ vid. auch Serv. (Aen. I, 176; VIII, 260), Schol. (Od. XI, 76). — Danach würde es etwa soloekophanes sein, wenn Goethe (Götz, p. 63) hat: „Sie kommen über die Haide, ich will gegen ihnen halten“ (d. h. ihnen gegenüber).

Im grofsen und ganzen findet sich in diesen Bemühungen der alten Techniker das Richtige. Was ist Fehler, was Figur? — Die Sprache wird geschaffen von den einzelnen Sprachkünstlern, festgestellt aber dadurch, dafs der Geschmack der Vielen unter deren Werken — wie schon bei den Wurzeln — eine Auswahl trifft. Das Erwählte wird dann zum usus, das Abgelehnte wird als Fehler tituliert, dasjenige, über dessen Anerkennung man sich aus diesen oder jenen Gründen, welche, je länger die Sprache besteht, um so weniger ausschliefslich ästhetischer Natur sind, noch nicht völlig entschieden hat, wird von verhältnismäfsig Wenigen verwendet. Haben sich nun diese Wenigen als Sprachkunst-Kenner genugsam ausgewiesen, oder zeigen sie sich selber als Sprachkünstler, so nehmen sie in der freien Gestaltung der Rede das Recht in Anspruch, welches jedem Individuum von Natur zusteht, und, da sie ein Seltenes vorbringen, erscheint dies an ihnen als ein Vorzug (virtus) vor den Vielen: sie reden *σχήματα*, die darum doch nicht jedem und in jedem Falle gut stehen; vermögen sie sich jedoch weder als Kenner noch als Künstler auszuweisen, gehört ihnen also das Seltene nur zufällig an, so glaubt jeder das Recht zu haben, ihnen mit seiner Kenntnis des usus, auf die er stolz ist, beizuspringen und beehrt ihre Produktionen mit der Bezeichnung von Barbarismus und Soloecismus. Es ist klar, dafs vom Standpunkt der historischen Grammatik, auf welchem ein bestimmter usus kein Vorzugsrecht zu beanspruchen hat, die verschiedenen Wortformierungen oder Wortverwendungen weder als Fehler noch als Figuren aufzufassen sind. Es sind Begriffe, welche beständig verfliefsen. Ein von irgend einem usus angenommener Fehler wird Figur, so lange er noch vom usus sich irgendwie unterscheidet; eine Figur, welche keine Abnehmer findet, ist ein Fehler. Annehmen und Ablehnen bestimmen sich durch denselben individuellen Sprachsinn, — das Gefühl für den besonderen Kunststil — welches den bestimmten Sprachen ihre eigentümliche Gestaltung giebt.

Dabei zeigen sich manche Sprachen freisinnig, andere engherziger. Bei den Griechen liefs selbst der reine Atticismus, auch abgesehen von der Dichtersprache, ionische Formen neben anderen zu. Barbarismen, häufig wiederholt, gestalten endlich die Sprache um; so bildete sich die *κοινὴ γλῶσσα*, später die byzantinische *ῥωμαικὴ γλῶσσα*, endlich das gänzlich barbarisierte Neu-Griechisch. Wieviel Barbarismen haben daran gearbeitet, aus dem Lateinischen die romanischen Sprachen zu bilden! Und durch diese Barbarismen und Soloecismen kam es zu gutem, sehr feinem, besonders gesetzmäfsig festgestelltem Französisch, einer weltbeherrschenden Sprache!

Ehe wir zu den einzelnen grammatischen Fehlern und Figuren übergehen, haben wir an jene Umgestaltungen des Lautkörpers der Worte zu erinnern, welche wir schon oben (p. 370—379) besprachen. Diese treten nicht nur in einem bestimmten usus hervor, sondern sind der Sprache in jedem Punkt ihrer Entwickelung eigen, da sie auf dem sich beständig erneuernden Streite zwischen dem Streben nach charakteristischer Gestaltung der Laute, welche von dem Ursprünglichen, Wurzelhaften ausgeht, und der Neigung zu bequemerer und euphonischer Darstellung beruhen. Dieser Streit, der sich ebenso in den Formationen der einzelnen Wörter kundgiebt, wie in deren Verbindungen, wird entweder durch solche Mittel, wie Assimilation, zu gunsten der Euphonie entschieden, oder er wird von dem ästhetischen Sinn als Fehler markiert, den zwar die Grammatik, also der usus der Sprache, selbst zuläfst, dem aber das Individuum aus dem Wege gehen müfste. Die Alten stellten der *εὐφωνία* die *κακοφωνία* gegenüber, sei es, dafs ein einzelnes Wort bezeichnet wurde, wie Strabo (p. 618, 13) erzählt, dafs Aristoteles den *Τύρταμος* habe *Θεόφραστος* genannt: *φεύγων τοῦ προτέρου ὀνόματος κακοφωνίαν*, oder eine gewisse Verbindung von Wörtern, wie Demetrius (de eloc. bei Speng. rhet. Graec. III, p. 317) sagt, dafs die *κακοφωνία* auch einen furchtbaren Eindruck (*δεινότητα*) hervorbringen könne, z. B. (Ilias 12, 208) bei Homer: *Τρῶες δ' ἐρρίγησαν, ὅπως ἴδον αἰόλον ὄφιν*, während das Metrum auch *εὐφωνοτέρως* hätte gewahrt werden können: *ὅπως ὄφιν αἰόλον εἶδον*. Longin (de subl. 43) tadelt in den Worten des Herodot: *ζεσάσης δὲ τῆς θαλάσσης* das *ζεσάσης* „*διὰ τὸ κακόστομον*". Wenn die Laute der verbundenen Wörter einen üblen, unanständigen Sinn gaben, so nannte man dies ein *κακέμφατον*, so Schol. Aristoph. Ran. 48. 423, Quint. 8, 3, 44, und Cicero (or. 14) meinte, dafs, um dergleichen zu vermeiden, man z. B. statt

cum nobis (cunno) sich gewöhnt hätte, nobiscum zu sprechen. Im Virgil bemerkt z. B. Servius Kakemphata (Aen. I, 193): Cum navibus; (ib. II, 27): Dorica castra; (ib. III, 203) (Ge. II, 13). — Diomedes (A. Gr. II, p. 445) hat für dergleichen den terminus: Aeschrologia: vitio compositionis inverecunda oratio, compositio verborum obscenae significationis aut unius verbi obscena significatio et pronuntiatio cet. — Brachte die Stellung einen Mifsklang, sofern man eine andere Wortfolge erwartete, so nannte man dies *κακοσύνθετον*, was Quint. 8, 3, 59 als „male collocatum" bezeichnet. Donatus (III, 1, 4) rechnet die *κακοσύνθετα* zu den Barbarismen; es seien „malae compositiones — in quibus sunt Mytacismi, Labdacismi, Iotacismi, hiatus, collisiones, et omnia, quae plus aequo minusve sonantia ab eruditis auribus respuuntur." Pompejus in seinem Kommentar hierzu erklärt *κακοσύνθετον* als Abweichung von der natürlichen Wortfolge. Als *κακοσύνθετον* bezeichnet z. B. Serv.: Aen. IX, 609. (Über die „mytacismi, labdacismi, iotacismi" cf. Consent. de barb. et metapl. bei Keil. Gr. Lat. Vol. V, p. 393 sq.) — Den Begriff „*εὐφωνία*" scheint Quintilian (1, 5, 4) auf den Wohlklang eines einzelnen Wortes einzuschränken; er nennt sie „vocalitas", cujus in eo delectus est, ut inter duo, quae idem significant ac tantundem valent, quod melius sonet, malis.

Für die Beurteilung der Forderungen in Bezug auf den Wohllaut ist festzuhalten, dafs das musikalische Element der Sprache als solches freilich keine Berechtigung hat. Der Wohllaut der Sprache ist anderer Art, zeigt eine andere mehr zur Bestimmtheit durchgebildete Schönheit, als sie den Tönen der Musik zukommt; sein Vorzug besteht nicht sowohl in dem Reiz des Lautes, als in der Feinheit und in dem Treffenden seiner Gliederung; er darf musikalische Wirkungen nicht erstreben, wenn er nicht höhere Werte einbüfsen will. Der einzelne musikalische Ton für sich hat keine irgendwie bestimmte Bedeutung, erst in seinen Verbindungen wird er zum Wohllaut für alle; dagegen ist jedes Wort schon für sich als Verkörperung eines Begriffs bedeutsam und, wiefern seine Gliederung diesen Begriff symbolisch darstellt, wohllautend für diejenigen, welche ihn als Darstellung dieses Begriffes erfassen. In der Sprache also den Wohllaut zu fühlen gelingt nur auf Grund jener bewufsten Bildung des Geistes, welche die Seele eben an den Werken der Sprachkunst gewinnt. Darum ist der Begriff dieses Sprach-Wohllauts durchaus relativ, für jede Sprache ist er ein anderer; und die Annäherung der vocalitas irgend einer Sprache

an musikalische Wirkungen mag von dem musikalisch gebildeten Ohre angenehm empfunden werden, aber sie ist durchaus nebensächlich, und ist störend, wenn sie sich aufdrängt.

Es bildet sich nach dem eigentümlichen Charakter der verschiedenen Sprachen auch in Beziehung auf die Verbindung der Wörter zu Sätzen ein ähnliches Gefühl für die Angemessenheit der Bedeutung zur Gliederung der Laute, zu ihrer Aufeinanderfolge, ihrer Betonung, ihrem Rhythmus aus, wie für das einzelne Wort, und man wird also auch von einem Wohllaut der Sätze und Perioden sprechen können, der freilich dann noch weniger als ein musikalischer zu fassen ist. Was Wohlklang ist, was nicht, entscheidet hier derselbe Kunstsinn der Sprachgenossen, der die Auswahl der Wörter und Wortbildungen bestimmte.*)

Es hat demnach die Euphonie der Sprache, soweit das Musikalische überhaupt bei ihr in Betracht kommt, nur zu der negativen Forderung ein Recht, dafs Mifslaute möglichst vermieden werden; und auch die Alten, welche im übrigen für dies musikalische Element in der Sprache ein feines Ohr hatten, verkannten doch nicht, dafs es sich nicht vordrängen dürfe. Dionysius Hal. (dessen Bemerkungen de comp. vb. cp. XI hierher gehören) hebt z. B. das Bedenkliche in dem Streben nach Euphonie bei Isokrates hervor. Er sagt (jud. de Isocr. p. 95) von ihm: *ἐκλέγει μὲν εὖ πάνυ, καὶ τὰ κράτιστα ὀνόματα τίθησιν· ἁρμόττει δὲ αὐτὰ περιέργως, τὴν εὐφωνίαν ἐντείνων μουσικήν· σχηματίζει τε φορτικῶς καὶ τὰ πολλὰ γίνεται ψυχρὸς* cet. — Dafs über die Euphonie der Sprache das natürliche Sprachgefühl Richter sei, bemerkt Cicero (de or. III, 37) ausdrücklich. Er verlangt vom Redner: verbis lectis atque illustribus utatur, in quibus plenum quiddam et sonans inesse videatur; die Auswahl der Worte sei: „aurium quodam judicio ponderandus“ und man urteile dabei „non arte aliqua, sed quodam quasi naturali sensu“; jedenfalls sei die Forderung zu stellen, dafs schlecht Klingendes vermieden werde: „in quo non magna laus est vitare vitium, quamquam est magnum.“ — Wie der Wohlklang nicht überall in der Rede am Orte ist, vielmehr der Sinn ihn selbst verbannen kann, bemerkt Quintilian (VIII, 3, 17): „nam rebus atrocibus verba etiam ipso auditu aspera magis convenient.“

---

*) Becker, Organism der Sprache p. 28 sq. unterscheidet Wohllaut und Wohlklang der Sprache; der Wohllaut ist rein phonetisch, der Wohlklang: „der organische Ausdruck für die Vollkommenheit der logischen Form“.

In Bezug auf die Verbindung der Worte zu Sätzen führt Quintilian (IX, 4, 33) im einzelnen an den schon oben (p. 384) besprochenen Fehler des κακέμφατον; dann den Hiatus: „vocalium concursus, quod quum accidit, hiat et intersistit et quasi laborat oratio.“ Aber man soll nicht zu viel Wesens davon machen, um nicht Wichtigeres zu gefährden: „non tamen id ut crimen ingens expavescendum est, ac nescio negligentia in hoc an sollicitudo sit pejor. Inhibeat enim necesse est hic metus impetum dicendi et a potioribus avertat;“ unter Umständen gebe der Hiatus der Rede eine gewisse Weichheit, oder er gebe Nachdruck. (cf. Demetr. de eloc. 72; Cicero, or. 23; Gell. N. A. VI. (VII), 20.)

Im Sanskrit wird der Hiatus (vivritti) sowohl innerhalb eines Wortes vermieden, wie auch, wenn ein Wort mit Vokal endigt und das nächste mit einem Vokal beginnt, gewisse Änderungen eintreten, um den Übelklang zu beseitigen.

Der Hiatus (χασμῳδία), d. h. Vokal im Auslaut, auf welchen Vokal im Anlaut folgt, wurde in den klassischen Sprachen innerhalb einer metrischen Reihe allerdings als Übelklang empfunden. Er war bei den Griechen nur in gewissen Fällen zulässig, und der Auslaut erfuhr eine συναλοιφή, von Späteren mit θλῖψις oder ἔκθλιψις bezeichnet, jetzt meist Elision genannt. Es ist dies eine Verkürzung derart, daſs er zwar, wie ein Vorschlag in der Musik, gehört wurde, aber keine meſsbare Zeit in Anspruch nahm. So war es, wenn der Vokal kurz war; bei einem langen Vokal trat entweder Verschmelzung mit dem folgenden Anlaut ein: Krasis genannt, wenn die Kontraktion durch die Schrift bezeichnet war, sonst Synizesis oder Synekphonesis, oder eine Verkürzung. (Man sehe hierüber das Nähere bei R. Westphal, griechische Metrik Bd. 2, p. 96 sq.) Bei den Römern wurde von Augustus' Zeit ab der Hiatus noch strenger vermieden, als bei den Griechen. Unter den neueren Völkern zeigen besonders die Franzosen sich sehr empfindlichen Ohres, und Boileau (l'art poétique I, 107) ermahnt nicht nur:

> „Gardez qu'une voyelle à courir trop hâtée
> Ne soit d'une voyelle en son chemin heurtée.“

sondern steigert sich:

> „Il est un heureux choix de mots harmonieux.
> Fuyez des mauvais sons le concours odieux:
> Le vers le mieux rempli, la plus noble pensée,
> Ne peut plaire à l'esprit, quand l'oreille est blessée.“

G. Weigand (traité de versification française p. 218) sagt: „L'oreille des Français est offensée par l'Hiatus"; in der Prosa ist er bedingt gestattet, „en poésie ce concours de voyelles — est absolument défendu dans le genre sévère, à moins que la première voyelle ne soit e muet qui s'élide par la prononciation devant la voyelle suivante." Er bemerkt weiter: „L'hiatus n'était nullement défendu dans les premiers siècles de la poésie française." Eingeschränkt wurde der Hiatus seit Marot und Ronsard, verboten seit Malherbe.

Dagegen zeigt sich nun das Englische sehr unempfindlich gegen den Hiatus und läſst ihn nicht bloſs in der Cäsur, sondern auch an anderen Stellen des Verses zu. (cf. Fiedler und Sachs, wissenschaftliche Gramm. d. engl. Spr. Bd. II, p. 381.) Auch im Deutschen fällt der Hiatus nicht ins Gewicht; man entscheidet sich sogar öfter für ihn, um härtere Elisionen zu vermeiden, und lästig erscheint höchstens das Zusammentreffen derselben Vokale, wie bei Goethe: „Die Kränze, die ich in Gedanken flocht", oder: „Ich freute mich bei einem jeden Schritte." — Im Plattdeutschen scheinen Formen wie: bugen (buen, bauen), grugen (grauen), schrigen (schreien) cet. das g zur Vermeidung des concursus vocalium eingeschoben zu haben.

Quintilian (l. c.) tadelt ferner, wenn harte Konsonanten sich aneinander schieben z. B. s mit x oder s, so daſs, wie Cicero (orat. 45) anführt, man s auch zuweilen weglieſs. Martianus Capella (rhet. 33) giebt mancherlei Benennungen dieser Figuren des Übelklangs: „compositionis — vitium maximum est, hiulcas et asperas, frenos etiam, iotacismos, mytacismos, labdacismos, homoeoprophora, dysprophora et polysigma non vitare, vel cujuslibet literae assiduitatem in odium repetitam, ut „sale saxa sonabant" et: „casus Cassandra canebat." (cf. Donatus III, 1, 4.) Isidorus (orig. lib. I, XXXI.) fügt noch besonders collisio hinzu: „quotiens novissimae syllabae finis in alterius principio est, ut mater terra, moeror orbis." — Häufige Wiederholungen also des j, m, l, s miſsfallen dem Ohr. Ein Homoeoprophoron ist z. B. der Vers des Ennius:

O Tite, tute Tati, tibi tanta tyranne tulisti,

Dysprophora: persuastrices, praestigiatrices cet. — Vor dem Fehler der collocatio, „ut neve asper eorum concursus neve hiulcus sit", warnt auch Cicero (de or. III, 43; auch or. 44); asper wäre z. B. der concursus: „rex Xerxes", hiulcus: „cui‿ea‿omnia‿accepta‿ille‿esse putabat."

Aufser vor dergleichen Gleichklängen warnt Quintilian (l. c.) auch vor einer Aufeinanderfolge mehrerer einsilbiger, gleich- oder ähnlich klingender, gleichlanger, gleichflektierter Wörter u. d. m.

Ein Mifsfallen an solchen Gleichklängen kann nur darin seinen Grund haben, dafs durch sie das Lautmaterial vermöge der öfteren Wiederholung derselben Klänge stark hervorgedrängt wird und so eine Aufmerksamkeit auf sich lenkt, welcher der Sinn nicht entspricht.*) Die Menschen nämlich erwarten es so, wie es bei Sterne (Trist. Shandy ch. CXVII) heifst: „Tantum valet, my father would say, quantum sonat.“ Ja, man mufs weitergehn und sagen, dafs diese Gleichklänge nur dann zu verwerfen sind, wenn sie wirklich durch den Laut vom Sinn ablenken und dadurch stören, dafs sie dagegen sogleich entschiedenes Wohlgefallen erregen, sobald sie Sinn haben, d. h. sobald sich die Aufmerksamkeit rechtfertigt, welche sie den Worten zuwenden. Und dies kann auf sehr verschiedene Weise geschehen.

Bemerken wir zunächst, dafs die Gleichklänge nicht derart vermieden werden, wie es der Eifer der Grammatiker wünschen mag. Drakenborch giebt z. B. (zu Liv. 1, 3, § 9) Beispiele aus Livius, welche Gleichklänge enthalten (für mehr Belege zeigt die Fundstätten an: Volkmann, Hermagoras p. 301) wie II, 47, 10: post pugnam ad Regillum lacum non alia illis annis pugna clarior fuit. III, 33, 8: nec haec priorum calamitas consulum segniores novos fecerat consules. III, 43, 3: duae tabulae legum ad prioris anni decem tabulas erant adjectae. XXVI, 17, 2: castris castra — castra castris cet. Lehrs (de Aristarchi studiis Homericis p. 470) sagt: „Man hört ja doch nicht alles, was gleich oder ähnlich klingt. Man hört es auch nicht etwa, weil es von gleicher Wurzel ist. Ich behaupte, wenn Cicero schrieb (de or. 3, 20) Metrodorum illum, de cujus memoria commemorat Antonius, dafs er das nicht gehört. Oder (Verr. V, 12) perditae civitates hos solent exitus exitiales habere — auch: terra solida et globosa et undique ipsa in sese nutibus suis conglobata (nat. d. II, 39) vielleicht nicht.“ Er erwähnt ferner des häufig vorkommenden facile factu, bei Caesar (b. G. 1, 3): perfacile factu esse conata perficere, und hätte noch Stärkeres anführen können, z. B. Caes. b. G. 1, 49, wo in Einem Satze es heifst: „ultra eum locum, quo in loco

*) Servius (zu Virgil) erklärt häufig die Wahl gewisser Wortformen daraus, dafs der Dichter ὁμοιοτέλευτον habe vermeiden wollen z. B. Aen. I, 30; II, 744; III, 663; V, 391; VIII, 435, 545; X, 571; XI, 112, 464; XII, 781.

consederant — castris idoneum locum delegit acieque triplici instructa ad eum locum venit." — Lehrs sagt weiter (p. 471): „Wer so scharf zu passen gewöhnt ist, wie der Kritiker oder Rhetor sich leicht verwöhnt, der sieht — wehe dem, der sich so weit verdorben hätte, das alles zu hören! — Anklang und Gleichklang auch in den Fällen, welche der lebendigen Sprache den gleichen oder ähnlichen Klang verbergen. Ein solcher Fall ist, wo der allerdings gleiche Stamm durch Ableitung oder Zusammensetzung oder auch nur durch geänderte, durch spezialisierte Bedeutung sich dem Bewufstsein und zugleich dem Ohre entzieht." Lehrs erinnert an solche Reden, wie: „es scheint mir wahrscheinlich", „wenn auch feine Leute vor einem und dem andern sich allmählich in acht nehmen." — Man betrachte etwa folgende Beispiele bei Schiller (Tell):

„Ein solches war im Lande nie erlebt,
So lang ein Hirte trieb auf diesen Bergen."
„Ja, es ist ohne Beispiel, wie sie's treiben."
„Ich bin Regent im Land an Kaisers Statt
Und will nicht, dafs der Bauer Häuser baue."

und sonst: z. B. „Schwert traf an Schwert, zum Schlachtfeld ward die Stadt." „Das Böse, das der Mann dem Manne zugefügt." „Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht" u. d. m.

Bei Goethe (Herm. u. Dor.):

„Und die Menge scheut den Tod nicht; es dringt gleich nach der Menge die Menge."

(Iphigenie):

„Und eine Schandthat schändlich rächend mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet. Glaube,
Sie haben es auf Tantals Haus gerichtet."

ferner z. B. „Vertrauen wird man dem Vertrauenden." „O lafst mich dort versteint am Steine stehn."

J. Bekker, Homerische Blätter (p. 185) sagt: „Homer kennt auch die Wiederkehr des gleichen Klanges, wie reizend die auf Ohr und Verständnis einwirkt. Darum sind ihm alle Wege gerecht, worauf ähnliche Töne nahe oder zusammen kommen, paronomasie, parechese (s. Eustath. p. 124 sq.), etymologie, epallelie, epanalepse, epizeuxis, Reim in der Mitte, Reim am Ende (s. Barnes zu ξ, 199) Assonanz, Allitteration" — und er giebt nun p. 185—193 eine Menge von Beispielen. Wir wählen nur einige wenige aus, welche verschiedene Arten des Gleichklangs zeigen (Ilias 16, 104):

Τρῶες ἀγαυοί

βάλλοντες· δεινὴν δὲ περὶ κροτάφοισι φαεινὴ

πήληξ βαλλομένη καναχὴν ἔχε, βάλλετο δ' αἰεί —

Od. 1, 56: *αἰεὶ δὲ μαλακοῖσι καὶ αἱμυλίοισι λόγοισιν θέλγει.* Od. 17, 491: *ἀλλ' ἀκέων κίνησε κάρη, κακὰ βυσσοδομεύων.* Ilias 23, 116: *πολλὰ δ' ἄναντα κάταντα πάραντά τε δόχμιά τ' ἦλθον.* (Wie schön!) Ilias 2. schließen vs. 288, 290, 291: *ἀπονέεσθαι, νέεσθαι, νέεσθαι.* Od. 10, 145: *ἐγὼν ἐμὸν ἔγχος ἑλὼν* — cet. Wie solche Klänge wirkten, dazu giebt Ilias 13, 130 ein Beispiel:

φράξαντες δόρυ δουρί, σάκος σάκεϊ προθελύμνῳ

ἀσπὶς ἄρ' ἀσπίδ' ἔρειδε, κόρυς κόρυν, ἀνέρα δ' ἀνήρ.

Der zweite Vers ist auch verwandt: Ilias 16, 215, und wie oft ist er dann nachgeahmt worden! Zunächst fällt uns ein: Od. 7, 121, wo freilich der Sinn ein anderer:

ὄγχνη ἐπ' ὄγχνῃ γηράσκει, μῆλον δ' ἐπὶ μήλῳ,

αὐτὰρ ἐπὶ σταφυλῇ σταφυλή, σῦκον δ' ἐπὶ σύκῳ.

Man sehe ferner Tyrtaeus [Eleg. II, 31. (Stob. Serm. 48)]:

Καὶ πόδα πάρ' ποδὶ θείς, καὶ ἐπ' ἀσπίδος ἀσπίδ' ἐρείσας

Ἐν δὲ λόφον τε λόφῳ καὶ κυνέην κυνέῃ τε

Καὶ στέρνον στέρνῳ, πεπλημένος ἀνδρὶ μαχέσθω.

Euripides (Heracl. 836):

ποὺς ἐπαλλαχθεὶς ποδὶ, ἀνὴρ δ' ἐπ' ἀνδρὶ στάς, ἐκαρτέρει μάχῃ.

Quintus Smyrn. (VIII, 74):

ἔγχεϊ δ' ἔγχος

συμφέρετ', ἀσπίδι δ' ἀσπίς, ἐπ' ἀνέρα δ' ἤϊεν ἀνήρ.

Nonnus (2, 376):

ῥωγάδα ῥωγὰς ἔρειδε, λόφος λόφον, αὐχένα δ' αὐχήν.

ferner (37, 443):

καὶ ναέτης ναετῆρι, φίλος δ' ἐρίδαινεν ἑταίρῳ, γηραλέος δὲ γέροντι, νέος νέῳ, ἀνέρι δ' ἀνήρ.

ebenso (28, 33):

καὶ πρυλέες πρυλέεσσιν cet. (und 22, 183.)

Nicht minder hatten die Römer an dem Verse ihre Freude: Ovid (Met. IX, 43):

Cum pede pes junctus; totoque ego pectore pronus

Et digitos digitis, et frontem fronte premebam.

Virgil (Aen. X, 360):

Trojanae acies aciesque Latinae

Concurrunt: haeret pede pes, densusque viro vir.

wozu Heyne den Ennius citiert:

Pes pede premitur, armis teruntur arma.

Furius Antias (Annal. IV bei Macrob. Sat. VI, 3):

Pressatur pede pes, mucro mucrone, viro vir.

Statius (Theb. VIII, 397):

Jam clypeus clypeis, umbone repellitur umbo,
Ense minax ensis, pede pes, et cuspide cuspis.

Silius Italicus (IX, 322):

— galea horrida flictu
Adversae ardescit galeae, clypeusque fatiscit
Impulsu clypei, atque ensis contunditur ense:
Pes pede, virque viro teritur.

endlich: Der polnische Horaz: Sarbiewski (IV, 4):

Tum vero signis signa, viris viri
Dextraeque dextris, et pedibus pedes
Et tela respondere telis
Et clypeis clypei rotundi.

Bekker giebt (l. c. p. 194) auch viele Beispiele von Wiederholungen desselben Wortes in derselben Form z. B. bei Aeschylus Suppl. 838 *οὐκοῦν οὐκοῦν τιλμοὶ τιλμοί.* 842 *σοῦσθε σοῦσθ' ὀλόμεναι ὀλόμεναι.* Prometh. 264 *ἑκὼν ἑκὼν.* 888 *ἦ σοφός ἦ σοφός.* Pers. 924 *αἰνῶς αἰνῶς.* 1000 *νέαι νέαι δύαι δύαι* u. d. m. bei Sophocles: Aj. 390 *ἔλεσθ', ἔλεσθέ μ' οἰκήτορα, ἔλεσθέ μ'.* Philoct. 743 *διέρχεται διέρχεται.* 816 *μέθες μέθες* cet. bei Euripides: Androm. 245 *σοφὴ σοφὴ.* 1017 *τάλαιναν τάλαιναν,* bei Aristophanes: Nub. 181 *ἄνοιγ' ἄνοιγ'.* 1501 *ἀπολεῖς ἀπολεῖς* u. d. m.

Nun war dies Bemühen um Gleichklänge keineswegs nur den Dichtern eigen. Sowohl wiederkehrende Klänge, wie gleichsilbige Wörter machten, angemessen verteilt, die Rede den Griechen und auch den Römern angenehm: wie, wenn Plato sagt (legg. E): *τὴν ἁπάντων ἧτταν φοβούμενος ἀνθρώπων τοῦ πόματος* oder Caesar (b. G. 1, 42): omnibus equis Gallis equitibus detractis. Verfolgt man dies weiter bis dahin, wo der Gleichklang beabsichtigt und zur Regel wird, so kommt man zur Besprechung der Paronomasie, der Figuren der Wiederholung, der Allitteration, Assonanz, des Reims cet., über welche, wie über die Klangspielereien, Wortwitze cet. später zu reden ist; wir wollen durch unsere Bemerkungen an dieser Stelle nur zeigen, dafs Gleichklang nur dort, wo er sich als solcher d. h. sinnlos aufdrängt, zu verwerfen ist — denn auch der Scherz, der ihn mit Glück verwendet, verwirft ihn im Ernst — dafs er aber im übrigen gar wohl Bedeutung und Reiz der Rede zu steigern vermag. Ähnlich spricht sich hierüber aus Hermogenes in der Abhandlung *περὶ μεθόδου δεινότητος.* (Rhetor. Graec.

ed. Spengel Vol. II, p. 426 sq.) Er behandelt dort *τὰ ἴσα σχήματα,* worunter er gleichen oder ähnlichen Klang der Wörter versteht. Er billigt ihn als sinnreichen Schmuck der Rede, wie wenn Homer (Ilias I, 141) folgen läſst: *ἐρύσομεν, ἀγείρομεν, θείομεν, βήσομεν* oder Thucydides (1, 11): *ὀλιγανθρωπία, ἀχρηματία, ἀπορία* oder Demosthenes (p. 343): *ἀπηγγελκότα, κεκωλυκότα, (συμβεβουλευκότα), ἀνηλωκότα, εἰληφότα;* auch wenn er, wie vom Isokrates, „*εἰδημόνως εἰς ἡδονὴν ἀκοῆς*" häufiger hervortritt, verwirft ihn aber, wenn die *ἴσα* weder *ἀγωνιστικά* noch *ἐπιδεικτικά* sind, sondern *σοφιστικά,* „*ὅσα αἰσχρῶς καὶ κενῶς κολακεύει τὴν ἀκοήν*", wie sich denn Plato (Gorg. p. 467) darüber lustig mache: *ὦ λῷστε Πῶλε, ἵνα προςείπω σε κατὰ σέ.* und (Symp. 185) *Παυσανίου δέ παυσαμένου· διδάσκουσι γάρ με ἴσα λέγειν οὑτωσὶ οἱ σοφοί.* Der Scholiast bei Bekker (p. 346) macht auf die *παρισώσεις* bei Gorgias und seinen Anhängern aufmerksam und findet sie auch in der Rede des Polus (p. 448) auf: „*σκόπει τὰ πάρισα τοῦ Πώλου, ἐμπειρία — ἀπειρία, τέχνη — τύχη, ἄλλοι — ἄλλων — ἄλλως.*" Der Erfinder war freilich Polus nicht. (vid. Philostratus vit. Soph. I, 13 und Diodorus Siculus l. XII, p. 514.) —

In den morgenländischen Sprachen ist bekanntlich die Freude an Gleichklängen besonders hervortretend. Abgesehen von den Arabern, deren Künste uns besonders Rückert vermittelt hat, haben die Hebräer, wie Gesenius (Lehrgebäude der hebr. Spr. p. 374) bemerkt, um Einklang der Formen zu erzielen, nicht selten auffällige, der Analogie widersprechende Formen gewählt z. B. Ezech. 43, 11: מוֹבָא וּמוֹצָא (statt מְבוֹא) Ps. 32, 1: כְּסוּי עָווֹן־נְשׂוּי פֶּשַׁע (wo בְּשׂוּי statt נְשׂוּא) u. d. m. Er führt ferner sprichwörtliche Formeln an (p. 857), welche Gleichklänge zeigen z. B. 2. Sam. 8, 18: כְּרֵתִי וּפְלֵתִי (Krethi und Plethi) das bekannte (1. Mos. 1, 2): תֹהוּ וָבֹהוּ (wüste und leer) [Jes. 28, 10, 13]: —

צַו לָצָו צַו לָצָו Gesetz hin, Gesetz her,
קַו לָקָו קַו לָקָו Gebot hin, Gebot her. —

Gesenius fügt hinzu: „Am übertriebensten findet dieses im Türkischen statt, wo die Assonanzen zuweilen so gehäuft sind, daſs eine Art gereimter Prosa herauskommt." —

Auch bei uns sind formelhafte Verbindungen in Menge da, welche in den usus übergegangen sind und aus einer natürlichen Freude am Klange, welcher gewissermaſsen das Verbundene zu Einem Begriff festkittet, hervorgehen; von Reim, Assonanz u. d. m. ist dabei nicht die Rede, sondern von Zusammenklingen und Zusammenbedeuten. Darum ist auch Gewaltsamkeit

der Formierung nicht selten, wie z. B. in den Sprichwörtern: „Wie der H*e*rre, so's Gesch*e*rre." „Wie die Alten s*u*ngen, so zwitschern die J*u*ngen." „G*u*nst ist nicht ums*u*nst." „Erst die Pfarre dann die Quarre u. d. m. —

Wir führen (obwohl auch andere Sprachen ähnliche Formeln zeigen z. B. *s*ans *r*ime et *s*ans *r*aison; *p*urus *p*utus; mores *f*ingunt *f*ortunam; bei Shakespeare z. B. birds and beasts [Jul. Caes. 1, 3] black and blue [Merry Wives of Winds. 4, 5; Com. of Err. 2, 2; Twelft Night 2, 5] danger and death [K. John 5, 2; R. II, 5, 1; Alls well th. 3, 4] cet.) nur aus dem Deutschen eine Reihe solcher Bildungen an: Frisch, fröhlich, fromm, frei; Geld und Gut; Himmel und Hölle; Thür und Thor; Schimpf und Schande; Wind und Wetter; fix und fertig; gäng und gäbe; wie er leibt und lebt; samt und sonders; in Bausch und Bogen; durch Dick und Dünn; Disteln und Dornen; weder Fleisch noch Fisch; Haus und Hof; mit Haut und Haar; nicht Huhn, nicht Hahn; Kind und Kegel; der Länge lang; Küche und Keller; Kisten und Kasten; mit Lust und Liebe; Land und Leute; Mann und Maus; bei Nacht und Nebel; nicht Ruhe noch Rast; Rofs und Reisige; mit Sing und Sang; in Samt und Seide; über Stock und Stein; mit Stumpf und Stiel; Schutz und Schirm; Stab und Stütze; Sünde und Schande; Spiefs und Speer; ohne Scham und Scheu; Tichten und Trachten; Thun und Treiben; Witwen und Waisen; Wohl und Wehe; Wort und Werke; mit Wissen und Willen; Wehr und Waffen; Zaum und Zügel. — frank und frei; müde und matt; niet- und nagelfest; grün und gelb aussehen; jemand braun und blau schlagen; biegen oder brechen; bitten und betteln; gleifsen und glänzen; hoffen und harren; pochen und prahlen; vergeben und vergessen; wanken und weichen; zittern und zagen; zu Kreuze kriechen; in die weite Welt u. a. m.

Ferner: Saus und Braus; Lug und Trug; Stück für Stück; mit Wissen und Gewissen; Dach und Fach; Hülle und Fülle; Mein und Dein; in Not und Tod; mit Rat und That; mit Sang und Klang; mit Sack und Pack; zu Schutz und Trutz; auf Schritt und Tritt; Stein und Bein; schlecht und recht; geschniegelt und gebügelt; wie er geht und steht; schalten und walten; leben und weben; hegen und pflegen; hehlen und stehlen; nebeln und schwebeln; hüben und drüben; über Stock und Block; Freud und Leid; Gut und Blut; Handel und Wandel; Knall und Fall; voll und toll; weit und breit; auf Weg und Steg; mit Hangen und Bangen; mit Ach und Krach u. a. m.

Ferner: ganz und gar; um Leben und Sterben; Tag und Nacht (= immer); angst und bange; kurz und gut; von altem Schrot und Korn; Freiheit und Gleichheit; Spott und Hohn; dafs ihm Hören und Sehen vergeht; sich nach der Decke strecken u. d. m.

Auch: dümmer als dumm; toller als toll; ein Leben leben; einen Kampf kämpfen cet.

Auf solcher Freude an Gleichklängen in der Sprache beruht das Entstehen der später kunstmäfsig ausgebildeten und benutzten Allitterationen, Reime, Assonanzen, Annominationen. —

Es bleibt noch die Klangähnlichkeit zu besprechen, welche aus der Aufeinanderfolge mehrerer einsilbiger oder überhaupt gleichsilbiger Wörter sich ergiebt. Quintilian (l. c.) sagt: „etiam monosyllaba, si plura sunt, male continuabuntur, quia necesse est compositio multis clausulis concisa subsultet. ideoque etiam brevium verborum ac nominum vitanda continuatio et ex diverso quoque longorum: adfert enim quandam dicendi tarditatem.“ Wir werden die rhythmische Form der Sprachkunstwerke noch später behandeln; an dieser Stelle bemerken wir nur, dafs allerdings auch in der Sprache, wie bei den einzelnen Wörtern, so in deren Verbindungen, der Sinn für Rhythmus sich ausspricht, dafs aber auch in dieser Beziehung das Taktmäfsige als solches sich nicht aufzudrängen hat. Es genügt, dafs nicht gegen den Rhythmus gesprochen werde, und allerdings ist eine Monotonie, wie sie durch Folge von vielen gleich langen Wörtern hervorgebracht werden kann, eine der Arten, wie man hiergegen zu fehlen vermag. Aber selbstverständlich ist dies nicht die einzige Weise, wie der Hörer durch Besonderheiten des Rhythmus vom Sinn weg auf diesen gelenkt wird; ferner ist deutlich, dafs nicht sowohl die Ein- oder Gleichsilbigkeit die Monotonie hervorbringt, d. h. dafs nicht die Gleichzahl in Betracht kommt, als vielmehr der gleiche Tonfall. Wort- und Redeaccent und die Quantität der Silben können auch bei Wörtern von gleich vielen Silben die nötigen Unterschiede in die Tonreihe bringen. Wenn ich etwa sage: „nur durch den Ton der Angst ward ich so schwach, und gab es ihm.“ oder auch: „kämen Bitten, komme Gewalt; — immer bliebe deine Hoffnung, deine Geduld!“ so liest man 14 einsilbige, 10 zweisilbige Wörter hintereinander, aber ich zweifle, dafs man sie hört. — Dafs übrigens zuweilen auch eine Folge einsilbiger Wörter, die als solche empfunden wird, dem Sinne vortrefflich entsprechen kann, zeigt z. B. die zornig stockende Rede des Oedipus bei Sophocles (Oed. tyr. 370):

ἀλλ' ἔστι, πλὴν σοί. σοὶ δὲ τοῦτ' οὐκ ἔστ' ἐπεὶ
τυφλὸς τά τ' ὦτα τόν τε νοῦν τά τ' ὄμματ' εἶ. —

Schottel (Von der Teutschen Haubt-Sprach p. 781) sagt: „Es ist aber zu merken, daſs wegen groſser Anzahl der einsylbigen Wörter in Teutscher Sprache oftmals eine gantze Meynung oder gantze Spruchrede zusammen kömt aus lauter einsylbigen Wörtern, welches, wenn es unverstümmelter Weise sich zuträgt, gar wohl und gut ist, als: Ach Herr, dein Grimm ist groſs, wir sind fast nicht mehr dein Volk, du stöſst uns von dir, und wilst nicht mehr der Herr sein, der da hilft. Luth.“ u. a. m.

Ehe wir nun zur Besprechung der grammatischen Figuren kommen, haben wir endlich noch der Fehler zu gedenken, welche der usus dadurch als solche hinzustellen sich gezwungen sieht, daſs er sich räumlich und zeitlich d. h. gegen andere Sprachen und gegen die Geschichte seiner eigenen Sprache abgrenzen muſs. Er wehrt so das Eindringen fremder Idiome ab, welches sein Eigenleben angreift, und er behauptet sich seiner Vergangenheit und Zukunft gegenüber als „der Lebende“, welcher „recht hat“. —

Es handelt sich also zunächst um eine Behandlung der Fremdwörter, welcher der sogenannte Purismus sich vielfach auch geflissentlich unterzieht, indem er sie durch einheimische ersetzt, die er im Fall der Not selbst bildet. Die alten Grammatiker scheinen solchen Eindringlingen den Namen *βαρβαρόλεξις* gegeben zu haben. Donatus (III, I, 1) sagt: „in nostra loquela barbarismus, in peregrina barbaros lexis dicitur, ut si quis dicat mastruca, cateia, magalia.“ Pompejus (comment. p. 420) erklärt nun, daſs wenn jemand bei diesen Fremdwörtern einen Fehler mache, dies barbarolexis sei: „in istis verbis si qui peccaverit — dicitur fecisse barbarolexin.“ Charisius (IV, 1, 2) scheint derselben Ansicht, aber Diomedes (II, p. 346) sagt: „barbarismus in Latina dictione fit, barbaros autem lexis tota peregrina dictio.“ Isidorus (orig. I, 31, 2) hat: „inter barbarismum et barbarolexim hoc interest, quod barbarismus in verbo latino fit, dum corrumpitur, quando vero barbara verba latinis eloquiis inferuntur, barbarolexis dicitur.“ und Consentius (de barbar. et metaplasm. p. 1): „barbaros lexis uno modo tantum intelligitur, cum ex aliena lingua in nostrum usum aliqua pars orationis inducitur.“ (cf. p. 24.) Hier sind dann auch die dialektischen Formen, Provinzialismen, Idiotismen, zu besprechen, ebenso die sogenannten Gallicismen, Germanismen, Latinismen u. d. m. —

Vom Gesichtspunkt der Sprachwissenschaft giebt es keine Dialekte, wenn nämlich mit diesem Ausdruck Mundarten bezeichnet werden sollen, welche gegen eine oder mehrere andere, demselben Sprachstamm angehörende, minder berechtigt seien, aber, wie auch sonst in der Geschichte, geht in Wirklichkeit Macht vor Recht, und so nehmen diejenigen Volksstämme, in deren Mundart sich eine Litteratur von Bedeutung entwickelt hat, für diese einen Vorzug in Anspruch, der dann auch, sofern die Litteratur sowohl äufserlich den Wirkungskreis der Sprache erweitert, als auch ihr selbst Bestimmtheit, Freiheit, Würde, Glanz zu verleihen geeignet ist, im Leben der Völker nach und nach von allen anerkannt wird. Bei reicher Litteratur erzeugt sich auch das Bedürfnis nach grammatischer Sichtung und Feststellung der Sprach- und Redeformen, und so gewinnen die litterarisch hervortretenden Mundarten auch das Recht, durch ihre Grammatiker den usus theoretisch zu bestimmen und an diesem die Abweichungen der übrigen Mundarten zu messen und zu beurteilen. —

So bestimmte denn Quintilian (I, 6, 45) die „consuetudo sermonis“ als „consensus eruditorum.“ —

Diese Abweichungen sind dann: Dialekt, Provinzialismen, Idiotismen u. d. m. — Zuweilen, z. B. bei den Griechen der älteren Zeit, bildet sich in mehreren Mundarten derselben Sprache — im äolischen, dorischen, ionischen — eine anerkannte Litteratur, und dann verhalten sich diese Mundarten auch als gleichberechtigte zu einander. Aus der epischen, altionischen Sprache entnahmen ferner die späteren Zeiten ein Gemeingut zu beliebigem Gebrauch, und es gefiel den Griechen eine gewisse Mannigfaltigkeit in der Gestaltung der Wörter. Spät erst, als schon die jüngste Dialektform, der Atticismus, in der griechischen Litteratur die Herrschaft gewonnen hatte, stellte z. B. Aristoteles (Poet. 21) die *γλῶσσα* (die Bezeichnung *διάλεκτος* wurde erst später, bei den Alexandrinern, üblich; sie findet sich in geringschätzigem Sinne z. B. bei Sueton, Tib. 56. —) dem *κύριον* gegenüber: „*λέγω δὲ κύριον μὲν, ᾧ χρῶνται ἕκαστοι, γλῶτταν δὲ ᾧ ἕτεροι,*“ obwohl er hinzufügt, dafs sie an sich dasselbe seien: *ὥστε φανερόν, ὅτι καὶ γλῶτταν καὶ κύριον εἶναι δυνατὸν τὸ αὐτὸ, μὴ τοῖς αὐτοῖς δε.* Er verwirft dann den Gebrauch der Glossen nicht, sondern nur ihre übermäfsige Verwendung (c. 22), als wodurch *βαρβαρισμός* entstände: *δεῖ ἄρα κεχρῆσθαί πως τούτοις.* — Am besten scheinen sie ihre Stelle zu finden in den erzählenden Dichtungen: *τῶν δὲ ὀνομάτων*

— *μάλιστα ἁρμόττει — αἱ γλῶτται τοῖς ἡρωικοῖς.* — (cf. Dion. Hal. de comp. vb. cp. 3; cp. 25 u. 26.)

Die Vorzüge nun, welche solchen Mundarten zu teil werden, die als Darstellungsmittel einer Litteratur vor den anderen hervortreten, sind zugleich auch eine Schwäche. Jene Vorzüge führen zu einer gewissen Festigkeit, wie sie ein überlegter, zweckmäfsiger und geregelter Gebrauch der Sprache zur Folge haben mufs, so dafs diese weniger leicht Veränderungen unterliegt, aber damit wird der Sprache auch ein entschieden konventionelles Gepräge aufgedrückt, und sie verliert an Frische, Natürlichkeit, Freiheit, Naivetät. So wird denn, was zuerst lebendige Mundart war — wie z. B. die mittelhochdeutsche Sprache ursprünglich schwäbische Mundart, die neuhochdeutsche Sprache obersächsische Mundart gewesen ist — zuletzt zur blofsen Schriftsprache, welche, den besonderen Kreisen der Gebildeten angehörig, in sich abstirbt, wenn sie nicht aus dem Reichtum ihrer Dialekte schöpft, sondern sich vor deren vermeintlicher Derbheit und Niedrigkeit abschliefst. M. Müller (Vorles. über die Wissensch. d. Spr. I, p. 47) sagt: „Selbst in England erscheinen die lokalen Patois in mancherlei Formen, welche ursprünglicher sind, als die Sprache Shakespeares, und ihr Wörterschatz übertrifft in vielen Punkten den der klassischen Schriftsteller irgend einer Periode an Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Dialekte sind stets mehr Quellbäche als Nebenkanäle der Litteratursprache gewesen.“ Man sehe auch ebenda p. 53 sq. M. Müllers Ansicht von „dem phonetischen Verfall der Sprachen und der dialektischen Wiedererzeugung oder dem Wachstum durch die Mundarten“, durchgeführt an dem Beispiel der romanischen Sprachen. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 230) sagt: „Die Schriftsprache mufs sich immer von neuem aus der Volkssprache regenerieren, indem sie aus dem ergiebigen Wörterschatz der Mundarten das Echte, Altertümliche von eigentümlich bezeichnender Kraft sich anzueignen sucht. Luther, der bei der Bildung seiner trefflichen, musterhaft reinen Sprache ebensoviel lebendiges Sprachgefühl als Besonnenheit und klares Bewufstsein über sein Thun zeigt, sagt: „Man mufs nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden —; sondern man mufs die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden.“ Goethe hat viel oberdeutsche Provinzialismen eingeführt, Vofs manche niederdeutsche u. s. w.“

Bei uns zeigt die Periode des Althochdeutschen gleichberechtigtes Nebeneinanderstehn der Dialekte, die des Mittelhochdeutschen die Herrschaft einer höfischen Mundart in der Litteratur. Mit dieser Litteratur verfiel auch die Mundart, und die eine Zeitlang bei Seite geschobenen Dialekte traten wieder in gleiches Recht. Das Neuhochdeutsche herrscht jetzt lediglich durch die Litteratur; sein gröſster Wert besteht in der Allgemeinheit des Gebrauchs; — an sich ist es unlebendig, als Schriftsprache „durch Mischung von Mundarten“ entstanden, „unter denen selbst das Niederdeutsche nicht ganz unvertreten ist, das Östreichische aber — eine hauptsächliche Rolle spielt.“ (Schleicher, Dtsche Sprache p. 106 sq.)

Für eine buntscheckige Einführung von dialektischen Formen in die Rede findet sich bei Quintilian (VIII, 3, 59) die Bezeichnung *Σαρδισμός* (so Halm, sonst liest man auch *Κοινισμός, Σωρισμός*): „*Σαρδισμός* appellatur quaedam mixta ex varia ratione linguarum oratio, ut si Atticis Dorica, Ionica, Aeolica etiam dicta confundas. Cui simile vitium est apud nos, si quis sublimia humilibus, vetera novis, poetica vulgaribus misceat.“ Richtig ist, daſs ein Durcheinanderwirren dialektischer Formen eine Verwilderung der Sprache anzeigt; andererseits hat der Volksgenosse der Schriftsprache gegenüber ein natürliches Recht, die Mundart dort zu gebrauchen, wo sie dem Ausdruck eine eigenartige Färbung geben soll, welche der Schriftsprache nicht gelingen würde. So ist es z. B. wenn Schiller im Tell: „Ehni“ anwendet, statt: Groſsvater; oder: „lug' Seppi“; oder wenn Uhland in schwäbischer Mundart erzählt: „Der wackre Schwabe forcht sich nit.“ — Die mundartliche Form wirkt dann individualisierend und erscheint als Figur. Dionys. Hal. (de comp. vb. cp. 25) sagt: *ἔστι τις ὀνομασία ποιητική, γλωττηματικῶν τε καὶ ξένων καὶ τροπικῶν — οἷς ἡδύνεται ποίησις.*

Faſst man die Sprache der Litteratur als Ausdrucksweise höherer Kultur, so nennt man dann das Festhalten an der natürlichen Mundart Idiotismus, Sprache der Ungebildeten; und sofern der Kreis der Gebildeten sich an den Herrschersitzen, den Hauptstädten der Volksstämme, am leichtesten schlieſst, werden mundartliche Abweichungen von der Schriftsprache auch als Provinzialismen bezeichnet. Fortunatianus (rhet. lat. min. ed. Halm p. 123) nennt sie „gentilia verba“, wie wenn man in Gallien „facundos pro facetis“ setzte. — Longinus (de sublim. 31) hebt die Kraft, welche in den Idiotismen sich herausstellen kann, eine Naturgewalt inmitten der Kultur, hervor: *ἔστιν ἄρ' ὁ ἰδιωτισμὸς*

ἐνίοτε τοῦ κόσμου παραπολὺ ἐμφανιστικώτερον· ἐπιγινώσκεται γὰρ αὐτόθεν ἐκ τοῦ κοινοῦ βίου· τὸ δὲ σύνηθες ἤδη πιστότερον cet. Bei Seneca (Controv. Lib. III, praep.) heifst es vom Rhetor Albutius, der „nihil putabat esse, quod dici in declamatione non posset“: „Idiotismus est inter oratorias virtutes res quae raro procedit. Magno enim temperamento opus est, et occasione quadam. Hac virtute varie usus est. Saepe illi bene cessit, saepe decidit. Nec tamen mirum est, si difficulter apprehenditur vitio tam vicina virtus. Hoc nemo praestitit unquam Gallione nostro decentius. Jam adolescentulus cum declamaret, apte et convenienter et decenter hoc genere utebatur. Quod eo magis mirabar, quia tenera aetas refugit omne, non tantum quod sordidum, sed et quod sordido simile est.“ — Man empfindet leicht, wie unter Umständen das Heraussagen, wie uns der Schnabel gewachsen ist, jede Feinheit der Rede überbietet, und es kann überhaupt selbst die Rede der Gebildeten, sofern sie nur die Formen dieses engeren Sprachkreises anwendet, ohne ihn mit dem angemessenen Gehalte erfüllen zu können, zu einem Kultur-Idiotismus führen, der als Zeichen einer Schwäche und Armut, die sich stark und reich gebärdet, höchst widerlich wirkt. Die Alten nannten dergleichen *κακόζηλον* (Demetr. de eloc. § 186), was wir etwa mit maniriert bezeichnen. (vide Ernesti, lexic. technol. Graec. rhet. p. 166.) Quintilian (VIII, 3, 56) definiert die *κακοζηλία* als mala affectatio, welche tumida et pusilla et praedulcia et abundantia et arcessita et exultantia einführt. Er nennt sie „omnium in eloquentia vitiorum pessimum; nam cetera parum vitantur, hoc petitur.“ — (Ähnlich ist die Bedeutung von *κακοτεχνία* bei Demetrius de eloc. § 27.)

Wenn nun die Verwendung mundartlicher Formen sich durch deren natürliche Zugehörigkeit rechtfertigt und für die Kunst der Sprache durch die Naturkraft, welche er dieser zuführt, als unentbehrlich zu erachten ist, so zeigt sich die Einführung von Fremdwörtern und Redewendungen ausländischer Sprachen besonders von Einflufs auf den Gedankenzuwachs, und ist — wie sie ja auch immer ein Wissen des Einführenden voraussetzt — mehr für Förderung und Entfaltung der Kultur von Bedeutung, indem sie die Schranken der Nationalität durchbricht und die Begriffswelt erweitert. Dialektische Formen wendet vorzugsweise die Sprachkunst an, z. B. in der Poesie, Fremdwörter dagegen finden in der Prosa, namentlich in der wissenschaftlichen, ihre Stelle; jene sind wie Naturlaute, welche, halb vergessen, wieder anklingen, diese bleiben im Grunde termini technici. Schiller (Briefwechsel mit Körner,

Brief vom 26. März 1790) sagt: „Lateinische Wörter wie „Kultur“ fallen in der Poesie etwas widrig auf.“

Freilich verhält es sich so nur während der Zeit, in welcher die Fremdwörter und fremden Satzfügungen als solche noch unmittelbar empfunden und gewufst werden. Stellen sie sich wirklich und dauernd als eine Erleichterung für den Verkehr heraus, befriedigen sie das Bedürfnis, später hervorgetretene Erscheinungen oder Vorgänge des Kulturlebens, für welche der einheimische Ausdruck fehlt, angemessen zu bezeichnen, so wandelt der usus sie allmählich in sein Eigentum. Das ist allerdings nur ein Umschaffen, aber doch ein Schaffen, durch welches ein schon gegliedertes Material einem anderen Kunststil assimiliert wird. Andrerseits läfst die Sprache wieder fallen, was sie nicht brauchen kann, auch wenn es ihr von Autoritäten zugebracht wurde. (Quintilian, 1, 5, 64 erzählt: Mihi placet Latinam rationem sequi, quousque patietur decor. Neque enim jam Calypsonem dixerim ut Junonem, quamquam secutus antiquos C. Caesar utitur hac ratione declinandi. Sed auctoritatem consuetudo superavit.)

Wie sehr sich Fremdwörter einer Sprache assimilieren, zeigt sich uns, wenn wir etwa Wörter als fremd denken sollen, wie Vogt (advocatus), Bursch (bursa), Pilger (peregrinus), Pfingsten (*πεντηκοστή*), Mette (matutina), Ziegel (tegula), Segen (signum), Stiefel (aestivale), Tafel (tabula), Weiher (vivarium), Lärm (all' arme), Samstag (hebr. schabbât), matt (arab. mâta, er ist gestorben) u. s. f. (cf. Schleicher, Dtsche Spr. p. 117.)

Ebenso bürgern sich Redewendungen ein, wie z. B. bei uns die Gallicismen: Einem den Hof machen, Einem einen Gefallen thun; bei den Römern viele Gräcismen z. B. (Virg. Ecl. III, 80) trist*e* lupus stabulis (wie *καλὸν ἡ σωφροσύνη*); integer vit*ae*; desine mollium querelarum (Hor. Od. II, 9, 17); fractus membr*a* (Hor. Sat. 1); perfi*dum* ridens (Hor. Od. III, 27, 67); ruit Ocean*o* nox (Virg. Aen. II, 250); frigida pugnabant calidis, humentia siccis (Ov. M. 1, 19) (wie etwa: *Κῦρος ἦν συγγνώμων τῶν ἀνθρωπίνων ἁμαρτημάτων; μνηστῆρας ἔπαυσαν ἀέθλων; πόδας ὠκύς; δεινὸν βοᾶν; ἔρχεσθαί τινι; μάχεσθαί τινι*). — Bernhardy (Grundr. d. röm. Litt. 1, § 192) sagt hierüber: „Der Gräcismus in Wortbildung, Flexion und Syntax von den frühesten Autoren der Republik ohne Plan eingeführt, von Sallust begrenzt, von Virgil in etwas groben Massen herüber genommen und weiter bis auf Ovid immer feiner organisiert, bürgert sich ein und wird ein Element der lateinischen Darstellung.“

Die französische Sprache zeigt völlig assimilierte Wörter — man nennt dergleichen oft Lehnwörter, — welche, obwohl vom Lateinischen übernommen, später zum zweitenmale als Fremdwörter eingeführt wurden, z. B. sécurité neben sûreté, fragile neben frêle; im Deutschen finden sich viele Umdeutschungen fremder Wörter, wie kosten (constare), Gruft (crypta), Speise (expensa, spensa), Kelter (calcatura), Trichter (trajectorium) cet., auch Lehnwörter aus dem Französischen, welche ursprünglich ihm entnommen waren, z. B. Hellebarde, Balkon, Bandage cet.; ja, man bildet selbst Fremdwörter dem Klange nach, welche der fremden Sprache nur scheinbar angehören, wie z. B. im Deutschen: Infanterist, Gardine, Titulatur, Spediteur, botanisieren, oder welche in jener wenigstens nicht dieselbe Bedeutung haben, wie Rouleaux, Montur, Retirade, blamieren, ensuite, Parole, Offerte, Friseur, Restauration u. d. m.

Selbst bei ungemein starker Mischung einer Sprache mit fremden Elementen kann sie durch Bewahrung ihres grammatischen Baues ihr eigentümliches Gepräge sich erhalten. So die englische Sprache. Keltische Ursprache, darauf Lateinisch, Angelsächsisch, Dänisch, Normännisch-Französisch, dazu in späteren Zeiten alles mögliche sonst bilden das Sprachmaterial, und doch zeigt sich das Englische im wesentlichen durchaus als germanische Sprache.

Als Fehler erscheint beim Einbringen fremder Redewendungen, was der Gebrauch nicht festhalten mag. So ist es Latinismus, wenn Opitz (Schäfferey, Von der Nimfen Hercinia, Bresl. 1630, 4. p. 26. 32) sagt: „Ich hatte aus Begiehr fast angefangen zu fragen; sie aber, die es mir am Gesichte ansahe: dieser grofse Strom, sprach sie, der cet.“ „Sie ging für uns her, und: beschawet nun, sagte sie, das Ort.“ „Hierüber trat sie fort, und, Dieser, sagte sie, welchen“ — (hic, inquit, quem.) — Teipel spricht über die Latinismen bei Lessing (Herrigs Archiv für neuere Spr. Bd. 11, p. 444 sq.) und bemerkt z. B. Relativkonstruktionen, wie: qui nolo ut sis oder quem te esse nolo z. B. (Bd. 20, p. 182): „Seien Sie, wer sie wollen, wenn Sie nur nicht der sind, der ich nicht will, dafs Sie sein sollen.“ oder (Bd. 15, p. 62): „Einiges ist darunter, das ich nicht finde, wo er es her hat.“ — Ferner der Acc. cum Inf. z. B. (Bd. 8, p. 3): „Die Gelehrten in der Schweiz — schickten — einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefähr aus den nähmlichen Jahren zu sein urtheilten.“ (quas iisdem annis ortas esse judicabant); so (Bd. 9, p. 69): „Eine Lücke, die sie unius saltem folii zu sein

versichern;“ und im Laokoon (I): „wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu sein, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte.“ Ähnlicher Art die Einbringung des lat.: nihil aliud quam z. B. (Bd. 31, 35): „Ich gedenke der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten.“ u. d. m. Teipel führt (Herrigs Archiv Bd. 12, p. 476 sq.) in seiner Abhandlung: „Über wirkliche und scheinbare Gallicismen bei deutschen Schriftstellern“ u. a. an: die dem Französischen nachgeahmte Setzung einer dem Deutschen überflüssigen Negation (le flatteur parle autrement qu'il ne pense) wie bei Goethe (Bd. 10, p. 87): „in einer gröſseren Gefahr, als ihr nicht sehet“, ferner den Gebrauch von Passiven und Konstruktionen, welche von frzsch. transitivis entlehnt sind (wie von suivre) z. B. bei Schiller (Wallenst.): „Gefolgt von einer Heeresmacht; — gehorcht zu sein (nach: je suis obéi) wie er, konnte kein Feldherr sich rühmen“ und ähnlich (30jähr. Krieg): „eine Versicherung, die widersprochen wird“.

Sahen wir nun, wie die Sprache in räumlicher Beziehung ihr eigentümliches Leben gegen Mundarten und fremde Sprachen abgrenzt oder durch deren Aufnahme erweitert, so ist noch zu betrachten, wie die Schriftsprache sich auch als zeitlich bestimmte verhält, d. h. wie sie sich stellt zu der Wiedereinführung älterer oder der Bildung neuerer Sprachformen, den sogenannten Archaismen und Neologismen.

Neologismus ist kein griechisches Wort; es wird gebraucht z. B. von Adelung, über den deutschen Stil, Bd. 1, p. 81, und von Bernhardi, Sprachlehre, Bd. II, p. 62; auch *νεωτερισμός* findet sich in diesem Sinne bei den Alten nicht.*) Dagegen braucht Dionysius de comp. verb. c. 22 das Wort *ἀρχαϊσμός*: *Ἡ αὐστηρὰ ἁρμονία — ἥκιστα ἀνθηρά, μεγαλόφρων, αὐθέκαστος, ἀκόμψευτος, τὸν ἀρχαϊσμὸν καὶ τὸν πῖνον ἔχουσα κάλλος.* Er spricht auch (l. c.) von dem *ἀρχαϊκὸν κάλλος*; so findet sich auch *ἀρχαΐζω* (id. Rhet. 62, 20) *ἀρχαιοπρετῆ σχήματα* (de comp. vb. 26) *ἀρχαιοειδές* (Demetr. de eloc. 245) *ἀρχαιολογεῖν* (Aristides, techn. rhet. bei Spengel, rhet. Gr. II, p. 402). Bei Aristonicus: *ἀρχαϊκῶς* (z. B. zu Il. I, 275),

---

*) Wenn z. B. in den Scholien zu Il. VII, 475 von „*νεωτερικὴ ὀνομασία*“, *λέξις νεωτερική* cet. gesprochen wird, so ist damit nur der neuere Sprachgebrauch bezeichnet gegen den älteren. (cf. auch Serv. (Aen. VIII, 731).

ἀρχαϊκώτερον (zu Il. II, 186); bei Apollon. Dysc. *ἀρχαϊκὴ χρῆσις* (z. B. de constr. III, 7). *Ἀρχαϊσμός* ist dann weiter gebraucht von Servius zum Virg. z. B. Aen. I, 3; XII, 316; Porphyrion: „*ἀρχαϊσμός* figura" (zu Hor. ep. I, 16, 31); Ps. Donat (zu Andr. II, 2, 28; Eun. III, 5, 39), Tzetzes, Exeg. II, p. 61, 18, neuerdings von Vossius, comment. Rhet. P. II, p. 15.

Quintilian (VIII, 3, 24) spricht von der antiquitas, welche der Rede dignitatem gäbe; das Bilden neuer Worte nennt er (VIII, 3, 30) fingere. Es heifst bei ihm (I, 5, 71): nova non sine quodam periculo fingimus (I, 6, 1), vetera majestas quaedam religiosa commendat. Ähnlich nennt Dionys. Hal. die Neologismen einfach *πεποιημένα* (z. B. de comp. vb. cp. 25; 26 cet.) wie schon Aristoteles Rhet. III, 2 und Poet. 21: *πεποιημένα ὀνόματα.* Cicero (de or. 38) hat: inusitatum verbum aut novatum, ferner (or. c. 24): nec in faciendis verbis audax et parcus in priscis.

Altertümliche Wendungen bleiben wohl zum Teil von selbst aus einer früheren Zeit im Munde älterer Leute, oder solcher, denen sie besonders zusagen, namentlich der Frauen (Plato, Crat. p. 418: *αἱ γυναῖκες, αἵπερ μάλιστα τὴν ἀρχαίαν φωνὴν σώζουσι*), doch erhalten sich Archaismen dieser Art nur in geringer Zahl und sind beständig im Aussterben. Anders steht es mit Worten und Wendungen aus den älteren Zeiten der Sprache, welche absichtlich wieder hervorgeholt werden. Archaismen dieses Ursprungs zeigen oft eine ganz frische Schönheit und geben der Rede Reiz und Gewicht; diese also verdanken ihre Wiedererweckung einem Studium, dann der Reflexion und gewinnen wohl auch in weiteren Kreisen eine neue Verbreitung.

Zu neuen Bildungen ist dagegen mehr das Volk aufgelegt — wegen der natürlichen Lebendigkeit seines Sprachgefühls — als der Gelehrte, den eben sein Wissen zurückhält, welches ihn auf Autoritäten weist. Neue Wurzeln werden von denen nicht mehr geschaffen, welche schon im Besitz einer ausgebildeten Sprache sind; und die Forderung der Verständlichkeit für die Neubildungen, welcher genügen zu müssen jeder Sprachbildner der späteren Zeit sich bewufst ist, hält die Lust am Schaffen in engen Grenzen. Es wendet sich also die Laune des Augenblicks, gesteigert besonders in geselliger Unterhaltung, etwa zu Schallnachahmungen, deren Nachbildung sofort ins Gehör fällt und verstanden wird, oder eine momentane Erregung, welcher die vorhandenen Bildungen nicht genügen, modifiziert durch Zusammensetzungen oder deutlich

bezeichnende Ableitungen das sonst gebräuchliche Sprachmaterial. Neben der unbefangenen Menge schafft auch der Dichter Neues, wenn ihn besonnene Begeisterung über die Bedenken seines Wissens hinweghebt.

Es liegt in der Natur der Sache, dafs innerhalb einer ausgebildeten Sprache nur eine bescheidene Zahl von Archaismen und Neologismen Aufnahme in den usus beanspruchen können; das Wissen wird also sein Interesse an älteren Formen zu bewachen haben, denn als blofse Reizmittel sind Archaismen ärmlich, und ebenso gehen ausschliefslich individuelle, mutwillige oder übermütige Neubildungen bald wieder zu Grunde.

Nach welchen Gründen sich der usus für Wiederaufnahme von Archaismen oder Einführung von Neologismen entscheidet, das ist im einzelnen nicht wohl anzugeben. Horaz (ep. ad Pis. 60) vergleicht den Wandel der Wörter mit dem Wechsel des Lebens, ja er scheint ihm noch weniger festen Gesetzen unterworfen (l. c. 70):

> Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
> Quae nunc sunt in honore vocabula, si volet usus,
> Quem penes arbitrium est et jus et norma loquendi.

Auch in unserer Zeit findet sich diese Ansicht vertreten, welche die Sprachwissenschaft zu einem Teile der Naturwissenschaft machen will, aber die Produkte menschlicher Kunst werden durch eine Wahl gehalten oder verworfen, welche, obwohl von Umständen mitbedingt, doch im wesentlichen nur aus jenem Kunstsinn hervorgeht, der auch dem Schaffen zu Grunde liegt. Freilich sind die Gelehrten nicht gerade diejenigen, bei welchen dieser Sinn am wenigsten ungetrübt bleibt. Liest man bei Adelung (Über den deutschen Stil, [dritte Aufl. 1789] Bd. I) das dritte Kapitel (p. 80 bis 121) von der „Reinigkeit“ und vergleicht die dort von ihm als verwerflich bezeichneten Archaismen und Neologismen mit dem heutigen usus, so wird man sich wundern, wie oft das Urteil des verdienten Gelehrten sich irrig zeigt. Er hält z. B. für Archaismen, die aus dem einen oder anderen Grunde zu beseitigen seien, die Wörter: heischen, entsprechen, Obhut, Schemen, bieder, Fehde, Heimat, Eiland, Reisig, Sippschaft, stattlich, lustwandeln, befahren, kund, Mahl, Landsknecht, Schlacht, Irrsal; andrerseits scheinen ihm Neologismen unzulässig, wie z. B. sich etwas vergegenwärtigen, liebevoll, entgegnen, Gemeinplatz, beabsichtigen, Ingrimm, weinerlich. Dagegen empfiehlt er Eislauf für Schlittschuh, Sammelorden

für Bettelorden, erfindsam für erfinderisch, beblümen, bebrücken u. d. m.

Nach unserem Sprachgefühl bedünkt uns oft, dafs Wörter von verhältnismäfsig geringem Alter von je dagewesen wären, aber „furchtlos“ ist z. B. erst von Simon Dach eingeführt, und auf manche Ausdrücke sind wir erst durch Übersetzungen aus anderen Sprachen gekommen. Pott (Etymologische Forschungen [2. Aufl.] Bd. I, p. 265) führt an, dafs die Übersetzung von Yoricks Sentimental journ. 1768 das Wort „empfindsam“ brachte, dafs „Umsicht“ als Übersetzung von circumspectio von 1794 datiert; dafs erst seit Ch. Wolf das Wort „Leidenschaft“ (nach πάθος) Bürgerrecht erhalten; dafs Luther noch als neue Wörter tadelte: beherzigen, behändigen, ersprieſslich.

Es ist klar, dafs Sprachschaffen oder schöpferisches Neubeleben Akte freier Thätigkeit sind, und dafs also allerhand gute Regeln über Einführung oder Verwendung von Archaismen und Neologismen, wie sie von alten Zeiten her gegeben wurden, im ganzen unfruchtbar bleiben. Nüchterne Geschäftsleute ärgern sich besonders an aufgebauschten Archaismen, wie Sueton (Aug. 86) vom Augustus erzählt, der „cacozelos et antiquarios, ut diverso genere vitiosos, pari fastidio sprevit“, gelahrten Grammatikern ist Neologismus ein Greuel, wie denn der ehrwürdige Schottel in seiner „Ausführlichen Arbeit von der Teutschen Haubt-Sprache“ p. 158 die Obrigkeit zu Hülfe holen will: „Zumahl sich immer mehr neusüchtige Lehrlinge anfinden, die vermeinen, was Beyseitiges und Neues zu kochen jhnen frei stünde. Es solte billig jede Obrigkeit acht geben lassen, dafs solche Schlüngelgekke jhre Brüte für sich vielmehr behalten, als durch öffentlichen Trukk, was für Spracherfahrne Helden sie sind, kunt machen könten.“ — „ist auch vor weniger Zeit etzlichen, die in dem Frantzösischen Sprachwesen aus nicht genugsamer Uhrsache irrig machende Neuerung einzuführen den Anfang gemacht, nicht gelungen, sondern durch Königliche Authoritet verboten und niedergelegt worden.“

Man kann sagen, dafs beide, Archaismen und Neologismen, wenn wir sie billigen sollen, nicht erst unsere Kenntnis in Anspruch nehmen oder unsere Reflexion beschäftigen dürfen; jene müssen uns nur wieder in Erinnerung zu kommen scheinen, diese wie natürlich aus dem Bekannten hervorquellen. Durch die besondere Färbung, welche sie der Rede mitteilen, rechtfertigt sich dann ihr Auftreten von selbst. So bemerkt Vossius (comment. rhet. P. II,

p. 15) von den Archaismen des Virgil: „Nec tamen casu in talia incidit poëta, sed judicio sic maluit, quoties gratia ex iis accederet carmini: ut si vel Dii loquantur, vel veteres Latii incolae, maxime senes, qui retinentiores esse solent sermonis antiqui." Virgil ist übrigens so gar reich an Archaismen nicht; abgesehn von Formen wie ast, olli, Gen. auf ai, Inf. auf ier, fuat, faxo cet. die meist absichtlich zur Verwendung kommen, meidet er die Fülle der früheren Dichter an Archaismen. Erst hinterher fällt uns z. B. ein, dafs wir es mit Neologismen zu thun haben, wenn wir bei Goethe (Der Fischer) lesen: „Ach wüfstest du, wie's Fischlein ist so wohlig auf dem Grund" — „Labt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer? Kehrt wellenatmend ihr Gesicht nicht doppelt schöner her?" — Und ebenso stutzen wir nicht, wenn bei Lessing Saladin dem Tempelherrn archaistisch sagt: „Wie gach (jach) nun wieder, junger Mann!" oder, wenn es bei Schiller heifst: „Es ist doch traun ein närrischer Befehl!" — „Der wird den Hahn nicht fürder krähen hören!"

Quintilian urteilt verständig (I, 6, 39 sq.), eine Rede sei fehlerhaft, „si egeat interprete", daher seien Archaismen (verba a vetustate repetita) zwar, sofern sie Majestät mit Neuheit verbinden, zur Zeit vortrefflich, aber „opus est modo, ut neque crebra sint haec neque manifesta, quia nihil est odiosius affectatione, nec utique ab ultimis et jam oblitteratis repetita temporibus, qualia sunt topper et antegerio et exanclare et prosapia." Er schliefst: „Ergo, ut novorum optima erunt maxime vetera, ita veterum maxime nova." Aber Warnungen erweisen sich in dergleichen Dingen wenig fruchtbar; man findet sie auch bei griechischen Rhetoren nicht selten, z. B. bei Longinus (rhet. in Rhet. Gr. ed. Spengel T. I, p. 306): *Πεφύλαξο δὲ τοῖς λίαν ἀρχαίοις καὶ ξένοις τῶν ὀνομάτων καταμιαίνειν τὸ σῶμα τῆς λέξεως*, und doch zeigte namentlich die absterbende Litteratur bei Griechen und Römern als Folge der Studien und des Strebens nach Effekt auffallende Verirrungen in dieser Richtung. Da spottet schon Seneca (ep. 114, 13) über die sogenannten antiquarii: „multi ex alieno saeculo petunt verba: duodecim tabulas loquuntur. Gracchus illis et Crassus et Curio nimis culti et recentes sunt, ad Appium usque et ad Coruncanium redeunt." Von Hadrian heifst es bei Spartianus (Hadr. 16) „amavit praeterea genus vetustum dicendi — Ciceroni Catonem, Virgilio Ennium, Sallustio Caelium praetulit." Nach Hadrian kommen dann die Frontonianer. — Ebenso sind bei uns, wenn auch vorübergehend, die germanischen Studien der

neueren Zeit auf den Sprachgebrauch mancher Dichter nicht ohne Einfluſs geblieben. —

Bei den späteren Griechen überwuchern besonders Neologismen von Kompositionen. Bei Lobeck (Phryn. p. 600) heiſst es: „Ita tulit aetatis istius consuetudo in hoc genere ultra modum luxuriata: *ἡ καλλιπαρθένος* Eumath. Hysmen. X, 460. Phot. Bibl. CLXXXIV, 418 *τῆς καλλιπαρθένου Θέκλας*. Gregor Naz. Or. XXI, 399. D. T. 1 *ὁ μεγαλοκήρυξ* Anna Comn. XV, 485 A *ὁ καλλιμάρτυρ* Nicet. Ann. XX, 3, 379 C quae unde nata sint, docere nos potest nomen *χαυλιόδους*, ex adjectivo in substantivi naturam transmutatum. Offenditur apud veteres quoque vocabulorum sic compositorum copia; sed apparet, pleraque ex tempore ad similitudinem paucorum publice receptorum efficta et cum auctoribus ipsis et nata esse et occidisse.“ Dergleichen sei z. B. *χαυνοπολίτης* und *διαδρασιπολίτης* bei Aristophanes. —

Es muſs überhaupt unterschieden werden zwischen Archaismen und Neologismen, welche, wie oft bei Aristophanes, nur in besonderer Absicht für einen einzelnen Fall hingestellt werden, und solchen, welche eben der Sprache selbst einverleibt werden sollen. Bildungen der ersteren Art stehen gewöhnlich im Dienste der Komik, wie wenn wir eine Rede mit „alldieweilen und sintemalen“ beginnen, oder wenn Platen (Romantischer Oedipus) Zusammensetzungen bringt, wie „Vorzeitsfamilienmordgemälde“ oder „Nebenbeipersonen“ oder „Freischützkaskadenfeuerwerksmaschinerie.“ Dahin gehört auch, wenn Shakespeare (Haml. III, 2) bildet: it out-herods Herod, (Schlegel: „es übertyrannt den Tyrannen“) oder (As you like it IV, 3): Silvius: I — heard too much of Phebe's cruelty. Rosalind: She Phebes me: — (Schlegel: Sie phöbe't mich.)*) —

Besinnt man sich nun auf die Schicksale aller der Formen, welche von den sämtlichen Volksgenossen in Ausübung ihres Rechts, sich ihre Sprache zu bilden, gemacht werden, um zu gelten und zu bleiben, so findet man, daſs der wunderbare Prozeſs jener

*) George Sand (Consuelo I, p. 49) bezeichnet selbst ihr Wort „succeditrice“ als „néologisme“; (lib. III, p. 118) nennt sie „approbativité“ den „Style phrénologique de nos jours“. — Goethe (Faust, II) sagt: „füſsle“ mit dem Lieben“ und substantiviert: „ein Weiſsnichtwie“. — Archaismen dieser Art d. h. nur für die Färbung der bestimmten Stelle z. B. bei Tieck: „artlich“ für artig (Genov. II, 160); „herfürleuchten“ (ib. II, 161); „wasmaſsen“ (Melus. XIII, 143); „Dämmerunge“ (Oct. I, 113). —

Auswahl der Sprachformen, welchen wir bei Betrachtung der ursprünglichen Sprachschöpfung schilderten, ununterbrochen fortdauert. Fast in unserm eigenen Munde wandeln sich z. B. die Formen der ablautenden Verba. Aus buk wird backte, aus troff wird triefte, aus mied meidete, aus schliff schleifte u. d. m. und wir belassen andere nebeneinander: nackt, nackend; Atem, Odem; Trotz, Trutz cet. d. h. wir schwanken in der Auswahl. — Beständig bilden unsere Kinder, bilden Personen von geringer Bildung neue Wörter und Wortformen oder Strukturen, die, schon weil sie der Autorität ermangeln, nur selten ein längeres Leben gewinnen. Sprachen von Völkern ohne Litteratur und Kultur verändern sich deshalb unglaublich schnell. M. Müller (Vorles. üb. d. Wissensch. d. Spr. I, p. 32) sagt: „Man hat gefunden, daſs unter den wilden und rohen Volksstämmen Sibiriens, Afrikas und Siams schon zwei oder drei Generationen hinreichen, um das ganze Aussehen ihrer Dialekte zu verändern“ und p. 49: „Wir lesen von Missionären in Central-Afrika, welche die Sprache wilder Stämme niederzuschreiben versuchten und mit groſser Sorgfalt eine Sammlung aller Wörter anlegten, deren sie habhaft werden konnten. Als sie nach Verlauf von zehn Jahren zu demselben Stamm zurückkehrten, fanden sie, daſs dieses Wörterbuch veraltet und unbrauchbar geworden war.“ — Aber auch, was unsere Gelehrten und Dichter in der Sprache Neues schaffen, wird nur zu einem geringen Teile auf längere Zeiten ein fester Bestandteil der Sprache. M. Müller (l. c. p. 32) führt z. B. in Bezug auf die autorisierte englische Bibelübersetzung an, daſs „in Booker's Schrift- und Gebetbuch-Glossar sich die Zahl der Wörter und Wortbedeutungen, welche seit 1611 veraltet sind, auf 388 beläuft, oder ungefähr ein Fünfzehntel aller in der Bibel gebrauchten Wörter.“ — Wieviel verliert sich nicht sofort von den Neubildungen selbst hervorragender Autoritäten, wenn der Sprachsinn wahre Schöpferkraft an ihnen vermiſst. Gottschall (Poetik. T. I, p. 164) vergleicht die Wortzusammensetzungen aus den beiden Teilen von Goethes Faust miteinander, in denen „sich ebenso die glückliche Dichterkraft der Jugend, wie die manierierte Ohnmacht des Alters ausprägt.“ Da heimeln uns sofort an als der Sprache angehörig aus dem ersten Teil z. B. Gnadenpforte, Dichterhöhe, Wettgesang, Donnergang, Wirkenskraft, Wissensqualm, Freudebeben, Lebensfluten, Thatensturm, Jugendmacht, Teufelsfaust, Nachbaräste, Gedankenbahn, während der zweite Teil uns Sonderbarkeiten bietet, wie z. B. Erfüllungspforte, Wechseldauer, Doppelzwerggestalt, Glitzertand, Blitzeswerk, Bücherkruste, Krächzegruſs,

Zitterwogen, Glanzgewimmel, Flüsterzittern u. a. m., welche uns fremd bleiben.

Wir weisen bei dieser Gelegenheit an dem Beispiel unseres vortrefflichen Rückert darauf hin, wie sich der Sprachkünstler bei seinen Neubildungen von dem Dichter unterscheidet, indem wir an die Worte erinnern, mit denen Bernhardi (Sprachlehre, T. 2, p. 63) die sprachliche Reformation, „welche Voſs durch ein Aneignen der deutschen Sprache an die griechische hervorbringen wollte“, von der Begründung unserer neuen Dichtersprache z. B. durch Klopstock, Goethe, Tieck unterscheidet. Er sagt: „Diese Reformation muſste, da das Ganze von nichts Innerm ausging und von da auf das Äuſsere über, da alles vorzüglich auf Formen gebaut war, und als höchstes Ziel ein Übersetzen aus dem Griechischen mit gleicher Silbenzahl und Wörtern gesetzt stand, notwendig miſslingen, und in eine Künstlichkeit ausarten, gegen welche die Sprache sich sträubt und die man eben daher in jedem Momente fühlt. Soll eine Sprache in Hinsicht des Dichterischen erweitert und gebildet werden, so kann dies weniger von Sprachkünstlern, welche darum Dichter sein wollen, als von Dichtern, welche darum Sprachkünstler sind, geschehen. Jene werden die Sprache mit Absichtlichkeit durch ein Erfinden zu erweitern vermeinen, ohne zu bemerken, daſs es ihnen unmöglich wird, wenn die Operation ins Groſse getrieben wird; und nur dann erst hat sie Wert, die Willkür durchzuführen, mit welcher sie zu Werke gegangen sind. Bei dem Dichter aber erscheint die Spracherweiterung und Bereicherung als unmittelbar von der Idee geboten, als aus Notwendigkeit gebildet, und eben daher jenes Fremdartigen beraubt, welches die Absichtlichkeit hervorgebracht hat.“

Der anscheinende Widerspruch, daſs auf diese Weise eben der Sprachkünstler derjenige ist, welchem die Kunst des Sprachschaffens abgeht, erledigt sich, wenn man bedenkt, daſs innerhalb der ausgebildeten Sprache die innere Notwendigkeit zu Neubildungen aus der Gewalt einer voll umfaſsten Gedankensphäre hervorbrechen muſs, aus einem Gröſseren also, als der Sprachkünstler beherrscht, dem nur die Darstellung des einzelnen Seelenmoments obliegt und gelingt, der also, wenn er neu bildet, nur ein sich gegenwärtig bietendes und individuelles Bedürfnis des Ausdrucks befriedigt.

Selbst, wenn man die Gedichte Rückerts nur flüchtig durchliest, muſs man über die Menge von Neubildungen erstaunen,

welchen dieser Sprachkünstler ersten Ranges ein offenbar ephemeres Dasein geliehen hat; er selbst hat sie sicher als nur für den Augenblick geboren — als Figuren, nicht als Wörter — erkennen müssen. Wir führen z. B. an: schlichthausbackene Poesie, Jugendfreudenschwung, Traumbilderer, Phantasieverwilderer, Gefühles Milderer, Gottgefecht, Farben mancherhand, matten als Verbum, ein dörres Blatt, entgiften, beblättern, veredelsteinen, schwallen, meerhauchfeucht, behausen, antagen, zerschnoben, zurücknöten, funken als Verbum, zerthaut, dämmerklar, Verwildung, entschreiben, knappen als Verbum, entschütten, Glanzirrlichterieren, ein Wandelgeher, Verdammer, umrüften, abströpfen, Sehnekufs, Flinder, immerndes Grün, perlengrasicht, silberfransicht, blütenstraufsicht, umzirken, sich verwegnen, entbittern, zurücklachen, lenzen (Verbum), trümmern (Verbum), Wirklichstheit, Erspriefs, der Huldige, ein Leber (Lebender), serben (Verbum) u. a. m.

Eigentümlich steht es mit der französischen Sprache der neueren Zeit in Bezug auf ihre Neologismen und Archaismen, welche oft beides sind, sofern die Neubildungen von dem klassischen Sprachschatz borgen, wie z. B. génuflexion, semicurieux, bei A. Dumas; discors bei Lamartine; le flamine, l'impluvium bei Ponsard. Wirkliche Archaismen sind z. B. bei V. Hugo (Le roi s'amuse): les archers de l'écuelle, la donzelle, les gorgerettes des bourgeoises cet., ferner: maintes oder souventes fois, mult, scinder, le renouveau cet. Was die ältere Zeit der Sprache betrifft, so liebt namentlich La Fontaine die Archaismen. (cf. Weigand, traité de Versif. française p. 241.)

Wir besprechen nunmehr die sogenannten etymologisch-grammatischen Figuren, deren Begriff wir oben (p. 379) bereits entwickelten.

Die hierbei angewandte Terminologie entnehmen wir aus dem „Scriptor incertus de soloecismo et barbarismo" ed. Valckenaer (in: Ammonius de differ. adf. voc.), als den man Herodian annimmt, aus Diomedes Art. Gramm. II, p. 435 P. sq. und Donatus: ars grammatica III, 2—4.

Der scriptor incertus kennt nur Barbarismen, d. h. er setzt diese nicht auch als Vorzüge dichterischer Rede, als Metaplasmus; Diomedes und Donatus stellen eine doppelte Liste auf, wobei freilich der naive Vorwurf des Consentius (de Barbar. et Metapl. Vol. V, p. 391 ed. Keil) verdient wird: „equidem non imitabor scriptores, qui exempla hujusmodi vitiorum de auctoritate lectionum (d. h. aus Schriftstellern) dare voluerunt; quo ea vitiorum facta est confusio,

ut paene jam nemo intellegat, quid barbarismus sit, quid metaplasmus. Die Barbarismen sind hiernach folgende:

1. *Πρόσθεσις* z. B. wenn man *Σωκράτην* sagt statt *Σωκράτη*. Es ist dies „adjectio litterae" z. B. re*ll*iquiae. Diom. Don.

2. *Ἀφαίρεσις* z. B. *Ἑρμῆ* statt *Ἑρμῆν*. — Es ist dies „detractio litterae" z. B. pretor statt praetor. Diom. Don.

3. *Ἐναλλαγή* z. B. *ἠδυνάμην* statt *ἐδυνάμην*. — Dies ist „immutatio (mutatio, parallage) litterae, si litteram aliam pro alia pronuntiemus, ut arvenire pro advenire." Diom. Don.

4. *Μετάθεσις* z. B. *δρίφον* statt *δίφρον*. Valcken. bemerkt hierzu: Auctore Tryphone *περὶ παθῶν λέξεων Μετάθεσις λαλεῖται καὶ ἐνάλλαξις καὶ ὑπέρθεσις.**) Dies ist „transmutatio litterae" z. B. Evandre statt Evander. Diom. Don.

5. *Συναλοιφή* z. B. *ὁ θάτερος* statt *ὁ ἕτερος* bei Menander, weil die Krasis *θάτερον* nur das Neutrum betreffen könne. Bei Diom. und Donat. unter Metaplasmus.

6. *Διαίρεσις* z. B. *Δημοσθένεα* statt *Δημοσθένη*. Bei Diomedes und Donat. unter Metaplasmus.

7. *Κατὰ τόνον* z. B. *βουλῶμαι* statt *βούλομαι*. Auch bei Donat. erwähnt als Fehler gegen Accent. Der Kommentator Pompejus sagt: „detrahimus accentum, si velis dicere Róma, cum tractim debeas dicere: longiorem enim accentum ad brevem traxisti." —

8. *Κατὰ χρόνους* z. B. *πινακωΐς* statt *πινακίς*. Pompejus hat: „detrahimus tempus" stetĕruntque comae „pro eo quod est stetērunt."

9. *Κατὰ πνεῦμα* z. B. *αὔριον* statt *αὔριον;* das ist bei Donatus „per aspirationem" z. B. (Pompejus) omo statt homo; — (Diomedes): chorona statt corona. —

Bei dem scriptor incertus findet sich am Ende noch die nicht hierher gehörige *ἀκυρολογία*. Diomedes und Donatus geben genauer 4 Arten der adjectio und detractio an; ersterer nennt noch die Ecthlipsis, unius litterae elisionem" z. B. repsitum statt repositum, Donat die „barbarismi per hiatus" und die schon oben erwähnten Mytacismi, Labdacismi cet. —

---

*) Schol. (Od. III, 18:) *Τέτρατον. Μετάθεσις ἰωνική. διαφέρει γὰρ μετάθεσις ὑπερθέσεως. ἡ μὲν γὰρ ἐν τῇ αὐτῇ συλλαβῇ γίνεται, ἡ δὲ ὑπέρθεσις ἐν ἑτέρᾳ, ὡς τὸ ὀθνεῖος. ἦν γὰρ νόθος νοθεῖος καὶ καθ' ὑπέρθεσιν ὀθνεῖος. καὶ πάλιν γόνυ γόνυος καὶ δόρυ δόρυος, καὶ καθ' ὑπέρθεσιν γουνός καὶ δουρός.*

Die Arten des Metaplasmus sind:

a. Zusätze:

1. *Πρόσθεσις* (Prothesis) Zusatz am Anfang, z. B. tetuli für tuli, gnatus für natus. Diom. Don.

2. *Ἐπένθεσις*, nach Donat auch Parenthesis, nach Diomedes auch Pleonasmus genannt, Zusatz in der Mitte, z. B. Mavortis für Martis.

3. *Παραγωγή*, wovon Diomedes unnötig noch trennt: Prosparalepsis. (Nach Consentius auch: Paralempsis). Zusatz am Ende, z. B. admittier für admitti, ted für te. —

b. Wegnahmen:

4. *Ἀφαίρεσις*, Wegnahme am Anfang, z. B. temnere für contemnere.

5. *Συγκοπή*, Wegnahme in der Mitte, z. B. extinxti für extinxisti.

6. *Ἀποκοπή*, Wegnahme am Ende z. B. „endo suam do" für domum.

c. Verlängerung und Verkürzung einer Silbe.

7. *Ἔκτασις*, Verlängerung einer Silbe, z. B. bei Virg. Aen. I, 499: Exercet Diana choros.

8. *Συστολή*, Verkürzung einer Silbe, z. B. aquosus Orion (Virg. Aen. 4, 52).*)

d. Vereinigung oder Trennung zweier Vokale.

9. *Διαίρεσις*, Eine Silbe wird in zwei geteilt, z. B. pictaï für pictae (Virg. Aen. IX, 26).

10. *Ἐπισυναλοιφή*. Zwei Silben werden als eine gesprochen, z. B. Phaeton statt Phaëton**) (Consentius bemerkt: „item si aliquis neutrum dicat disyllabum, quod trisyllabum enuntiamus, barbarismum faciet").

e. Wegfall zur Vermeidung des Hiatus. (cf. oben p. 387.)

11. *Συναλοιφή* oder syncrisis nach Diomed. oder synchysis nach Donat. oder synaeresis nach Claudius Sacerdos; wenn ein Vokal ausgestofsen wird, z. B. atque⁀ea.***)

---

*) Schol. Il. II, 4: *μόνα τὰ εἰς ῡς μονογενῆ δύναται παρὰ τὴν ἔκτασιν ἢ συστολὴν ἑνικὰ καὶ πληθυντικὰ γίνεσθαι, οἷον βότρυς βότρυς.*

**) Serv. (Aen. VI, 803): aeripedem pro aëripedem. *ἐπισυναλοιφή.*

***) Apoll. Dysc. (de constr. I, 2) nennt es *κατὰ συναλοιφὴν τοῦ ἄρθρου*, wenn *ὤλλοι* von Zenodot (Il. II, 1) geschrieben wird, aber auch (ib. II, 19) wenn z. B. bei *ἐμὲ αὐτόν* elidiert wird *ἔμ' αὐτόν*. Ebenso Schol. Il. I, 519: *τὸ τέλειον ὅτε ἂν ἐστι, καὶ κατὰ συναλοιφὴν ὅτ' ἄν.* Servius (Aen. VIII, 155): Accipio agnoscoque cet. Virg. schrieb nicht cognosco, nam agnosco propter Synaloepham dixit.

12. *Ἔκθλιψις,* wenn hierbei auch ein Konsonant wegfällt z. B. multum⁀ille. —

f. Vertauschung der Buchstaben oder ihrer Ordnung.

13. *Ἀντίθεσις.* Ein Buchstab steht für den andern, z. B. olli für illi.

14. *Μετάθεσις.* Umstellung der Buchstaben, z. B. Timbre für Timber (Virg. Aen. X, 394).

Diomedes führt noch eine Protheseon parallage an, wenn z. B. für die Praeposition de in „cui tantum de te licuit" in stehen müſste; was nicht hierher gehört.

Consentius (l. c. p. 390) erwähnt noch die Tmesis: „multi inter metaplasmos reponunt speciem, quam dicunt tmesin", wenn man z. B. non ulla für nulla setzt (Virg. Aen. 6, 103) oder, wie man jetzt den Namen braucht, wenn zwischen den einzelnen Teilen eines Wortes sich andere einschieben, z. B. septem subjecta trioni. (Virg. Georg. III, 381.) — Donatus (III, 6, 2) führt die *τμῆσις* „unius compositi aut simplicis verbi sectio, una dictione vel pluribus interjectis," als Unterabteilung des *ὑπέρβατον* unter den Tropen auf; ebenso Charisius (IV, 3, 12) der sie jedoch *διακοπή* nennt, und Diomedes (p. 456), der beide termini nennt. —

Wie schon aus unserer Aufzählung selbst hervorgeht, schwankte der Sprachgebrauch der Alten bei den Benennungen dieser Figuren. Lobeck, (Rhem. p. 187) führt den Schol. zu Ilias IV, 1 an und sagt: *ἠγορόωντο ἐκ τοῦ ἠγορῶντο διαιρέσει ἢ μᾶλλον ἐπενθέσει.* Diese Epenthesis nennt Eustathius p. 30, 40: *παρένθεσις,* der Schol. Hes. Opp. 179: (adjectio): *τηλεθόω προσθήκη ὡς ὁρόω.* Et. Magn. 633, 12: *ἀπὸ τοῦ ὁράοιτε ὁρῷτε καὶ πλεονασμῷ ὁρόῳτε* und p. 178, 33: *ἀφόωντα πλεονασμός τοῦ ō* cet. Der Schol. Od. V, 377: *ἀλόω διαίρεσις τοῦ ἀλῷ* — und so zu v. 129: *ἄγασθε ὡς δύνασθε — κατὰ διαίρεσιν ἀγάασθε.* Et Magn. 637, 39 heiſst es: *ἔθος ἐστὶ τῷ ποιητῇ τὰ ῥήματα τῆς δευτέρας συζυγίας διαλύειν εἰς δύο ᾱ ὧν τὸ μὲν πρῶτον συνεσταλμένον, τὸ δὲ δεύτερον ἐκτεταμένον καὶ σὺν τῷ ῑ γραφόμενον, ὁράᾳς, ὁράᾳ.* — Wir fügen hierzu noch die abweichenden oder besonderen Benennungen, welche Josephus (Josephi Rhacendytae synopsis rhet. bei Walz, Rhet. Graec. Vol. III, p. 565 sq.) in seiner Aufzählung dieser Figuren darbietet. Er nennt *Ἀναδίπλωσις* (Reduplikation) z. B. — *δέρκετο δεδέρκετο. Ἄρσις* (Weglassung der Reduplikation) z. B. *βεβλῆσθαι — βλῆσθαι. Ἐπέκτασις* soviel wie *Ἐπένθεσις.**)

*) (Apoll. Dysc. [de adv. 617] braucht *ἐπέκτασις* zur Bezeichnung der durch *δε* verstärkten Wortformen z. B. *τοσόσδε.*)

Συναίρεσις soviel wie *Ἐπισυναλοιφή*. *Παρένθεσις*, eine Epenthesis, welche keine Silbe ausmacht, z. B. ξένος — ξεῖνος. *Ἔλλειψις*, eine Wegnahme in der Mitte, welche keine Silbe ausmacht, z. B. ἑταῖρος — ἑτάρος. *Διπλασιασμός*, Verdoppelung eines Konsonanten in der Mitte, ohne dafs sie eine Silbe ausmacht, z. B. ἔδεισε — ἔδδεισε. *Παράλειψις*, wofür *παρέλλειψις* zu schreiben (cf. Anecd. Graec. ed. Bachmann Vol. II, p. 369), das Gegenteil des Diplasiasmus, z. B. κάλλιον — κάλιον. *Παρέμπτωσις*, Hinzufügen eines Konsonanten, ohne dafs es eine Silbe ausmacht, z. B. πόλις — πτόλις. *Ἔκθλιψις*, das Gegenteil der Paremptosis, z. B. σκηπτροῦχος — σκηπτοῦχος. *Προσχηματισμός*, Hinzufügung einer Silbe am Ende, z. B. ὄνειρα — ὀνείρατα. *Συναλοιφή*, die er ἔκθλιψις nennt in dem Beispiel ἐπ' ἐμὲ statt ἐπὶ ἐμὲ, ferner *κρᾶσις* in: τἀμά statt τά ἐμά, endlich *συναίρεσις* in: Νηρῇδα statt Νηρηΐδα. *Μετάληψις* z. B. αἱμοπόται — αἱμηπόται, (so Aristonic. [Il. 16, 403] πλήγη ἀντὶ τοῦ ἐξεπλάγη κατὰ μετάληψιν τοῦ η εἰς τὸ α) deren Unterschied von der ebenfalls angeführten *Ἀντίθεσις* (wie Διόνυσος — Διόνισος) nicht klar ist, endlich ohne Erklärungen: *Ἐναλλαγή* z. B. ἔρημος — ἤρεμος; *Μετασχηματισμός* z. B. παρθένος — παρθενική*) und *Μετατύπωσις*, z. B. ἐξ' Ιλίου — Ἰλίοθεν. —

Was sind nun für uns jetzt diese phonetisch-grammatischen Figuren?

Es stellen diese Figuren lautliche Abweichungen dar von Formen der gebräuchlichen Rede, und zwar so, dafs auch sie im Gebrauch sind, ohne dafs diese Abweichungen von einer Veränderung der Bedeutung begleitet werden. Sie sind also Zeichen, dafs es auch in der Technik der Sprache, nicht einmal zeitweise, zu einer ganz entschiedenen und ausschliefsenden Wahl der Formen kommt, können aber, da die einzelnen Fälle von Abweichungen nur in Bezug auf den usus, der eine vorübergehende Gestaltung der Sprache als fest annimmt, unter den Begriff dieser oder jener Figur rubriziert werden, für die wissenschaftliche, geschichtliche Sprachforschung als solche Geltung nicht beanspruchen. Für diese

---

*) *μετασχηματισμός* ist Flexion, Abwandlung, bei Apoll. Dysc. z. B. de constr. III, 6: τῶν μερῶν τοῦ λόγου ἃ μὲν *μετασχηματίζεται* εἰς ἀριθμοὺς καὶ πτώσεις, ὡς τὸ ὄνομα cet. — Die Indeklinabilien aber (z. B. Conjunct. Praepos.) haben keine eigene Wandelform: ἴδιον *μετασχηματισμόν*. — Formänderung im allgemeinen ist es z. B. Schol. Il. I, 576: τὸ ἡδονὴ δασυνόμενον *μετασχηματίζεται* εἰς τὸ ἦδος ψιλούμενον, ὡς τὸ ἡμέρα *μετασχηματίζεται* εἰς τὸ ἦμαρ.

sind also z. B. die von den alten Grammatikern citierten: tetuli oder gnatus keine Prosthesis, sondern das regelmäfsige Perfekt zu tulo und die regelmäfsige Form von gnascor (vom Stamme gen); tuli und natus zeigen vielmehr Lautverlust; ebensowenig ist Mavortis Epenthese für Martis, sondern die ältere, vollständigere Form; und mittier wie ted zeigen nicht Paragoge, sondern sie sind die älteren Formen, die sich noch erhalten hatten, als man sich schon mit den kürzeren Formen zu begnügen pflegte. Darum sagt Buttmann (Ausführliche Sprachlehre Bd. II, p. 2): „Man mufs meine Darstellung von einer Synkope und von synkopierten Formen ja nicht mifsverstehen. Wer die griechische Sprache in einigem Umfange übersieht, der erkennt deutlich, dafs beide Arten der Formation, mit und ohne eintretenden Vokal, wo nämlich jedes mit den Gesetzen des Wohllautes besteht, der Sprache gleich natürlich sind, und daher nicht leicht ein Fall ist, wo man mit Sicherheit behaupten könnte, dafs die Art die wahre und alte, die andere aber, sei es durch Einschaltung, sei es durch Auslassung, aus jener entstanden sei. Regellos durchziehen sich beide Arten durch die ganze griechische Sprache, je nachdem irgend eine Bequemlichkeit und andere, keineswegs immer für uns bemerkbare, Umstände die eine oder die andere begünstigten. Die Grammatik aber mufs notwendig auf diese Verschiedenheit aufmerksam machen und vermittelst technischer Benennung was von Einer Art ist, auch in Einen Gesichtspunkt bringen. Soviel als möglich bedient man sich hierzu der schon vorhandenen Benennungen, wo sie nicht vernunftgemäfser Methode widerstreben. Eine solche Benennung ist Synkope, wodurch freilich gesagt zu sein scheint, und auch von den Erfindern gewifs gemeint ist, dafs z. B. *οἶμαι* aus *οἴομαι* abgekürzt sei. An und für sich betrachtet konnte man ebenso gut (d. h. ebenso wahr oder unwahr) *οἴομαι* für Epenthesis von *οἶμαι* erklären; und diese Erwägung könnte vielleicht veranlassen, beides in gleiche Verwerfung zu bringen. Aber man mufs auch erwägen, dafs nach diesem Grundsatz keine der Benennungen von Figuren der Formation oder der Syntax, wodurch eine Umänderung angedeutet wird, als da sind Umlaut, Metathesis, Enallage, Ellipse cet. Stich hält. Bei allen ist das, was als Grundform angenommen ist, nicht aus historischen Notizen, sondern nach einem Ermessen festgesetzt, bei dessen Beurteilung es uns nur darauf ankommen kann, ob es wesentlichen Grundsätzen nicht widerspricht: was sonst darüber oder dagegen sich sagen läfst, bleibt der philosophischen Beobachtung überlassen. So ist es also richtiger Methode völlig

angemessen, bei Unterscheidung jener beiden Formations-Arten diejenige, welche bei weitem die vorherrschende und in grofser konsequenter Analogie auftretende ist — zum Grunde zu legen, und die kleinere Masse als Abweichung darzustellen, deren Benennung Synkope, als sei sie aus jener verkürzt worden, völlig unschuldig und brauchbar ist.“

Eine ähnliche Berechtigung, wie sie Buttmann diesen Figuren in Bezug auf die Grammatik zuerkennt, haben wir ihnen auch bei unserer Betrachtung der Sprache einzuräumen, denn auch diese mufs sich im einzelnen auf feste Formen richten, weil sie nur so ein bestimmtes Bild zu gewinnen vermag. Die Theorie einer Kunst hat nicht auch die Aufgabe der Kunstgeschichte; sie erforscht nicht, wie und wann die Technik diese oder jene Formen gebildet hat. Sie findet Nebenformen in Gebrauch und bezeichnet diese im Verhältnis zu den anderen als einen Zusatz bietend, oder einen Wegfall oder eine Umstellung, wobei sicher ist, dafs sie so erscheinen und unausgemacht bleibt, ob der einen oder der anderen Form, geschichtlich betrachtet, die Priorität zuzusprechen sei. So würde auch die Betrachtung auf anderen Gebieten der Kunst, z. B. bei Volksliedern oder Volksmelodieen, die zahlreichen Varianten, welche diese sogleich beim Entstehen und weiterhin begleiten, allerdings als charakteristisch für die Stufe, auf welcher sich diese Produktionen bilden, bezeichnen und so zur schärferen Würdigung ihres eigentümlichen Wertes gelangen, aber es würde ein anderes sein, nun etwa eine Textkritik anzustellen, um, wenn nicht das Ursprüngliche, doch das nach irgend einer Kunstansicht Beste zu ermitteln.

Beurteilen wir freilich die Erscheinungen dieser Art nur nach der dürftigen Auswahl, welche etwa die Grammatiken bieten, so erscheinen sie geringfügig, aber man bedenke, dafs für gewöhnlich nur zur Beachtung kommt, was auch in der Schriftsprache sich Anerkennung errungen hat. Das sind nur einzelne im Herbarium konservierte Exemplare aus einer beständig und üppig wachsenden Flora. Man achte nur auf die Gestaltung der Laute, wie sie in reichstem Wechsel in der Umgangssprache nach eines jeden Individualität zu hören ist. Da giebt es Barbarismen oder Metaplasmen, wie ĕ-labend, er-rot, B-e-lüte, G-e-reis, genu-n-g, er-r-innern, ’rauf, de (statt du), sei recht or(de)ntlich, alle(n)s, nischt (nichts) cet., welche man als Idiotismen, Dialektformen bezeichnen mag, die aber die lebendige Sprache darstellen.

Obwohl nun zweifelsohne alle diese Varianten auf Anregung

irgend eines Gefühls für die Lautseite der Wörter entstanden sind, und man also als Grund für Zusätze von Lauten und deren Umstellungen etwa auf aktiv hervortretendes Streben nach Wohllaut schliefsen mag, während die Weglassungen sich uns mehr auf bequemere Aussprache, auf Vermeidung lästiger Breite zu richten scheinen, so wird doch nichts Bestimmteres sich herausstellen, als jenes unmittelbare, reflexionslose Sprachgefühl hineinlegte. Zu beachten ist jedoch, dafs an diesen Figuren das individuelle Schaffen, aus welchem überhaupt Sprache entspringt, sichtbar wird; sie zeigen, dafs die Sprache der Mitteilung und des Verkehrs, dafs der usus selbst überall noch das Wirken der Freiheit aufweist, welches sein Lebensquell ist.

Gerade aber auch nur für die Betrachtung der Sprachtechnik innerhalb eines bestimmten usus scheint mir die Beibehaltung der alten Figuren-Namen der Kürze wegen angemessen, die Sprachforschung umfafst das hierher Gehörige in weiter reichenden Gesetzen und veranlafst durch Beibehaltung der in anderem Sinne gemeinten termini leicht Verwirrung. Denn diese termini setzen eben die Vorstellung nicht nur eines bestimmten Wortleibes voraus, sondern überhaupt die unveränderte Funktion des Wortbildes, während die etymologischen Forschungen der Wissenschaft nur die Wandelungen des Lautes ins Auge fassen und sich durch das Eintreten des Wortbildes in neue Beziehungen, durch welche es innerhalb eines ganz anderen usus Geltung gewinnt, nicht behindern lassen.

Wenn z. B. Heyse (System der Sprachwissensch. p. 320 sq.) in den Formen *ὀφρύ, ὀδούς* Prosthesis erkennt, weil diese Wörter sanskr. bhru, dantas, lat. dens, deutsch: Braue, Zahn heifsen, so ist, davon abgesehen, dafs es sich hier um Formen verschiedener Sprachen handelt; wenn durch Epenthesis aus lat. camera frzsch. chambre werden soll, durch Aphaeresis aus *χλαῖνα* lat. lana oder aus lat. historia englisch story, durch Apokope aus *ἐπίσκοπος* Bischof, so wird nicht beachtet, dafs die Bedeutungen dieser Wörter in den verschiedenen Sprachen nicht dieselben geblieben sind. Camera ist Gewölbe, chambre Zimmer, *χλαῖνα* ist Oberkleid, lana Wolle (cf. übrigens Curtius, Grundz. d. griech. Et. p. 327), historia steht der fabula gegenüber, Shakespeares: Sir, make me not your story wäre durch historia nicht zu übersetzen, und der Begriff eines *ἐπίσκοπος:* Aufsehers, deckt den unseres: Bischof bei weitem nicht. —

Pott (Etymolog. Forsch. [1. Ausg.] T. II, p. 6) behandelt „die Figuren des grammatischen Lautwechsels“ nach folgenden Rubriken:

„1. solche, welche den verwandelten Formen weder Buchstaben nehmen noch geben, letztere vielmehr, obwohl verändert, doch virtuell bestehen lassen, nämlich Assimilation, Dissimilation; Verschmelzung, Auflösung; Metathese mit der Doppelseitigkeit des Vor- und Rückwärts, und 2. die Figuren des Zusatzes und Mangels.“ Er bemerkt (p. 5): „Die alten Grammatiker pflegten die kurrente Schriftsprache zum Maſsstabe der Beurteilung abweichender Formen zu machen, und letztere danach unter verschiedene Kategorieen des Metaplasmus zu bringen; und haben so oft, von einem falschen Gesichtspunkte ausgehend — denn nur der historische Gang fortschreitender Sprachentwickelung giebt, allerdings nicht für die Stilistik, aber für die wissenschaftliche Grammatik den allein richtigen — eine Menge Erscheinungen in ihr Gegenteil, d. h. das chronologisch Spätere in das vorangegangene Frühere und umgekehrt versetzt.“ Indem Pott hier die Stilistik ausnimmt, nimmt er eben alle diejenigen Betrachtungsweisen der Sprache aus, welche deren Kunstwerke nicht in der Arbeit des Werdens verfolgen, sondern als vollendete Gebilde anschauen wollen. Auch der historischen Forschung ist es übrigens noch keineswegs gelungen, für die einzelnen Fälle des Lautwechsels jedesmal die richtige Beurteilung zu finden. Unter den phonetisch-grammatischen Figuren sind demnach der Sprachtechnik angehörige Varianten von Formen zu verstehen, welche vom Standpunkt einer bestimmten Schriftsprache aus als Vermehrung, Verminderung oder Umstellung der Laute erscheinen. Ihr Vorkommen erklärt sich zum Teil daraus, daſs Formen früherer Zeit fortwirken, wie wenn noch Herz*e* neben Herz gesagt wird, nachdem (got. hairti), ahd. herz*a*, herz*e* gehört wurde; zuweilen sind sie Provinzialismen, wie zwar*s*, aber*s*; gewöhnlich sind es Formen, in Bezug auf welche eben der usus im Schwanken geblieben ist, wie z. B. bei Quell*e* und Quell.

A. Die Lautvermehrung zeigt sich entweder im Anlaut: Prosthesis, oder im Auslaut: Paragoge, oder im Inlaut: Epenthesis.

Als Prosthesis erscheint z. B. getreu statt treu, Gehirn neben Hirn; stlocus neben locus (Quint. 1, 4, 16), gnatus für natus; *σμικρός* neben *μικρός, ἐθέλω* neben *θέλω;* im Hebräischen z. B. א vor ְ mob. wie אֶתְמוֹל neben תְּמוֹל (was freilich Gesenius lieber als Aphaeresis faſst), engl. adown für down, u. d. m.*) — Als

*) Servius (Aen. II, 328; 12, 816, 817) erklärt astans für stans, adjuro statt juro, und sogar reddita an Stelle von data für Prothesis.

Paragoge tritt auf z. B. mittelst statt mittels; dicier für dici; *ἔλεγεν* neben *ἔλεγε;* im Hebräischen z. B. die Anhängung des ן an die Formen des Futurum auf ו und ־ִי wie יְקוּמוּן; die Franzosen schrieben vor Malherbe crocodil statt crocodile; im Englischen steht bounden neben bound.*) — Epenthesis ist z. B. Hochzeitstag neben Hochzeittag; siet für sit; *ἀνδρός* neben *ἀνέρος; ὁμοίϊος, πυκινός* für *ὅμοιος, πυκνός;* im Französischen gehört dahin die Einschiebung des t in der fragenden Konjugationsform; im Englischen erscheint so retractation neben retraction.**) Die Verdoppelung eines Konsonanten in der Mitte heiſst Diplasiasmus, wie quattuor statt quatuor; repperi statt reperi; *ἔμμαθον, παίδεσσι.* Man benennt zuweilen Einschiebung eines Vokals in der Mitte: *ἐπέκτασις,* die eines Konsonanten: *παρέμπτωσις.* — Als *διπλασιασμός* erwähnt z. B. Greg. Cor. p. 200 u. p. 299: *τόσσον* statt *τόσον, ἄδδην, μέσσον* cet.***)

B. Ebenso wird eine Lautverminderung sowohl im Anlaut: Aphaeresis, wie im Auslaut: Apokope, und im Inlaut: Synkope, Ekthlipsis cet. gefühlt. Aphaeresis würde man nennen z. B. mählich statt allmählich; mal statt einmal, 's scheint statt: es scheint; rabo (Plaut. Truc. 3, 2, 20) statt arrhabo, conia statt ciconia; *στεροπή* statt *ἀστεροπή, κεῖνος* statt *ἐκεῖνος;* נַחְנוּ für אֲנַחְנוּ; ci für ici; 'gainst für against, Squire neben Esquire.†) — Apokope ist z. B. schön Wetter statt schönes Wetter; solch Gewitter statt solches; famul für famulus; metu für metui; viden', vin' statt

---

*) Apoll. Dysc. (de constr. II, 5) nennt das *ι* in *οὑτοσί* eine *Παραγωγή,* indes nennt er es auch (ib. III, 5) *παραγωγή τις,* wenn aus *ἕνδεκα* gebildet wird *ἑνδέκατος.* Es bezeichnet ihm also eine Ableitungsendung cf. z. B. l. c. III, 13 fin.

**) Apoll. Dysc. (de constr. II, 21) nennt in *τεοῖο* die Epenthesis des *ε;* so (ib.): *ἐμεῖο κατ' ἐπένθεσιν τοῦ ι.* Servius (Aen. VI, 385): Navita; epenthesis, ut Mavors.

***) Apoll. Dysc. (de constr. IV, 6) bezeichnet mit *διπλασιασμός* Reduplikation: *καταγράφω - καταγέγραφα.* Gaza (introd. gr. lib. IV): *διπλασιάζεται γὲ οὐ μόνον στοιχεῖον-ἀλλὰ καὶ συλλαβή.*

†) Apoll. Dysc. (de conj. p. 522, 5 sq.): *Ποιητικὸν ὄντα τὸν αὖ καὶ ἔτι τὸν τάρ θεματικοὺς ἂν παραδεξαίμεθα. τινὲς γάρ φασι τὸν αὐτάρ σύνδεσμον ἀποκοπέντα μὲν εἶναι αὖ, ἀφαιρεθέντα δὲ τάρ.* — ib. (p. 523, 3) entgegengestellt *ἀφαίρεσις* der *ἀποκοπή.*

Servius (Aen. I, 430) bemerkt zu „rura": Graece *ἄρουρα* dicuntur. Aphaeresis ergo sermonem fecit Latinum. Er hält z. B. mittite in der Bedeutung von omittite, temnere für contemnere (Aen. I, 203) ebenfalls für den „tropus Aphaeresis".

videsne, visne; *ὄντω* für *οὕτως; πρόσθε* für *πρόσθεν.**) Gregor. Cor. p. 308 sq. erwähnt *ἀποκοπαί* als den Dorern besonders eigen, z. B. *δῶ* statt *δῶμα.* Ilias *A.* 426. (cf. Strabo, VIII, p. 560.) Ähnlich ist *βᾶ* statt *βασιλεύς* Aesch. Suppl. 901. „Nota sunt (sagt Schäfer hierzu) ex Ausonio et Ennii fragm. do pro domus, gau pro gaudium, cael pro caelum. Festo auctore pa pro parte, et po pro populo positum est in Saliari carmine.“

Eustathius p. 217, 5 (zu Ilias *B*, 266) führt an: *„Ἰστέον δὲ ὅτι τὸ δάκρυ ἀποκοπὴν παθὸν ἐκ τοῦ δάκρυον οὐκέτι κινεῖται εἰς κλίσιν, ὡς οὐδὲ τὸ δῶ ἤτοι δῶμα, οὐδὲ τὸ κρῖ, ὅ ἐστι κρίμνον, οὐδὲ τὸ ἧλ, ὅπερ ἐστὶν ἧλος, οὐδ' ὅσα ἕτερα τοιαῦτα. ὡς γὰρ οὐκ ἂν ὑπόπουν ζῷον βαδίζοι, τῶν ποδῶν αὐτῷ ἀποκοπέντων, οὕτω πως οὐδὲ λέξις ἀποβαλοῦσα τὴν λήγουσαν ἔχοι ἂν κινεῖσθαι εἰς κλίσιν.“* Richtig ist nun dabei, daſs Formen, wie *τὸ δῶ, τὸ κρῖ,* vom usus aus betrachtet, als Apokope erscheinen, aber miſslich, hieraus eine grammatische Erscheinung erklären zu wollen. Im Hebräischen findet sich Apokope z. B. in den Futuris der ל״ה Verba, wie יָגֶל (יִגְלֶה) — im Französischen ist z. B. das altertümliche avecques jetzt apokopiert avec und, was bei Dichtern steht, encor, remord, guère cet. für encore, remords, guères cet.; im Englischen tho' für though, thro' für trough.

Bei der Wegwerfung im Inlaut unterscheiden wir: 1. Wegfall eines Konsonanten: Ekthlipsis, wie z. B. *μόλιβος* für *μόλιβδος,* der Parelleipsis heiſst, wenn die Verdoppelung eines Konsonanten dadurch aufhört, wie *Ἀχιλεύς* für *Ἀχιλλεύς*; so artus für arctus, hodie für hoc die; französisch etwa ça statt cela; englisch wou'dn't statt would not, e'er statt ever; im Deutschen z. B. bei Verschmelzung zweier Wörter in eins z. B. zur statt zu der. — 2. Wegfall eines Vokals, durch den eine Silbe schwindet: Synkope**) z. B. hört statt höret, sehn statt sehen, meins statt meines,

---

*) Aristarch bei Aristonicus zu Il. XVI, 392 (*ἐπὶ κάρ* für *ἐπὶ κάρα*) *κατ' ἀποκοπήν.* ebenso Schol. Od. III, 146 (*ὅ* für *ὅτι*). Apollon. Dyscol. bezeichnet zwar (de adv.) *φή* als apokopiert aus *φησίν,* ebenso (ib.) *ἐκεῖ* aus *ἐκεῖθι,* aber (ib.) auch *ἐκεῖθεν* aus *ἐκεινόθι,* obwohl es sich hier nicht um den Auslaut handelt, und er scheint (de constr. I, 2) den terminus unbestimmter zu fassen: *πᾶσα ἀποκοπὴ μέρος τι τοῦ ὅλου λειπόμενον ὑπαγορεύει.*

Servius (Aen. XII, 503): „per Apostrophum Apocopen verba patiuntur.“

**) Apoll. Dysc. (de constr. IV, 12) nennt z. B. Synkope, wenn *ἕδνον* aus *ἤδανον* wird (genauer: Et. M. 316, 41: *παρὰ τὸ ἤδω ἤδανον, καὶ ἐν συγκοπῇ καὶ συστολῇ ἕδνον*), oder (de adv. 620, 32) *κεῖθι* aus *ἐκεινόθι.*

mächt'ger statt mächtiger; auch, wenn Wörter in eins verschmolzen, wie: sprach's, der's statt sprach es, der es; so im Lateinischen dextra, vinclum statt dextera, vinculum, sis statt si vis, prendere statt prehendere, dixti für dixisti, caldus für calidus, puertia statt pueritia; *ἔπλεν* neben *πέλεν*, *ἱρός* für *ἱερός*, *τίπτε* für *τίποτε*, *οἶσθα* statt *οἴδασθα*; englisch flow'rs statt flowers, bus'ness statt business, n't statt not, don't statt do not. — Das Zusammenziehen zweier Vokale in Eine Silbe, welches zuweilen durch den Vers gefordert wird, ohne sonst usus zu sein, nennt man *Συνίζησις* (cf. Et. M. p. 735, 37. Serv. Virg. Aen. I, 698). Nach Eustathius 11, 21 (zu Ilias *Α*, 1 [*Πηληϊάδε͡ω*]) auch *συνεκφώνησις* genannt als „*συναίρεσις δύο καθαρῶν συλλαβῶν εἰς μίαν*" z. B. *χρυσέ͡ῳ ἀνὰ σκήπτρῳ*. (cf. Eust. 12, 11—32.) So fliefsen z. B. Hom. Od. 1, 226: *εἰλαπίνη ἠε γάμος; ἐπεὶ οὐκ ἔρανος τάδε γ'ἐστίν* die beiden *η* in *εἰλαπίνη ἠε* zusammen. I. Bekker (Homer. Blätter p. 173) citiert weiter: *μὴ ἄλλοι* (*δ*, 165) *ἀσβέστῳ οὐδὲ* (*P*, 89) *υἱεῖ ἐμῷ ὠκυμόρῳ* (*Σ*, 458) cet., wo *ε* mit jedem Vokal zusammenfliefst, den es berührt. *ἢ οὐ* ist häufiger ein- als zweisilbig z. B. I, 537; *O*, 48; *P*, 450; *α*, 298; *β*, 312 cet. *ἢ εἷς* ist einsilbig *E*, 466, *ἐπεὶ οὐ* zuweilen Jambus: *N*, 677; *δ*, 353 cet. Das attische Ohr verbat sich im dramatischen Verse *δὴ ἔπειτα*, gesprochen wurde *δήπειτα*, weil es dies als Hiatus empfand; statt *καὶ ἔπειτα* hiefs es *κἄπειτα*, nicht *μὴ ἐξ*, sondern *μὴ 'ξ*, wozu citiert wird Aesch. Suppl. 215 *μὴ 'ν*; 326 *μὴ 'κδούς*, 431 *μὴ ἀλγεῖν*, 744 *μὴ ἀμελεῖν* cet. Soph. Oed. T. 22, 927 *καὐτός*, 23 *κἀνακουφίσαι*, 1230 *μὴ οὐκ* cet. „Die homerischen Rhapsoden haben in Athen also sicher nicht gesagt: *οἴνῳ ἐν*, *οἴκῳ ἐν*, *ἀέκοντε*, sondern *οἴνῳν*, *οἴκῳν*, *ἄκοντε*." — So gebraucht nun Virgil z. B. aure͡a Aen. I, 698; deinde ist zuweilen zweisilbig, ebenso deesse, cui einsilbig u. d. m. Dahin gehört denn auch, wenn i und u durch solche Verschmelzung den Laut der verwandten Konsonanten j, oder v erhalten z. B. ab*j*ete statt abiete, ten*v*is statt tenuis, ar*j*etat Virg. Aen. XI, 890. — Pott (etym. Forsch. [1. Ausg.] Bd. 2, p. 298) führt an: „Gries hat z. B. in der

— Bei Aristonicus zu Il. III, 44: *πρόμον. κατὰ συγκοπὴν τὸν πρόμαχον εἴρηκεν.* — Il. XXIV, 574: *συγκέκοφε τὸν Ἀλκιμέδοντα Ἄλκιμον εἰπών.* — Servius (Aen. I, 26): repostum syncope est. Unam enim de medio syllabam tulit. — Schol. (Od. XIV, 176): *Χερείονα χέρεια συγκοπή.* Die Ausstofsung eines Buchstabens inmitten eines Wortes nannte man auch *ὑφαίρεσις*. Schol. Ar. (Av. 149): *Λέπρειον καθ' ὑφαίρεσιν τοῦ ι τὸ Λέπρεον εἶπεν.* Et. M. (82, 18): *τὰ εἰς δος λήγοντα ὀνόματα — εὑρίσκομεν παρ' Ἴωσι καθ' ὑφαίρεσιν τοῦ δ λεγόμενα.*

Übersetzung des befreiten Jerusalem sehr oft Wörter dadurch um eine Silbe gekürzt, dafs er i wie j gesprochen wissen will, z. B. XVII, 5:

„— Dieses Reich, des mächt'ger Drang
Bald Afrika | und Asien von | Cyrene
Bis zu den Kü|sten Syriens hin | bezwang,
Auch einwärts dehnt | es sich weit ü|ber Syene,
Den ungeheuren Lauf des Nils entlang.“ —

Bei Müllner (Die Schuld) ist „Spanier“ ebenfalls zweisilbig:

„Dieser Tag ist nicht der beste,
Einen Spanier zu empfangen.“

Wenn der Hiatus vermieden werden soll, so geschah dies durch die Verkürzung, welche *Συναλοιφή* genannt wurde (Hephaestion, p. 11), später *Θλῖψις*, *Ἔκθλιψις*, von den Neueren meist Elision. Charisius (inst. Gramm. IV, 5) erklärt z. B. *συναλοιφή* als „duarum vocalium concursio, alterius elisio.“ — Wirkliche Elision ist es, wenn im Deutschen gesagt wird: sag' an, Lieb' und Treue cet. Ekthlipsis oder collisio nannte man wohl besonders die Ausstofsung des m mit dem vorhergehenden Vokal, wie (Virg. Aen. III, 658) monstrum͡horrendum͡informe ingens, cui lumen ademptum. (vide oben p. 414.) Vide oben p. 387: Sie ist nicht als Ausfall des Vokals zu fassen, obwohl z. B. Pseudo-Draco (p. 157) angiebt: *ἔκθλιψις μέν ἐστιν ἑνὸς φωνήεντος ἀπώλεια, ὅταν ἀντ' ἐκείνου τοῦ ἐκθλιβέντος κουφίζεται ἡ ἀπόστροφος οἷον· ὑπὸ ἐμοῦ ὑπ' ἐμοῦ.* (Westphal, gr. Metr. Bd. II, p. 97.)

Die eigentliche Kontraktion zweier Vokale innerhalb Eines Wortes heifst *Συναίρεσις*, z. B. gratīs statt gratiis, nōrunt statt noverunt. So nennt Apoll. Dysc. (de constr. III, 15) *δεῖ* aus *δέει: κατὰ συναίρεσιν.* Eustathius (p. 1462, 29, nach Herodian): *ἡ διὰ τῶν αὐτῶν φωνηέντων συναίρεσις πρὸς ἀποφυγὴν παραλληλίας γίνεται, οἷον ἐν τῷ πλόος πλοῦς.* — Wenn sie zwischen zwei getrennten Wörtern stattfindet, bezeichnet durch die Koronis, heifst sie *Κρᾶσις*, wie z. B. bei *τοὔνομα, ὤνθρωπε, κἄπειτα.* Nach Eustathius (p. 25, 30) nennt Herodian die *Κρᾶσις* auch *Συνίζησις* oder *Συναίρεσις;* es sei auch (p. 1561, 6) *Συναλοιφή* gemeinsamer Namen für Synaeresis und Krasis. — Die termini gehen auch bei den Lateinern durcheinander. Quintilian z. B. nennt (I, 5, 17) *συναλοιφή* und *συναίρεσις:* Phaeton für Phaëton cet. Servius (Aen. I, 353) nennt somnis, peculi: Diaeresis, aber (Aen. III, 64)

auch: „Cyparissus per synaeresin Cypressus“ (Aen. IV, 16) „vinclo pro vinculo“: synaeresis cet.

Als Synaeresis würden wir z. B. auch Persei statt Perseï bezeichnen (cf. oben p. 415), welchem *Διαίρεσις* entgegensteht, z. B. disoluisse statt disolvisse. Apollon. Dysc. (de constr. I, 20) spricht von der *„Θεσσαλικὴ διαίρεσις“: λέγω ἐπὶ τῆς τοῖο, ὡς καλοῖο.* Bei Aristonic. Schol. zu Il. XVI, 41: *τὸ ἴσκοντες ἀνάλογόν ἐστι τῷ κατὰ διαίρεσιν ἐΐσκοντες.* Bei Servius (Aen. VII, 464): Aquai. Notandum, quod in toto Virgilio non reperiuntur, nisi quattuor diaereses: hoc loco, III, 354: Aulai, VI, 747: Aurai, IX, 26: pictai. (cf. oben p. 413.)

Eustathius (zu Ilias *ψ*, 282, p. 1300, 61) spricht von einer *διάλυσις* (oder *ἀνάλυσις*) *φωνηέντων* im Gegensatz zur Kontraktion, z. B. *λοέσσαι* statt *λοῦσαι.*

Zu den Figuren der Lautvermehrung und Lautverminderung kann man endlich noch die Systole und Diastole rechnen. Jene läſst eine lange Silbe kurz erscheinen, wie Virg. Aen. II, 774: stetĕruntque comae, diese eine kurze lang, wie Virg. Buc. 10, 69: Omnia vincit amōr et nos cedamus amori. Diomedes, Donatus, Probus, und andere Grammatiker stellen der Systole (cf. oben p. 413) die Ektasis gegenüber (cf. Diom. p. 437), und sie gebrauchen Diastole nur im Gegensatz zum Hyphen als Trennungszeichen; „hac nota male cohaerentia discernuntur“, sagt Donatus I, 5, 3. — Im Thes. Steph. heiſst es von der *Διαστολή*: „Est alioquin etiam dilatatio, diductio, extensio oppositum habens *συστολή.* Estque *διαστολή* figurae apud Grammaticos nomen, qua syllaba aliqua praeter naturam expanditur s. producitur proferturque ore *διεσταλμένῳ.* Cui opponitur *συστολή,* qua syllaba aliqua natura sua longa corripitur“ cet. Quintilian 1, 5, 17 giebt für das producere und corripere syllabam keinen terminus technic. an.*)

---

*) Bei Acron ed. Pauly (zu Hor. Sat. I, 3, 66): „inquimus“. „*Συστολή,* quia media syllaba longa deberet esse“; bei Porphyrion (zu Hor. Sat. II, 3, 68): „figura *διαστολή* sive productio, quia re („rejecta“), cum sit brevis natura, hic pro loco producitur“. Apoll. Dysc. (de constr. III, 31) nennt (Il. XIV, 15) *ἐρέριπτο* statt *ἐρήριπτο: συστολή* (vid. auch Schol. zu Il. I, 508 u. sonst). So Servius (Aen. I, 73): Systole fit, quotiescunque longa corripitur syllaba propter metri necessitatem. — Der Systole entgegen steht aber meist Ektasis, wie bei Serv. (Aen. X, 473): reicit. re pro longa posuit. dicamus ectasin factam, quae poetis plerumque conceditur. Schol. (Il. 21, 216): *Ἀρίσταρχος ἐξέτεινε τὸ ᾱ (φθάνει) διὰ τὸ μέτρον.* vid. Schol. zu Dionys. Thrax (Bekker, Anecd. Gr. II, p. 745): *διαστολὴ δὲ λέγεται ἡ*

C. Unter den Begriff Umstellung der Laute fassen wir zusammen, wenn Wörter, welche der usus trennt, so verbunden werden, dafs sie als ein Zusammengesetztes erscheinen: Hyphen; wenn ein zusammengesetztes Wort in seine Teile zerschnitten wird, indem andere Wörter dazwischen treten: Tmesis; wenn die Laute desselben Wortes ihre Stellung gegeneinander ändern: Metathesis.

Diomedes (II, p. 429) erklärt das Zeichen des Hyphen mit den Worten: „hac nota subter posita utriusque verbi proximas litteras in una pronuntiatione colligimus.“ Apoll. Dysc. (de constr. I, 2) *καὶ τὰ διαλελυμένα συνίζει, ὡς ὑφ' ἓν μέρος λόγου ἀνέγνωμεν τὸ πασι-μέλουσα καὶ κηρεσσι-φορήτους.* Servius (zu Virg. Aen. I, 198) sagt: „ante-malorum *ὑφέν* est“, ebenso nennt Donatus (zu Ter. Andr. 1, 2, 4) die semper-lenitas ein hyphen. Auch die modernen Sprachen bezeichnen lockere Zusammensetzung mit dem Bindestrich: Ober-Postamt, dem tiret: arc-en-ciel, dem Hyphen: sea-coast.

Über die Tmesis sagt Servius (zu Aen. I, 412: Et multo nebulae circum dea fudit amictu): „Figura tmesis est, quae fit, quum secto uno sermone aliquid interponimus. Sed hoc tolerabile est in sermone composito; ceterum in simplici nimis est asperum, quod tamen faciebat antiquitas, ut: Saxo cere-comminuit-brum (Ennius).“ (vid. auch oben p. 414.)*) — Verwandt mit der Tmesis ist die Auflösung zusammengesetzter Wörter in ihre Bestandteile, welche Eustathius (p. 1300, 61) *διάλυσις συνθέτων λέξεων* nennt, oder *μετατύπωσις*. Er sagt (p. 626, 50, zu Ilias 5, 88) *ὅτι διάλυσις ἢ μετατύπωσις λέγεται τοῖς παλαιοῖς τὸ ἐν πόλει ἄκρῃ, ληφθὲν ἀντὶ συνθέτου ὀνόματος τοῦ ἀκροπόλει. τοιοῦτον καὶ τὸ τὴν Μεσοποταμίαν μέσην ποταμῶν εἰπεῖν. οὕτω καὶ ὁ περιηγητὴς τὴν Ῥηγίνην λευκοπέτραν λευκὴν πέτραν καλεῖ. ὅμοια δὲ τούτοις καὶ τὸ κενὴ δόξα ἡ κενοδοξία* cet. (Ebenso Schol. Il. VI, 88.) Ähnlich ist es, wenn Krummacher sagt: „Am Tage seiner Geburt brachte Abel dem Herrn ein Opfer.“

στιγμὴ ἡ διαστέλλουσα καὶ διαχωρίζουσα ἢ λέξεις ἀπὸ τῶν ἐπιφερομένων λέξεων ἢ στοιχεῖα ἀπὸ τῶν στοιχείων. Man sehe über die Diastole (oder Hypodiastole) in dieser letzteren Bedeutung Kühner, Ausführl. Gramm. d. gr. Spr. T. I, 1, § 93.

*) Apoll. Dysc. (de constr. III, 29) beschreibt eine Tmesis: *αἱ μεσαζόμεναι λέξεις παρεμπίπτουσι* (z. B. Il. 17, 542: *κατὰ ταῦρον ἐδηδώς*) nennt aber den Terminus nicht. — Zu Il. 6, 257 Aristarch bei Aristonic.: *διαλελυμένως ἄκραν πόλιν εἶπε τὴν ἀκρόπολιν.*

So: des Hauses Recht statt das Hausrecht. Durch solche Auflösung wird der Sinn der Bestandteile neu belebt. (Nach Eustath. (p. 75, 5) ist auch *μετατύπωσις*, wenn nur ein Teil eines Kompositums steht, wie z. B. Ilias 1, 174: *πάρ' ἔμοιγε καὶ ἄλλοι*, wo *εἰσί* fehlt. — vide auch oben p. 415.)

Was zuerst das Hyphen betrifft, so erscheint es teils als schüchterne Verbindung noch neuer Kompositionen, teils als erzwungene bei gewagten. Sprachen, welche leicht zusammensetzen, wie die deutsche, machen auch leicht aus dem Hyphen ein wirkliches Kompositum: Oberpostamt, wenn auch eben nur ein parathetisches, und verwandeln schlieſslich selbst die Zusammensetzung in Ableitung, indem sie selbständige Wörter als Nachsilben dem anderen Worte einverleiben, wie z. B. Jung-Frau, Jungfrau, Jungfer; Nahe-Bauer, Nahbauer, Nachbar. — Umgekehrt lassen sich solche Komposita als Hyphen fassen, neben denen ohne einen Begriffsunterschied einfache Wörter mit Ableitungssilben im Gebrauch sind, wie Dampfer neben Dampfschiff; Händler neben Handelsmann; Findling neben Findelkind; Höfling, Hofmann; Wärterin, Wartefrau; Tischlerei, Tischlerwerkstatt u. d. m. — Auch echte Kompositionen wurden früher noch oft getrennt geschrieben, z. B. bei Gryphius: Wetter Sturm, Purpur Tropfen. Im Französischen ist überhaupt unechte Komposition bei weitem überwiegend, aber auch dort werden unechte Kompositionen zu echten, wie casse-noix, casse-noisette, und die Anwendung des tiret ist ebenfalls schwankend. (vide Mätzner frzsch. Gr. § 65, 2 und p. 314 sq.) Im Englischen hängt man verbalen Substantiven die als Adverb gebrauchte Präposition oft vermittelst des Hyphen an, z. B. his hangers-on; sonst ist das Setzen des Bindestrichs im Englischen ebenso schwankend, wie im Deutschen. Man findet z. B. sunbeam und sun-beam, daylight und day-light cet. (vide Schmitz, engl. Gr. p. 51 sq.) Die Lateiner zeigen sich schwerfällig in solchen Verbindungen, sehr gewandt die Griechen. Beispiele aus dem Lateinischen: Cat. IV, 10 post-phaselus. Plaut. Amph. II, 2, 138: tu intus-pateram proferto foras. Plaut. Pers. III, 1, 57: nunc hominem. Flor. II, 6: duo ominum et antea et postea ducum maximi. Cic. Att. 13, 50: Quaeris quid cogitem de obviam itione. Hor. od. III, 17, 9: late tyrannus. Cic. or. 23: tanquam hiatus. — Dem gezwungenen antemalorum gegenüber hört sich das griechische *τῶν ἔμπροσθεν κακῶν, τὰ πρὶν κακά, ἡ παραντίκα ἡδονή* leicht. Man betrachtete wegen der häufigen Verbindung *εὖ ποιεῖν, εὖ πάσχειν* als parathetische Kompositionen, verschmolz sie auch zu synthetischen in *ἀντευποιεῖν*

Ar. Plut. 1029 cet. Analog sagt Thuc. 3, 13, 2: *ξὺν κακῶς ποιεῖν.* (vid. Krüger gr. Spr. T. I, § 42.) Auch schwankte die Schreibweise; man schrieb *αὖ ἔρυσαν, δακρυχέων* cet.; *Οὐκ* wurde auch mit Substantiven verbunden (wie wohl im Lat. non-homo), so bei Thuc. III, 95: *διὰ τῆς Λευκάδος τὴν οὐ περιτείχισιν,* bei Lucian: *ἡ οὐκ ἀπόδοσις.* (vid. Vigerus p. 460.) — Die philosophischen Sprachtermini liefern oft Verbindungen, wie: das Nicht-ich; das An-sich-sein; *τὸ πρός τι, τὸ τί ἦν εἶναι* u. d. m.

Wo sich Wörter leicht zusammensetzen, trennen sie sich auch leicht. Wörter, wie snabelsnellen (vorlaut sein, von snabel-snel), râtvrâgen (von râtvrage; bei Luth. 1 Sam. 28, 6) iemerleben, niemertak, schantlachen, vingerzeigen cet. (vid. Schötensack, Gramm. der neuhochdeutsch. Sprache p. 441 sq.) sind in dieser Verbindung nicht mehr in Gebrauch. Wenn solche Wörter später sich trennen, so ist dies nicht eigentlich Tmesis, sofern Trennung und Zusammensetzung nicht zu gleicher Zeit vorkommen. Hiernach ist auch zu beurteilen, was Pott sagt (Etymol. Forsch. T, I [2. Ausg.] p. 35), indem er die Tmesis, welche am häufigsten vorkommt, bei Wörtern, welche mit Präpositionen zusammengesetzt sind, erörtert: „Düntzer (Lat. Wortbildung p. 203) hat geltend zu machen sich bemüht, die häufig abgetrennte Stellung der Präposition sei wirklich, wie das schon der, übrigens falsch gewählte Name: Tmesis (d. h. Abschneiden) voraussetzt, Folge späterer Rück-Auflösung eines Kompositums; nicht der primitive Urzustand von den beiden Teilen: Präfix und Verbum, noch ehe sie durch Zusammensetzung vereint wurden. Vergebens. Wenigstens zeugt hiergegen, daſs sich in den ältesten Zeiten noch vielfach die Präposition getrennt, und zwar nicht bloſs vor, sondern auch hinter dem Verbum (Ruhnken Ep. crit. II, 133) findet, wo die spätere Sprache sie mit dem Verbum zur unauflöslichen Einheit verband. So z. B. bei Homer *κατὰ δάκρυ χέουσα,* statt des nachmaligen *δάκρυ καταχέουσα,* ferner: radios inter quasi rumpere lucis Lucr. 5, 287. Seque gregari 1, 453. Bei Festus die alten Formeln: sub vos placo (supplico), transque dato (tradere), endoque plorato (implorare).“ — Pott verfolgt dies weiter für den Veda-Dialekt, das Zend, das Litauische. —

Man mag im Griechischen auch das Zwischenschieben des Augments: *ἐκπίπτω — ἐξέπεσον* als Tmesis loser Zusammensetzung betrachten, fester war gefügt: *ἀφρονέω — ἠφρόνουν.* I. Bekker (Homerische Blätter, p. 273) sagt: „Ist doch überall bei Homer Adverbium und Präposition nicht schärfer geschieden, als Pronomen und Artikel. Daher Verbindungen wie *πρὸ φόωσδε* hervor an das

Licht und ἠῶθι πρὸ morgens früh, und andrerseits εἴσω und ἐντός für ἐς (*Α*, 432) ἔντοσθε für ἐν (*Δ*, 454) ἐκτός und ἔξω für ἐξ (*K*, 94; *O*, 143) πρόσθε, πάρος, πάροιθε, προπάροιθε für πρὸ (*Π*, 742; *P*, 468; *Θ*, 254; *Λ*, 360; *Z*, 307). Daher auch, dafs alle Zusammensetzungen von Präpositionen mit Verben so locker sind, und auseinandergehen, sobald es dem Verse irgend bequem ist.“ — Tmesis beschränkt sich übrigens nicht auf Homer, sie findet sich bei Herodot und auch in der attischen Prosa. (vide Krüger, T. I, § 42, 5, A. 1; Kühner, Ausf. Gr. d. gr. Spr. II, 1, § 445.)

Über Tmesen im Lateinischen heifst es bei I. Bekker (Hom. Bl. p. 309): „Wie die griechischen Dichter, so haben auch die lateinischen nicht vergessen, dafs angesetzte Partikeln ursprünglich selbständig sind und erlauben sich deshalb Tmesen, wie Virg. Georg. 2, 392: deus circum caput egit honestum. Lucret. 3, 343: conque putrescunt; 1, 651: disjectis disque sipatis. Ov. Met. 12, 496: inque cruentatus. Lucret. 5, 299: lux inter quasi rupta“ cet. Seltenere Tmesen führt Bekker (p. 312) an: Cato de re rust. 117, 9: ferve bene facito. Varro, 1, 9, 2: perferve ita fit; 2, 9, 13: consue quoque fiunt; 3, 4, 1: excande me fecerunt. Man sehe auch: Sall. Cat. 5, 4 (cujus rei libet) Cic. Fam. 1, 8 (rei totius publicae) Quint. II, 14 (plebisve scitis) Lucret. VI, 396 (con brachia suefaciunt). Durch das Vers-Ende trennt Horat. z. B. circum — mugiunt (od. II, 16, 33) und sonst öfter. —

Im Deutschen lösen sich leicht Zusammensetzungen von Verben mit qualitativen Adverbien, z. B. wohlwollen, hochachten, ja, der usus beläfst dergleichen Bildungen auch getrennt: z. B. Dank sagen, Statt finden cet. — Die Zusammensetzung der Verba mit Adverbien (Präpositionen) ist, wenn unecht, trennbar, z. B. einfallen, aufstehen, absteigen (als volkstümlich anzusehen sind Tmesen, wie: „er hat an zu schreien gefangen“); dagegen läfst die nach ihrer Bedeutung echte Zusammensetzung wie in: umarmen, unternehmen cet. sich nicht trennen. (Bürger sagt indessen:

„Nicht rasten will ich Tag und Nacht
Bis dafs ich nieder ihn gemacht.“)

Schötensack (Gr. der nhd. Spr. p. 441) rät, unechte Komposita, wie: fehlgreifen, preisgeben „von dem Verbo getrennt zu schreiben, was freilich bei unbetonten Partikeln, als ganz unselbstständigen Wörtern nicht angeht.“ Schleicher läfst sich durch das letztere Bedenken nicht abhalten, zu schreiben: ab weichende Ansichten, an regende Teilnahme, vor getragenes Heft cet. (vide

Vorrede zum Komp. der vergl. Gr.): Er nennt es einen Mifsbrauch, die zum Verbum tretenden Adverbia mit diesem zusammen zu schreiben, wenn sie vor ihm stehen. „Kann ja doch ein „„ach was soll ich fangen an““ vom volksmäfsigen Liede gesagt werden.“ (Die Deutsche Spr. p. 231.) Andere Tmesen z. B. bei obgleich, obschon cet. citiert Schötensack (l. c. p. 757 sq.): Musaeus: Ob er nun wohl der Liebling war; Ulr. v. Hutten: Wiewohl, ob du dich schon gegen mir dermafsen mit gehalten cet. So trennt man z. B. wohin, wohinaus: wo immer hinaus. —

Im Englischen können die Präpositionen als Vorsilben zum Verbum treten, oder enklitisch folgen: to outlive, to find out; auch sonst finden sich Tmesen, so bei toward: God's infinite mercy to us ward. —

Metathesis der Laute eines Wortes zeigt sich zuweilen in Mundarten. Man hört z. B. Brotkurste für Brotkruste, Wrazze für Warze, Pott statt Topf. (vide Sanders Wörterb. d. Dtsch. Spr.) So stehen auch Harke und Rechen zu einander (engl. rake); Erle und Eller; Born, Bronn; brennen, Bernstein; Gebreste, Geberste; statt ehern müfste stehen eren (ahd. mhd. eren; ags. aeren). — Im Griechischen steht so *θράσος* neben *θάρσος*, *κραδίη* für *καρδία*, *βάρδιστος* für *βράδιστος*, *τράφος* statt *τάφρος*. Aristarch bei Aristonic. zu Il. 23, 169: *δρατὰ ἀντὶ τοῦ δαρτά. πρὸς τὴν μετάθεσιν.* — Apollonius Dysc. (de constr. I, 2) stellt zur Metathesis *καρδία*, *κραδία*; *σκέπος*, *πέσκος* und nennt dies *στοιχεῖα ὑπερτίθεται* [(Priscian art. gr. XVII, 1): „litterae transmutantur“) doch hat Gaza (introd. gr. l. IV) den terminus *μετάθεσις τῶν στοιχείων*]; aber auch: *οἰνοφόρος* und *φερέοινος γῆ*, *ἀνδρόγυνοι* und *γύνανδροι*, was sonst *μετατύπωσις* hiefs; endlich auch: *τὰς μὲν ἄρα θρέψασα τεκοῦσά τε* (Od. 12, 134), was sonst *ὕστερον πρότερον* oder [Gaza (l. c. lib. IV)]: *πρωθύστερον* genannt wird. — *καρτερός* und *κρατερός*, *ἀταρπός* und *ἀτραπός*. aeol. *σκίφος*, *σπέλιον*, *σπαλίς*, *σδυγόν* statt. att. *ξίφος*, *ψέλιον*, *ψαλίς*, *ζυγόν*. — *Πνύξ* hat im Gen. meist *Πυκνός*, *τμῆσις* bei *τέμνω*, *θρώσκω* bei *ἔθορον*, *ἔβαλον* bei *βέβληκα*, *δέρκω* bei *ἔδρακον*. — Im Lateinischen z. B. Trasimenus und Tarsimenus, porricio und projicio, portendo neben protendo, arcesso neben accerso, calim und clam, pistris und pristis (oder pistrix und pristix) sterno zu stravi trivi zu tero, crevi zu cerno, ascia (Axt) steht für acsia (*ἀξίνη*); vespa für vepsa cet. — Im Hebräischen gehört hierher z. B. כֶּבֶשׂ und כֶּשֶׂב, סָכַל und כָּסַל, ferner die Umstellung des ת mit Zischlauten im Hithp. z. B. הִשְׁתַּמֵּר statt הִתְשַׁמֵּר cet. (vid. Uhlemann, hebr.

Sprachlehre p. 17.) Öfter zeigen verwandte Sprachen gegeneinander Metathesen, wie caro zu *κρέας*, cerno zu *κρίνω*, nervus zu *νεῦρον*, spuo zu *ψύω*; zu lat. pro frz. pour, zu temperare frz. tremper, zu vervex frz. brebis; englisch through ist dtsch. durch: engl. born ist dtsch. brennen; im Altengl. bestand cokodrill neben cokedrill für krokodil. —

C. Von den syntaktisch-grammatischen Figuren.

Die Wurzel ist ihrer Bedeutung nach Satz. Auch der Begriff des Wortes kommt nur im Satze zu seiner Entfaltung nach irgend einer bestimmten Richtung. Daher zeigen sich an der Satzform, wenn man sie mit der in ihr niedergelegten Bedeutung vergleicht, dieselben Erscheinungen, wie bei dem einzelnen Worte, z. B. Assimilation und Attraktion. Diese Analogie der Spracherscheinungen, welche zwischen dem etymologischen und dem syntaktischen Teile der Sprache besteht, hob schon hervor Apollonius Dyscolus in der Einleitung zu seinem System der Syntax (vid. Apollonii Alexandrini de constructione ed. I. Bekker p. 4—8). Es zeige sich die Verbindung der Laute zu Silben und dieser zu Wörtern: *οὐχ ὡς ἔτυχεν ἐπιπλοκὰς ποιησαμένη τῶν στοιχείων, ἀλλ' ἐν τῇ κατὰ τὸ δέον συντάξει,* und ebenso verhalte sich die Verbindung der Wörter zum Satze. So entspreche z. B. dem *διπλασιασμός* in *ἔλλαβεν, ἔννεπεν* die Silbenverdoppelung in *λέλεγες, πάμπαν,* und die Epanalepsis im Satze:

Μῶσ' ἄγε, Μῶσα λιγεῖα
βαρὺς βαρὺς σύνοικος.

Ebenso besteht Pleonasmus z. B. in *ὕδωρ,* wo das *δ* überflüssig sei, da es von *ὕω* herkomme, ähnlich sei es mit parapleromatischen Konjunktionen im Satze, und so entspräche der *ἔνδεια στοιχείου,* wie wenn *σκηπτοῦχος βασιλεύς* gesagt würde, da es doch *σκῆπτρον* heiſse, eine Ellipse im Satze, dem Barbarismus der Soloecismus u. d. m. (vide auch Priscian, lib. XVII, init.) —

Nach dieser Analogie verfuhr man also, wenn man dem Barbarismus den Soloecismus gegenüberstellte, dem Metaplasmus das Schema und sie ward fortgesetzt, indem man auch bei der Einteilung der syntaktisch grammatischen Figuren, wie bei den etymologischen oder phonetischen unterschied zwischen den anscheinenden Zusätzen: *πλεονασμὸς λέξεως,* den Wegwerfungen: *ἔνδεια λέξεως* und der Umgestaltung: *ἐναλλαγή.* — So heiſst es bei dem Script. incert. de soloec. et barbar. ed. Valcken.: *Γίνεται δὲ ὁ Σολοικισμὸς ἐν τῷ λόγῳ περὶ πλεονασμὸν λέξεως, περὶ ἔνδειαν, περὶ ἐν-*

αλλαγήν — und zwar: *περὶ εἶδος, περὶ γένος, περὶ ἄρθρον, περὶ ἀριθμὸν, περὶ πτῶσιν, περὶ πρόσωπον, περὶ χρόνον, περὶ διάθεσιν, περὶ ἔγκλισιν.*

Die Aufstellungen der Alten leiden freilich an Verworrenheit, da zwischen Rhetorik und Grammatik, zwischen der bewuſsten und unbewuſsten Sprachkunst auch in der Theorie nicht sicher oder gar nicht unterschieden wurde. Die Verwirrung wird noch dadurch vermehrt, daſs vielfach der Name der Tropen eingemischt wird, mit dem auch die *σχήματα* bezeichnet wurden. Quintilian bespricht dies zu Anfang seines neunten Buches: „Cum sit proximo libro de tropis dictum, sequitur pertinens ad figuras, quae *σχήματα* graece vocantur, locus ipsa rei natura conjunctus superiori. nam plerique has tropos esse existimaverunt, quia, sive ex hoc duxerint nomen, quod sint formati quodam modo, sive ex eo, quod vertant orationem, unde et motus dicuntur, fatendum erit esse utrumque eorum etiam in figuris. usus quoque est idem: nam et vim rebus adjiciunt et gratiam praestant; nec desunt, qui tropis figurarum nomen imponant, quorum est C. Artorius Proculus cet.“ —

Wir bestimmen den Begriff der syntaktisch-grammatischen Figuren entsprechend dem der phonetisch-grammatischen dahin, daſs wir sie als Varianten von Satzformationen fassen, welche der Sprachtechnik eines bestimmten usus angehören, und welche ohne einen wesentlichen Unterschied in der Bedeutung nach ihrer Form teils als Vermehrung, teils als Verminderung, teils als Umänderung derjenigen Ausdrucksmittel erscheinen, welche die Grammatik als der Regel dieses usus entsprechend aufstellt. —

Noch mehr freilich, als bei den phonetisch-grammatischen Figuren drängt sich bei diesen Nebenformationen, welche sich im Satze zu einer gewissen Breite auseinander legen, die Ansicht auf, daſs doch gleiche Bedeutung bei verschiedener Formation für eine verständige Überlegung undenkbar sei, und es scheint leichter, den Grund und die Veranlassung zum Entstehen dieser syntaktischen Nebenformen zu ermitteln.

Pott (Etymolog. Forsch. Bd. I, p. 204. 2. Aufl.) sagt in Bezug auf eine dieser Formen, die Enallage: „Weder Wörter noch Wortformen werden je, so oft dies auch schon behauptet sein mag, und ungeachtet zu dem Ende Enallage als eigener Kunstausdruck erfunden worden, wahrhaft miteinander vertauscht. Es kann zu vielen Malen die Wahl des Ausdrucks gleichgiltig sein, und dasselbe, nur in anderer Form, gesagt werden, und in solcher Weise freilich das Verschiedene — was das Wesentliche an-

langt, — auf dasselbe hinauslaufen, ja, wenn man will, dasselbe bedeuten. Subjektiv bleibt dennoch die Verschiedenheit des Sinnes und es ist schlechterdings unmöglich, daſs sich (z. B.) der Sinn von Kompositen mit dem ihres Simplex deckte. Jene müssen immer ein Mehr, wäre es auch nur ein dem Begriffe durch einen feinen Pinselstrich gegebener Farbenton, oftmals auch dessen völlige oder teilweise Aufhebung, mindestens also stets eine Sinnesabänderung enthalten, wenn sich auch die Sprache fürder dessen nicht immer klar bewuſst blieb."

Klarer löst sich die Schwierigkeit, wenn man in Übereinstimmung mit dem von uns in Bezug auf das Wesen der „Bedeutung" Entwickelten den Ausdruck, es käme mehreren Lautbildern oder Lautfigurationen dieselbe Bedeutung zu, dahin versteht, daſs durch Entfaltung verschiedener Lautmittel die Seele zur Bildung derselben Vorstellung angeregt werden könne. Mehr nämlich will „Bedeutung" nicht sagen; kein Ausdruck bestimmt eine Seelenbewegung so fest, umgrenzt sie so sicher, daſs er als die eigentliche Darstellung der Bedeutung angesehen zu werden das Recht hätte; alle Darstellungen insgesamt deuten nur an, und der Kunst der Sprache stehen verschiedene Mittel zu Gebote, eine Vorstellung zu wecken. Jeder Ausdruck ist nur Symbol, nicht die Sache, und Symbol für Symbol können einander vertreten. Es bleibt darum eine Wahl auch hier möglich, und wenn diese gegen die Regel ausfällt, welche man aus dem usus abstrahiert, bezeichnet man die Variante mit dem Namen der Figur. —

Grund aber und Anlaſs, daſs so oder so gewählt wird, läſst sich im allgemeinen hier so wenig angeben, wie für die Nebenformen phonetischer Art. Man könnte mit einigem Grunde annehmen, daſs eine Häufung von Ausdrucksmitteln (Pleonasmus) die Vorstellung gleichsam zum Verweilen einlade und also dem Ausdruck besonderes Gewicht, eine gewisse Schwere mitteile, wie z. B. in dem Lateinischen: ita locutus est, ut diceret, bei Virg. (Aen. II, 169): fluere ac retro sublapsa referri spes Danaum; daſs die Weglassung von Wörtern (Ellipse) ein Streben nach Beschleunigung kundgebe und dadurch das Gemüt bewege und zu leidenschaftlicher Auffassung stimme, wie, wenn man sagt: quid multa? — quid plura? — manum de tabula! — Wird's gleich? —; daſs endlich die Vertauschungen von Wortformen oder Änderungen in der Stellung (Enallage und Hyperbaton) durch Erregung der Phantasie einen erhöhten Grad von Anfmerksamkeit bewirke, z. B. Singular statt Plural bei Liv. 3, 22: Fugientes Volscos eques Romanus libero

campo adeptus, parte victoriae fruitur; die Stellung des Verbi bei Cic. Mil. 4: Silent leges inter arma. Aber bei den wirklich im usus vorkommenden Figuren dieser Art läſst sich dies nur vereinzelt nachweisen, wie denn sicherlich z. B. nur aus Bequemlichkeit navis bei triremis wegfiel, toga bei praetexta, castra bei movere cet. und nur Streben nach Bestimmtheit Pleonasmen hervorbrachte, wie diem dixit, quo die; — postridie ejus diei; tametsi cet. — Man bemerkt sogar, daſs durch entgegengesetzte Arten der Darstellung je nach dem vorliegenden Sinne dieselben Wirkungen sich erreichen lassen, da z. B. durch Weglassung gewisser Ausdrücke der Hörer gezwungen wird, diese selbst hervorzubringen, so daſs auch hierdurch das Gesagte wie bei dem Pleonasmus besonderes Gewicht erhält. Man prüfe z. B. die Wirkung einer Ellipse, wie Ter. Andr. I, 1, 55: Egomet continuo mecum: certe captus est, wo das zu ergänzende volvebam, cogitabam gerade verweilen läſst, oder eines Pleonasmus, wie Liv. 2, 47: Funera deinde duo deinceps conlegae fratrisque ducit, der entschieden zu drängen scheint.

Überhaupt, wenn auch anerkannt werden muſs, daſs die syntaktisch-grammatischen Figuren einer individuellen Auffassung ihr Entstehen verdanken, so daſs eine ursprüngliche, unbewuſste Rhetorik ihnen zu Grunde liegt; so sind sie doch nun innerhalb des usus so sehr zum allgemeinen Sprachgebrauch geworden, daſs gerade eine Abweichung von ihnen nicht selten als Figur empfunden werden müſste. Oder wäre es nicht Pleonasmus, wenn man bei uns den regelrechten, vollständigen Ausdruck brächte: Ich wünsche dir: guten Morgen, gesegnete Mahlzeit u. d. m.? Wenn der Lateiner sagte: quid, quod statt: quid dicam de eo, quod — hatte er ebensowenig das Gefühl einer Ellipse, wie etwa der Franzose es von dem Pleonasmus hat, den er in dem Worte aujourd'hui (au jour de hoc die) ausspricht. —

Dazu kommt, daſs der usus viele Figuren, namentlich der Enallage angehörende, aus anderen Mundarten aufnimmt, daſs auch manche als Archaismen erscheinen. So bemerkt z. B. Schmitz (frz. Gr. p. 137): „Dem Altfranzösischen war die Inversion des Hauptwortes im Akkusativ sehr geläufig. Auch zu Anfang des 17. Jahrhunderts war sie den Dichtern noch eigen, z. B. Un courage élevé toute peine surmonte. (Malherbe.) Bei späteren Dichtern, z. B. bei Lafontaine, und in burlesken Poesieen neuerer Zeit ist sie Archaismus, d. i. bewuſste Altertümlichkeit. Sie hat sich auch in mehreren Sprichwörtern erhalten. Il sait son pain manger. Qui

terre a, guerre a.“ — (Man sehe auch z. B. was oben p. 228 sq. über Wendungen wie *χαῖρε θυμῷ*, concipere mente cet. angeführt ist.) — Lesbonax (*περὶ σχημ.*) erklärt alle syntaktisch-grammatischen Figuren für dialektische Nebenformen: *σχῆμα λόγου ἐστὶ πλοκὴ τῶν τοῦ λόγου μερῶν κατά τινα διάλεκτον* und benennt sie auch: *Εὐβοεικόν, Κορίνθιον, Χαλκιδιακόν* cet. —

Aus dem allen läſst sich abnehmen, daſs die Feststellung und Einordnung der einzelnen im usus vorkommenden Fälle dieser syntaktischen Nebenformationen in ähnlicher Weise schwanken muſs, wie wir dies bei den phonetisch-grammatischen Figuren anzuerkennen hatten. Man kommt eben, da der Standpunkt, von dem aus diese Figuren als solche gefaſst werden, ein beschränkter ist, nur zu relativ richtigen Beobachtungen, weshalb auch für die Beurteilung der einzelnen Fälle ein gewisser Spielraum zu lassen ist. Je mehr freilich eingedrungen wird in das Wesen der Sprache, je mehr man lernt, jeden Fall nach dem Charakter, nach der besonderen Technik der Sprache zu beurteilen, in welcher er vorliegt, desto mehr werden anscheinende Ausnahmen dadurch schwinden, daſs man die Regeln weiter und richtiger faſst. Wollten wir, wenn wir zu irgend einem Ausdruck im Lateinischen noch etwas hinzudenken können oder bei der Übersetzung hinzufügen müssen, eine Ellipse annehmen, so würden wir schlieſslich auch z. B. mit Ruddimann (instit. gramm. ed. Stallbaum T. II, p. 359) die Apposition als Ellipse zu setzen haben: „Appositio est duorum substantivorum in eodem casu per Ellipsin participii ens conjunctio: ut, Urbs Roma, i. e. urbs ens, vel quae est Roma. Liv. XXX, 30 Annibal peto pacem, i. e. ego ens, vel qui sum Annibal, cet.“ In der Anmerkung heiſst es: „Sunt qui Appositionem Figurarum numero eximunt, utpote in qua nihil a communibus linguae regulis recedatur. Ipse etiam Vossius de Constr. c. 2 in fin. hac de re haesitat, nec quicquam definit. Mihi autem potior videtur Prisciani (lib. XVIII), Linacri, Sanctii aliorumque opinio, quae in his locutionem figuratam agnoscit, subaudiendumque esse verbi substantivi participium statuit.“ — Ebenso erkennt Ruddimann (l. c. p. 296) eine Ellipse von ente bei den Abl. abs. (z. B. zu vivis fratribus bei Ov. Am. II, 6, 24 supple: existentibus) bei dem sogen. Accusat. Graec. (also Hor. Sat. I, 1, 5: miles fractus membra für fractus secundum membra, quod ad membra, seu habens membra fracta cet.). Über diese Weise der Betrachtung äuſserte sich recht kräftig Reisig (Vorlesung. üb. lat. Sprachw. ed. Haase p. 796): „Die elliptische Erklärungsart der lateinischen Sprache war lange Zeit ein faules

Pferd, was Sprachgelehrte ritten, wie sich dessen besonders Sanctius bedient, der fast das ganze vierte Buch seiner Minerva so durchritten hat; je mehr er aufsackte, desto mehr wuchs der Schofel an.“ — Ebenso bemerkt Bernhardy (Wissenschaftl. Syntax d. gr. Spr. p. 44) von den griechischen Pleonasmen: „Die Dürftigkeit und Planlosigkeit der älteren Sammlungen erscheine besonders in Bezug auf diese höchst merklich — auch in neueren Versuchen, wie Weiske Pleonasmi Graeci, Lips. 1807.“ — Von der Enallage heiſst es z. B. bei Gossrau (lat. Sprach. p. 593): „die ganze Enallage ist genau genommen gar keine Figur cet.“ —

Auch wenn eine sprachliche Wendung als Figur angenommen ist, ergiebt sich darum noch nicht ihre Rubrizierung ohne Schwanken. Gewöhnlich verneinen die Franzosen durch ne-pas, point. Ist dies nun als Pleonasmus zu bezeichnen? Es könnte so scheinen, denn auch ne für sich verneint: Qui ne sait son pouvoir? (Delille) und ebenso pas: C'est pas toi qui me feras peur, entends-tu, paillasse. (Dumas), nicht minder auch point: Voudrais-tu point encore me nier un mépris que tu crois que j'ignore. (Racine) Oder sind diese letzteren Ausdrucksweisen Ellipsen? — Achtet man nun darauf, daſs pas (passus), point (punctum) ursprünglich der Verneinung (durch non, ne) nur einen Begriff hinzufügen, an dessen Geringfügigkeit die Stärke der Verneinung gleichsam abgewogen werden soll, so wird man mit Mätzner (frz. Gr. p. 500 cet.) sich etwa entschlieſsen, diese Wörter pas, point u. a. m. als Füllwörter zu bezeichnen. Sind aber Füllwörter nicht Pleonasmus? —

Die angelsächsische, die heutige dänische und schwedische Sprache haben, wie die englische, die Eigentümlichkeit, einen Satz ohne relatives Fürwort als Relativsatz gebrauchen zu können. Da nun das Relativ ebensowohl auch gesetzt werden kann, so erscheint seine Weglassung als Ellipse; man kann den Satz jedoch sich leicht auch als Parenthesis denken; neuerdings erkennt man als Grund der Auslassung wohl mit Recht eine Attraktion (vide Schmitz, engl. Gr. p. 277 sq.) und solches Schwanken in der Rubrizierung ist gar häufig. —

Endlich zeigt sich in der Anwendung der termini auf bestimmte Fälle eine Schwierigkeit noch darin, daſs eine feste Grenzlinie zwischen der Art, wie an einzelnen Stellen der Redende oder Schriftsteller den Seelenmoment darstellt, und dem allgemeinen usus nicht gezogen werden kann, d. h. daſs es schwer ist, zu bestimmen, ob eine Wendung als rhetorische oder als grammatische Figur zu fassen ist. Es gestattet ja nämlich die Sprache

auch die individuelle Formation, und nun hängt es von dem schwankenden Urteil über das mehr oder minder Gebräuchliche d. h. über das zufällig Vorkommende ab, ob wir eine Figur für grammatisch oder rhetorisch erklären. So sind z. B. Pleonasmen in dieser Beziehung schwer zu rubrizieren, wie die von Renan (hist. d. lang. sem. p. 137) angeführten (1. Sam. X, 9):

וַיַּהֲפָךְ־לוֹ אֱלֹהִים לֵב אַחֵר

Dieu lui changea un autre coeur; und Ps. XIII, 2, von Renan übersetzt: jusqu'à quand, Jéhovah, m'oublieras-tu à jamais? oder Häufungen derart, wie bei Aeschylus (S. a. Theb. 36): *σκοποὺς δὲ κἀγὼ καὶ κατοπτῆρας στρατοῦ ἔπεμψα*; (Eum. 1004): *πέμψω τε φέγγη λαμπάδων σελασφόρων εἰς τοὺς ἔνερθε καὶ κάτω χθονὸς τόπους*, oder, wenn es bei A. v. Arnim (Marino Caboga) heifst: „Wir sind zu selig, wir zwei beide." Auf einer pleonastischen Häufung von Partikeln beruht die rhetorische Figur des Polysyndeton. —

In der That mufs zugegeben werden, dafs alle grammatischen Figuren in den wohl abgewogenen Wendungen kunstvoller Rede, z. B. bei den Dichtern, mit dem Bewufstsein ihrer Neuheit, d. h. als individuelle Schöpfungen gebraucht und damit rhetorisch wirksam werden können. So erscheint etwa Ter. Adelph. III, 2, 31: Hisce oculis egomet vidi als Pleonasmus rhetorischer Art; Hor. Serm. 2, 7, 116: Unde mihi lapidem? oder Cic. Phil. II, 29: A me Caesar pecuniam? als rhetorische Ellipse, Hor. od. 1, 15, 6: quam multo repetet Graecia milite; od. 1, 7, 8: plurimus aptum dicet equis Argos als auffallender d. h. rhetorischer Gebrauch einer sonst nicht seltenen Art der Enallage. —

Wenn nun hiernach von der überlieferten Terminologie in Bezug auf diese grammatischen Figuren nur bedingungsweise in beständiger Relativität und mit gleichsam tastender Beurteilung Gebrauch zu machen ist, so wird es erklärlich, dafs die Sprachgelehrten ihr gegenüber immer zurückhaltender geworden sind und sie möglichst zu vermeiden suchen. Aber die Sprache als Kunst verträgt überhaupt dergleichen Rubrizierungen nur bis zu einem gewissen Grade; die vorsichtige, betrachtende aber niemals abschliefsende Weise der Darstellung in Wilhelm v. Humboldts sprachlichen Untersuchungen ist dem behandelten Gegenstande angemessen; logisch zugespitzte Definitionen, absolute Abmachungen, welche auch sonst ihren Kredit verloren haben, passen hier am wenigsten. Man wird im Gebiete der Sprache sich daran gewöhnen müssen, die Erscheinungen einem Schematismus nicht bestimmter einzuordnen,

als das Bewufstsein sie erfafste, aus welchem sie hervorgingen. Wir führen eine dahin gehörige Bemerkung J. Grimms an (Dtsch. Gr. T. IV, p. 262): „Nachdem man sonst abgeschmackte und unnötige Ellipsen in der Grammatik gehäuft hatte, ist die Reaktion gegen sie zu weit gegangen. Wenn zwei Eigennamen nebeneinander und einer im Gen. stehen, so kann dadurch die Abhängigkeit auf das mannigfaltigste ausgedrückt sein, z. B. Meiers Konrad den Umständen nach einen Sohn, oder Knecht oder anderen Angehörigen des Meier bedeuten, und hier ist nichts ausgefallen. Ebensowenig bedarf es einer Ellipse bei *Ἀλέξανδρος ὁ Φιλίππου*, weil der Gen. durch den Nom. *Ἀλέξανδρος* regiert wird und der Sinn ergiebt, dafs *υἱός*, nicht etwa *μαθητής* oder *φίλος* gemeint sei. Steht aber blofs *ὁ Διός*, blofs *ὁ Λητοῦς*, so mufs notwendig *υἱός* und *θυγάτηρ*, oder des Sohnes und der Tochter Eigenname hinzugedacht werden. Von dem Artikel allein kann der Gen. nicht abhängen.“ —

A. Pleonasmus.

Wir unterscheiden drei Fälle pleonastischer Rede.

I. Es finden sich einzelne Ausdrücke im Satze, welche überflüssig erscheinen, weil entweder das, was sie bedeuten, seinem Inhalte nach in diesem Satze schon sonst genugsam bezeichnet ist: Pleonasmus, oder weil sie überhaupt eines bestimmt angebbaren Inhalts ermangeln: Parapleroma. —

Den Pleonasmus im allgemeinen definiert Quintilian (IX, 3, 46) als abundans super necessitatem oratio, spezieller (VIII, 3, 53): cum supervacuis verbis oratio oneratur. Donatus (ars gr. III, 3): *πλεονασμός* est adjectio verbi supervacui ad plenam significationem. Diomedes (art. gr. II, p. 444): Pleonasmos est sententia verbo plus quam necesse est abundans. Ebenso gebraucht Dionysios Hal. (de vi Demosth. p. 197) den terminus, um die Hinzufügung einzelner anscheinend überflüssiger Wörter (*πλεονασμὸς ἐνίων ὀνομάτων, ᾧ καὶ Δημοσθένης κέχρηται*) zu bezeichnen, welche der Rede Klarheit, Kraft, Eurythmie, Nachdruck, Pathos und andere Vorzüge zu geben im stande sind, wie es die *βραχυλογία* nicht vermag. — Man nannte auch wohl das Vorkommen einzelner überflüssig scheinender Buchstaben und Silben Pleonasmus.*) So Athenaeus

---

*) Apollon. Dysc. (de constr. I, 2) betrachtet analoge Vorgänge bei den Buchstaben, Silben, Wörtern, Sätzen; nennt also z. B. das *δ* in *ὕδωρ* (von *ὕειν*) pleonastisch (*πλεονάζει στοιχεῖον*), in *θήρεσσι* ist *πλεονασμὸς συλλαβῆς*, in *καθ-έζομαι* cet. *πλεονάζουσι λέξεις* und so findet man

(II, 7), der *ἄνηστις* statt *νῆστις*, *ἄσταχυς* statt *στάχυς* „*πλεονασμῷ τοῦ α*“ erklärt. (Vide auch Etymol. M. (unter *Ἠθεῖος*) und Gaza (*Γραμμ. εἰσαγ.* p. 257), der *προλιπών* statt *λιπών* cet. zum Pleonasm. rechnet.) Auch als rhetorische Figur findet sich der *πλεονασμός* vielfach aufgestellt, z. B. von Alexander, Phoebammon, Tiberius, Zonaeus, Tryphon (cf. Rhetores Graeci ed. Spengel, Vol. III, p. 33, 46, 50, 75, 166, 198); bei den letzteren rangiert er sogar als Tropus. Über diesen rhetorischen Pleonasmus werden wir später sprechen.

Das Parapleroma nennt man bei uns gewöhnlich Flickwort, [Lessing (T. 8, p. 490) bemerkt zu einer Note des Scioppius „*τὸ* cunque *παρέλκει*“: „aber was ist so ein *παρέλκει* anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts?“ —] auch wohl Füll- oder Schaltwort (s. Sanders, Wörterb. d. dtsch. Spr. unter „Wort“); die Franzosen sagen Cheville (vom lat. clavus), worüber im Dict. de l'Acad.: „Figurément en parlant de vers, on appelle Cheville, Tout ce qui n'y est mis que pour la mesure ou pour la rime“ und: „on appelle en Poësie, Des vers chevillés, Des vers chargés de mots inutiles.“ Den Alten lag die Betrachtung nicht fern, daſs es Wörter, welche nichts bedeuten, nicht geben könne. Apollonius (de constr. p. 266) erklärt sich gegen die Aufstellung sogenannter parapleromatischer Konjunktionen, als welche Dionysius Thrax (§ 25) genannt hatte: *δή, ῥά, νύ, ποῦ, τοί, θήν, ἄρ, δῆτα, πέρ, πώ, μήν, ἄν, αὖ, οὖν, κέν, γέ — ὅσοι μέτρου ἢ κόσμου ἕνεκεν παραλαμβάνονται.* — Er sagt über diese *καλούμενοι παραπληρωματικοί: οὐ γὰρ ἀληθές ἐστιν, ὥς τινες ὑπέλαβον, μόνον αὐτοὺς ἀναπληροῦν τὸ κεχηνὸς τῆς ἑρμηνείας καὶ διὰ τοῦτο εἰρῆσθαι παραπληρωματικούς·* (der Grammatiker Tryphon verglich diese Expletiv-Konjunktionen mit dem Werg, welches beim Einpacken zerbrechlicher Geräte verwandt werde):

ὅτι γὰρ ἕκαστος αὐτῶν ἔχει τινὰ δύναμιν, παρεστήσαμεν ἐν τῷ περὶ συνδέσμων. οὐ γὰρ ταὐτόν ἐστι τὸ τοῦτό μοι χάρισαι τῷ
τοῦτό γέ μοι χάρισαι,
οὐδὲ τὸ ἀγαθὸς ὢν τῷ
ἀγαθός περ ἐών, (Ilias I, 131)
οὐδὲ ταὐτὸν ἐμφαίνει τὸ οἱ μὲν παρ' ὄχεσφι τῷ
οἱ μὲν δὴ παρ' ὄχεσφι (Ilias 15, 3)
περιγραφῆς γὰρ λόγου σημεῖόν ἐστιν ὁ δή.

---

auch pleonastische *λόγους*. Ebenso verfolgt er z. B. auch Wiederholungen und Ellipsen in Buchstaben, Silben, Wörtern und Sätzen.

in dem *γέ* liege eine *μείωσις*, das *πέρ* zeige *ἐναντιότητα μετ' αὐξήσεως ἐμφατικῆς* cet. — Nun hindert nichts, daſs man solchen Füllwörtern ursprüngliche Bedeutung zugestehe und diese in manchen Verbindungen auch klar erkenne, obwohl man bei der groſsen Abschwächung, welche diese Bedeutung erlitten hat, an anderen Orten sie weder zum Ausdruck des Sinnes noch der grammatischen Beziehung notwendig findet. In sorgfältiger Rede rechtfertigen sie sich meistens dadurch, daſs sie rhythmisch wirken, und wir werden ihrer deshalb auch bei den phonetischen Redefiguren zu erwähnen haben. Dionysius Hal. (jud. de Isocr. 3 sq.) tadelt z. B. den Isokrates, daſs er in Herbeiführung von musikalischen Wirkungen, [was dieser (adv. Soph. p. 294) *εὐρύθμως καὶ μουσικῶς εἰπεῖν* nennt] durch Verwendung von Füllwörtern sich zu sehr gefalle: *ὥστ' ἀνάγκη παραπληρώμασι λέξεων οὐδὲν ὠφελουσῶν χρῆσθαι καὶ ἀπομηκύνειν πέρα τοῦ χρησίμου τὸν λόγον.* Er lobt dagegen den Homer wegen des richtigen Gebrauchs der Füllwörter bei sonst reizloser Aufzählung von Namen (de comp. vb. XVI): *παραπληρώμασιν εὐφώνοις διείληφεν, ὥστε μεγαλοπρεπέστατα φαίνεσθαι τούτων ὀνόματα.* (cf. l. c. cp. IX.) — Für Parapleroma sagen Neuere zuweilen Parelkon, da die Alten *παρέλκειν* in diesem Sinne gebrauchten;*) so Gregor. Cor. (Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 221) in Bezug auf das Homerische *προπάσας: ἡ γὰρ πρὸ παρέλκει.* Cicero (orat. 69) tadelt asiatische Redner (inferciens verba quasi rimas expleat) wegen der Füllworte (apud Asiaticos maxume numero servientes inculcata reperias inania quaedam verba) und nennt diese: quasi complementa numerorum.

Was nun den Pleonasmus im engeren Sinne betrifft, so waren sicherlich Wörter, welche uns jetzt in einem Satze überflüssig scheinen, ursprünglich motiviert; und zwar entweder durch die Sache selbst, sofern der Sinn oder die grammatische Beziehung ihre Hinzufügung forderten, oder durch Veranlassungen individueller Natur, sofern ein Affekt durch Häufung der Ausdrucksmittel eine Verstärkung der Wirkung absichtlich herbeizuführen suchte. Erhalten sich solche Redeformen bis zu Zeiten, wo, im ersten Falle, das Verständnis durch gröſsere Fixierung der Bedeutungen auch bei geringerer Aufwendung von Sprachmitteln gesichert scheint,

---

*) Apollon. Dyscol. (de constr. I, 2) sagt, daſs auch ganze Sätze überflüssig stehen: *καὶ λόγους ποτὲ παρέλκειν*, wozu Gaza (lib. IV) als Beispiel citiert: Il. XX, 128: *πείσεται ἅσσα οἱ αἶσα γεινομένῳ ἐπένησε λίνῳ, ὅτε μιν τέκε μήτηρ.* — (Ap. Dysc. (l. c.) stellt gegenüber: *ὁτὲ μὲν ἀναγκαίως, ὁτὲ δὲ ἐν παρολκῇ.*)

oder wo, im anderen Falle, die ursprüngliche Rhetorik durch den formelhaften Gebrauch ihre Kraft eingebüſst hat, so werden sie von der verständigen Betrachtung als Pleonasmen empfunden. Es stimmt hiermit im wesentlichen überein, was G. Hermann in den Adnotationes zum Vigerus ed. IV. (p. 883 sq.) über die Entstehung der Pleonasmen im Griechischen sagt: „Sunt duo fontes pleonasmi, unus, quum loquutio multo usu aliquid de vi sua amisit, ideoque etiam ibi usurpatur, ubi, nisi ex parte iners sit, aliena est; alter in iteratione ejusdem notionis, quae ad vim orationis augendam inventa, frequenti usu eam vim deposuit. Prioris generis sunt *ἠῶθι πρό*, quod sine pleonasmo, ut videtur, dictum Iliad *Λ*. 50. Od. *ε*. 469. abundante particula invenitur Od. *ζ*. 36.

ἀλλ' ἄγ' ἐπότρυνον πατέρα κλυτόν, ἠῶθι πρὸ
ἡμιόνους καὶ ἄμαξαν ἐφοπλίσαι.

Tum *ἔξοχος ἄλλων* et *κηρόθι μᾶλλον*, quae sic usurpari, ut si *ἄλλων* et *μᾶλλον* abessent, ostendi ad Hom. hymn. Cer. 362. Alterius generis exempla sunt trita illa, *πάλιν αὖθις, ὅθ' οὕνεκα, ἄν κεν*, et *κὲν ἄν, ὡς οἷα, τίνος δὴ χάριν ἕνεκα* apud Plat. de legg. III. p. 701. D cet."

Für jene Archaismen, welche eben nur im Laufe der Zeit zu Pleonasmen wurden, können als Beispiele jene schon oben von uns erwähnten Ausdrücke gelten, wie Od. 4, 370: *ἐπιστάμεναι σάφα θυμῷ* ähnlich, wie lat. cogitare aliquid cum animo suo. Man kann da zu *ἴδμεν ἐνὶ φρεσὶ* (Od. 4, 632) etwa unser: „er hatte Courage im Leibe" (Grimms Hausmärchen I, p. 259): „er hat Verstand im Kopfe" vergleichen. Ebenso: sic ore locuta est (Virg. Aen. I, 614), (wozu Servius citiert (IV, 359): vocemque his auribus hausi); Phrygia agmina oculis circumspexit (Aen. II, 68); קוֹלִי אֶקְרָא (Ps. 3, 5) mit meiner Stimme rufe ich; auch niveus videri (Hor. od. IV, 2) *λευκὸς ἰδεῖν* (Plat. Phaedr. p. 253): frzsch. il fait beau voir es ist schön anzusehen; il me fait beau voir, aller à la fontaine des fées (Perault, 23); was denn freilich auch rhetorisch verwandt werden kann, wie bei Molière: je l'ai vu, dis-je, vu, de mes propres yeux vu ce qu'on appelle vu; oder bei Sophokles (Antig. 763): *οὔθ' ἥδ' ὀλεῖται πλησία, σύ τ' οὐδαμὰ τοὐμὸν προσόψει κρᾶτ' ἐν ὀφθαλμοῖς ὁρῶν* mit Bezug auf die vorangegangene Häufung der Ausdrücke (vs. 760): *ἄγαγε τὸ μῖσος, ὡς κατ' ὄμματ' αὐτίκα παρόντι θνήσκῃ πλησία τῷ νυμφίῳ.* — Dahin gehört ferner das überflüssige *ἀνήρ* in *ἀνὴρ Ῥωμαῖος* oder *ἀνὴρ ῥήτωρ*, wie homo Arpinas, homo adolescentulus; deutsch:

Bauersmann, Kieselstein, Weidenbaum, Frauensmensch; englisch: fisherman, palmtree, noontide. Dergleichen, wie *βοῦς ταῦρος, σῦς κάπριος, ἴρηξ κίρκος* nennt Eustathius (zu Od. 13, 86, p. 1734, 19) *περιβολή,* von welcher er sagt (p. 1773, 25): *μέγεθος ποιοῦσα λόγον καὶ περιττότητα.* (cf. Hermogenes, *περὶ ἰδ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 321.) So fügten die Ägypter dem mit Hieroglyphenbuchstaben geschriebenen Worte die sogenannten Diakritika hinzu, d. h. die natürlichen Zeichen der Gattung, z. B. hinter den Namen der Stadt einen Stadtplan; und ähnlich dient der Deutlichkeit der Pleonasmus: Eichbaum, Hollunderstrauch, Nilfluſs. Die Hebräer ersetzten so durch Periphrase ihren Mangel an gewissen Adjektiven, z. B. אִישׁ מִלְחָמָה Kriegsmann (Gesenius, Lehrgeb. p. 646); im Lateinischen z. B. urbs Roma, Taurus mons, arbor fici, homo servus, homo adulescens, ventus turbo (Plaut. Curc. V, 2, 47); lapis silex (Plaut. Poen. I, 2, 77) cet. — Zu erwähnen ist auch der Gebrauch von *ἄλλος,* wie z. B. Od. 2, 412: *μήτηρ οὔτε πέπυσται, οὐδ' ἄλλαι δμωαί,* wobei man an frzsch. nous autres, vous autres Français sich erinnert. Es gehört hierher weiter der Gebrauch des possessiven Pronomens neben dem Genetiv, wie bei Schiller (W. Lager): Auf der Fortuna ihrem Schiff ist er zu segeln im Begriff; mit Dativ bei Goethe: „Es thut mir in den Augen weh, wenn ich dem Narren seinen Herrgott seh.“ Bei Grimm (Kindermärchen): „Was war's so dunkel in dem Wolf seinen Leib.“ — (Über diesen Gebrauch, der schon im Mhd. sich findet — z. B. Parz. 297, 12: noch scherpfer dan der bîn ir zagel — cf. Grimm, Dtsch. Gr. IV, p. 351.) Ähnlich ist im Englischen der Gebrauch des pleonastischen partitiven Genetivs, z. B. bei Hume: This imposition lay heavy on the gentry, who were obliged many of them to retrench their expenses. Auch die doppelten Negationen in einem Satze, welche im Deutschen zuweilen gebraucht werden, ohne den Sinn zu einem positiven zu machen, sind hierher zu rechnen. Ursprünglich ist das einfache nicht (ein Substantiv) ohne Kraft weiterer Verneinung, und kein ist nur verneinende Zahl (nih-ein). So konnte man dazu kommen zu sagen: dô dâr niwiht ni was (Wessobr. Geb.); (cf. Grimm, Dtsch. Gr. III, p. 727); und auch bei Neueren finden wir z. B. Goethe: „Keine Luft von keiner Seite.“ „Man sieht, daſs er an nichts keinen Anteil nimmt.“ Schiller: „Das disputiert ihm niemand nicht.“ Chamisso (in volkstümlichem Tone an Varnhagen [45] Bd. V, p. 140): „ich weiſs von nichts, von nischts niche“; — mit welchem Ausdruck Gesenius (Lehrgeb. d. hebr.

Spr. p. 831) z. B. parallelisiert 1. Kön. 10, 21: אֵין כֶּסֶף לֹא נֶחְשָׁב wo אֵין und לֹא ohne besondere Verstärkung des Sinnes verneinen mufs. — So ist auch im Englischen pleonastisch zu nor noch not gefügt, wie z. B. bei Shakespeare (Merch. of Ven. V, 1): the man that hath no music in himself, nor ist not mov'd with concord of sweet sounds, is fit for treasons. — Auch sonst werden Partikeln in derselben Aussage mehrfach gesetzt, wie: aus dem Hause heraustreten. Lobeck (Phryn. p. 10) führt als adverbia ex abundanti addita an: *ἔξω ἐκφέρειν, ἀνάγειν ἄνω*, extra excedere, auch *ἀπάγειν τινὰ ἄπωθεν ἀπὸ τοῦ κλέμματος* (Aeschin. c. Ktesiph. 491) cet. — Ähnlich: ante providit. (Caes. b. g. 5, 33); praesensit prius. (Plautus, Pseud. I, 4, 15); ähnlich potius pleonastisch mit malo, wie bei Cicero (Caecil. 6): Siculi ab omnibus se desertos potius quam abs te defensos esse malunt. — So auch im Frzsch. (s'en aller) s'en retourner, il y a, (s'y prendre d'avance, Mätzner, fr. Gr. p. 496). Es werden diese Beispiele genügen, um die Natur dieses unbeabsichtigten Pleonasmus erkennen zu lassen; die hierher gehörigen Fälle haben das Gemeinsame, dafs sie als eine überflüssige Genauigkeit erscheinen (Eustathius p. 26, 1 sq. (zu Ilias 1, 16) sagt, dafs in: *Ἀτρείδα δύω κοσμήτορε λαῶν παρέλκειν τὸ δύω;* ebenso sei *Πριαμίδην νόθον υἱόν,* ferner *διὰ μικρὸν ἀργυρίδιον* pleonastisch, aber der Dichter bringe hierdurch *σαφήνειαν* hervor); während die ursprünglich rhetorischen Pleonasmen über die genügende Feststellung des Sinnes hinaus Wirkungen individueller Art zu erreichen sich geeignet zeigen und diese auch jetzt noch wirklich erreichen, wenn sie absichtlich aufgefrischt werden.

Es ist ein ursprünglich rhetorischer Pleonasmus, wenn z. B. wir sagen: ich habe mir die Sache angesehen. Grimm (Dtsch. Gr. IV, p. 362) sagt über diesen Gebrauch des Dativs: „Heute pflegen wir nach Verbis, zumal Imperativen, den Dativ der pronom. beider erster Personen nicht selten einzuschalten, ohne dafs ihm überall eine bestimmte Beziehung zukommt, z. B. ich habe mir eine rechte Lust daran; ich habe dir da viele Leute gesehen“ cet. und führt auch Beispiele aus dem Ahd. und Mhd. für diesen Gebrauch an. — Die subjektive Färbung, Gemütlichkeit dieses sogenannten Dativus ethicus tritt sogleich hervor, wenn wir lesen: „Und sie soll mir Französisch lernen aus dem Fundament“. (Schiller, Kab. und Liebe) oder: „Sind euch gar trotzge Kameraden.“ (Sch. Wall.) — *Ὦ τέκνον, ἦ βέβηκεν ἡμῖν ὁ ξένος;* (Soph. Oed. C. 81); gar komisch bei Lucian (Dial. Mar.) wo das Kind Polyphem dem Vater Poseidon klagt: *καὶ ἀπ' ἐκείνου τυφλὸς εἰμί σοι, ὦ*

Πόσειδον; von der dritten Person gesagt bei Plato (Rep. p. 343. A): *ὅς γε αὐτῇ* (der *τίτθῃ*) *οὐδὲ πρόβατα οὐδὲ ποιμένα γιγνώσκεις,* der du ihr ja nicht einmal Schafe und Hirten kennst; auch im Lateinischen z. B. Livius (praef.): Ad illa mihi quisque acriter intendat animum. Sallust (Cat. 52): Hic mihi quisquam misericordiam nominat? selbst bei Dingen, denen damit gleichsam Bewufstsein geliehen wird, z. B. Cicero (de legg. III, 33): nec satis intellexi quid sibi lex aut quid verba ista vellent. Im Hebräischen derselbe Gebrauch besonders in der Umgangssprache, z. B. 1. Mos. 31, 41: schon (bin ich) mir zwanzig Jahr in deinem Hause: זֶה־לִּי עֶשְׂרִים שָׁנָה בְּבֵיתֶךָ (vide Gesenius, Lehrgeb. p. 736 sq.). Im Französischen: Avant que de parler, prenez-moi ce mouchoir. (Molière.) Bei Lamartine das zum usus gewordene: Ministre d'une monarchie en retraite, sa retraite à lui avait été une déroute. Ebenso im Englischen, wo namentlich auch die Volkssprache den ethischen Dativ gleich uns verwendet: Shakespeare: Well, I find you twenty lascivious turtles, ere one chaste man; auch mit Präpositionen verbundene Pronomina stehen so pleonastisch, z. B. That's a fellow for you, das ist einmal ein Kerl! (cf. Schmitz, engl. Gr. p. 164.)

Ein anderer Fall, wo der Pleonasmus als ursprünglich rhetorisch zu erkennen ist, zeigt sich, wenn Substantiva durch ein folgendes Pronomen wieder aufgenommen und von neuem bezeichnet werden. So bei Schiller: „die Tugend, sie ist kein leerer Schall“, „des Lebens Ängsten, er wirft sie weg“; „dieses Blatt, ich leg's in eure Hände“; bei Lessing: „Jede Kleinigkeit, die rächt sich“; bei Goethe: der „Thürmer, der schauet zu Mitten der Nacht“. Grimm (Gr. IV, p. 415) giebt viele Beispiele aus dem Mhd., z. B. den schatz den hiez er füeren. (Nib. 99, 2.) (vide auch Heyse: Lehrgeb. II, p. 485 sq.) Auch dieser Gebrauch findet sich vielfach in anderen Sprachen. So im Griechischen z. B. bei Xenophon: *Οἱ τύραννοι οὓς τῶν πολιτῶν δεδίασι χαλεπῶς αὐτοὺς ζῶντας ὁρῶσιν.* (K. W. Krüger griech. Sprachl. T. II, p. 134.) Bei Demosthenes (pro Cor.) *Καί τοι καὶ τοῦτο, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, ἐγὼ λοιδορίαν κατηγορίας τούτῳ διαφέρειν ἡγοῦμαι,* wozu Vigerus (de Gr. Id. p. 173): ubi sane *τοῦτο* solius ornamenti causa positum est. — Ähnlich ist (vide Buttmann Gr. Gr. p. 347), wenn *ὁ δέ* namentlich im Epos als Fortsetzung in der Erzählung von derselben Person gesagt wird, wie z. B. Ilias 15, 127: *ἔγχος ἔστησε* (*Ἀθήνη*) — *ἡ δ' ἐπέεσσι καθάπτετο θοῦρον Ἄρηα.* — Im Lateinischen z. B. bei Sallust (Cat. 37, 4): sed urbana plebes, ea

vero praeceps ierat multis de causis; bei Livius (I, 58): Cultrum, quem sub veste abditum habebat, eum in corde defigit; Seneca (ad Marc. 25): in aeterna rerum per vasta et libera spatia dimissos, non illos interfusa maria discludunt; emphatischer noch bei Cicero (Fam. XIII, 28): illud, quod supra scripsi, id tibi confirmo. Auch im Französischen findet sich der Gebrauch, wie bei Voltaire:

> Louis, en ce moment prenant son diadème,
> Sur le front du vainqueur il le posa lui même.

und so im Englischen z. B. bei Shakespeare: King Richard, he is in the mighty hold of Bolingbroke; und: The nobles they are fled, the commons they are cold. (vide van Dalen, engl. Gr. in Beispielen p. 188.)

Man pflegt diesen Gebrauch als Epanalepsis zu bezeichnen, nach welchem ein vorher gesetzter Begriff, namentlich, wenn Zwischensätze sich eingeschoben haben, wiederholt wird. Wird solche Wiederholung der Deutlichkeit wegen notwendig, so ist sie natürlich nicht als Pleonasmus zu fassen. Hermogenes (*περὶ ἰδ.* 1. Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 285) nennt diese *ἐπαναλήψεις μάλα χρήσιμοι πρὸς εὐκρίνειαν καὶ σαφήνειαν.**) cf. auch Demetrius (de eloc. 196; Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 305).

Diese grammatische Epanalepsis definiert Rufinian (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 46): repetitio sententiae propter aliam necessariam causam, non ut fit in figuris elocutionis; der ursprünglich rhetorischen Kraft der Figur gemäſs finden wir sie aber auch den Redefiguren eingereiht, z. B. bei Rutilius Lupus (schem. lex. Rhet. Lat. min. H. p. 8): *ἐπανάληψις* fieri solet, cum id quod dictum semel est, quo gravius sit, iteratur: Es ist hierbei die Wiederholung desselben Wortes gemeint (weshalb Quintilian (VIII, 3, 51) *ἐπανάληψις* mit der tautologia identifiziert), welche indes ebenfalls zum grammatischen Pleonasmus abgeschwächt wird, wie wenn es bei Goethe heiſst: Labt sich die liebe Sonne nicht, der Mond sich nicht im Meer? oder bei Plato: *σώματος πονηρία ψυχῇ ψυχῆς πονηρίαν ἐμποιεῖ.* Bei Caesar: erant omnino itinera duo, quibus itineribus domo exire possent. 1. Mos. 5, 1: Als

---

*) Die grammatische Epanalepsis wird häufig bemerkt in den Scholien zu Homer z. B. Il. 6, 154: (*ὃ δ' ἄρα Γλαῦκον τέκεθ' υἱόν, αὐτὰρ Γλαῦκος* cet.) *ἡ διπλῆ πρὸς τὴν ἐπανάληψιν τοῦ ὀνόματος· καὶ ὅτι ἐν Ἰλιάδι συνεχῶς ταῖς ἐπαναλήψεσι κέχρηται, ἐν δὲ Ὀδυσσείᾳ ἅπαξ κατ' ἀρχὰς Αἰθίοπες τοὶ διχθά* (1, 23).

Gott den Menschen schuf, schuf er ihn nach dem Bilde Gottes (vide Gesenius Lehrgeb. p. 741). — Ein anderer Fall des hierher gehörigen Pleonasmus ist es, wenn ein Wort desselben Namens dem aussagenden Verbum hinzugefügt wird. Der ursprünglich hierdurch bewirkte Nachdruck ist unverkennbar und findet sich namentlich häufig im Hebräischen in dieser Weise ausgedrückt. So heifst es 1. Mos. 27, 34: er schrie ein grofses und bitterliches Geschrei, וַיִּצְעַק צְעָקָה גְּדֹלָה וּמָרָה mit Zusatz des Infinitivs: 1. Sam. 20, 6: er hat es sich dringend von mir ausgebeten, נִשְׁאֹל נִשְׁאַל מִמֶּנִּי; vide Amos 9, 8; Jes. 22, 18; 1. Mos. 43, 3; 1. Mos. 37, 33 cet. (Gesenius, Lehrgeb. p. 778, 810.) — Aber der Ausdruck erscheint auch hier nicht selten zum Pleonasmus erblafst, wie חָגַג חַג ein Fest feiern חָלַם חֲלוֹם einen Traum träumen, (vide auch in Bezug auf den Zusatz des Infinitivs: 1. Mos. 43, 20; Jos. 7, 7 cet.) — Bekannt ist dieser Gebrauch auch für das Griechische, wie bei Plato: *δεῖ γυναῖκα εὖ οἰκεῖν τὴν οἰκίαν; οἷον πάθος πέπονθας.* Gregorius Cor. (p. 13 ed. Sch.) nennt dies, wie *λῆρον ληρεῖς* (du schwatzest Geschwätz): *Ἀττικὴ φράσις καὶ σχῆμα* und führt an: *ὕβριν ὑβρίζεις; φυγὴν φεύγεις;* ähnlich ist *σοφὸς τὴν ἐκείνων σοφίαν.* (Buttmann, gr. Gr. p. 372); ebenso im Lateinischen ridere risum, deorum vitam vivere, gravem pugnam pugnare cet.; auch im Französischen: on a joué un jeu d'enfer (Picard); Mars . . rit aussi d'un rire amer (De Vigny) (Mätzner, fr. Gr. p. 413); und im Englischen to dream a dream; to sin a sin; (Schmitz, engl. Gr. 3. Aufl. p. 134.)

Auch im Deutschen sagt man: „Schlaf süfsen Schlaf!“ (Schubart, d. ew. Jude); kämpfe den guten Kampf des Glaubens!; eine fremde Sprache sprechen; und zwar schon in der älteren Sprache, wie Grimm (Gr. IV, p. 645) ausführt, z. B. ahd. wircan werc (operari opera) T. 132; mhd. springen manigen spruno Ms. 2, 45a; singe ich mînen sanc Ms. 2, 168b u. a. m.

Das Parapleroma entbehrt als solches eines bestimmten stofflichen Inhalts, ist also wesentlich Formwort. Es füllt indes das Satz-Lautbild durch einen artikulierten Empfindungslaut und kann daher auch mit Absicht phonetisch-musikalisch verwandt werden. Die Lautgebärde, auf welche die hierher gehörigen Partikeln nach Entstehung und Wirkung zum Teil zurückzuführen sind (cf. Heyse, Syst. d. Spr. p. 108), ist, wo sie in der gebildeten Rede noch auftritt, nicht eben hoch angesehen, denn die Sache fordert sie nicht, und ihre etwaige Wirkung (Priscian, XVI, 2, 13: conjunctiones completivae ornatus causa vel metri nulla

significationis necessitate ponuntur) ist zu äufserlicher Art. Auch diese Wirkung aber fehlt nicht selten jenen Formwörtern in der gewöhnlichen Rede, so dafs sie dann als Lückenbüfser, blofse Laut-Pleonasmen erscheinen. Nun sind freilich viele Formwörter ursprünglich Stoffwörter — unser zwar ist z. B. ze ware d. i. in Wahrheit — aber der usus verwäscht auch solche Bedeutungen, er macht ganze Sätze, z. B. der Höflichkeitssprache zu Tiraden, ausführlichen Lautgebärden, wie z. B. ich bitte ergebenst, Sie werden verzeihen, wenn Sie erlauben, wenn Sie es nicht übel nehmen, s'il vous plaît cet.; er macht Wörter der Umgangssprache zu Flickwörtern, wie: ein Bifschen, traun; *γάρ* in dem Verse Ilias 18, 182 nach Eustathius (p. 1137, 9); *ἔμμεναι:* Ilias 2, 216 (l. c. p. 205); auch Epitheta, die *παρελκόντως* stehen, z. B. *τάφρος ὀρυκτή, νέκυς τεθνηκώς* (nach Eust. p. 1074, 23); er macht auch ursprünglich bedeutsame Silben zu blofser Paragoge, wie gnädiglich statt gnädig; Epenthesis, wie: dahingegen statt dagegen, oder Prosthesis, wie: Abgesandter statt Gesandter u. d. m. Sind nicht in *ἀπαμύνω,* reiterare, supervincere, subservire, intermedius; noch mehr z. B. in *ἀνακαθίζω* die Bedeutungen der Präfixe geschwunden? (Pott, etymolog. Forsch. 2. Aufl. T. I, p. 218.) —

An Ausfüllpartikeln ist die griechische Sprache besonders reich (siehe oben p. 438); das Lateinische hat ihrer nicht viele, obwohl die Grammatiker genug dafür erklären; Priscian (l. c.) führt an: vero, autem, quidem, equidem, quoque, enim, nam, namque; Mar. Victorinus (ars gr. T. I, ed. Lind. p. 283) nennt als conjunctiones expletivae: quidem, equidem, tamen, porro, saltim, prorsus, duntaxat et caetera. Diomedes (art. Gr. p. 409 P.) hat noch profecto, deinde, nimirum. Im Deutschen sind etwa zu nennen: (dann) denn, wohl, doch, mal, so, eben, um, ja, immer, dial. halt, halter, man u. a. m. Auch in Zusammensetzungen sind parapleromatische Partikeln zu bemerken. Ruddimann (inst. gr. lat. ed. Stallbaum, P. II, p. 371) führt unter Parelkon folgende an: met, te, ce z. B. egomet; dum z. B. agedum; sis z. B. videsis; nam z. B. quisnam; quam z. B. sanequam; an z. B. fortassean; ne in anne, numne, bei denen das Schwinden der Bedeutung klar ist. (Eigentlich ist met [smet]: selbst [Bopp, vergl. Gr. II, p. 114]; sis ist: si vis cet.)

Ähnlich ist es im Griechischen z. B. mit dem *ι* demonstrativum an Pronominibus und Adverbien, wie *οὑτοσί, νυνί,* welches

Bopp (vergl. Gr. II, p. 168) mit „hier" übersetzt, wobei uns das Frzsch. cette vie-ci n'est qu'un songe (Voltaire) einfällt. (Mätzner, fr. Gr. p. 169 sq.)

II. Als zweite Art des pleonastischen Ausdrucks nennen wir die Perissologie, welche weder aus einem Streben nach Deutlichkeit entspringt, noch Nachdruck oder andere rhetorische Wirkungen zu erreichen vorhat, vielmehr die Ausdrucksmittel nur häuft, um ein längeres Verweilen der Seele bei dem dargestellten Moment abzubilden, sei es, daſs sie sich nicht sogleich von ihm zu befreien vermag, sei es, daſs sie sich in der Behaglichkeit des Aussprechens gefällt. Wenn sich ein bestimmter Begriff nicht einfach mit seinem Worte bezeichnet findet, sondern umschrieben wird, d. h. durch Aufwendung weiterer Darstellungsmittel kenntlich gemacht, so ist dies Periphrasis.

Die Bezeichnungen Perissologie und Periphrasis werden jetzt gewöhnlich in dem Sinne gebraucht, welchen Quintilian (VIII, 6, 61) angiebt. Er sagt: Pluribus verbis cum id, quod uno aut paucioribus certe dici potest, explicatur, periphrasin vocant, circumitum quendam eloquendi, qui nonnunquam necessitatem habet, quotiens dictu deformia operit, ut Sallustius: „ad requisita naturae", interim ornatum petit solum, qui est apud poetas frequentissimus: „tempus erat, quo prima quies mortalibus aegris incipit et dono divum gratissima serpit." (Virg. Aen. 2, 268) et apud oratores non rarus, semper tamen adstrictior. quidquid enim significari brevius potest et cum ornatu latius ostenditur, periphrasis est, cui nomen latine datum est non sane aptum orationis virtuti circumlocutio. verum hoc ut, cum decorem habet, periphrasis, ita, cum in vitium incidit, *περισσολογία* dicitur: obstat enim quidquid non adjuvat."*) Hiermit stimmt l. IV, 2, 43, wo Quintilian „iterationes: *ταυτολογίας, περισσολογίας*" zusammenstellt, während IX, 1, 3; 6 und IX, 3, 98 periphrasis unter den Redefiguren genannt wird. Mit der Perissologie fällt ihm (VIII, 3, 53) die macrologia zusammen, deren Nachbartugend ebenso die periphrasis sei; das für die Makrologie angeführte Beispiel ist aus

---

*) Sätze „Asianae dictionis", die bedenklich an Muster von *περισσολογία* streifen, finden sich bei Cicero in den früheren Reden nicht selten, wie etwa (pro Sex. Roscio 117): At vero T. Roscius non unum rei pecuniariae socium fefellit — verum novem homines honestissimos, ejusdem muneris, legationis, officii mandatorumque socios induxit, decepit, destituit, adversariis tradidit, omni fraude et perfidia fefellit.

Livius: „legati non impetrata pace retro domum, unde venerant, abierunt.“ —

So denn auch die Römischen Grammatiker und Rhetoren, wie Donatus (III, 3, 2), der *περισσολογία* und *μακρολογία* ohne wesentlichen Unterschied [Pompejus (comment. art. Don.) giebt an: „pleonasmus est in verbo, perissologia in sensu, macrologia in utroque“] zu den vitiis orationis stellt; Diomedes (p. 444), der zu dem Beispiel für die Perissologie: „ibant, qua poterant, qua non poterant, non ibant“ bemerkt: hic excepto ibant omnia supervacua sunt. (cf. Jul. Victor ars rhet. p. 424. Isidorus de rhet. p. 517 in Halms Rhet. lat. min.) Servius zu Virg. Aen. 1, 658: faciem mutatus et ora nennt ora: perissologia, ebenso zu Aen. 5, 467 das angehängte que in den Worten dixitque et praelia voce diremit; periphrasis dagegen ist Tropus oder Redefigur, z. B. bei Donatus (III, 6), Diomedes (p. 456), Charisius (p. 245), im Carm. de figg. (p. 70 ed. Halm), Beda (de trop. p. 614 ed. Halm), auch Gellius (N. A. 3, 1). —

Die Griechen bezeichnen mit der *λέξις περιττή* keineswegs ausschliefslich eine wegen zu grofsen Wortaufwandes tadelnswerte Rede, sondern im allgemeinen eine solche, welche sich durch Reichtum und Fülle auszeichnet. Hermogenes (*περὶ μεθ. δειν.* Rhet. gr. ed. Sp. Vol. II, p. 428 sq.) sagt, die *περιττότης κατὰ λέξιν* zeige sich in dem längeren Verweilen bei der Besprechung und in der Fülle des Ausdrucks. So dehne Demosthenes (Mid. init.) den Sinn: *τὴν μὲν ὕβριν Μειδίου πάντες ἴστε* der ethischen Wirkung wegen aus; *τὴν μὲν ἀσέλγειαν, ὦ ἄνδρες δικασταὶ, καὶ τὴν ὕβριν, ᾗ πρὸς ἅπαντας ἀεὶ χρῆται Μειδίας, οὐδένα οὔθ' ὑμῶν οὔτε τῶν ἄλλων πολιτῶν ἀγνοεῖν οἴομαι.* Fülle aber zeige er z. B. in der Rede *περὶ τοῦ στεφάνου* (p. 229): *τοῦ δὲ παρόντος ἀγῶνος ἡ προαίρεσις αὐτὴ ἐχθροῦ μὲν ἐπήρειαν ἔχει καὶ ὕβριν καὶ λοιδορίαν καὶ προπηλακισμόν ὁμοῦ καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα.* So verbindet auch Dionysius Hal. (de comp. vb. 3, 18): *ἡδέως καὶ περιττῶς;* (3, 28): *οὐδὲν ἐν αὐτοῖς σεμνὸν οὐδὲ περιττόν;* ep. ad Pomp. (p. 127): *τὴν περιττολογίαν καὶ τὸ κάλλιον εἰπεῖν;* im Iud. de Isocr. 3 nach Theophrast: *τὸ μέγα καὶ σεμνὸν καὶ περιττόν.* Dem gewöhnlichen Ausdruck ist das *περιττόν* entgegengesetzt bei Demetrius (de eloc. 77), bei Longin (de subl. III, 4) mit dem Nebenbegriff des zu Künstlichen. — Hiervon ganz verschieden ist der Begriff der *μακρολογία,* welche z. B. den Greisen wegen ihrer Schwäche eigen ist, wie Demetrius (de elocutione 7) anführt, und die bei

Aristoteles (rhetor. III, 17) so gruppiert ist: *ἔνια περὶ αὐτοῦ λέγειν ἢ ἐπίφθονον, ἢ μακρολογίαν, ἢ ἀντιλογίαν ἔχει.* —

Die Periphrasis wird als Redefigur zwar auch bei den Griechen aufgestellt, aber ihr Name wird doch nicht ausschliefslich zur Bezeichnung einer virtus orationis gebraucht. Apoll. Dysc. (de constr. 2, 21): *„ἔπεισέ με ὁ θυμὸς τῷ θάρσει τῷ ἐκείνου πολεμεῖν“ κατὰ τρόπον τὸν τῆς περιφράσεως „ἀνῆκέ με αὐτῷ πολεμεῖν.“* Dionysius Hal. (ep. ad Pomp. p. 127) spricht von unpassenden Periphrasen: *ἐκχεῖται εἰς ἀπειροκάλους περιφράσεις* (cf. Longin de sublim. 29, 1). — Bei dem Pseudo-Plutarch (de vit. et poes. Hom. 29) steht sie zwischen dem Pleonasmus und der Enallage: *διὰ πλειόνων λέξεων τὸ σημαινόμενον ἀποδίδωσιν, ὃ καλεῖται Περίφρασις· ὡς ὅταν λέγῃ υἷας Ἀχαιῶν τοὺς Ἀχαιοὺς καὶ βίην Ἡρακλείην τὸν Ἡρακλέα.* —

Die Perissologie dehnt den sprachlichen Ausdruck über das Mafs aus, welches die Grammatik zum Verständnis des Sinnes verlangt. Es geschieht dies entweder 1. dadurch, dafs man sich über den Inhalt oder über die Form der Aussage auch nach den Seiten besonders ausspricht, welche ohnehin durch die notwendigen Bestandteile des Satzes genügend klar dargestellt sind, also auseinandersetzt, was sich von selbst zu verstehen scheint; oder 2. dadurch, dafs einzelne Begriffe oder die Aussage selbst in veränderten, ähnlichen Ausdrücken öfter wiederkehren.

Eine gewisse Gemütlichkeit, behagliche Ruhe, ferner gemessenes Abwägen, aber auch Würde und Majestät, Gewicht und Nachdruck finden so ihren Ausdruck, nicht minder freilich breite Redseligkeit, salbungsvolle Schwäche und hohler Schwulst. —

Zur Perissologie im ersten Sinne würden solche Zusätze, Epitheta, oder solche Erläuterungen, Epexegesen, gehören, welche selbstverständlich sind, also unnötig erscheinen. Quintilian (VIII, 6, 40) bezeichnet dieses epitheton als solches, quod ornat, (adpositum oder sequens bei den Römern) d. h. bei dem es genug ist, „convenire id verbo, cui adponitur,“ so dafs die verständige Betrachtung urteilt: nisi aliquid efficit, redundat. Während hier das sogenannte epitheton ornans unrichtig zu den Tropen gestellt ist, [ebenso bei Diomedes (art. gr. p. 455), Charisius, Donatus u. a.] findet sich nicht minder unrichtig die Epexegesis vielfach bei den Redefiguren untergebracht. Bei Phoebammon (Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 47) steht sie unter den *σχήματα (λέξεως) τοῦ πλεονασμοῦ* und ist definiert als *„ἀσαφοῦς λέξεως ἢ λόγου σαφηνισμός,“* ebenso bei Georgius Choerobosci (*περὶ τροπ.*

l. c. p. 256). Der Anonymus des Eckstein (schem. dian. in Rhet. lat. min. ed. Halm p. 73) sagt, sie sei explanatio dicti superioris und führt als Beispiel an: Virg. Aen. 1, 250, wo nos durch tua progenies näher bestimmt wird.

Da das Epitheton ornans noch bei den Redefiguren zu besprechen ist, bemerken wir hier darüber nur folgendes: Epitheta, wie das von Eusthatius oben (p. 442) angeführte: *μικρὸν ἀργυρίδιον* oder etwa ein weifser Schimmel, empfehlen sich sehr wenig, wenn man sie aufser dem Zusammenhang der Rede betrachtet; aber es ist zu bedenken, dafs die Wortbilder, welchen sich die Beiwörter anschliefsen, der Vorstellung viele Seiten darbieten, und dafs deshalb auch die gewöhnlich vorgestellte noch besonders bezeichnet werden kann, wenn eben auf dieser die Seele verweilt. Es wird z. B. die Vorstellung der Dunkelheit mit dem Worte: Nacht gewöhnlich verbunden, aber, nachdem Lenau (Bitte) die Nacht so auch bezeichnet: „Weil' auf mir, du dunkles Auge," hebt er im übrigen in seinen Epitheten ganz anderes an ihr hervor: „übe deine ganze Macht, ernste, milde, träumerische, unergründlich süfse Nacht;" und selbst, wenn gerade die Dunkelheit hervorgehoben werden soll, wie viele Nüancen bieten die Beiwörter noch:

„So heifs und stumm, so trübe
Und sternlos war die Nacht."

(Lenau: Der schwere Abend.) Der Ausdruck: „Es war dunkle Nacht" braucht also nicht mehr zu bedeuten, als: „Es war Nacht" bedeuten kann; aber: „ich mufste hinaus in die dunkle Nacht" ist schon motiviert.

Epitheta der hierher gehörigen Art sind z. B. duftge Rosen, der ferne Himmel, ein runder Ball, die leuchtenden Sterne u. a. m.; auch viele epexegetische Appositionen, welche bei einigem Nachdenken der Hörer sich selbst sagt, z. B. *Ὁ θάνατος τυγχάνει ὢν δυοῖν πραγμάτοιν διάλυσις, τῆς ψυχῆς καὶ τοῦ σώματος, ἀπ' ἀλλήλοιν.* (Plato.) *Ἄν τις ἀνδρὸς σῶμα τρώσῃ, κεφαλὴν ἢ πρόσωπον ἢ χεῖρας ἢ πόδας, κατὰ τοὺς νόμους φεύξεται τὴν τοῦ ἀδικηθέντος πόλιν.* (Lysias.) Hier ist in dem allgemeinen Begriffe das hinzugesetzte Einzelne enthalten. (Krüger Gr. Spr. II, § 57, 10.) Ähnlich: „und jedermänniglich alles Volk liefsen sich ihre Freude merken." (M. Arndt, Märchen, T. II, p. 269.)

Mehr noch tautologisch erscheint es, wenn Ilias 9, 124 zu *ἵππους ἀθλοφόρους* die Erläuterung tritt: *οἳ ἀέθλια ποσσὶν ἄροντο,* oder wenn Od. 2, 65 es heifst: *περικτίονας ἀνθρώπους, οἳ περι-*

ναιετάουσι, oder wenn Od. 1, 300 das *ὅ οἱ πατέρα κλυτὸν ἔκτα* dem *πατροφονῆα* hinzugefügt wird, so wie, wenn die beigefügte Erklärung nur in der Verneinung des Gegenteils besteht, wie in den bekannten Formeln: *ἑκόντες, οὐκ ἄκοντες; γνωτὰ, κοὐκ ἄγνωτα; ῥητὰ κοὐκ ἄῤῥητα.*

Es läſst sich hierbei ein Unterschied zwischen der antiken und modernen Ausdrucksweise nicht verkennen. Wir suchen Zeit zu sparen, und am besten redet uns, wer den Sinn mit Aufwendung der wenigsten Sprachmittel am schärfsten bezeichnet; die Alten legten Gewicht auf das phonetische Element an sich, und eine gewisse musikalische Fülle lieſs ihr Ohr gern verweilen, wo unser Verstand ungeduldig wird. So empfinden wir z. B. als gespreizt bei Sophokles (Ajax 170): *σιγῇ ἄφωνοι;* (vs. 282): *τί τήνδ' ἄκλητος, οὐδ' ὑπ' ἀγγέλων κληθεὶς, ἀφορμᾷς πεῖραν, οὔτε τοῦ κλύων σάλπιγγος;* bei Euripides (Phoen. 1597): *ὃν καὶ πρὶν εἰς φῶς μητρὸς ἐκ γονῆς μολεῖν, ἄγονον Ἀπόλλων Λαΐῳ μ' ἐθέσπισεν φονέα γενέσθαι πατρός;* (Andromeda 393): *ἀλλὰ τὴν ἀρχὴν ἀφεὶς πρὸς τὴν τελευτὴν ὑστέραν οὖσαν φέρει;* und diese Art zu reden ist den Alten in der gehobenen Darstellung gewöhnlich, beschränkt sich aber nicht auf die Dichter, Herodot (1, 79) sagt z. B.: *ὡς οἱ παρὰ δόξαν ἔσχε τὰ πρήγματα, ἢ ὡς αὐτὸς κατεδόκεε;* ebenso (VIII, 4): *ἐπεὶ αὐτοῖσι παρὰ δόξαν τὰ πρήγματα — ἀπέβαινε, ἢ ὡς αὐτοὶ κατεδόκεον.* Thukydid. 5, 47: *βοηθοῦσι τρόπῳ, ὁποίῳ ἂν δύνωνται, ἰσχυροτάτῳ κατὰ τὸ δυνατόν.* Ebenso ist uns die Rede der Lateiner zu umständlich, wie wenn Cicero (ad Fam. III, 8) schreibt: Faciendum mihi putavi, ut tuis litteris brevi responderem; (pro Tull. 47): Lex permittit, ut furem noctu liceat occidere; (pro lege Man. 13): tum statuetis, quid apud exteras nationes fieri existimetis. —

Eine sehr gewöhnliche Weise der Perissologie ist es, die in einem Verbum bezeichnete Art der Thätigkeit noch durch einen besonderen Zusatz eben als Thätigkeit hinzustellen, wie: „ich werde die Thüre zumachen gehen;“ Goethe: „Das Frauenzimmer kam ihnen entgegen getreten;“ Schiller: „Heulend kommt der Sturm geflogen;“ Plutarch (de ed. lib. 7): *τὸ μέγιστον — ἔρχομαι φράσων;* Ilias 9, 87: *κὰδ δὲ μέσον τάφρου καὶ τείχεος ἷζον ἰόντες;* Ilias 4, 199: *βῆ δ' ἰέναι;* Ilias 11, 617; *βῆ δὲ θέειν;* ebenso *οἴχομαι ἀπιών;* Od. 1, 127: *ἔγχος μέν ῥ' ἔστησε φέρων;* Virg. Aen. 1, 528: venimus vertere; besonders häufig wird bei uns thun (wie im Englischen emphatisch als umschreibend: to do) hinzugefügt: Thut euch der Teufel plagen? (Schiller.) Ich thät das

Reisen wählen. (Claudius.) Er thät mit Sitten des Königs Tochter bitten. (Uhland.) (cf. Grimm, Gramm. T. IV, p. 94.) — Im Französischen und Englischen werden aller und to go zu Futuralbezeichnungen: je vais partir, I go to walk; auch sonst z. B. aller se promener; je serai ce jour à tel endroit, venez m'y rejoindre. (Acad.) — en vous permettant de nous venir voir ici. (Perrault.) — Die deutsche schwache Konjugation hat ihr Imperfektum eben durch Anfügung von thun gebildet; got. sôkidedum ist: suchen thaten, salbôda: ich salbte (Bopp, vergl. Gr. T. II, p. 503 sq.)

Die zweite Art der Perissologie, Häufung von synonymen Wörtern zur Bezeichnung desselben Begriffes, wird meist als rhetorisch aufzufassen sein. Bei Ernesti (lex. techn. Gr. rhet. p. 135) ist bemerkt: „*Ἐπίχυσις*, auctore Eustath. ad Hom. *ξ*, 511 sq. p. 1000: Rhetoribus dicta est *ποικιλία ῥημάτων ἰσοδυνάμων*, h. e. artificium eandem rem crebra verborum varietate exprimendi. Alio loco ad Iliad. *Σ*, p. 1153: *τὴν ἐπιμονὴν καὶ τὴν ἐπίχυσιν τῶν ἐν τοῖς ῥηθεῖσι ταυτοδυνάμων λέξεων* jungit." — Die Seele verweilt bei einem Begriffe, weil sie sich nicht sogleich von ihm losmachen kann und kann deshalb im Aussprechen desselben sich nur schwer genugthun. Mit welcher Fülle bekleidet nicht die Leidenschaft, z. B. beim Schimpfen ihre böse Bezeichnung! „Du bist ein Schuft!" will Kent (Shakesp. K. Lear, II, 2) dem Steward sagen, aber nun äufsert er sich perissologisch: A knave; a rascal, an eater of broken meats; a base, proud, shallow, beggarly, three-suited, hundred-pound, filthy worsted-stocking knave; a lily-liver'd, action-taking knave; a whoreson, glass-gazing, superserviceable, finical rogue; one-trunc-inheriting slave; one that would'st be a bawd, in way of good service, and art nothing but the composition of a knave, beggar, coward, pander, and the son and heir of a mongrel bitch. — Es wird bei den Redefiguren diese Art von Häufung als *ἐπιμονή*, auch wohl congeries, *συναθροισμός* besonders aber als *συνωνυμία* cet. aufgeführt, über welche termini später zu reden ist.

So wirft der zornige Agamemnon dem Achill vor (Ilias I, 286): *ὅδ' ἀνὴρ ἐθέλει περὶ πάντων ἔμμεναι ἄλλων, πάντων μὲν κρατέειν ἐθέλει, πάντεσσι δ' ἀνάσσειν, πᾶσι δὲ σημαίνειν*, wozu Eustathius (p. 105) gut bemerkt: *καὶ ὅρα καὶ τὴν τοιαύτην ταυτολογίαν τοῦ Ἀγαμέμνονος μὲν οὖσαν, πρέπουσαν δὲ ἀνδρὶ θυμουμένῳ. καὶ γὰρ ὁ θυμὸς οὐκ ἐπιτρέπει τῷ λαλοῦντι συλλέγειν νοήματα, ἀλλὰ μίαν ἔννοιαν ἐμπερικλείσας τῷ στόματι ἀφίησι μασσᾶσθαι αὐτήν. οὐδέ ποτε γὰρ οἴονται οἱ θυμούμενοι ἱκανῶς εἰρηκέναι, ὥς φασιν οἱ σοφοὶ ἀλλὰ πολλάκις ἐπανακυκλοῦσι τὰ αὐτά.*

ὁ γοῦν Ἀγαμέμνων ἐνταῦθα τὴν μίαν ἔννοιαν τετράκις ἔτρεψε. ταυτολογήσει δὲ μετ' ὀλίγα καὶ ὁ Ἀχιλλεύς cet. —

So weit nun von dieser Ausdrucksweise als einer grammatischen Figur zu sprechen ist, gehört sie besonders der Volkssprache. Vieles derartige ist formelhaft geworden. Man verbindet z. B.: Er zittert und bebt; mit Schimpf und Schande; sengen und brennen; ich melde und thue kund; Gift und Galle; mit Ach und Krach; ohne Ruh' und Rast; er ächzt und stöhnt; mit Fug und Recht; hegen und pflegen; Geld und Gut; mit Sack und Pack; hinter Schlofs und Riegel; bis an den hellen, lichten Tag u. a. m.

Plautus' Sprache bekommt u. a. durch solche Perissologie Volkstümliches, wie z. B. Mil. II, 5, 42: neque vos qui sitis homines novi neque scio; Mil. IV, 8, 38: metuoque et timeo; Capt. III, 4, 23: saluti fuit atque eis profuit; Rud. I, 44, 22: accede atque adi; Truc. IV, 4, 31: abiit, abscessit; Trin. IV. 4, 4: — probo et fideli et fido et cum magna fide. Et salve! et salvom te advenisse gaudeo. —

Besonders reich an solchen Häufungen sind die semitischen Sprachen; auch der Parallelismus der Glieder in den hebräischen Psalmen gehört dahin. Die Menge der Synonyma erscheint in diesen Sprachen um so gröfser, als die Epitheta ohne Schwierigkeit auch für die Wörter selbst gebraucht werden. Renan (hist. des lang. sem. p. 385 sq.) bemerkt z. B. in Bezug auf den 119. Psalm: divisé en vingt-deux octaves ou cent soixante et seize versets, dont chacun, sans en excepter un seul, renferme l'expression toujours diversifiée de la loi de Dieu. Der wunderbare Reichtum des arabischen Lexikons ist bekannt; es werden z. B. 500 Namen für Löwe aufgezählt, 200 für Schlange, 1000 für Schwert, 400 für Unglück, 5744 auf das Kamel bezügliche u. d. m. —

Eine besonders häufige Art perissologischen Ausdrucks ist ferner die Periphrasis, welche statt des bestimmten Wortes eine weitere, dessen Begriff umschreibende Bezeichnung setzt, wie etwa statt „ich“: meines Vaters Sohn. —

Die Periphrasis wird, wie erwähnt, überwiegend den rhetorischen Figuren zugeordnet; es sind jedoch der Veranlassungen sehr viele, welche sie herbeiführen, so dafs sie auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch keineswegs fremd ist. Da in der ausgebildeten Sprache die Wörter nur noch als Zeichen empfunden werden, tritt oft der Fall ein, dafs deren blofse Nennung zur Darstellung des Gedankens nicht auszureichen scheint; sie gehen zu schnell an der Seele vorüber, und man verleiht ihnen deshalb gröfseren Umfang

und zwingt so, bei ihrem Begriff zu verweilen. Becker (Organism d. Spr. p. 597) sagt: „Die Sprache bezeichnet die Hervorhebung des Begriffes sehr oft durch einen gröſseren Umfang des Ausdruckes, indem sie einen einfachen Begriff durch ein Satzverhältnis ausdrückt, z. B. „Da noch alles lag in weiter Ferne“ (st. fern war); „Du zwingst mich, eine Wahl zu treffen“ (st. zu wählen) u. a. m.; ebenso (p. 600): „Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind“ (von vergangenen Zeiten); „Wenn ich dem Kaiser, der mein Herr ist, so mitspielen kann;“ „Gebiete mir, was menschlich ist;“ „Es ist nur Eines, was uns retten kann;“ „Nicht das Schafott ist's, was ich fürchte;“ „Das ist's, wovor ich zittre;“ u. d. m. — Ähnlich: *τὴν μὲν οὖν τυραννίδα ὁ παύσας εἰμὶ ἐγώ.* (Lucian); *ὅτι σπονδάς τε λελυκότες εἶεν.* (Thuc. 1, 67); *διδόναι ἄχεσι τινά* statt *λυπεῖν* (Od. 19, 167); *διδόναι τινὰ ὀδύναις* statt *ὀδυνᾶν* (Ilias 5, 397); *διδόναι πυρί* statt *καῦσαι* (Od. 24, 65). (cf. Vigerus, Graec. d. idiot. p. 342.) So bei Cicero (ad. Div. XIII, 12): est abhorrens; bei Plautus: ut tu sis sciens; Terenz (Hec. III, 5, 51): si est, ut velit reducere uxorem. — Bei den Franzosen: „C'est une belle chose que la gloire;“ est-ce que vous pleurez? und zwar bei diesen gewöhnlicher, als im Deutschen. Wenn statt des einfachen Wortes die Umschreibung aus der Sphäre des allgemeinen Begriffs synekdochisch eine Teilvorstellung entnimmt, wirkt sie durch Frische der Anschauung. So sagt die Volkssprache statt: es ist nahe, „es ist einen Hundeblaff weit;“ statt: am Morgen, „als die Sonne aufging,“ „als der Hahn krähte;“ statt: er ist klug, hyperbolisch: „er hört das Gras wachsen,“ „kann durch ein Eichenbrett sehen,“ „sieht den Wind auf der Gasse laufen, und hört die Fliegen husten.“ (Grimm, Kinder- u. H. Märch. I, p. 205); statt: er ist zu fürchten, „mit ihm ist nicht gut Kirschen essen;“ statt: er ist feige, „er hat das Herz in den Hosen“. — In Lichtenbergs: „Patriotischer Beitrag zur Methyologie der Deutschen“ werden periphrastische Redensarten aufgezählt, durch welche die Deutschen die Trunkenheit einer Person andeuten, z. B. er hat einen Schuſs, Hieb, Strich; er hat etwas im Kopf; die Zunge ist ihm schwer; er ist fertig; er sieht den Himmel für eine Baſsgeige an; er ist im Oberstübchen nicht richtig; er hat seine Ladung; er hat des Guten zu viel gethan; er hat schief geladen; he hat wat in de Krone; he hett to deep int Glas keken u. a. m.

Umgekehrt kann die Periphrasis auch die Bestimmtheit eines Ausdrucks abschwächen, indem sie ihm in weiterer Ausführung das

sinnlich Treffende nimmt, oder doch einen allgemeineren Begriff an seine Stelle setzt. Dahin gehören die sogenannten euphemistischen Umschreibungen: z. B. für sterben: supremum diem obire, naturae satisfacere; fato perfungi; cedere vita; vitam cum morte commutare; *καταλύειν τὸν βίον, ἐξ ἀνθρώπων ἀφανίζεσθαι, εἰς θεοὺς ἀπιέναι;* er ist heimgegangen; er wurde zu seinen Vätern versammelt; ihm ist wohl; er ruht, er ist geschieden; décéder, succomber; to depart (from this life), decease u. a. m. —

III. Als dritte Art des pleonastischen Ausdrucks nennen wir die Tautologie, welche nicht nur dem Sinne nach, sondern mit denselben Worten das schon Gesagte wiederholt. Der heutige Sprachgebrauch versteht unter Tautologie die aus Unfähigkeit oder Nachlässigkeit herrührenden Wiederholungen desselben Sinnes, ohne dabei an eine Identität der Worte zu denken. (vide z. B. Adelung, über den Dtsch. Styl, Bd. I, p. 191.) In der That sind wörtliche Wiederholungen ganzer Sätze nur bei besonders matten, ideenlosen Individuen zu finden — wenn sie nicht absichtlich, also rhetorisch, gegeben werden — wie etwa ein Battologisches: „Diesmal wird es wohl ein gutes Jahr geben; — ja, ein gutes Jahr wird es wohl geben,“ wo denn der Fortschritt des Gedankens, wie ihn die Umstellung der Worte andeutet, allein in seinem Schaukeln zwischen Subjekt und Prädikat besteht. Häufiger ist die Wiederholung einzelner Wörter, welche in der Rhetorik besonders mit *ταυτότης* bezeichnet wird. Was nun die Wiederholung des Sinnes betrifft, so gehört hierher mehr oder weniger alles, was wir über den Pleonasmus sagten, namentlich in den Bemerkungen über Perissologie, und in wissenschaftlicher Beziehung wird es sich empfehlen, die Bezeichnung der Tautologie nur da anzuwenden, wo es sich um die Wiederkehr derselben Worte handelt, oder wo z. B. die entsprechenden Worte sich nicht finden, wie Jerem. 30, 19: „Ich will sie mehren und nicht mindern, ich will sie herrlich machen und nicht kleinern“. Tautologie ist nicht Parallelismus. — Es scheint dies übereinzustimmen mit dem Sinne, in welchem Quintilian den terminus gebraucht. Er nennt (IV, 2, 43) die Tautologie mit der Perissologie als Fehler; später (VIII, 3, 50) definiert er sie als: „ejusdem verbi aut sermonis iteratio“ und fügt hinzu: „haec enim, quamquam non magno opere a summis auctoribus vitata, interim vitium videri potest, in quod saepe incidit etiam Cicero securus tam parvae observationis, sicut hoc loco: (p. Cluent. 35, 96) non solum igitur illud judicium judicii simile,

judices, non fuit. interim mutato nomine ἐπανάληψις dicitur, atque est et ipsum inter schemata, quorum exempla illo loco quaerenda, quo virtutes erunt.“ Aus der Definition selbst, dem angeführten Beispiel und der Gleichstellung mit der Epanalepsis (vid. oben p. 444 sq.) ergiebt sich der beschränkte Sinn, in welchem Quintilian den terminus faſst. Hermogenes (περὶ μεθ. δειν. Rhet. Gr. Sp. II, p. 427 sq.) nennt die Wiederkehr desselben Wortes ταυτότης ὀνομάτων und giebt dieser in besonderen Fällen den Vorzug vor der ποικιλία ὀνομάτων. So sei z. B. in der Stelle bei Homer (Od. 19, 205):

> ὡς δὲ χιὼν κατατήκετ' ἐν ἀκροπόλοισιν ὄρεσσιν,
> ἥν τ' Εὖρος κατέτηξεν, ἐπὴν Ζέφυρος καταχεύῃ,
> τηκομένης δ' ἄρα τῆς ποταμοὶ πλήθουσι ῥέοντες:
> ὧς τῆς τήκετο καλὰ παρήϊα δακρυχεούσης. —

weder λείβεται noch χεῖται, noch λύεται so passend als τήκεται. — Von den römischen Grammatikern wird tautologia jedoch allgemeiner als eine überflüssige Wiederholung von Ausdrücken desselben Sinnes definiert. Donatus (ars gr. III, 3) sagt: ταυτολογία est ejusdem dicti repetitio vitiosa, ut egomet ipse, und Charisius (inst. gr. IV, 3): ταυτολογία est ejusdem aut idem significantis verbi iteratio, ähnlich Diomedes u. a. — Ebenso ist es bei den griechischen Sammlern von Redefiguren. Phoebammon (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 46) sagt: ταυτολογία λέξεων ἐστὶ ταὐτὸ σημαινουσῶν παράλληλος θέσις, ὡς εἰ λέγοιμεν, ὀξεῖς εἰσι καὶ ταχεῖς ἢ μελληταὶ καὶ βραδεῖς; so auch Zonaeus (l. c. p. 165), Anonym. (l. c. p. 182). —

Die Tautologie, wie wir sie fassen, ist die schärfste Ausprägung des Pleonasmus, und sie ist deshalb am meisten in dem Falle, nur entweder als Fehler oder als rhetorische Figur zu erscheinen. Es ist so die Redeweise Ungebildeter: „von wegen, meinetwegen,“ „alle mein Lebtage habe ich so 'was nicht erlebt,“ und nicht ungewöhnlich, wie bei Grimm (Kinder- und Hausmärch. T. I, 270) von dem Ehepaar berichtet wird, welches sich Kinder wünscht: „man se kregen keen und kregen keen.“ Wie aber auch die gebildete Sprache diese Wiederholungen desselben Wortes nicht immer meidet, zeigen die Beispiele, welche wir oben (p. 389 sq.) anführten. — Rhetorisch ist schon: „ich sah, was ich sah;“ „was geschehen ist, ist geschehen;“ „wem ich aber gnedig bin, dem bin ich gnedig, und wes ich mich erbarme, des erbarme ich mich.“ (Luth. Bib.); wie Hermann (zum Viger. p. 709) anführt: „Euripid. Or. 79. ἔπλευσ', ὅπως

ἔπλευσα, θεομανεῖ πότμῳ. Formulam ἔπραξεν ἃ ἔπραξεν, et similes usurpant ii, qui rem clarius exponere aut nolunt, aut nequeunt." — Jenes „insigne litterarum initium" des Tiberius, wie es Tacitus (Ann. 6, 6) und Sueton (III, 67) berichten, gehört hierher: Quid scribam vobis, P. C. aut quomodo scribam, aut quid omnino non scribam hoc tempore, dii me deaeque pejus perdant, quam perire me quotidie sentio, si scio. Rhetorisch wirkt namentlich auch in der Tautologie eine veränderte Wortstellung, z. B. bei Terentius (Phorm. II, 3): pro deum immortalium, negat Phanium esse hanc sibi cognatam Demipho? Hanc Demipho negat esse cognatam? — Eustath. p. 147, 171 nennt dergleichen, wie *εἰπεῖν ἔπος, εἶπας ἔπος* cet. den *τρόπος ἐτυμολογίας*. — Das, was als rhetorische Tautologie zu bezeichnen wäre, wird bei den Figuren der Annomination, dann der Palillogie, Epanalepsis cet. zu besprechen sein.

B. Die Ellipse.

Die Ellipse ist im allgemeinen zu fassen als eine Auslassung von Worten in einem Satze; als eine solche jedoch, daſs durch diese Auslassung die Darstellung des Gedankens, also auch das Verständnis nicht beeinträchtigt wird, weil das Fehlende aus dem Zusammenhang ergänzt werden kann. — Die grammatische Ellipse ist meistens derart zum usus geworden, daſs eine durch ihre Ausfüllung vervollständigte Rede auffallend, unschön oder selbst sprachwidrig erscheinen würde; wie wenn man statt: „er hat den Kürzeren (Halm) gezogen;" „Glück auf!" „er kann nicht weiter (gehen)," die Rede auch in dem, was sie andeutet, ergänzen wollte.

Ellipsen sind eingetreten teils aus phonetischen Gründen, sofern hierdurch der Lautkörper sich gedrängter, abgerundeter, minder schleppend gestaltete, teils in Veranlassung des darzustellenden Inhalts, welcher nicht vollständig oder nicht bestimmt bezeichnet werden sollte. Bei den Ellipsen der ersteren Art sollte also Wesentliches nicht weggelassen werden, man hatte bei ihnen nur das Bedürfnis, den Ausdruck an seinem Lautstoff zu kürzen; deshalb erscheinen sie von formeller Natur, und die Lücke, welche sie bewirken, ergänzt sich in unserer Vorstellung leicht und in bestimmten Worten; die Ellipse der zweiten Art entsteht aus einer Reflexion auf den Sinn, hält absichtlich die Darstellung unbestimmter, wird deshalb eher als rhetorisch empfunden, und findet ihre Ergänzung nur in der allgemeinen Sphäre des dargestellten Gedankens, so daſs

sie sich in verschiedenen Worten oder vielmehr Sätzen ausprägen kann. Wenn also z. B. Schiller (Jungfrau v. Orl. II, 2) sagt: „Ich liebe (den), wer mir Gutes thut, und hasse (den), wer mich verletzt, und ist's der eigne Sohn, den ich geboren, (welcher mich verletzt), (so ist er) desto hassenswerter"; so werden hier notwendig die bestimmten, von uns eingesetzten Worte ergänzt, und es ist aus dem Lautganzen fühlbar, warum sie fehlen. Wenn er aber sagt (Glocke): „Glücklich ist die Form gefüllt; wird's auch schön zu Tage kommen, daſs es Müh' und Fleiſs vergilt? Wenn der Guſs miſslang! Wenn die Form zersprang!" so ist die Ergänzung den Worten nach unbestimmt, etwa: so wäre das ein gar gewaltiges Unglück, oder: so wäre alle Mühe umsonst gewesen, oder: so wäre es mit dem Werke völlig vorbei. Auch hier fühlt man leicht, warum die Rede vermeidet, den Gedanken in klaren Worten zu Ende zu führen. Im übrigen ist die Ausdrucksweise gar nicht ungewöhnlich; man sagt z. B.: Wenn es aber regnete! mit unbestimmter Ergänzung. — Beide Arten der Ellipse können rhetorischen Charakter erhalten, wenn die Ergänzungen uns weniger geläufig erscheinen, wie wenn Schiller (l. c.) sagt: „Ich darf ihn hassen, (denn) ich hab' ihn geboren"; und: „Mehr als das Leben lieb' ich meine Freiheit, und wer mich hier verwundet — Doch warum mit euch mich streiten über meine Rechte?" Im ersteren Falle hätten wir die rhetorische Ellipse als Asyndeton, im zweiten als Aposiopesis.

Von der Ellipse wesentlich unterschieden ist die Brachylogie, mit welchem Terminus ebenfalls eine Kürzung der Rede bezeichnet wird, eine solche jedoch, welche selbst zum usus gebildeter Rede geworden ist, in der das Selbstverständliche wegbleibt. Namentlich wenn die Satzkonstruktion von selbst eine Wiederkehr derselben Wörter herbeiführen würde, welche unnötig wäre, weil der schon ausgesprochene Begriff fortwirkt und daher ohne Schwierigkeiten ergänzt werden kann, so wird dies Wort nach dem usus beim zweitenmal ausgelassen. Die Ergänzung ist dabei auch möglich, wenn sie den Begriff in einem anderen Kasus, Numerus, Modus oder in einer anderen Person (bei Verben) aus dem vorhandenen Ausdruck entnehmen muſs. Wenn also z. B. statt des Satzes: „ich fürchte, daſs ich betrogen bin", man sagte: „ich fürchte, ich bin betrogen", so ist hier Ellipse unserer ersten Art; hieſse es aber: „ich fürchte betrogen zu sein", so würden wir diese Satzverkürzung Brachylogie nennen, denn die Wiederholung des „ich" ist vermieden. Brachylogie also wäre z. B. auch:

„sie verschonten weder Weib noch (verschonten sie) Kind“, und: „ich finde Trost, wo Du Schmerzen“ (findest). — Hiernach steht die Brachylogie im Gegensatz zur Perissologie, welche durch Wiederholungen ein Verweilen bei dem Sinn herbeiführt; beide scheinen, während Pleonasmus und Ellipse der Kunsttechnik der Sprache im allgemeinen angehören, besonders der Entwickelung des Stils, der litterarisch gebildeten Rede ihre Ausbildung zu verdanken.

Der Gebrauch der hierher gehörigen Terminologie ist ungemein schwankend und zwar ebenso bei den Neueren wie bei den alten Grammatikern und Rhetoren. Was die Neueren betrifft, so führe ich z. B. an, daſs die Stelle Ilias 1, 581: *εἴ περ γάρ κ' ἐθέλῃσιν Ὀλύμπιος ἀστεροπητὴς ἐξ ἑδέων στυφελίξαι — ὁ γὰρ πολὺ φέρτατός ἐστιν* — welche wir als grammatische Ellipse unserer zweiten Art fassen würden, von Faesi (zu dieser Stelle): Brachylogie genannt wird, von Ameis (ebenda): Aposiopese, von Passow (Handwörterb. 5, p. 782): Ellipse, wobei Faesi ergänzt: „so kann er es, so vermögen wir nichts dagegen“; Ameis: „dann wehe uns!“ Passow: *„στυφελίξει“* oder *„δυνήσεται στυφελίξαι“*.*)

Die Alten bezeichneten mit *ἔλλειψις* auch die Auslassung eines einzelnen Buchstabens oder einer Silbe.**) (vide bei Josephus Rhac. oben p. 415.) Tryphon (*περὶ τροπ.* Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 198) nimmt so *ἔλλειψις* als den allgemeineren Begriff zur *ἀφαίρεσις, συγκοπή* und *ἀποκοπή*; [Auslassung einer Silbe bezeichnet es auch bei Priscian (Inst. Gramm. VIII, 4, 23)]; Zonaeus (*περὶ σχημ.* Rh. Gr. Vol. III, p. 167) stellt die Ellipse doppelt auf: als etymologische und als Redefigur; ebenso Gregor. Cor., der (De dial. ed. Schaef. p. 672) eine *ἔλλειψις λόγου* nennt und (p. 456) eine *ἔλλειψις φωνήεντος*. — Gregorius Cor. (*περὶ τροπ.* Rh. Gr. III, p. 221) definiert die Ellipse als *φράσις οὐ κατὰ τὸ πλῆρες ἐκφερο-*

---

*) Der Scholiast zu Aristides Panath. 135, 13 macht für solche Stellen ein besonderes *σχῆμα: εἰ μὲν δέχεσθε ἐπὶ τούτοις — καλόν ἐστι*, citiert Hom. Il. I, 135 und schlieſst: *τὸ δὲ σχῆμα καλεῖται ἀναπόδοτον.* also = *ἀνανταπόδοτον.*

**) Apoll. Dysc. (de constr. I, 2) bespricht nacheinander den Ausfall eines Buchstabens (*γαῖα, αἶα*), einer Silbe (*θέλω, λῶ*), eines Wortes, z. B. *ἀρνειὸν δ' ἐμοὶ οἴῳ* (Od. 9, 550): *„τὴν τοῦ ἄρθρου ἐνδείκνυται ἔλλειψιν“*. Th. Gaza und Priscian lassen an den entsprechenden Stellen auch Beispiele der Ellipse ganzer Sätze folgen; der letztere (Ter. Eun. 1, 1, 20): „Egone illam? quae illum! quae me! quae non! Deest enim unicuique constructio plenae orationis cet.“

μένη ἀλλὰ μιᾷ λέξει ἢ πλείοσιν ἐλλείπουσα und sagt, daſs man sie auch *προσυπακονόμενον* nenne. Mit dieser Fassung stimmen im allgemeinen auch Phoebammon (*περὶ σχημ.* III, p. 46), Tiberius (*περὶ σχημ.* III, p. 78 sq.), Kokondrius (l. c. p. 242), Georg. Choerob. (l. c. p. 252), Anonym. (*περὶ σχημ.* l. c. p. 155), Anon. (*περὶ τροπ.* l. c. p. 211) u. a. Im einzelnen freilich ist bei diesen Rhetoren in der Auffassung der zur Ellipse gehörigen Fälle eine Unterscheidung zwischen grammatischer, rhetorischer Ellipse, Brachylogie nicht ersichtlich. So würden wir das Beispiel des Anonymus (*τεχ. ῥητ.* Vol. I, p. 437) für die Ellipse: *σὺ τοῦτον φιλεῖς καὶ οὗτος σέ* (*φιλεῖ*) zur Brachylogie stellen, von den Beispielen, welche Alexander (*περὶ σχημ.* Vol. III, p. 33) anführt, das erstere als rhetorische Ellipse, das zweite als Brachylogie fassen.

Die Art, wie Quintilian die Ellipse bespricht, läſst vieles unklar. Zunächst ist ihm *ἔλλειψις* (I, 5, 40) als eine Art des Soloecismus: „vitium detractionis“, dann stellt er sie als vitium mit dem tropus der Synekdoche zusammen (VIII, 6, 21), da auch bei ihr ein Wort aus anderen ergänzt werde, wie bei jener z. B. das Ganze aus dem Teil, aber doch scheint es ihm besser, sie unter die Redefiguren zu bringen, und so bespricht er (IX, 3, 58 sq.) die figurae, quae per detractionem fiunt, ohne jedoch den Namen der Ellipse zu gebrauchen. Folgende Fälle unterscheidet er: 1. „cum subtractum verbum aliquod satis ex ceteris intellegitur, ut Caelius in Antonium: stupere gaudio Graecus: wo man ergänze: coepit“; 2. „in quibus verba decenter pudoris gratia subtrahuntur:

„novimus et qui te, transversa tuentibus hircis,
et quo, sed faciles Nymphae risere, sacello.“

(Virg. Ecl. 3, 8) wo man etwa ergänzen wird: corruperit; 3. „per detractionem figura — cui conjunctiones eximuntur; es ist dies das IX, 3, 50 genannte: *ἀσύνδετον*“; 4. das sogenannte *ἐπεζευγμένον* (al. l. *συνεζευγμένον*), in qua unum ad verbum plures sententiae referuntur, quarum unaquaeque desideraret illud, si sola poneretur z. B. vicit pudorem libido, timorem audacia, rationem amentia. (Cic. p. Cluent. 6, 15.) Wir würden dies eine Zusammenziehung beigeordneter Sätze nennen.

Man sieht, daſs Quintilian überall (abgesehen von der Einmischung der Synekdoche) Grammatisches und Rhetorisches durcheinander wirft. Der erste Fall bei ihm zeigt eine grammatische Ellipse unserer ersten Art; das zweite aus Virgil von ihm citierte

Beispiel würde unserer zweiten Art der Ellipse entsprechen, wenn Quintilian in seiner Behauptung recht hätte: „hanc quidam aposiopesin putant, frustra; nam illa quid taceat, incertum est aut certe longiore sermone explicandum, hic unum verbum et manifestum quidem desideratur: quod si aposiopesis est, nihil non, in quo deest aliquid, idem appellabitur“; aber hier, wie auch in dem zweiten von ihm gegebenen Beispiel aus Cicero: data Lupercalibus, quo die Antonius Caesari (zu ergänzen: diadema imposuit) haben wir es mit keiner bloſs formellen Auslassung zu thun, sondern mit einer wirklichen Aposiopesis. Der dritte Fall seiner detractio, das Asyndeton, ist rhetorischer Art; der vierte, die Satzzusammenziehung würde von uns zur Brachylogie gestellt werden, und gehört in die Grammatik, wie Quintilian selbst zu sehen scheint, wenn er sagt: „sed haec adeo sunt vulgaria, ut sibi artem figurarum adserere non possint.“ — Die Terminologie würde klarer sein, wenn Quintilian von der Vorstellung sich hätte befreien können, Ellipse als Weglassung von Wörtern, die doch eigentlich verlangt würden, sei ein Fehler; nun fehlt ihm sogar für die zwei ersten Fälle ein bezeichnender terminus, und doch ist ja seine detractio, [wie z. B. auch Aquila Romanus (de figg. § 46) die Elleipsis übersetzt] nichts, als eben die Ellipse.

Von den römischen Grammatikern findet sich die Ellipse nun auch als zu den „vitiis“ gehörig aufgeführt, und so ist der Name denn zur Bezeichnung grammatischer Verhältnisse geblieben.

So definiert Diomedes (p. 445): Ellipsis est necessaria dictione fraudata sententia, defectus quidam necessariae dictionis quam desiderat praecisa sententia, ut est „terris jactatus et alto“ (Virg. Aen. 1, 3) cum desit in praepositio cet.; ähnlich Charisius (IV, 3), Isidorus (de rhet. c. 20. Rhet. l. ed. Halm p. 517), Donatus (III, 3) zu dessen Beispiel: „haec secum“ (Virg. Aen. I, 37) Pompejus bemerkt: subaudimus (*προσυπακονόμενον*) enim aliquid, loquebatur, cogitabat, tractabat. — Unter den Redefiguren, welche die Rede schmücken, zählen die Ellipse auf: Aquila Romanus, das Carmen de figuris, Martianus Capella. (Rhet. lat. ed. Halm p. 37, 70, 483.)

Was ferner den Begriff der Brachylogie anlangt, so stimmt unsere Fassung desselben im wesentlichen überein mit der des Anaximenes in der *Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον* cp. 23. Das *Βραχυλογεῖν* erfolgt, wie der Verfasser angiebt, dadurch, daſs wir Einen und zwar den kürzesten Ausdruck zur Bezeichnung wählen, daſs wir nur wenige Verbindungen machen und vielmehr zusammen-

ziehen (*χρὴ δὲ καὶ συνδέσμους ὀλίγους ποιεῖν, τὰ πλεῖστα δὲ ζευγνύναι*), und während man so bezeichne, müsse Ein Ausdruck sich auf zweierlei beziehen, und so die kurze Wiederholung von den Teilen weggenommen und nur am Redeschlufs vorgebracht werden — (*ὀνομάζειν μὲν οὕτω, τῇ δὲ λέξει εἰς δύο χρῆσθαι, καὶ παλιλλογίαν τὴν σύντομον ἐκ τῶν μερῶν ἀφαιρεῖν, ἐν δὲ ταῖς τελευταῖς μόνον παλιλλογεῖν*). Unter Brachylogie wird hiernach also im allgemeinen: knappe Darstellung, im besonderen: grammatische Kürzung und Zusammenziehung der Sätze verstanden. Ähnlich unterscheidet Aristides (*τεχ. ῥητ.* Sp. Vol. II, p. 500) eine *βραχύτης* und *συντομία κατὰ γνώμην* und *κατὰ λέξιν;* nach der letzteren vermeide man Paraphrasen, gleichbedeutende Ausdrücke (*ἰσοδυναμοῦντα*) cet. Der Terminus bezeichnete dann gewöhnlich, was wir Lakonismus in der Darstellung nennen, wie Lykurgus bei Plutarch (Lyk. 19) *βραχυλόγος καὶ ἀποφθεγματικός* genannt wird, cf. auch Demetr. de eloc. 7, Tryphon (*περὶ τροπ.* Sp. Vol. III, p. 202), Rutilius Lupus (Rhet. lat. ed. Halm p. 17), Carmen de figuris (l. c. p. 65). — Cicero (de or. 53) nennt dies „concisa brevitas“; Quintilian fafst die *βραχυλογία* spezieller, verweist sie (VIII, 3, 82) unter die Redefiguren und bezeichnet (IX, 3, 50) das Asyndeton als zu ihr gehörig.

Was nun zunächst die Ellipse betrifft, so haben wir solche unterschieden, welche aus phonetischen Gründen erfolgt ist, so dafs die ausgelassenen Wörter den Gedankengehalt nicht berühren, von solcher, welche einen Inhalt nicht vollständig ausdrückt. — Was die Ellipsen der ersten Art betrifft, so handelt es sich bei ihnen natürlich nicht um das Eintreten von Lautwirkungen im einzelnen, sondern um eine dem Satzinhalt entsprechende lautliche Darstellung, welche durch Weglassung von Formwörtern an Nachdruck und Lebendigkeit gewinnt. Von ihnen vornehmlich gilt, was Grimm (Gr. T. IV, p. 131) von Verbalellipsen bemerkt: „Ausgelassen werden kann nur, durch dessen Verschweigung keine Undeutlichkeit erwächst. Frische, lebendige Wörter unterliegen der Ellipse nicht, sondern die, deren Sinn durch öftere Wiederkehr erblafst ist; an bestimmter Stelle, neben gewissen andern, ihnen gewöhnlich verbundenen Ausdrücken verstehen sie sich gleichsam von selbst.“

Aber auch Wörter oder Sätze, welche sonst im usus noch frisch und lebendig wirken, d. h. einen bestimmten Inhalt bieten, können unter gewissen Umständen, wenn der Zusammenhang mit genügender Deutlichkeit ihren Begriff angezeigt, weggelassen wer-

len, und die Theorie mufs sie von den Ellipsen der ersten Art unterscheiden. — G. Hermann (De ellipsi Viger. p. 868) will von Ellipsen dieser Art, bei welchen eine Auslassung „ob rhetoricam rationem“ stattfindet, nichts wissen, aber eine ratio rhetorica, wenn auch unbewufst, liegt allen syntaktischen Figuren ursprünglich zu Grunde, sei es, dafs der Laut, sei es, dafs der Sinn die Anregung gab, und Hermann selbst mufs zugestehen: „fit, ut aposiopesis, ubi multo usu sic trita est, ut jam etiam ad grammaticas leges nihil deesse videatur, in ellipsin vertat, ut in formula *εἰ δ' ἄγε*, quae quum proprie significaret, sin vero placet, age, deinceps ita usurpari coepta est, ut nihil aliud quam age vero notaret.“ — Man sieht allerdings leicht, dafs die Beurteilung der einzelnen Fälle des elliptischen Ausdrucks, wie sie nach der angegebenen prinzipiellen Unterscheidung zu sondern sein würden, schwanken mufs, denn wie die jetzt als Formwörter erscheinenden Verba die ursprünglich sinnliche Bedeutung erst allmählich zum grofsen Teil verloren haben, so wird der Begriff anderer durch die Beziehungsformen im Satze schon so sehr angedeutet, dafs ihre Hinzufügung den Wert einer formellen Vervollständigung des Satzes kaum übersteigen würde.

Wenn also z. B. die Ellipsen: „Ein Mann, kein Mann“; „que faire?“ „Was thun?“ (Schiller) zweifellos der ersten Art sind, und ebenso entschieden man: „Dafs Dich“ — „Hol' mich“ — *„μὰ τόν“*, *„ναὶ μὰ τόν“*, das berühmte Lakonische: *„ἢ τὰν ἢ ἐπὶ τᾶς“* der zweiten Art zurechnen wird, so kann man doch schwanken z. B. bei den Ellipsen: „Was soll das?“ „Di melius“ (Prop. IV, 6, 65), „er mufs fort!“ u. a. m.

Eine andere Schwierigkeit für die Ellipsen beider Arten besteht darin, dafs die erstere sich schwer überall mit Sicherheit von der Brachylogie, die zweite von der Aposiopese unterscheiden läfst. Man nahm früher auch dann Ellipsen an, wenn doch nur ein kurz andeutender Ausdruck vorlag, der sich mit allgemeiner Bezeichnung begnügte, wo freilich auch eine bestimmtere möglich war. So ist z. B. Ajax Oilei (Virg. Aen. I, 41); hoc est Gallicae consuetudinis (Caes. b. G. IV, 5) nur eine Brachylogie der lateinischen Sprache, aber eine Ellipse von filius und proprium ist nicht vorhanden, wie sie etwa im Deutschen angenommen werden mufs, wenn Lessing (Nathan I, 1) das Lateinische nachahmend, sagt: „Es sei ihr Tempelherr kein Irdischer und keines Irdischen.“

Die Abgrenzung ist aber nicht immer leicht. Grimm (Gr. IV, p. 87) weifs z. B. nicht, ob unser imperativischer Infinitiv: „Nichts

angreifen!" „Junge, dich nicht rühren!" aus einer Ellipse von „man mufs, man soll" zu deuten ist. — Zwischen der Ellipse zweiter Art und der Aposiopese kann man andererseits z. B. schwanken in Fällen, wo ein oft gebrauchter Ausruf regelmäfsig abgebrochen wird, z. B. „Das ist doch zum" — oder: „Du wirst doch nicht?" „dafs dich dieser und jener!" — auch bei der Ellipse des eigentlichen Ausrufs in Interjektionen, wie: „alle Welt!" „Blitz", „Donner", „Hagel!" cet. (Grimm, Gr. III, p. 306); *εἰς ὄλεθρον, ἐς κόρακας,* oder in Wendungen, wie bei Homer (Ilias I, 302) *εἰ δ' ἄγε μήν, πείρησαι* — auch Ilias IX, 43, wo Diomed dem Agamemnon, der von Troja fliehen will, sagt: *Εἰ δὲ σοὶ αὐτῷ θυμὸς ἐπέσσυται ὥς τε νέεσθαι, ἔρχεο — ἀλλ' ἄλλοι μενέουσι Ἀχαιοί — εἰ δὲ καὶ αὐτοί — φευγόντων.* Man hat hier Ellipse, wenn man ergänzen will: *ἐθέλουσι,* verschweigt aber Diomedes' Erbitterung etwa den Begriff des feige Fliehenden, mit welchem die Rede fortfährt, so wäre es Aposiopese.

Um eine ungefähre Übersicht über das Vorkommen der Ellipsen zu gewinnen, betrachten wir sie nach den verschiedenen Satzarten, innerhalb welcher sie entweder als Nominal- oder als Verbal-Ellipsen erscheinen.

a. Die Ellipse im einfachen Satz.

Im Deutschen kann Ellipse des Subjekts stattfinden z. B. (Gott) Behüte! Bewahre! (Es) Kann sein. (Ich) Danke! (Du) Bist nicht klug. Goethe liefs die persönlichen Fürwörter besonders gern weg, z. B. (im Faust): „Wir haben keine Magd; mufs kochen, fegen, stricken." „Den Weg dahin wüfst allenfalls zu finden." „Hast wieder spioniert?" „In deinem Lande thust dir was zu gut." „Bild't sich was auf ihre Schönheit ein." „Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich."

Die Griechen hatten noch das Bewufstsein, dafs bei Bezeichnung der Naturerscheinungen, wie in *νίφει, ὕει, βροντᾷ, ἀστράπτει,* eine Ellipse des Wortes *Ζεύς* oder *ὁ θεός* eingetreten sei, denn, wie Apollonius Dysc. (de constr. II, 5) [cf. auch Priscian, art. Gr. XVII, 2, 14] mit Bezug auf *ἀστράπτει* sagt; *ἡ τοιαύτη ἐνέργεια ἐξαιρέτως τῷ Διὶ ἀναπέμπεται,* und der vollständige Ausdruck *Ζεὺς ὕει, ὁ θεὸς ὕει* erhielt sich daneben. (vid. Bernhardy, wissensch. Synt. d. gr. Sp. p. 191.) Ähnlich ist das Fehlen des Subjekts im Griechischen zu Prädikaten, aus denen mit Sicherheit die Person des Subjekts ergänzt werden kann, wie bei *σημαίνει, ἐσάλπιγξε* (Xenophon, Thuc.) der *σαλπιγκτής,* bei *ἐκήρυξε* der *κῆρυξ*

u. d. m. (v. Bernhardy l. c.) Markig klingt im Französischen die (bis ins 16. Jahrhundert gewöhnlichere) Auslassung der Personalpronomina, wie: Fais ce que dois, advienne que pourra. (Acad.) Geläufiger ist im Neufranzösischen die Auslassung des neutralen il, wie: Je m'en irai, messieurs, quand bon me semblera (Courier.) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 347). Auch im Englischen fehlt zuweilen das pronominale Subjekt, wie: Thank you; O Time, why dost not pause? (Byron.)

Es wird ferner zugleich mit dem Subjekt das Prädikats-Verbum weggelassen, namentlich ein solches, welches leicht aus dem Zusammenhang ergänzt wird, wie: sein, müssen, sollen, sprechen, bitten, kommen, geben, wünschen, gehen. Frage, Ausruf, Wunsch, Befehl, suchen dergleichen elliptischen Ausdruck, z. B. (Ist es) „Nicht wahr?“ „Welch' Betragen“ (ist dies)! (Geh) „An die Arbeit!“ (Ich wünsche) „Gute Nacht!“ „Diesen Kuſs (gebe ich) der ganzen Welt!“ „Auf Wiedersehen!“ (gehe ich) u. d. m.

Auch das die sogenannte Kopula vermittelnde Formwort fehlt oft; wie: „Wer (ist) da?“ „Still (war) Sang und Klang“ (Bürger); „ich (sollte) dich ehren?“ (Goethe), und endlich kommt auch ein Prädikats-Verbum konkreter Art vielfach in Wegfall, z. B. „er will auf's Land“ (gehn), „ich wäre gern hin (gereist)“, „im Vertrauen (sei es gesagt)!“ — Ebenso im Lateinischen: Summum jus summa injuria; nihil per vim Milo. (Cic. Mil. 14); quid multa? De evertendis urbibus valde considerandum est, ne quid temere, ne quid crudeliter. (Cic. off. 1, 24.) Im Griechischen: *Ἐχθρῶν ἄδωρα δῶρα κοὐκ ὀνήσιμα* (Soph.); *ὦ φίλε Φαῖδρε ποῖ δὴ καὶ πόθεν.* (Plat.); *ὕδωρ κατὰ χειρός* (*φέρε*) (Aristoph.) *Ἐκέλευσαν ἐπὶ τὰ ὅπλα* (Xen.); *ἄρτι ὦ Τερψίων ἢ πάλαι ἐξ ἀγροῦ* (Plat.). — [vide Krüger, Gr. Spr. § 62, 3. (Anm.)] „Mon frère égorgé, noyé!“ (Dumas), „Témoin telle chose.“ „Moi, vous abandonner!“ (Andrieux); „Plus de mariage secret.“ (Delavigne); „Aux armes!“ — A qui mieux mieux (um die Wette). — Im Englischen z. B. „Thou here?“ „A very impudent fellow this!“ — „A glass of wine, Sire, if you please.“ — „I know not what to do.“

b. Ellipsen, die näheren Bestimmungen des einfach-erweiterten Satzes betreffend.

Wie Beispiele im vorigen zeigen, können im Deutschen Verbal-Ellipsen dadurch eintreten, daſs eine adverbiale Bestimmung für das Verbum steht, namentlich für Infinitive und Participien, wie: „Er ist fort“ (gereist); „laſs mich hier“ (bleiben); auch Prä-

positionen mit ihrem Kasus stehen so, z. B.: „Ist Lerse nach Georgen?" (gegangen) (Goethe, Götz). „Das Mädchen aus der Fremde" (kommend). „Er ist in's Feld" (gezogen). „Schlacht bei Leipzig"; „Stich in's Herz"; „Brühe zum Fleisch"; auch kann ein Kasus das Wort vertreten, von dem er abhängig ist, z. B. „Ich mag das Geld nicht" (haben); „zu Abends, vor Abends", wo Grimm (Gr. III, p. 774) Ellipse von „Zeit" annehmen möchte; „Müllers (Müller und Angehörige) sind verreist". — Ebenso kann nun auch das attributive Adjektiv statt seines Substantivs gesetzt werden, wie: „die Rechte, Linke" (Hand); „auf allen vieren" (den Füfsen und Händen) kriechen; „alle neune (Kegel) schieben" u. d. m.

Zu Ellipsen dieser Art gehört z. B. im Lateinischen: nihil ad rem; bene mihi; Cic. Acad. II, 46: Quae cum dixisset, finem ille (fecit); Liv. I, 41: habitabat rex ad Iovis Statoris; manum de tabula; dextra, sinistra (manus); cani (capilli); frigida, calida (aqua) cet.; im Griechischen: *τί τοῦτο πρὸς ἐμέ; ἀλλὰ μή μοι πρόφασιν.* Aristoph. Acharn. 345; *κοιμᾶσθαι βαθύν (ὕπνον); ὁ τὴν κιθάραν (ἔχων); τῇ ὑστεραίᾳ (ἡμέρᾳ); ἡ τραχεῖα (χώρα); βάδιζε τὴν εὐθεῖαν (ὁδόν); εἰς Ἄϊδος; χειμάῤῥοος (ποταμός); τί μ' οὐκ ἀνταίαν ἔπαισέν τις ἀμφιθήκτῳ ξίφει (πλαγάν);* (Soph. Ant. 1293) wie im Deutschen: „er hat ihm eine derbe gehauen" und *παῖσον διπλῆν* (Soph. El. 1415). — Im Französischen: (je vous souhaite le) bonjour, (un) bon voyage; (je vous demande) pardon; „au voleur, au voleur! à l'assasin! au meurtrier!" (Molière); à nous deux; à moi seul; un jeune premier (acteur); un vapeur (d. h. un bateau à vapeur); une équivoque (expression) cet.; im Englischen: Good morning, Sir; We must to France together; Murder will out; he would to bed; a white (man), a black; I have heard him preach in St. Pauls (church); cet.

c. Ellipsen im zusammengesetzten Satze.

Es kann im Deutschen der Hauptsatz elliptisch sein, z. B. „Möglich, dafs der Vater nun die Tyrannei des Einen Rings nicht länger dulden wollen, und gewifs, dafs er euch alle drei geliebt — (Lessing, Nath.)" „Wie (wäre es), wenn wir ihm folgten!" Auch treten mehrere elliptische Sätze zusammen: „Ende gut, Alles gut"; „Ländlich, sittlich". — Der Nebensatz kann elliptisch sein, z. B.: „Ein kräftiger Entschlufs — und du bist frei". „Nicht lang', da ward's im Saale gar schwül" (Ebert.); auch sind hierher (wenn nicht vielleicht zur Brachylogie) zu rechnen Nebensätze,

wie bei Platen: „Unten wartet ein Gast, den Degen aus der Scheide“. So im Französischen: périr les armes à la main; répondre les larmes aux yeux; im Englischen: cap in hand; he might die sword in hand. Zuweilen erstarren im Lauf der Zeit elliptische Zwischensätze zu Adverbialien, wie: rundum, kurz ab; (ich) geschweige (ne dicam); in der That; zurück; zu guter letzt; übermorgen; über Nacht; ohne Zweifel; ohne Scherz cet. Es kann ferner der Hauptsatz vom Nebensatz vertreten werden, z. B. „Ach! dafs ich meine Schwester nicht horchen lassen!“ (Lessing, Nath. 3, 7). „Wer doch dabei gewesen wäre!“ „Ob er sich noch besinnen wird?“ „Wenn er nur anfinge!“

Das Fehlen der kopulativen, adversativen, kausalen Bindewörter, wo durch sie das logische Verhältnis koordinierter Sätze zu einander ausdrücklich hätte angedeutet werden können, ist als Ellipse nicht zu bezeichnen, ebensowenig, wie wenn etwa ein blofser Kasus ohne die auch mögliche Präposition gebraucht wird. Allerdings aber kann die Auslassung, das Asyndeton, rhetorische Wirkung leicht erreichen. So ist: „Genus, aetas, eloquentia prope aequalia fuere“ (Sall. Cat. 54) nur eben eine Darstellung, welche die Begriffe einzeln wirken läfst; in dem Satze: pecunia corrumpere prudentem nemo potest, dicendo potest (Cic. de rep. V, 9, 15) giebt der Wegfall der Adversativpartikel schon fühlbaren Nachdruck, oder (Il. V, 169): *Πάνδαρον ἀντίϑεον διζήμενος, εἴ που ἐφεύροι. εὗρε Λυκάονος υἱόν.* (wozu Schol.: *πρὸς τὸ ἀσύνδετον*) der Wegfall der Kopulativpartikel.

Einige Fälle hierher gehöriger gebräuchlicher Ellipsen schliefsen wir an.

Im Lateinischen läfst man die einen Nachsatz einleitenden Worte, wie: so sage ich, so wisse cet. aus: Quod scribis te audire me etiam mentis errore ex dolore affici — mihi vero mens integra est. (Cic. Att. 3, 18), [ebenso zuweilen im Griechischen: *εἴ τις διλογεῖν ἡμᾶς οἴεται, ὅτι περὶ τῶν αὐτῶν λέγομεν νῦν τε καὶ πρόσϑεν — οὐ διλογία ταῦτά ἐστιν.* Xen. (vid. Krüger, gr. Spr. § 65, 5, 14)]; als elliptischer Zwischensatz findet sich öfter nihil aliud quam, auch si nihil aliud z. B. Vincam silentium et, si nihil aliud, certe gemitu interpellabo (Curt. IV, 28), (vide Schultz, lat. Sprachl. § 461). — Im Griechischen ist zu bemerken u. a. das nicht seltene *ἀνανταπόδοτον* (Gregor. Cor. dial. Att. 12, p. 47, Schol. Soph. Oed. R. 1224), d. h. das Fehlen des Nachsatzes, wie Xen. Anab. 7, 7, 15: *εἰ μέν τι σὺ ἔχεις, ὦ Μηδόσαδες, πρὸς ἡμᾶς*

λέγειν· εἰ δὲ μή, ἡμεῖς πρὸς σὲ ἔχομεν; Hom. Ilias 1, 135: *ἀλλ' εἰ μὲν δώσουσι γέρας μεγάθυμοι Ἀχαιοί, ἄρσαντες κατὰ θυμόν, ὅπως ἀντάξιον ἔσται· εἰ δέ κε μὴ δώωσιν, ἐγὼ δέ κεν αὐτὸς ἕλωμαι,* — ebenso Thuc. III, 3. — Elliptisch, mit Ergänzung von *πειρώμενος,* findet sich bei Homer *εἰ* mit dem Optativ, *αἴ κεν* mit dem Konjunktiv (vide Krüger, Gr. Spr. T. 2, § 65, 7), so: *ἦλθον ἐγὼ παύσουσα τὸ σὸν μένος, αἴ κε πίθηαι.* — Mehr der Brachylogie zuzurechnen ist das Fehlen einer von zwei Partikeln, die gleiche Glieder einschliefsen sollen, wie in der Formel *ζώει ὅ γ' ἢ τέθνηκε* (Od. 2, 132), statt *εἴτε ζώει εἴτε τέθνηκε* (so Od. 4, 110, 837 cet.), vide Eustath. p. 1694, 7, der dies als *σχῆμα ἀπό κοινοῦ* bezeichnet und Soph. Phil. 760 anführt, wo *ἑκόντα μήτ' ἄκοντα* steht für *μήτε ἑκόντα μήτ' ἄκοντα.* — Im Französischen gehören elliptische Sätze hierher, wie: qu'il perde son procès ou qu'il le gagne, il partira (nämlich: supposez); ferner: Rien que pour ce mot-là vous méritez sa voix. (Delavigne) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 511); Ma soeur, que je vous dise une bonne nouvelle (Corneille), wozu Mätzner (l. c. p. 572) stellt: Ut dolor pariat, quod jamdiu parturit. (Cic. Phil. 2, 46); Moi, que j'eusse une âme si traîtresse. (Corneille) wie: tu ut unquam te corrigas? (Cic. Cat. 1, 9); auch Nebensätze mit elliptischem Hauptsatz: heureusement qu'il n'a rien vu (Acad.); sehr gewöhnlich elliptische Bedingungssätze: Si vous saviez combien ceci m'a fait souffrir! (Andrieux) cet. — In Bezug auf den Sprachgebrauch im Englischen erinnerten wir schon oben an die Ellipse des relativen Fürworts: 'Tis Rome requires your tears (Addis. Cato 4, 4); über Nebensätze, von that eingeführt, welche ohne einen Hauptsatz verwendet werden, vide Mätzner, Engl. Gr. T. 2, Abt. 2, p. 412 sq. z. B. Oh, God, that I were buried with my brothers! (Shelley, Cenci, 1, 3) My brother . . . that a brother should be so perfidious. (Shak. Temp. 1, 2) Oh, Mr. Simple! if you knew how I loved that girl. (Marryat. P. Simple 1, 17.) That I cannot, Sir, in the present instance; not that I will not. (Scott. R. Roy 1.) u. d. m. —

Es mag schliefslich noch darauf hingewiesen werden, dafs elliptischer Ausdruck besonders häufig sich findet, wo durch den oft wiederkehrenden Gebrauch der Worte die Ergänzungen sich bequem finden lassen, sobald nur der Inhalt genugsam angedeutet ist, also in Begrüfsungsformeln, bei Ausrufen, Fragen, in Sprichwörtern, bei Zeitangaben, in Unter- oder Überschriften, bei Beteuerungen u. d. m. z. B. Guten Tag! Heute rot, morgen tot; Berlin, den 1. Juli 1822; Ihr ergebenster Diener; Über die Ellipse:

u. d. m. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 131 sq.) Beispiele in anderen Sprachen bieten sich leicht. —

Wir haben weiter die Brachylogie zu besprechen:

Es mag dieser Terminus in dem allgemeinen und unbestimmten Sinne beibehalten werden, dafs er Kürze der Darstellung bezeichnet; für die besonderen Fälle, in denen eine Wiederholung gleichartiger Satzteile vermieden und so eine Kürzung bestimmter Art erreicht wird, fehlt es an technischen Bezeichnungen nicht, wie Syllepsis und Zeugma, und wir werden deshalb die Brachylogie als Bezeichnung einer speziellen Art der Kürzung nicht in Anwendung bringen. —

Was die Kürze des Ausdrucks im allgemeinen, die Brachylogie, betrifft, so mag man, um eine bestimmtere Ansicht von solchen Mitteln zu gewinnen, welche in dieser Richtung z. B. der deutschen Sprache zu Gebote stehen, etwa bei O. L. Lehmann (Goethes Sprache und ihr Geist, p. 183—217) die Bemerkungen über Goethes „Kürze im Ausdruck“ nachlesen, wobei von der „inhaltlichen Kürze,“ welche sich z. B. in Überspringung von Zwischengedanken zeigt, nicht die Rede ist. Die „sprachliche Kürze“ „der einzelnen Ausdrucksweise“ erreicht Goethe durch Bildung neuer Zusammensetzungen und Ableitungen, wie: Schlossensturm, Schlammpfade, jünglingfrisch, schlangenwandelnd, heranwachen, zurückwettern, anähnlichen, hineingeheimnist; ein Anlieger, die Greisenheit, die Innigung, die Zweifelei, horchsame, dünkeln, irrlichterieren, eratmen u. d. m. —

Weiter wird Kürze von ihm erreicht durch Adverbia vor Adjektiven und Adverbien z. B. der klug thätige Mann, schmerzlich süfs, anmafslich jugendlich ungeschickt cet., durch Vermeidung schleppender Participialverbindungen, durch eigentümliche nicht immer grammatisch korrekte relativische Konstruktionen, überhaupt durch Bau kurzer Sätze und Perioden. Hingewiesen wird ferner auf gewisse abkürzende Genitivkonstruktionen, wie schönstens, bestens, strengstens; durch superlative Formen des Adverbiums, wie deutlichst, langsamst, zierlichst, behendest, kräftigst; — dann auf Ellipsen, wie: „indem Charlotte die Nutzung dieses Flecks der Pfarre (hatte) zusichern lassen;“ (sie) „Nennen dich den grofsen Dichter, wenn (du) dich auf dem Markte zeigest;“ (der) „Knabe sprach;“ (das) „Röslein sprach,“ „an (den) Tag legen;“ „mein Zureden und (meine) persönliche Teilnahme,“ „gar manchen Widerstand, (manche) Gegenwirkung und (manche) Zufälle.“ — Auch selbst an den Formen der Wörter kürzt Goethe, indem er Sim-

plicia vorzieht, z. B. schweifen für herumschweifen, Folger statt Nachfolger, gedenk statt eingedenk; oder andere Vorsilben wegläfst, wie horchen statt gehorchen, wandeln statt verwandeln, spenstisch statt gespenstisch, flohen statt entflohen; ferner Endungen kürzt, wie in beschönen (beschönigen), begeisten (begeistern), viereckt (viereckig), Empfehl (Empfehlung); auch Flexionen: z. B. ein höflich Mann, bescheidenweise; endlich durch Zusammenziehungen, z. B. die weit und breiten Spuren, sein gelb und rotes Kleid, in jung und alten Tagen, ein Freud und Segensruf, ein und andere Frage; aufm (auf dem), übern (über den) u. a. m. —

Bei der Brachylogie im engeren Sinne handelt es sich um die Weglassung von Worten, welche in derselben Satzverbindung oder in demselben Satzgefüge in derselben oder in einer anderen Form bereits vorkommen, wie z. B. „er ist klüger als du (klug bist);“ „die Deutschen sind jetzt einig, wie (sie) noch nie (waren).“ — Zur Bezeichnung solcher und ähnlicher Kürzungen finden sich bei den Alten namentlich die termini: *ἐπεζευγμένον* (*συνεζευγμένον*), *σύλληψις, ζεῦγμα.* — Der Anonymus, (bei Spengel, Rhet. Gr. Vol. I, p. 437) von dem eine *τέχνη τοῦ πολιτικοῦ λόγου* vorliegt, definiert das *ἐπεζευγμένον: „ἀπεργάζεται δὲ συντομίαν καὶ τὸ ἐπεζευγμένον, ὅταν δύο ἢ τρισὶν ὀνόμασιν, ἢ καὶ πράγμασι μίαν ἐπάγῃς λέξιν συμπληρωτικήν;“* es stimmt dies mit der oben (p. 460) citierten Stelle des Quintilian (IX, 3, 62) (wo Halm statt *συνεζευγμένον* das *ἐπεζευγμένον* gesetzt hat), doch dünkt diesen nur etwa der Fall den Namen einer Figur zu verdienen, wenn verschiedene Konstruktionen von Einem Worte abhängen, wie Virg. Aen. III, 324: „Sociis tunc, arma capessant, edico, et dira bellum cum gente gerendum.“ —

Das *ἐπεζευγμένον* ist also, was wir einen zusammengezogenen Satz nennen; es wird auch bei Aquila Romanus wohl so heifsen müssen (Halms Rhet. Lat. min. p. 36), obwohl auch *ὑπεζευγμένον, ἀντεζευγμένον* (so auch bei Mart. Cap. Halm p. 482) gelesen wird, und ist dasselbe, was bei Cornificius (IV, 27) adjunctio genannt wird. — Für dieselbe Form des Ausdrucks findet sich nun auch die Bezeichnung *ζεῦγμα.* Das carmen de figuris (Rhet. lat. ed. Halm p. 69) übersetzt *ζεῦγμα* mit Nexum, „si varias res uno nectimu' verbo,“ z. B. Oebalon ense, Lycon ferit hasta, Pedason arcu; ebenso Alexander (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 35), der u. a. das Beispiel giebt: *Ἀλέξανδρος ἐνίκησε μαχομένους ἐπὶ μὲν Γρανικῷ τοὺς ἑπτὰ σατράπας, ἐν Ἰσσῷ δὲ Δαρεῖον, ἐν Ἀρβήλοις δὲ συναχθέτας ὁμοῦ πάντας;* ferner Zonaeus

(l. c. p. 168) und der Anon. *περὶ σχημ.* (l. c. p. 185.) Auch Julius Rufinianus (de schem. lex. Halm Rhetor. Lat. min. p. 48), der *ζεῦγμα* mit ligatio oder adnexio übersetzt, und Beda (de schem. l. c. p. 608), der es conjunctio nennt, halten die Bedeutung fest. Nicht minder die Grammatiker. Donatus (ars gr. III, 5) definiert *ζεῦγμα:* „unius verbi conclusio diversis clausulis apte conjuncta" und hat als Beispiel (Virg. Aen. III, 359): Trojugena, interpres divum, qui numina Phoebi, qui tripodas, Clarii laurus, qui sidera sentis. Als Gegensatz zum Zeugma stellt er auf die *ὑπόζευξις,* „ubi diversa verba singulis quibusque proprie subjunguntur," wie Virg. Aen. X, 149: regem adit et regi memorat nomenque genusque. Ebenso Diomedes (ars gr. p. 439), der, je nachdem das Wort, welches sich zugleich auf mehrere Satzteile bezieht, zu Anfange gesetzt wird, oder schliefst, oder sich in der Mitte findet, die beiden letzteren Formen als hypozeugma und mesozeugma besonders benennt. — (Ruddimann inst. gr. Lat. II, p. 363 fügt noch „Protozeugma" als „Zeugma in principio" hinzu mit dem Beispiel Virg. Aen. IV, 525; für Mesozeugma hat er: Virg. Geo. II, 495; für Hypozeugma: Sall. Cat. 10, 2.) Ähnlich Charisius (inst. gr. IV, 6); Isidorus (orig. I, 35, 3). —

Für denselben Begriff findet sich noch ein dritter Terminus: *ἀπὸ κοινοῦ,* wie Apollon. Dysc. de constr. II, 14 angiebt, wenn z. B. in dem Satze *„καὶ Διονύσιος περιπατεῖ καὶ Ἀπολλώνιος"* das *περιπατεῖ* auf beide Eigennamen sich bezieht, und Phoebammon (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 46) definiert: *Ἀπὸ κοινοῦ δέ ἐστι λέξις ἅπαξ μὲν λεγομένη, πολλάκις δὲ νοουμένη καὶ συντασσομένη, ὡς ἵνα τις εἴπῃ, ἀπελθὼν ᾔτησα τοὺς ἄνδρας, μάλιστα δὲ τόνδε καὶ τόνδε. ἀπὸ κοινοῦ γὰρ συντάσσεται ἐνταῦθα τὸ ᾔτησα,* ebenso Tiberius (*περὶ σχημ.* l. c. p. 76). Herodian (*περὶ σχημ.* l. c. p. 94), Georg. Choerob. (*περὶ τροπ.* l. c. 256). Man pflegt auch Fälle hierher zu ziehen, wenn ein Wort derart *ἀπὸ κοινοῦ* zwischen zwei Sätzen steht, dafs es zu jedem von beiden gehört, wie etwa im Nibelungenliede (Av. 4): „Er (Sîfrît) sprach: 'gip mir von handen den schilt lâ mich tragen," wo schilt von gip und von lâ abhängig ist. —*) (cf. oben p. 470 das Beispiel bei Quintilian IX, 3, 64.) —

*) So Cic. (ep. ad Att. III, 19): me, si putas te istic visurum exspectes, si minus, invisas, wo me zu visurum und zu exspectes gehört. Solche Stelle ist auch wohl Figur zu nennen, wenn nämlich nicht blofse Ergänzung erforderlich ist; also z. B. wenn bei Caes. (b. G. I, 26, 6) qui, si juvissent,

Wenn nun mit *ἐπεζευγμένον, ζεῦγμα, ἀπὸ κοινοῦ* der so zu sagen gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet wurde, so hatte man dagegen für kühnere Kürzungen den terminus der *σύλληψις**) Herodian (*περὶ σχημ.* Sp. Vol. III. p. 100) sagt, durch die Syllepsis werde, was einem von zweien zukomme, auch auf den andern übertragen (*ὅταν τὸ τῷ ἑτέρῳ συμβεβηκὸς κἀπὶ θατέρου λαμβάνηται*) und giebt u. a. als Beispiel: (Hom. Ilias 19, 47)

τὼ δὲ δύω σκάζοντε βάτην Ἄρεος θεράποντε,
Τυδείδης τε μενεπτόλεμος καὶ δῖος Ὀδυσσεύς,

wo *σκάζοντε* auch von dem in die Seite verwundeten Odysseus gesagt wird, und: *Βορέης καὶ Ζέφυρος, τώτε Θρήκηθεν ἄητον,* obwohl doch nur Boreas aus Thracien wehe.**) Ebenso Anon. *περὶ σχημ.* (l. c. p. 158) über das *συλληπτικὸν σχῆμα,* Tryphon *περὶ τροπ.* (l. c. p. 202), Anon. *περὶ τροπ.* (l. c. p. 211) Gregor. Cor. *περὶ τροπ.* (l. c. p. 224), Georg. Choerob. *περὶ τροπ.* (l. c. p. 248).***) Donatus (ars gr. III, 5) definiert *σύλληψις:* dis-

---

se eodem loco, quo Helvetios, habiturum — das qui auch für das dem Hauptsatz fehlende Objekt dient; ähnlich bei Plato, Legg. IX, p. 856 E *οἷς ἂν προδόσεως αἰτίαν ἐπιφέρων τις εἰς δικαστήριον ἄγῃ,* oder wenn von einem zu Ergänzenden etwas wegzulassen ist: Tac. (Ann. XIII, 56): deesse nobis terra, in qua vivamus, in qua moriamur non potest oder bei Schiller (W. d. Gl.): Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittere nicht. Wir haben in Stellen, wie Il. I, 93: *αὔταρ ὅ γ' εὐχωλῆς ἐπιμέμφεται, οὐδ' ἑκατόμβης ἀλλ' ἕνεκ' ἀρητῆρος* — (oder zu Il. XXIII. 183; 478) nichts zu bemerken, während Schol. bei Aristonikus sagt: *τὸ δὲ ἐπιμέμφεται ἀπὸ κοινοῦ δεῖ λαμβάνειν;* oder Schol. zu Arist. Panath. 128, 1: *ἀπὸ κοινοῦ τὸ ἔφασκε* in den Worten: *αἰτεῖν ἔφασκεν οὐδὲν τῶν ἀλλοτρίων, ἀλλ' ἀπαρχὰς γῆς καὶ ὕδατος.*

*) Apoll. Dysc. (de constr. II, 30) bemerkt, dafs der Plural der ersten und zweiten Person eine Zusammenfassung verschiedener Personen ist (*ἅπαν πληθυντικὸν πρώτου προσώπου καὶ δευτέρου σύλληψιν ἀναδέχεται διαφόρων προσώπων,* z. B. *ἡμᾶς* von *ἐμὲ* und *σέ* oder *ἐμὲ κἀκεῖνον.* (Den terminus behält er auch hierfür z. B. ib. II, 31; III, 8.)

**) So Schol. Il. XXIII, 307 (*ἐδίδαξαν*): *τὸ μὲν φιλεῖν ἐπ' ἀμφοτέρων δεκτέον, τὸ δὲ τῆς ἱππικῆς ἐπὶ μόνου Ποσειδῶνος. συλληπτικῶς δὲ εἴρηται, ὡς ἐπὶ τοῦ „Κύπρις δὲ καὶ ἀργυρότοξος Ἀπόλλων ἄφρονα τοῦτον ἀνέντες".* (Il. V, 760.)

***) Servius (Aen. I, 583 (classem sociosque receptos): Syllepsis per numeros. id. Aen. X, 31, (invito numine Troes): Syllepsis per genus. Philargyrius zu Georg. II, 317, (nec semine jacto): Syllepsis per adsumptionem casus. cet. — id. Georg. III, 115, (Gyrosque dedere): pro docuere. Aliter enim frena dedere et aliter gyros, et est syllepsis, cum aliquid assumitur, quod dictum supra non est. Zeugma sieht Servius

similium clausularum per unum verbum conglutinata conceptio, ut (Virg. Aen. I, 16): hic illius arma, hic currus fuit. Hoc schema ita late patet, ut fieri soleat non solum per partes orationis, sed etiam per accidentia partibus orationis. Item syllepsis, cum singularis dictio plurali verbo adjungitur, ut „sunt nobis milia poma, castaneae molles et pressi copia lactis.“ (Virg. Ecl. I, 80). Sein Kommentator Pompejus giebt näher an, daſs die „syllepsis non tantum in verbis fit, sed etiam in sensibus“ nämlich „per genera per casus, per numeros“ und bemüht sich um Beispiele, die freilich nicht alle passen. Ähnlich Diomedes (art. gr. p. 440), Charisius (inst. gr. IV, 6, 5), und, wenn auch nicht ohne Verwirrung, Beda de schemat. (Rhet. Lat. min., Halm p. 608). —

Jul. Rufinianus (de schem. lex. in Halms rhet. Lat. min. p. 48) sagt: *σύλληψις* est, cum duabus diversisque sententiis et rebus unum datur verbum, minime utrisque conveniens, ut: Inclusos utero Danaos et pinea furtim Laxat claustra Sinon. (Virg. Aen. 2, 258) Laxat enim et ad Danaos referri non potest, sicut ad claustra cet. „Haec latine dicitur conceptio.“ —

Von diesen Benennungen ist am meisten das Zeugma in Gebrauch geblieben, hat aber nun die Bedeutung bekommen, welche die Alten mit Syllepsis bezeichnet haben würden. Es wird angewandt, wenn „zwei verbundene oder entgegengesetzte Substantive von einem Verbum regiert werden, das nur dem nächsten gemäſs ist, so daſs zum andern Substantiv eine verwandte Bedeutung zu denken ist, die unter denselben allgemeineren Begriff fällt, z. B. Germanicus, quod arduum, sibi, cetera legatis permisit (Tac. Ann. II, 20); aus permisit ist bei sibi zu denken: behielt er sich selbst vor cet.“ (Madvig lat. Sprachl. § 446.) Man sieht schon z. B. an dem Anonymus *περὶ σχημ.* (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 171 sq.), der die syntaktischen Figuren ohne Einsicht bespricht, die beginnende Verwirrung, da ihm *σύλληψις* wie *ζεῦγμα* als *ἁμάρτημα συντάξεως* gilt und beide, wie die Beispiele zeigen, miteinander verwechselt werden. Weiter zeigen die Scholien zum Terenz, welche den Namen des Donatus tragen, daſs man die Feststellungen der Alten, hinsichtlich der Terminologie später nicht festzuhalten wuſste. Zu Ter. Andr. I, 1, 6: „Nihil istac opus est certe ad hanc rem, quam paro; Sed iis, quas semper in te intellexi sitas.“ bemerkt z. B. Schol. sed iis: zeugma, a superiore; quod subauditur artibus.

---

z. B. Aen. 1, 120; III, 359; ebenso I, 144 (wo nach ihm adnixi stehen müſste) cf. ib. 399; V, 111 und sonst.

Nach Donatus wäre dies aber Syllepsis. Diese nun wird mehrfach richtig angegeben, z. B. per genera: Andr. V, 2, 3: Ego commodiorem hominem, adventum, tempus non vidi; per casus: Adelph. I, 2, 65: verum si augeam aut etiam adjutor sim ejus iracundiae (Sch. *Σύλληψις,* nam a genitivo casu accusativus assumptus est); per numeros: Adelph. II, 2, 21 cet.; — aber aufserdem werden ganz andere sprachliche Erscheinungen mit Syllepsis bezeichnet, wie z. B. eine Enallage des genus (durch Konstruktion nach dem Sinn): Andr. III, 5, 1: „ubi illic est scelus, qui me perdidit;“ und Schol. zu Eun. III, 1, 6 weifs nicht, ob er es mit *ἔλλειψις* oder *σύλληψις,* Schol. zu Andr. 3, 2, 14: ob er mit *ζεῦγμα* oder *σύλληψις* zu thun hat. —

Es empfiehlt sich vielleicht die folgende Aufstellung:

a. Die Wiederholung desselben Ausdrucks in derselben Form wird dadurch vermieden, dafs man ihn nur einmal setzt, z. B. Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König. (Schiller, Tell); Aus der Wolke quillt der Segen, strömt der Regen. (Schiller, Glocke). Für diese Form des zusammengezogenen Satzes, die eben dem usus angehört, scheint ein besonderer Terminus unnötig.

b. Die Wiederholung desselben Ausdrucks in anderer Form kann vermieden werden, wenn man nur eine Form setzt und aus ihr die andere ergänzen läfst. So bei verschiedenem Numerus: Weithin entstürzten im Schwunge die Menschen — später stürzten die Kasten — Und so lag zerbrochen der Wagen und hülflos die Menschen. (Goethe, Herm. u. Dor.); bei verschiedenem Numerus und Kasus: Verlassen hab' ich Feld und Auen, die eine tiefe Nacht bedeckt, mit ahnungsvollem heilgem Grauen in uns die bessre Seele weckt; bei verschiedenem Genus: Gegen das Frühjahr und Sommer hangen mancherlei Schicksale über meinen Liebsten. (Goethe an Kestner.) Dies nun ist Syllepsis. —

c. Es wird ein Ausdruck weggelassen, als ob er nur zu wiederholen wäre, während in der That ein anderer zu setzen war, z. B. (bei Goethe): „Entzahnte Kiefern schnattern und das schlotternde Gebein (bebt);“ „Mitten im Getümmel mancher Freuden, mancher Sorgen, mancher Herzensnot.“ — Dies nun würden wir, wie es auch jezt meist geschieht (cf. Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist p. 394), mit Zeugma bezeichnen, wobei der Überlieferung kein gröfseres Unrecht geschieht, als wenn man seit Bentley die termini: Arsis und Thesis, seit Kant: subjektiv und objektiv in ihren Bedeutungen vertauscht hat. — Die Syllepsis also würde eine Unregelmäfsigkeit in Bezug auf die gram-

matische Form bezeichnen, das Zeugma würde bei seiner Kürzung die notwendige Bedingung gleicher Bedeutung der zu wiederholenden Ausdrücke bis zu einem gewissen Grade vernachlässigen; doch ist klar, dafs ohne eine gewisse Verwandtschaft der Begriffe des gesetzten und des zu ergänzenden Ausdrucks das Zeugma nicht möglich ist, wie z. B. in nicht seltenen Fällen es sich um Ergänzung des positiven Begriffs handelt, wenn der negative gesetzt ist: Cic. Tusc. 5, 40: „nostri graece fere nesciunt, nec Graeci latine.“ (sciunt.) — *)

Wir geben noch einige Beispiele zur Syllepsis und zum Zeugma. Im Deutschen Syllepsis: „wem ist nu bekannt under iu bî Rîne die liute und ouch daz lant?“ (Nib. 1037, 1.) „sô kumt beide bluomen unde klê“ (Ms. 1, 146 b.) (cf. Grimm, Gr. IV, p. 199); „Ich lasse jedem seinen Sinn und Neigung!“ „Geschah mit meinem Wissen und Erlaubnis.“ (Schiller); „Du trägst davon — den Sieg und Ehrenkron'.“ (P. Gerhard); Zeugma: „Mardachai — legte einen Sack an und Asche.“ (Luthers Übers. Esther 4, 1) wo auch im Hebräischen: וַיִּלְבַּשׁ שַׂק וָאֵפֶר — Im Lateinischen Syllepsis: Ite mecum, qui et vosmet ipsos et rem publicam salvam vultis. (Liv. XXII, 50); beate vivere alii in alio, vos in voluptate ponitis (Cic. fin. 2, 27); rogat, ut, quod ei commodum sit, invitet (Cic. Verr. 1, 26); Quamvis ille niger, quamvis tu candidus esses (Virg. Ecl. II, 16); Universos in concione laudat, atque agit gratias. (Sall. Jug. 54, 1) Zeugma: „Non veto dimitti, verum cruciari fame“ (jubeo) (Phaedr. IV, 17, 30); Macedones Alexandrum non ut civem ac tantae majestatis regem (dolebant), verum ut hostem amissum gaudebant. (Just. 13, 1); Nec vero supra terram (patet), sed etiam in intimis ejus tenebris plurimarum rerum latet utilitas. (Cic. de Nat. D. II, 64.) —

---

*) Zeugmatisch wird zuweilen mit Absicht geredet; die Wirkung ist die des Paradoxon, meist komisch, wenn Ein Wort mit mehreren Worten verbunden steht, zu welchen es zwar pafst, aber einmal in eigentlicher, ein andermal in uneigentlicher Bedeutung. So z. B. Tac.: Germania a Sarmatis mutuo metu aut montibus separatur. Sall.: ferro aut fuga exstinxit; pecunia aut honore extulerat; fame ferroque clausos. Jean Paul: Eine Strafse lief durch das Dorf und viel Volks. Dickens (Pickw. II, 18): the young lady, who now a very pleasing compound of blushes and confusion, and lilac silk, and a smart hat, and a riche lace veil, looked prettier than ever. (l. c. 19): Rob — discussing minced vail and future prospects. Molière (Le Misanth. 4, 4): un homme noir et d'habit et de mine. —

Im Griechischen Syllepsis: *Οὗτος μὲν ὕδωρ, ἐγὼ δὲ οἶνον πίνω.* (Dem. 19, 46) *Πάνυ χαλεπῶς ἔχω, οἶμαι δὲ καὶ ὑμῶν τοὺς πολλούς* (sc. *χαλεπῶς ἔχειν*) (Plat. Symp. 176) (cf. Krüger, gr. Spr. §. 62, 4, 1). So ist Sophocl. Oed. Col. 1673 aus *βέβηκεν* zu entnehmen *βαίης; Δεινὰ πεπόνθασι καὶ πόλεις ὅλαι καὶ ἔθνη.* (Dem. 18, 271); *ἧττον ἂν εἴη στάσις ἑνὸς ἄρχοντος ἢ πολλῶν* (Xen. Anab. 5, 9, 29); (cf. l. c. § 58, 2, 2) cet. Zeugma: *ἡ μὲν ἔπειτα εἰς ἅλα ἆλτο βαθεῖαν ἀπ' αἰγλήεντος Ὀλύμπου, Ζεὺς δὲ ἑὸν πρὸς δῶμα.* (Hom. Ilias I, 532); *νέκταρ τ' ἀμβροσίην τε, τάπερ θεοὶ αὐτοὶ ἔδουσι.* (Hes. Theog. 640); *κωλυόντων γαμεῖν, ἀπέχεσθαι βρωμάτων.* (Ep. I. ad Tim. 4, 2.) Aristoteles (Rhet. III, 5) giebt ein Beispiel eines Zeugma, vor dem er warnt: *Ἔτι τάδε ποιεῖ σολοικίζειν, τὸ μὴ ἀποδιδόναι, ἐὰν μὴ ἐπιζευγνύῃς ἀμφοῖν, ὃ ἁρμόττει, οἷον ἢ ψόφον ἢ χρῶμα ἰδών, τὸ μὲν ἰδὼν οὐ κοινόν, τὸ δ' αἰσθόμενος κοινόν.* —

Einige Beispiele zur Syllepsis im Französischen und Englischen: Tombe Argos et ses murs! (Lemercier); Paul et Virginie étaient ignorants. (B. de St. Pierre); Le fer, le bandeau, la flamme est toute prête. (Racine.) (vide Mätzner, fr. Gramm. p. 406 sq.); Ma cour fut ta prison, mes faveurs tes liens. (Corn. Cinn. V, 1). — My loyalty, which ever has and ever shall be growing (has been) Shakesp. (Henry VIII, 3, 2) Dire was the tossing, deep the groans. (Milt. P. L. 11, 489); Jam extremely pleased . . and my vanity . . not a little flattered. (Montague, Lett.); In him who is, or him who finds a friend. (Pope, Essay on M. 4, 60) (cf. Mätzner, Engl. Gr. 2. T. 2. Hälfte p. 335 sq.). — Für das Zeugma: L'âme la moins subtile Sous sa férule apprend plus en un jour Qu'un maître-ès-arts en dix ans aux écoles. (La Fontaine); A l'aspect des Tarquins, le danger que je touche Avertit aussitôt et mon geste et ma bouche. (Ponsard, Lucrèce I, 3). — And think it no addition, nor my wish. (Shakespeare, Oth. III, 4.); Your hearts will throb and weep to hear him speak. (Ib. Tit. and Andr. V, 3.). —

C. Die Enallage.

Wenn man sich unserer Darlegung über die Entstehung und Entwickelung der Sprache, als von dem Kunsttriebe ausgehend und von ihm beherrscht, anschliefst, so ist das häufige Vorkommen synonymer Schöpfungen in ihr nicht auffallend. Der logische Verstand freilich würde da vieles als zwecklos ausscheiden mögen, und seine Wissenschaft der Synonymik sucht die Unterschiede zwischen

den sinnverwandten Sprachbildern in einer Schärfe festzustellen, welche das Wesen der Sache nicht trifft. Wie nun die Sprachen zur Darstellung derselben Begriffsbilder eine reiche Auswahl kollateraler Wurzeln, später von synonymen Wörtern sich schufen, so hat ihnen ihre Kunsttechnik nicht minder reichlich verschiedenartige Mittel zu Gebote gestellt, um dieselben Beziehungen der Begriffe auszudrücken. Zur Bezeichnung dieser Synonymie der Beziehungsformen, sofern die angewandten Ausdrucksmittel vom usus sich zu entfernen scheinen, dient der Name Enallage.

Die Beziehungen der Kausalität kann die lateinische Sprache z. B. bezeichnen durch beiordnende Konjunktionen: nam, namque, enim, etenim; auch durch die konklusiven: eo, ideo, idcirco, propterea, hinc, inde; durch unterordnende, wie quod, quia, quum, quoniam; ferner durch Adverbia cur, quare, quamobrem, quapropter; durch Präpositionen, wie ob, propter, (causa, gratia); durch Kasus, nämlich durch den Ablativus und Genitivus (z. B. proditionis accusatus est, auch de = wegen); durch Modi, nämlich durch den Konjunktivus (z. B. mit quippe qui) und durch Participien (z. B. die sogen. Abl. abs.). — Alle diese Ausdrucksweisen entsprechen dem usus in gleichem Maſse, so daſs keine als Figur, d. h. als Enallage einer anderen aufgefaſst werden kann, aber wenn nun z. B. bei laetus zur Bezeichnung der wirkenden Ursache statt des gebräuchlichen Ablativus oder eines Satzes mit quod oder mit dem Infinitiv sich infolge einer Nachahmung griechischen Sprachgebrauchs der Genitiv findet, wie bei Virgil (Aen. XI, 73): Dido laeta laborum, so ist solche Ausnahme allerdings als Enallage zu betrachten und zwar, da dies am nächsten liegt, als Enallage casuum, d. h. als Antiptosis. —

Über eine Enallage der Wörter selbst, d. h. über die Synonyma des Sprachschatzes ist hier, bei der Sprachtechnik, nicht zu sprechen, denn in deren Hervorbringung fällt das Schaffen mit der Technik zusammen. Das Wesentliche über diese Synonyma haben wir bereits (p. 310) angegeben. Man könnte nur etwa solche Fälle besonders bemerken, wo statt der gebräuchlichen Beziehungsbezeichnungen durch gewisse Formwörter andere gefunden werden, mit welchen der usus gewöhnlich Beziehungen sinnverwandter Art ausdrückt. So findet sich z. B. im Lateinischen zuweilen die Beziehung der Kausalität durch Konjunktionen temporeller oder konditionaler Bedeutung bezeichnet, durch quando, quandoquidem, siquidem, wie bei Cic. Phil. 2, 13: sequitur, ut liberatores tuo judicio, quando quidem tertium nihil potest esse. Bekannt sind ferner

die Vertauschungen von lokalen Adverbien mit temporalen wie ubi, inde; im Deutschen steht und für zwar, sogar, aber, dennoch, oder, und entweder, nämlich, weil, deshalb, dafs, damit, wenn, dann (vid. Kehrein, Gr. der neuhochdeutsch. Spr. T. II, 2, p. 5 sq.); im Lat. steht so que und et sehr kühn für ve (Virg. Aen. II, 36): pelago suspecta dona Danaum praecipitare jubent subjectisque urere flammis. (vide Tib. II, 5, 80.) So hat ab zuweilen die Bedeutung von post cet., ac, auch et die von quam u. d. m. — Lesbonax (*περὶ σχημ.* bei Ammon. de diff. adf. voc. ed. Valckenaer p. 180) führt so ein *Σχῆμα Κλαζομένιον* an, nach welchem *σύν* für *εἰς* mifsbräuchlich gesetzt wurde.

Während nun auch die neueren Grammatiker gewisse Ausdrucksweisen als pleonastisch oder elliptisch nicht umhin können zu bezeichnen, ist ersichtlich, dafs man den terminus der Enallage zu vermeiden sucht. Eckstein schliefst den Artikel Enallage in der Encyklopädie von Ersch und Gruber mit den Worten: „So mag die Anwendung dieser Figur in der Grammatik als abgethan betrachtet werden; ein gründlicher Grammatiker, der sich die philosophische Erforschung der einzelnen Erscheinungen zur Aufgabe gemacht hat, wird sie verschmähen.“ Allerdings wird Überflufs oder Mangel an Ausdrucksmitteln unmittelbar empfunden, während eine blofse Veränderung in den gangbaren Ausdrücken der Beziehung, wie sie aus einer Reflexion hervorgeht, so auch nur von der Reflexion erfafst wird; dazu kommt, dafs eine eigentliche Vertauschung von Formen niemals bestimmt nachzuweisen ist, vielmehr nur dies, dafs an Stelle der gebrauchten Form andere üblichere gesetzt werden könnten; endlich, da die Enallage überhaupt zur Betrachtung des ganzen Reichtums der Darstellungsmittel, welche die Sprachtechnik liefert, veranlafst, so bleibt, wenn Ellipse und Pleonasmus dazu kommen, nichts übrig an der Grammatik, was nicht mit Bezug auf diese Figuren zur Erörterung käme. Aber so ist es eben in Richtigkeit. — An dem, was wir Kunsttechnik der Sprache nennen, haben wir denselben Inhalt zu betrachten, welchen die Grammatik behandelt; aber während Grammatik die Worte als Redeglieder behandelt, welche zum Zweck irgendwie bestimmter Darstellungen vor allem den Anforderungen des logischen Verstandes zu entsprechen haben und so den usus bilden sollen — also wiefern sie dienen; — zeigt sich dieselbe Technik, vom Standpunkt der Sprache als Kunst betrachtet, als dem verständigen Zweck widerstrebend, nur bedacht auf ein eigenartiges Hervortreten des Moments, vom usus nur eben geduldet,

unabhängig für sich an dem reichen Wechsel der Darstellungsformen sich erfreuend.

Die Grammatik selbst ist bisher vielfach ein Gemisch von einer ἐπιστήμη mit einer τέχνη; die Auffassung wird klarer werden, wenn die Betrachtungsweisen sich trennen. Und was ist am Ende für ein grofser Unterschied, wenn auch der Grammatiker, statt zu sagen, diese oder jene Beziehung finde sich in seltenen Fällen so oder so bezeichnet, genauer bemerkt, dafs in diesen Fällen die Wortarten oder Wortformen ihre Natur zu vertauschen scheinen, d. h. dafs eine Enallage stattfinde? Jedenfalls wird durch diese Benennung auf die Bewegung einer Kunsttechnik passend hingewiesen, und eine „philosophische Erforschung der einzelnen Erscheinungen" wird Tieferes nicht bringen. Es versteht sich von selbst, dafs man nicht Verwirrung anrichten darf, indem man einen Ausdruck nach dem usus einer anderen Sprache beurteilt. Es ist also z. B. nicht Enallage des Adverbs und Verbs im Griechischen, wenn es heifst ἔλαθεν ὑπεκφυγών, wo im Deutschen heimlich, im Lat. clam stehen würde.

Es versteht sich, dafs, wie schon bei Besprechung von Pleonasmus und Ellipse geschehen ist, wir auch bei der Enallage nur an einzelne Erscheinungen erinnern, welche auch innerhalb des usus der scheinbar fertigen Sprachen auf ein immer fortlebendes individuelles Kunstschaffen deuten.

Der Name Enallage findet sich z. B. bei dem Anonymus des Eckstein unter den „Schemata dianoeas, quae ad rhetores pertinent" (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 76): Ἐναλλαγή est figura, quae fit aut per generis immutationem aliter quam usus habet, ut Virgilius: Auritosque sequi lepores (Georg. I, 308); cum sit lepus generis feminini, aut per genera verborum, cum passivis pro activis utimur, ut Cicero (p. Mil. 13, 33): Punitus est inimicum pro punivit, vel activis pro passivis, ut Virgilius (Aen. I, 440): Miscetque viris neque cernitur ulli pro miscetur, aut per numeros, ut idem Virgilius (Aen. 1, 16): Hic illius arma, hic currus fuit, aut cum alia res pro altera vel ipsa per se ponitur, ut „saucius pectus", „id est saucium pectus habens". — Phoebammon (σχολ. περὶ σχημ. ῥητ. Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. III, p. 45) führt unter den Figuren τῆς λέξεως an die: κατὰ ἐναλλαγήν, bei welcher man acht Arten zu unterscheiden habe: ἑτερογενές, ἑτεράριθμον, ἑτερόπτωτον, ἑτεροσχημάτιστον, ἑτερόχρονον, ἑτεροπρόσωπον, ἀποστροφὴ προσώπου, ἀντιστροφή. Diese werden dann (p. 49) weiter besprochen. Eine Vertauschung in Bezug auf

die Stellung der Worte im Satze, welche wir, da auch durch die Wortstellung eine bestimmte Art der Beziehung ausgedrückt wird, zur Enallage rechnen, faſst Phoebammon (wie auch sonst die alten Grammatiker) als besondere Art der syntaktischen Figuren (als die vierte: *κατὰ ἔνδειαν, κατὰ πλεονασμόν, κατὰ ἐναλλαγήν, κατὰ μετάθεσιν*) und bezeichnet sie als *μετάθεσις*, deren Unterabteilungen seien: *ὑπερβατόν, ἀναστροφή, πρόληψις αἰτίας, προεπίζευξις*. Der Verfasser, der unter Plutarchs Namen bewahrten de vita et poesi Homeri versteht (§ 30) unter Enallage gerade diese Inversionen: *τὰ τοιαῦτα κατὰ Ἐναλλαγὴν σχηματίζει, τὴν εἰθισμένην τάξιν ἀναστρέφων· καὶ ἤτοι ἐν μέσῳ λέξιν ἐντιθείς, ὃ καλεῖται Ὑπερβατόν* cet., während er für die anderen Formen der Enallage den terminus *Ἀλλοίωσις* anwendet (§ 41): *ἔστιν ἐν τοῖς σχήμασι καὶ τὸ καλούμενον Ἀσύντακτον, ὃ καὶ Ἀλλοίωσις καλεῖται, ἐπειδὰν ἡ συνήθης τάξις ἀλλοία γένηται· καὶ ἔστι ποικίλη ἕνεκα τοῦ κόσμου ἢ χάριν ἐμποιεῖν τοῖς λόγοις, τῆς μὲν συνήθους τάξεως οὐ δοκούσης ἀκολουθεῖν, ἐπί τι ἴδιον ἀναφορᾶς ἐχούσης ἀκολουθίαν.* Als deren Arten werden dann bemerkt: Vertauschung der Genera, der Numeri, Kasus, der Komparationsstufen, Modi, Tempora, Genera Verbi, Personen, Präpositionen, Adverbia, Konjunktionen. — Zonaeus (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 168) bezeichnet *ἀλλοίωσις* und *ἐναλλαγή* als gleichbedeutend; Alexander (l. c. p. 33) nennt die Figur *ἀλλοίωσις* oder *ἀλλαγή*; Tiberius (l. c. p. 80) hat (nach *Καικίλιος*): *τῆς ἀλλοιώσεως σχῆμα*. In dem Carmen de fig. vel schem. (Rhet. Lat. min. Halm p. 64) wird *ἀλλοίωσις* als Bezeichnung für eine rhetorische Figur gebraucht; p. 70 heiſst es: *Ἀλλοίωσις* aut *Ὑπαλλαγή*: Fit mutatio multimodis. „Bello Africa flagrat“, Afros cum dicas bellare, et tempora quando Et casus numerosque figurando variamus. Quintilian I, 5, 62 sq. nennt als Arten des Soloecismus die adjectio, detractio, transmutatio oder inversio, *ἀναστροφή, ὑπερβατόν*. Dann heiſst es: Immutatio sine controversia est (nämlich soloecismus), cum aliud pro alio ponitur. Id per omnes orationis partes deprehendimus, frequentissime in verbo, quia plurima huic accidunt, ideoque in eo fiunt soloecismi per genera, tempora, personas, modos — numeros cet. — Dieselben sprachlichen Erscheinungen bespricht er dann lib. IX, 3, 6 sq. und faſst sie hier unter den Namen der *ἑτεροίωσις* (man liest auch *ἑτέρωσις*) und *ἐξαλλαγή* zusammen.

In der That sind die allgemeinen termini: Enallage, Heterosis, Alloeosis bei den alten Grammatikern und Rhetoren nicht fest-

stehend und nur wenig in Gebrauch gewesen; Eustathius z. B. nimmt zwar (p. 333, zu Ilias 2, 742) zur Bezeichnung von: *κλυτὸς Ἱπποδάμεια* den Ausdruck: *ἡ τοιαύτη ἐναλλαγὴ τῶν γενῶν,* aber nicht eigentlich als terminus, so daſs (u. a. p. 44), wo derselbe Fall vorliegt (*ἔθνεα πολλὰ ὀρνίθων ἀγαλλόμεναι πτερύγεσσιν.* Ilias 2, 462), er ihn nur als Konstruktion „nach dem Sinn“ bemerkt: *οὐ πρὸς τὸ ῥητὸν, ἀλλὰ πρὸς τὸ νοητόν.* (Wir lesen jetzt *ἀγαλλόμενα* nach Aristarch. cf. Eustath. p. 255.) — Georgios Choerob. (*περὶ τροπ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 256) führt nur die einzelnen Arten *ἑτερογενές* und *ἑτεροπρόσωπον* an; und der Pseudo-Rufinian (Rhet. Lat. min. Halm p. 54—58) sagt ausdrücklich von der ganzen Reihe der hierher gehörigen Vertauschungen, welche „fiunt per casus, numeros, praepositiones, genera, personas et si qua sunt talia“, sie unterschieden sich u. a. dadurch von den übrigen schem. lexeos, „quod carent appellationibus propriis“; im übrigen rühmt er sie als „mire orationi decus ornamentumque tribuentes“. Apollon. Dysc. (de constr. III, 7) nennt „*κλυτὸς Ἱπποδάμεια*“ eine *ὑπαλλαγὴ γένους,* und spricht auch von einer *ὑπαλλαγὴ διαθέσεων* (d. h. von Aktiv und Passiv). Wir finden weiter bei ihm (de constr. I, 36): *ὅτι ποιητικώτερον μὲν τὸ οἶσε κατ' ἐναλλαγὴν εἴρηται φωνῆς τῆς φέρε.* (ib. II, 17): *τάξεως ἐναλλαγή* (ib. II, 18): *τόνου ἐναλλαγή* (II, 21): *πτώσεως ἐναλλαγή* (IV, 10): *προθέσεως ἐναλλαγή.* — Aristonicus (Il. II, 286): *πρὸς τὴν ἐναλλαγὴν τοῦ χρόνου,* (Il. III, 211): *κατ' ἐν. πτώσ.* cet. Herodian (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 85 sq.) faſst die Figuren *ἐν λέξει* als *ἐξάλλαξις φράσεως ἀπὸ τοῦ καταλλήλου ἐπὶ τὸ κρεῖττον μετά τινος ἀναλογίας,* und sagt in Bezug auf die Unterabteilungen: *γίνεται δὲ τὸ σχῆμα κατὰ τοσούτους τρόπους καθ' ὅσους καὶ ὁ σολοικισμός· καὶ γὰρ εἴδη διαλλασσόμενα καὶ γένη καὶ πτώσεις καὶ ἀριθμοὶ καὶ ἐγκλίσεις, ἔτι τε πρόσωπα καὶ χρόνοι καὶ διαθέσεις, καὶ πάντα ἁπλῶς ἃ τὴν τοῦ καταλλήλου συνάφειαν ἀπαιτεῖ, παρατραπέντα ποιεῖ τὸ σχῆμα.* — Wie hier ein allgemeiner terminus fehlt, so äuſsert sich auch Priscianus (art. Gr. XVII, 21, 155) nur summarisch: „illud sciendum, quod per figuram, quam Graeci *ἀλλοιότητα* vocant, id est variationem, et *πρόληψιν* vel *σύλληψιν,* id est praeceptionem sive conceptionem, et per *ζεῦγμα,* id est adjunctionem et concidentiam, quam *συνέμπτωσιν* Graeci vocant, et procidentiam, id est *ἀντίπτωσιν,* et numeri diversi, et genera diversa, et diversi casus, et tempora et personae, non solum transitive et per reciprocationem, sed etiam intransitive copulantur.“ Donatus (ars

gr. III, 2, 2) bezeichnet das hierher Gehörige allgemein mit Soloecismus und sagt, dafs es in zwiefacher Art sich zeige: aut per partes orationis (wenn z. B. Virg. Aen. VII, 399: torvumque repente clamat statt torve steht) aut per ea, quae accidunt partibus orationis (z. B. per genera, per numeros, wie „pars in frusta secant“ Aen. 1, 212 cet.). Charisius (inst. gr. IV, 2) giebt nach Cominianus dieselbe Darstellung, dann nach anderen eine Einteilung, in welcher für unsern Begriff der Enallage die termini des Quintilian: immutatio und transmutatio genannt werden. Diomedes (art. gr. II, p. 449) führt unter der Rubrik immutatio 14 oder 15 Fälle an. Isidorus (origg. I, 32) beruft sich auf Donatus.

Neuere Grammatiker haben dagegen die Terminologie vermehrt und befestigt. Wir nennen statt aller Ruddimann, welcher (Instit. gramm. lat. P. II, cp. III) de Enallage ejusque speciebus handelt und unterscheidet: Antimeria, Enallage strictius dicta, Heterosis, Antiptosis, Synesis, Anacoluthon, Hellenismus, Archaismus, dann noch besonders als Änderung der Wortstellung (cp. IV): Hyperbaton mit Anastrophe, Hysteron proteron, Hypallage, Synchysis, Tmesis, Parenthesis und Hyperbaton strictius dictum.

Um eine Übersicht der zur Enallage gehörigen Fälle zu gewinnen, wird man am besten die Einteilung der immutatio, wie sie aus Quintilian, Donatus, Charisius zu entnehmen ist, beibehalten; so jedoch, dafs man die transmutatio hinzuzieht, welche nichts ist, als eine Enallage des Beziehungsausdrucks, wie er in der Wortstellung sich kundgiebt. Hellenismus und Archaismus, welche Ruddimann als Arten der Enallage anführt, sind offenbar nicht Arten, sondern Quellen. (Sanctius, Minerva, lib. IV, überschreibt cap. XII: de Hellenismo, sive Antiptosi.)

Wir unterscheiden also:

1. eine Enallage, bei welcher irgend eine Wortart so gebraucht wird, dafs sie die Funktion einer anderen in Bezeichnung der Beziehung zu übernehmen scheint;

2. eine Enallage der Wortformen (Flexionen) und der Formwörter;

3. die Enallage der Wortstellung.

Manche hierher gehörige Fälle haben die Grammatiker nach gewissen Gesichtspunkten zusammengeordnet, z. B. die aus einer Attraktion, aus der constructio ad synesin zu erklärenden. Wir stellen diese in einem Anhange zu II. zusammen.

I. Enallage der Wortarten.

Man hat die Vertauschung der Wortarten, Redeteile, *μέρη τῆς λέξεως*, Antimeria genannt. Steph. Thesaur. (ed. Paris.) sagt über diesen terminus: *Ἀντιμέρεια, ἡ,* Partis unius pro alia positio: nomen est figurae apud grammaticos, ut *τόξων εὖ εἰδὼς* volunt dictum per *ἀντιμέρειαν* quasi diceretur *τόξων εἰδήμων,* posita parte una orationis pro alia, sc. participio pro nomine. Sic utitur Gaza.*) Scribitur etiam *Ἀντιμερία.*

Die Einteilung der Wörter in Klassen gründet sich auf den Unterschied der Funktionen, welche sie im Satze übernehmen; die den Satz wesentlich konstituierenden Elemente wurden auch am frühesten gebildet: Verbal- und Nominal-Stämme, und aus ihnen, denen entweder Beziehungswurzeln (Pronominal-Wurzeln) oder Bedeutungswurzeln (Verbal-Wurzeln) zu Grunde lagen, entwickelten sich allmählich sämtliche Wörter der Sprache. Ein Unterschied zwischen Nomen und Verbum war in der Wurzel nicht vorhanden; erst die verschiedene Formierung brachte ihn hervor, wie er denn für die chinesische Sprache, welche die Wurzel nicht formiert, gar nicht aufzustellen ist. Aber auch die Verbal- und Nominal-Stämme sind als solche niemals wirklich gewesen — einzelne Wörter giebt es überhaupt nur in der Abstraktion — und an Wortstämmen, damit sie als wirkliche Worte leben konnten, mufste sogleich die Kunsttechnik sich thätig erweisen, indem sie deren Satz-Beziehung irgendwie in ihrer Form ausprägte. Personalpronomina traten zu Verbalstämmen, Kasuszeichen wurden den Nominalthemen angefügt, und so zeigten sich je nach dem Wechsel der Beziehungen in Person, Numerus, Modus cet. dieselben Wörter durch Deklination und Konjugation in stets wechselnder Gestalt. Aber die Sprachtechnik prägte auch die Wortstämme selbst zu Wörtern verschiedener Funktion aus; sie schied aus den Nominalstämmen die Substantiva und Adjektiva, unter welche sich auch die Pronomina verteilen; sie bildete aus Kasusformen die Adverbia, Präpositionen, Konjunktionen; sie machte das Verbum fähig, in der Infinitivform auch Funktionen des Substantivs, in der Form des Participiums Funktionen des Adjektivs zu übernehmen. Bei solcher Fülle der Sprachmittel erscheint es natürlich, dafs durch Anwendung eines Wortes der einen Wortart nicht selten die Wirkung eines einer

*) Theod. Gaza (introd. grammat. ed. Basil. Lib. IV, p. 153): *τὸ δὲ, τόξων εὖ εἰδὼς, ποιητικὸν κατὰ ἀντιμέρειαν. ὡς ἂν εἰ ἐλέγοιτο, τόξων εἰδήμων.*

anderen zugehörigen mit irgend einer nicht den materiellen Inhalt des Satzes, sondern nur die Art der Beziehung modifizierenden Nebenwirkung erreicht wird. Participium z. B. und Adjektivum stehen einander so nahe, daſs viele Participien im usus vollständig als Adjektiva gelten, wie: erzürnt, reizend; constans, doctus; wie sie dann weiter als Adjektiva auch die Funktion von Substantiven versehen können, z. B. adolescens, eruditus, nupta, dictum, peccatum; Erring is human; forgiving, divine. Ebenso werden Infinitive (z. B. Leben, Streben) zu Substantiven; To err is human; to forgive, divine.

Dies nun ist Sprachgebrauch, aber es kann schon als Enallage bezeichnet werden, wenn z. B. in den von Schoemann (Die Lehre von den Redeteilen p. 41) angedeuteten Fällen das Adjektivum für das Adverbium steht. Es heiſst da: „Das Adjektiv deutet weder auf die Dauer noch auf das momentane Stattfinden des Merkmals, sondern giebt es lediglich und schlechtweg als dem Gegenstande beiwohnend an. Deswegen ist es auch möglich, daſs es in der That von bloſs momentanen Verhältnissen eines Gegenstandes gebraucht werde, wie es z. B. in der adverbialen Anwendung der Zeit oder Ortsverhältnisse angebenden Adjektiva in beiden alten Sprachen häufig genug der Fall ist, z. B. *Ζεὺς χθιζὸς ἔβη κατὰ δαῖτα,* Aeneas se matutinus agebat, *Αἰδὼς οὐρανία ἀπέπτα.*“ — So hat Horaz (A. P. 268): Vos exemplaria Graeca nocturna versate manu, versate diurna; Sallust (Cat. 3): Et qui fecere, et qui facta aliorum scripsere, multi laudantur; (l. c. 60) illi haud timidi resistunt. Wieviel wärmer wird hier die Wirkung durch die Beziehung auf die Person, wie sie in der Adjektivform sich ausspricht, als die adverbiale Beziehung auf die Handlung gewesen wäre. Ähnlich steht so nullus für non, wie Cic. (Cat. 1, 16): misericordia tibi nulla debetur oder das Substantivum nihil für non, z. B. Cic. (Phil. 1, 6) Nihil dico, quis fuerit L. Brutus; und auch im Deutschen „keiner“ für „nicht“, z. B. „Geld hab' er keines“. (Hebel, 3, 23.) Die Substantiva bezeichnen Qualitäten, die Pronomina ohne eigenen Inhalt nur Verhältnisse. Darum wird die Kraft der Bezeichnung erheblich gesteigert, wenn statt des Pronomens das Substantivum gesetzt wird, auf welches jenes deutet. So bei Hor. Ep. XV, 12, wenn Horaz der treulosen Neaera droht: si quid in Flacco viri est (statt in me); oder wenn bei Shakespeare (Haml. I, 2) die Königin sagt: Let not thy mother lose her prayers, Hamlet; (J. Caes. I, 3): Cassius spricht: Cassius from bondage will deliver Cassius. — Bei Homer (Ilias 16, 496) sagt

der sterbende Sarpedon zum Glaukos: *ὄτρυνον Λυκίων ἄνδρας Σαρπηδόνος ἀμφιμάχεσθαι,* und dann: *αὐτὰρ ἔπειτα καὶ αὐτὸς ἐμεῦ περιμάρναο χάλκῳ.* Eustath. p. 1072, 54 sq. bemerkt, wie Sarpedon das *κύριον ὄνομα* mit Nachdruck für die Lycier braucht, das Pronomen für den Anwesenden. Gesteigert wird dies in der objektivierenden Wirkung durch Hinzufügung des Epithet. ornans z. B. (Il. VII, 75): Hektor von sich: *Ἕκτορι δίῳ,* ebenso Polyd. (XIV, 454): *μεγαθύμου Παντοΐδαο.* Hierher gehört auch der Gebrauch im Mhd., nach welchem das Substantiv lîp (corpus) mit dem Possessivum statt des persönlichen Pronomens stand, wie Freid. 13, 18: missetât, die mîn lîp begangen hât (statt: die ich begangen habe); ebenso das corps der altfranzösischen Dichter. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 296 sq.) — Es steht bei solchen Bezeichnungen auch wohl das demonstrative Pronomen für das Personal- oder Possessivpronomen: *ὅδε ἀνήρ* für *ἐγώ,* haec vox für mea vox (Cic. Arch. cp. I) hoc caput = meum caput (Prop. II, 7, 7) capite hoc = capite tuo (Juv. 14, 58).

Schleicher (Die deutsche Sprache p. 303) führt als merkwürdig den Gebrauch der Konjunktion unde, unt im Nibelungenliede an, wo man ein Relativum erwartet, z. B. ergezet si dër leide und ir ir habet getân (1148, 3), „macht sie vergessen der Leiden, die ihr ihr gethan habet“. — Als Adverb ist die Präposition ohne gebraucht in der Redensart: dies ist nicht ohne, wie es sich z. B. auch bei Klopstock findet (Gelehrtenrep. Bd. XII, p. 67): Es ist nicht ohne, daſs die Gesetzgeber cet.

Bei den Lateinern stehen die Präpositionen vielfach auch adverbial, wie Sall. Cat. 2: Eorum vitam mortemque juxta aestimo; doch ist dies nicht Enallage zu nennen, da sie so nur in ihrem Wesen bleiben; hingegen erscheint es auffallender, wenn Adverbien, wie usque, procul, palam, simul u. a. als Präpositionen gebraucht werden, z. B. palam populo Liv. 6, 14.

Durch eine Freiheit in der Satzkonstruktion wird zuweilen bewirkt, daſs ein Adjektivum als ein Substantivum erscheint, indem die Rede wie an einen Genetiv anknüpft. So bei Schiller (Bd. 14, p. 241): Endlich erschien Tilly — vor Frankfurt an der Oder, wo er sich mit dem Überreste der Schauenburgischen Truppen vereinigte. Er übergab diesem Feldherrn (Schauenburg) die Verteidigung Frankfurts. So bei Livius 2, 53: Vejens bellum exortum, quibus Sabini arma conjunxerant. Caes. b. G. 1, 40: in servili tumultu — quos tamen cet. Hom. Ilias 9, 383: *αἵ θ' ἑκατόμπυλοί εἰσι, διηκόσιοι δ' ἀν' ἑκάστας* (*πύλας*) *ἀνέρες*

ἐξοιχνεῦσι. Shakesp. (Oth. III, 4): they are jealous for they are jealous: — t'is a monster begot upon itself, born on itself (nämlich jealousy).

Da der Artikel zum Anzeiger des Geschlechts geworden ist, kann man in gewissen Fällen sagen, daſs für ihn ein Substantiv notwendig eintritt, wie im Griech. βοῦς ταῦρος; im Engl. he, she; Schafbock, Hirschkuh, Ziegenbock, Pfauhenne. (cf. Lobeck, path. serm. gr. prolegg. p. 27.)

Im Griechischen und Deutschen werden Infinitive leicht substantiviert, im Lateinischen können Fälle der Art als Enallage gelten, wie bei Persius (I, 10): nostrum istud vivere triste aspexi; bei Petronius (52, 3): meum enim intelligere nulla pecunia vendo.

Umgekehrt wird im Englischen leicht das Substantivum verbalisiert, z. B. to ballad, to stage, to boy, to queen, to lord. So heiſst es bei Byron (Ch. Har. Pilg. II, 74): every carle can lord it o'er thy land; so: walk it u. a. also aktivisch; (im Lat. ähnlich ein Substantiv verbal: populus late rex bei Virg. Aen. I, 21, cf. auch Hor. od. III, 17, 9); ebenso stehen leicht Substantiva adjektivisch, z. B. A gold ring, [Bei Goethe (Auf dem See) heiſst es: „Weg du Traum, so gold du bist" —] an iron house; im Französischen werden Substantiva durch Komparation adjektivisch, z. B. Ce Simon Renard est plus roi que je ne suis reine. (V. Hugo) (Mätzner, fr. G. p. 155). So bilden die Griechen βασιλεύτερος, βασιλεύτατος; κύων, κύντερος, κύντατος; im Lat. steht z. B. Liv. V, 53: magis nefas, man sagt ganz gewöhnlich victor exercitus, aber Ciceros Ausdruck: artifex stilus (Brut. 25) kündigt sich durch ein: ut ita dicam als Enallage an, die jedoch auch (z. B. Plin. n. h. X, 63: artifices argutiae) später vorkommt. Plautus kompariert Substantiva z. B. (Poen. V, 2, 31): nullus me est hodie Poenus Poenior; (ib. 4, 24): o patrue, mi patruissime. Bei A. W. Schlegel findet sich „Salz" als Adjektiv z. B. Shakesp. Übers. Sturm I, 2: „der salzen Tiefe Schlamm", auch Rom. u. Jul. III, 5 u. sonst.

Wie das Substantiv durch beigesetztes Adverb verbale Natur erhält, wird das Adverb dadurch dem Adjektiv genähert. Im Deutschen: der Baum dort, die Zuschauer umher; durch Hypallage wird bei Schiller ein Adv. zum Adj.: „Kühne Seglerin, Phantasie, wirf ein mutlos Anker hin!" im Griech.: ἡ παραυτίκα ἡδονή, οἱ οἴκοι γάμοι; lat. prope victor (Hor. IV, 6, 3), ante mala (Virg.

Aen. I, 198); im Engl. the then ministry, the now King of Saxony; im Frzsch. la page ci-contre; ces morts debout.

Es mögen diese Anführungen genügen, um die Vertretung einer Wortart durch die andern zu veranschaulichen, doch ist zu bemerken, daſs die von den Grammatikern festgestellten Wortarten nicht die einzigen sind, bei welchen die Funktionen der einen in die einer anderen übergehen. Man hätte Pronomen und Zahlwort nicht als besondere Wortarten aufzustellen brauchen, man konnte auch Präpositionen und Konjunktionen als bloſse Unterabteilungen des Adverbs rubrizieren. Dagegen hat man die sogenannten intransitiven Verba und die transitiven als besondere Wortarten nicht betrachtet, obwohl der Unterschied zwischen ihnen kein geringerer ist, als der zwischen Adverb, Präposition und Konjunktion. Denn wie die Präposition und Konjunktion ursprünglich nur Adverb ist, obwohl durch Beziehung auf ein Nomen oder auf einen Satz sich unterscheidend von dessen allgemeinerem Begriff, so sind ursprünglich die Verba überhaupt als intransitive zu denken (cf. Heyse, Syst. d. Spr. p. 359; 399), welche dann in direkte Beziehung auf ein Objekt traten, oder indirekt ihren Begriff durch Beziehung auf einen Gegenstand ergänzten. Der usus zeigt allerdings zu jeder Zeit bestimmte Verba als vorwiegend transitiv oder intransitiv in der Regel verwendet, aber in noch viel weiterer Ausdehnung als sich z. B. Präpositionen auch als Adverbia gebraucht finden, oder Adverbia in Beziehung gesetzt werden, zeigen intransitive Verba die Fähigkeit, zu transitiven zu werden, während die transitiven überhaupt ihre Beziehung zu besonderer Kräftigung ihres substantiellen Gehaltes in sich zurücknehmen können. Wo dies dem usus fremder ist, kann also von einer Enallage der Klassen des Verbi gesprochen werden. — Zu zweifelloser Festsetzung der termini: „transitive und intransitive Verba“ war es bei den Alten nicht gekommen; die Quelle ist jedoch Priscian, wo nicht ganz klar (lib. XI, 2) es u. a. heiſst: Cum igitur flectas nomen in obliquos casus, verbum ei adjungi non potest intransitivum, id est *ἀμετάβατον*, hoc est in sua manens persona. Nam *μεταβατικὰ* dicuntur, id est transitiva, quae ab alia ad aliam transeunt personam, in quibus solent obliqui casus adjungi verbis, ut misereor tui cet. (cf. l. c. VIII, 2.) (Vid. Lersch, Sprachphil. d. Alten, T. II, p. 127 sq., 194 sq.)

Wenn ein Verbum transitiv gebraucht wird, tritt das Moment der Thätigkeit in ihm, weil auf einen bestimmten Gegenstand gerichtet, schärfer heraus: der Arzt heilt die Wunde; steht es als

intransitiv, so bleibt der eigentümliche Inhalt des Vb. in gewichtigem Verharren: die Wunde heilt. Beispiele: dulden, geniefsen, glauben, lieben, rauben cet. Nicht jedes Intransitiv eignet sich dieses Inhalts wegen dazu, auch als transitiv gebräuchlich zu werden. Musäus sagt: „dafs die kahlen Wände seinen Unmut wiederhallten"; Schiller: „und es gleichte schon die Wage an dem Himmel Nächt' und Tage"; Gervinus (Shak. Bd. 2, p. 118): „Schicksale, die ihn (Hamlet) plötzlich verarmen." Rückert (Ges. Ged. V, 127):

„Höh'res bebt das Blatt am Mose,
Als das Felshaupt trotzt im Sturm;
Höh'res fühlt, als blüht die Rose,
Der in sie begrab'ne Wurm."

Diese Beispiele zeigen etwa die Steigerung in der Entfernung vom usus. Teipel („Über einige Arten von Verben, welche transitiv. und intrans. Begriff in sich vereinigen", in Herrigs Archiv f. n. Spr. Bd. 10, p. 158 sq., Bd. 11, p. 27 sq.) bemerkt, dafs manche Verba transitiv wurden, indem sie ihren Begriff vergeistigten, für die sinnliche Bedeutung aber bei der intransitiven Form blieben, wie: einen Feind bestehen, und: der Boden besteht aus Lehm. Beispiele: bekommen, erstehen, ausstehen, abbrechen, aufbrechen, abziehen, abnehmen, aufschlagen, ausschlagen, brechen, büfsen, umkehren, reichen u. a. m. (cf. Grimm, Gr. II, p. 85 sq.) Auch im Griechischen und Lateinischen ist beständiger Übergang von intransitivem zu transitivem Gebrauch der Verba, und ebenso stehen trans. für intransit. Also: *πλεῖν θάλασσαν; πᾶς τις δακρύει τοὺς προσήκοντας φίλους* (Eur.); *ἀλλ' ἔχεν ᾗ τὰ πρῶτα πύλας καὶ τεῖχος ἐσᾶλτο* (Ilias 13, 679); jus civile migrare; morientem nomine clamat (Virg. Aen. 4, 674); Stygias juravimus undas (Ov. Met. 2, 101); terra movet (Liv. 40, 59). Etwa spröden Intransit. geben Präpositionen leicht die Biegung zum transitus: circumfluo, transgredi cet.

Auch im Franzsch. und Engl. wird leicht ein Vb. trans. zu einem intransitivum und umgekehrt: il est dangereux d'aimer; courir la ville; descendre la rivière; the ice breaks; (to walk a mile;) he smiled his thanks; what he lived was more beautiful than what he wrote (Lewes).

Auch im Hebräischen vereinigen viele Verba in sich die Bedeutung von trans. und intrans., so בָּכָה weinen und beweinen, הָלַךְ gehen und durchwandern u. a. m. (vide Gesenius Lehrgeb. p. 305 sq.)

II. Enallage der Wortformen und der Formwörter.

Aufser den ursprünglichen Nominal-Beziehungswörtern aus Pronominal-Wurzeln und den später konventionell sich feststellenden Bezeichnungen der gleichfalls nur ein Verhältnis bezeichnenden Zahlwörter wurden auch allmählich gewisse konkrete Verba im Gebrauch zu abstrakten Verben von blofs formaler Funktion. Es waren dies solche, die etwa ein Entstehen, Wachsen (sanskr. bhū, gr. *ἔφυν,* lat. fui, dtsch. bin) bedeuteten, oder vielleicht ein Bleiben, Wohnen (got. visan, altd. wesan, dtsch. was), oder ein Stehen (lat. stare, frz. étais, étant, été) und, wenn as als gleichbedeutend zu nehmen ist mit âs, ein Sich-setzen (skr. asmi, gr. *εἰμί,* lat. esumi, sum, got. im).

Wie nun z. B. die sogenannte Kopula des Satzes entweder durch ein Formwort (abstraktes Verbum) oder durch eine Wortform (Verbalflexion) bezeichnet werden kann, so zeigt sich überhaupt für den Ausdruck der Beziehungen im ganzen Gebiet der Sprache die Fähigkeit, dafs Formwörter und Wortformen für einander eintreten können, wobei im allgemeinen als Unterschied bemerkbar ist, dafs besondere Formwörter genauer und bestimmter bezeichnen, als Wortformen.

Wir haben so für die Personenbezeichnung die Pronomina, bestimmte und unbestimmte, und Verbalflexion; zur Angabe des Numerus bestimmte und unbestimmte Numeralia und die Formen für Singular, Dual, Plural; zur Andeutung des Genus, Pronomina und Wortendungen; zum Ausdruck der Beziehung, in welche die Nomina treten, Kasusendungen und Präpositionen; für das Verhältnis der Komparation ebensowohl die Steigerungsformen wie Adverbia; zur Bezeichnung der Genera, Modi, Tempora des Verbum die abstrakten Verba, Adverbia und die Verbalflexionen.

Solange die Sprachen noch in der Bildung begriffen waren, mufste es Streben ihrer Technik sein, die Kongruenz der Satzteile im Interesse der Satzeinheit hervortreten zu lassen, und sie verwandelten deshalb Formwörter in Flexionsendungen; phonetische Gründe wirkten mit, und so verschmolz Zusammengehöriges zu Einem Körper, weil man gewöhnt war, es zusammen zu finden. Schleicher (Kompend. d. vergl. Gr. p. 512) sagt: „Die Wortbildungssuffixa sind gröfstenteils deutlich erkennbar als pronominale Elemente, die in einer früheren Lebensepoche des Indogermanischen noch selbständige Wurzeln waren; z. B. bhara-s, Nom. sg. masc., latein. — ferus, daraus — fer, ist zusammengeschmolzen aus bhar

a sa; bhar ist die Wurzel mit der Funktion „tragen;“ a ist ein determinierendes pronominales Element, hier den Thäter bezeichnend; sa ist ein Demonstrativ, das belebte Genus im Nominativ andeutend; bharati (fert) zerlegt sich in bhar-a und ti, älter wohl ta, Pronom. der dritten Person, vergl. Wurzel ta z. B. in ta-m, griech. *τό-ν,* lat. (is)-tum u. s. f. In bhar-a-mi, mit gesteigertem a des Stammes, ist für ma Pronomen der ersten Sing. u. s. f.“ —

Man kann an Vorgängen späterer Zeit ähnliches beobachten. Grimm (Gr. IV, p. 368) giebt Beispiele, wie der deutsche Artikel im Mhd. sich mit der Präposition verband, so Nib. 1892, 3: in me lande, assimiliert im me lande Ulr. Trist. 2718; von me Rîne Nib. 794, 2; vo me hove und vo me lande Trist. 15451; mitt em swerte Iw. 6734 cet. So im Romanischen: du = de le, Ital.: del = de illo, pel = per illum, sul = sub illo (Diez, Gr. II, p. 26). Bei den neueren Völkern wird im Interesse des sondernden Verstandes das dem Sinne nach zu Trennende auch lautlich auseinander gehalten, und an Stelle der Formen (wie z. B. der Kasusformen im Franz. und Engl.) treten wieder Formwörter (Präpositionen). Man fühlte nicht mehr genügend, dafs z. B. nhd. iss-t in dem t schon das „er“ bezeichnet hat und setzte noch einmal das Personalpronomen vor das Verbum. — (cf. Schleicher, Dtsch. Spr. p. 268.) — Pott (Etym. Forsch. 2. Aufl. T. I, p. 37) sagt: „Es liegt in der späteren Richtung der Sprachen, auf analytischem Wege das alt und marklos gewordene synthetische Sprachgut gewissermafsen wiederzubeleben und zu verjüngen.“ Er erörtert (l. c. p. 20 sq.), wie wohl „seitdem, vorzüglich durch Bopps eindringenden Scharfsinn, klar geworden, wie in den obliquen Kasus allerdings präpositionale Elemente nachweisbar sind, ebenso ungefähr, wie die Personalendungen des Verbums — aus wirklichen Pronominen bestehen,“ zwischen diesen Kasusformen und den Präpositionen begrifflich zu unterscheiden sei. „Ich gestehe, sagt er hiebei, kaum eine andere (Linie der Unterscheidung) mit einiger Sicherheit entdecken zu können, als die der Allgemeinheit und der Besonderung.“ (p. 32) „Oft reicht man mit der allgemeinen Andeutung des Verhältnisses, gleichsam nur mit dem Umrisse aus: andere Male will man es bestimmter angeben, gleichsam mit einer Lokalfarbe augenfälliger machen; das geschieht dann durch die lebenvolleren Präpositionen. Kein Wunder, wenn diese sich mit der Zeit immer mächtiger hervor, vielleicht allmählich die Kasus verdrängen oder doch einschränken. Augenscheinlich können sie als Stellvertreter sich in den ursprünglichen, von ihnen geschmälerten Besitz der

Kasus setzen, während sie eigentlich nur zu deren Ergänzung und Färbung dienen sollten.“ Dazu bemerkt er: „Zuweilen aber welche Umständlichkeit des Ausdrucks, z. B. frz. les maisons d'auprès du Louvre, was Wort für Wort eig. so viel ist als: die H. von im Gedrückten (dicht dran, aus Lat. presse) vom L.!“ — Ähnlich spricht sich Grimm darüber aus. (Gr. IV, p. 765.) Es erscheint also „auf einem Pferde reiten“ bestimmter, als „ein Pferd reiten;“ „mit dem Spiefs werfen“ bestimmter, als „den Spiefs werfen;“ „am Morgen“ bestimmter als „morgen*s*,“ „in der Nacht“ als „nacht*s*,“ „intra triginta dies“ als „triginta diebus;“ — Romam, dom*o* geben nur allgemeine Ortsbezeichnung, eine bestimmtere: juxta portam, in horto; den lat. Objekts-Genitiv vertreten bestimmter in, erga, adversus. — Im Dtsch. fühlt man der gesonderten, der Beziehung auf äufsere Verhältnisse angemessenen Verwendung der Präpositionen gegenüber, dafs der Kasus ein Innerliches mehr gemütvoll und innig andeutet. Für den sogen. ethischen Dativ ist deshalb Vertauschung mit Präposition gar nicht zulässig; man vergleiche auch: ich denke an dich, ich denke deiner; ich freue mich über dich und deiner; u. d. m. (vide Heyse, Lehrgeb. II, 80.) — Die Komparations-Wortformen statt der Formwörter mehr, meist brauchen auffallend: Goethe (H. u. Dor. Schlufs), „nun ist das Meine meiner als jemals“ und J. Paul (Titan Z. 73): „sie bleibt ewig die Deinigste.“ —

Es liegt nahe, dafs die Funktion von Wortformen oder Formwörtern auch so verrichtet werden kann, dafs eine andere Wortart eingeführt wird, oder durch Wörter abgeleiteter oder zusammengesetzter Form. —

So kann die Kasusform des Genitivs oder eine, dieselbe Art der Beziehung ausdrückende, Präposition auch bezeichnet werden durch die Adjektivform eines Nomens. Pott (l. c. p. 9) giebt an, dafs das Zigeunerische und andere indische Sprachen den ihnen mangelnden Genitiv durch possessive Adjektiva ersetzen und fügt hinzu: „Etwa in der Art, wie domus regia statt regis; amor paternus oder patris u. a. Beispiele Krüger Lat. Gr. § 341 als Analoga von possessiven Pronominen, wie z. B. der Gen. ejus u. s. w. neben suus u. s. w. französisch leur (illorum). Ferner z. B. Abwechselung des Genitivs mit Adj. zur Bezeichnung des patronymen Verhältnisses, wie *Αἴας ὁ Ὀϊλῆος* = Ajax Oilei und *Αἴας ὁ Τελαμώνιος* der Telamonische d. h. Telamons (Sohn).“ — Auch die Form der Zusammensetzung bietet sich für die des Genitivs, wie

magnanimus für magni animi (vir); sehnsuchtsvoll, der Sehnsucht voll, voll von Sehnsucht; Preufsens König, der König von Preufsen, der Preufsenkönig. Bekannt ist, wie namentlich das Deutsche dieser Form mächtig ist: Herzensgüte ist goodness of heart, animus benignus, bonté du coeur, nur griechisch: *εὐήϑεια;* Zugvögel: *ὁδοιπόρος ὄρνις,* avis advena, birds of passage, oiseau de passage. Es tritt dieser Reichtum als Vorzug in der Technik namentlich der französischen Sprache gegenüber hervor; Mondenschein ist clair de lune, Eiweifs jaune d'oeuf, seekrank attaqué du mal de mer; so auch in Ableitungen: Findling enfant trouvé, Witzling diseur de bons mots, cet. — Wie Ableitungsendungen z. B. auch die Funktion von Adverbien übernehmen können, zeigen die Verba derivativa der lat. Sprache, wie die desiderativa, intensiva, iterativa, frequentativa; auch für ableitende Praefixe, wie dtsch. un, lat. in, griech. *α* privativum, collectivum, intensivum u. a. m. ist Ersatz durch besondere Wörter möglich. —

Wir besprechen noch einige Fälle von Vertauschung der Nominal-Wortformen, dann der Verbal-Wortformen, mit Formwörtern, also 1. von Vertauschung der Kasussuffixe mit Präpositionen. Die Zahl der Kasus ist an sich ebenso unbestimmt, wie die der Präpositionen. Im Finnischen z. B. zählt man 15 Kasus (Pott, Et. Forsch. I², p. 6); und da die Verhältnisse der Kasus auch durch Postpositionen bezeichnet werden können, so kann in manchen Sprachen selbst Zweifel eintreten, ob ein Kasus oder ein Formwort anzunehmen sei. Das Indogermanische hatte ursprünglich acht Kasusformen und den Vokativ (Schleicher, Komp. d. vergl. Gr. 2. Aufl. p. 577 sq.), deren Zahl abnahm, wie die der Präpositionen wuchs. (vide Regnier, étude sur l'idiome des Vêdas bei Pott l. c. p. 37 sq.) Im übrigen ist bei Kasussuffixen wie bei Präpositionen ursprünglich lokaler Sinn anzunehmen, der zur Bezeichnung zeitlicher, endlich logischer Verhältnisse fortgeht. Man sagt per campum, per noctem, per sicarium; *οἴκοι, Σαλαμῖνι, τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ, τῇ αὐτῇ νυκτί, λόγῳ;* ex loco, ex quo (tempore), ex consilio; Frankfurt am Main, am Tage, erkennen an der Stimme cet., wie dies sogar noch bei den Präpositionen in den Zusammensetzungen mit Verbis zu bemerken ist; cf. perfluo, percantare, pertexere, pervertere, perosculari, perpetrare cet. (Pott l. c. p. 197 A.) Es werden dann endlich auch die Kasussuffixe ebenso vieldeutig, wie die Präpositionen. Man sagt z. B. ulcisci inimicum, sich an dem Feinde rächen, ulcisci patrem, den Vater rächen, ulcisci injurias sich wegen Beleidigung

rächen; und so zeigen verschiedene Präp. gleiche Funktion: am Tage, in der Nacht, bei Tag und Nacht. —

Es kann nun als Enallage aufgefafst werden, wenn statt der bestimmteren, vom usus geforderten Bezeichnung durch die Präposition der blofse Kasus steht, wie bei Ovid (Met. 3, 462): verba refers aures non pervenientia nostras; (Met. 1, 267): fronte sedent nebulae; (Met. 1, 266): canis fluit unda capillis; oder wenn umgekehrt Präpositionen sich finden statt des gebräuchlichen Kasus, z. B. de statt des partitiven Genitivs wie bei Terenz (Heaut. 4, 1, 39): Ne expers partis esset de nostris bonis; Sueton (Tib. 2) de potione gustare; es ist dies ein Gebrauch, den die Töchtersprachen des Lat. dann fortsetzten. (cf. Pott, l. c. p. 44.) Grimm (Gr. IV, p. 650 sq.) bemerkt zum Gebrauch des Genitivs bei káusjan (gustare) got. ni káusjand dáutháus, *οὐ μὴ γεύσονται θανάτου* Marc. 9, 1 cet. und zu anderen Fällen, in denen sich der Begriff der Partition darstellt, wie: der salben hân, des loubes brechen: „diesen Gen. deute man nicht aus einer Ellipse von teil oder iht, er beruht allein auf der modifizierten Beziehung des Verbums zum Nomen. Die spätere, des Gen. minder mächtige, Sprache sucht dieselbe Modifikation mit der Praep. von auszudrücken, wie schon die griech. in einigen dieser Phrasen sich der Präp. *ἀπὸ* und *ἐκ* bedient, in andern den Acc. läfst oder auch den Gen. verwendet.“ Danach würde in Bezug auf den heutigen usus es Enallage genannt werden können, wenn es bei Luther heifst: sie sammelten der Brocken; bei Schiller: er schenkte des perlenden Weins; bei Goethe: sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines; bei Claudius: man mufs ihn der edlen Bescheidenheit erinnern; nicht minder wenn Goethe (Egm. 5. Aufz.), indem er diesen Gen. im Sinne hat, die Präpos. setzt: „Hier kommen von den alten, redlichen, wackern Männern!“; auch, wenn „in alter Weise gefügt wird: ich habe dessen (ejus), deren (eorum); in der Dichtersprache wohl: ich habe noch des Geldes, des Mutes.“ (Grimm, l. c. p. 647 sq.)

Im Griechischen ist die ursprüngliche lokale Bedeutung der Kasus für die prosaische Rede zumeist, namentlich im Gen. und Acc., geschwunden, so dafs ein Festhalten an derselben in der Sprache der Dichter als Ausnahme erscheint. So bei Homer (Od.) *Τοίη νῦν οὐκ ἔστι γυνὴ κατ' Ἀχαιίδα γαῖαν οὔτε Πύλου ἱερῆς οὔτ' Ἄργεος οὔτε Μυκήνης;* (Ilias) *Ζεὺς, αἰθέρι ναίων, ἀπάτης κοτέει;* (Ilias) *Ἡφαίστου ἵκανε δόμον Θέτις.* (vid. Krüger, Gr. Spr. II, § 46). Im Lateinischen gehören hierher z. B. Fälle,

wenn beim Passiv der Dativ an Stelle des Abl. mit ab steht, wie Hor. ep. 1, 19, 3: carmina, quae scribuntur aquae potoribus; oder statt cum, wie Hor. od. 1, 3, 13: Africum decertantem Aquilonibus; ferner wenn der sog. Abl. comitativus bei militärischer Begleitung mit Auslassung von cum in den Instrumentalis überzugehen scheint, wie Liv. 7, 9: dictator ingenti exercitu ab urbe profectus; sowie auch, wenn z. B. bei dem Gerundivum umgekehrt sich ab c. abl. (etwa zehnmal bei Cicero) statt des Dativs findet. (Schultz, lat. Spr. § 413.) Es fehlt die gebräuchliche Präp. bei Hor. od. 1, 6, 1: scriberis Vario, Maeonii carminis alite, wogegen z. B. Livius: ab ira, a spe cet. (aus Zorn) statt der bloſsen Ablative setzt. (l. c. § 285.)

Wir erinnern 2. in Bezug auf die Vertauschung von Wortformen oder Formwörtern mit Wortbildungen abgeleiteter oder zusammengesetzter Form an einiges über die Vertretung der Zusammensetzung. —

Die Zusammensetzung drückt Beziehungen aus, welche auch durch Kasus, Präpositionen oder durch Einführung einer anderen Wortart bezeichnet werden können: Vaterhaus, Haus des Vaters; Grabesstille, Stille des Grabes; Goldmünze, Münze von Gold; Mäusegift, Gift für Mäuse; Kaiserkrone, kaiserliche Krone; Sinnenlust, sinnliche Lust; auch wohl durch Ableitungsendungen: Handelsmann, Händler; Findelkind, Findling. Durch die Anwendung des Kasus cet. erhält das Deutsche ein Mittel zu emphatischem Ausdruck dem zusammengesetzten gegenüber, welches anderen Sprachen fehlt, so: die Furcht Gottes, die Tugend der Frauen, die Gegenwart des Geistes, im Gegensatz zu Gottesfurcht, Frauentugend, Geistesgegenwart, wo z. B. die Engländer überhaupt nur the fear of God, the virtue of women, presence of mind zu verwenden haben. Der Name Enallage würde allerdings nur seltneren Zusammensetzungen oder Auflösungen zukommen, etwa solchen Zusammensetzungen, wie wir sie unter den Neologismen erwähnt haben; Auflösungen, wie: Blume des Feldes, Pein der Hölle, Tag der Geburt cet. Über den Unterschied der Komposition und Apposition im Griechischen sagt Lobeck (Phryn. p. 600): Non solent Graeci substantivum cum adjectivo ita componere, ut compositorum eadem significatio sit, quae fuerat appositorum; neque nobis hoc facere licere sine aliqua sententiae mutatione exemplo sint haec vernacula: Groſsherr, Bitterklee, Süſsholz cet. Atqui graeca vocabula in hunc modum composita ejusdem generis sunt, *Μεγαλόπολις*, *Καλλίπολις* (Plat. Rep. VII, 527), *ἀγριόχοιρος*, *κενήριον*, *πλαγίαυλος*, *ὠμήλυσις*, *πυθιο-*

ίκη, θερμοσποδία cet. — χαυνοπολίτης et χαῦνος πολίτης: quid differant, facillime perspicitur his exemplis: Geschwindschreiber et geschwinder Schreiber, quibus similia possunt cuicunque etiam e quotidiano sermone succurrere. Illud autem sic est judicandum: genitivi adjectivi et compositionis unam esse eandemque vim subjecti varie definiendi, eamque causam esse, cur modo adjectivum et compositio: μεγάλη πόλις et μεγαλόπολις, modo genitivus et appositum: πρόσωπον χαρᾶς, κόνδυ πικρίας, πτέρυξ χιόνος pro πτέρυξ χιονώδης cet. et interdum compositio et genitivus vices alternent: Φιλίππου πόλις et Φιλιππόπολις; ταύρου κόλλα, ταυρόκολλα et πόλλα ταυρεία. — Quum igitur his tribus modis duae notiones conjungantur, quarum una alteram definiat et determinet, apparet tamen, esse quosdam veluti conjunctionis gradus, aliterque compositum Königskleid dici, quam cum adjectivo königliches Kleid, (und: das Kleid des Königs, welches die nächste Zugehörigkeit bezeichnet) quorum hoc de quolibet magnifico habitu, illud de eo dicitur, qui regibus ita proprius est, ut in nulla alia re intelligi possit. Utrum autem aliquid tamquam accidens an proprie inhaerens notetur, saepe in scribentium arbitrio constitutum, non raro usu sancitum est. —

Hierher gehört die von Eustathius p. 626, 49 so genannte „διάλυσις" συνθέτων λέξεων oder „μετατύπωσις," z. B. ἄκρη πόλις statt ἀκρόπολις, ζῷα γράφειν statt ζωγραφεῖν; — andererseits die Verwendung eines Kompositums an Stelle eines Appositums, wie in der Konstruktion advolvi genua alicujus (Sall. fr.) (Tac. A. 1, 13 cet.), welche dem Pseudo-Rufinian (de schem. lex. rhet. lat. ed. Halm p. 56) auffällt: Figura per praepositionem ad, modo semel et simpliciter positam, ut si quis dicat, advolvor illum, pro ad illum volvor, et accedo illum, quasi ad illum accedo. Er citiert noch: Virg. Aen. 1, 307; 9, 474; 8, 135. —

3. Vertauschung von Verbal-Wortformen mit Formwörtern.

Auch für das Verbum gilt, daſs die Sprachen allmählichen Übergang zeigen von synthetischer Sprechweise, der technisch künstlicheren, zur klareren analytischen. Statt der Personalendungen des Lateinischen setzt das Französische Pronomina; auch die deutsche Sprache zeigt in der ältesten Zeit, wie die griechische und lateinische, die Personen durch bloſse Verbalformen an; die Pronomina, zuerst nur des Nachdrucks wegen hinzugefügt, werden endlich unentbehrlich; im Gotischen findet sich auch das unbestimmte Pronomen „man" noch nicht, sondern Flexionen ver-

treten seinen Begriff. (Grimm, Gr. III, p. 6.) Vom Medium sind im Gotischen nur noch Spuren „fast überall mit passiver Funktion“ (Schleicher, Komp. p. 687), ebenso einzelne Dualformen, welche im Ahd. gleichfalls verschwunden sind. „Wie die Kasus durch Präpositionen, so wird der Modus durch Konjunktionen zuerst gestützt, dann ersetzt: lateinisch cantem, französisch que je chante (quod ego cantem). Auch Tempusformen werden oft umschrieben, und so sind unsere „ich habe gethan, ich werde thun, ich bin gegangen, ich war gewesen“ sämtlich jüngeren Ursprungs. (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 70.)

Lesbonax (*περὶ σχημ.* im Ammon. ed. Valcken. p. 179) führt solche Umschreibung, wie: *Σωκράτης ἀπολογούμενός ἐστιν,* statt *ἀπολογεῖται,* z. B. bei Homer Ilias 5, 873: *Αἰεὶ γὰρ ῥίγιστα θεοὶ τετληότες εἰμέν* als *Σχῆμα Χαλκιδιακόν* auf.

Wenn also etwa im heutigen Deutsch die gebräuchlichen Pronomina ausgelassen werden, so muſs die Wortform für diese eintreten, und man kann, vom usus aus betrachtet, von Enallage sprechen in Fällen, wie bei Goethe: Habe nun, ach! Philosophie studirt; Füllest wieder Busch und Thal; bei Schiller: Muſst dich nur recht erbärmlich stellen: sind dir gar lockere, leichte Gesellen; ebenso in der altertümlichen Sprechweise im Französischen wie bei Lebrun: Si ne l'ai plus, dit-il, qui m'aimera? (Mätzner, frzsch. Gr. p. 347.)

Für die temporalen und modalen Verhältnisse hat z. B. die griechische Sprache groſsen Reichtum an Flexionsformen, die deutsche viele Hülfsverben. Im Lateinischen treten für die Modusformen des Indikativ, Konjunktiv, Imperativ auch Hülfsverben ein, wie velle, debere, posse, oder Adverbia, wie profecto, fortasse, necesse; auch Umschreibungen mit esse und der adjektivischen Nominalform des Verbum (Conj. periphr.). Der Gebrauch der Wortformen ist auch hier weniger zu bestimmter Ausprägung des Modalitätsbegriffes geeignet, als die Verwendung der Formwörter; jene werden denn auch meistens durch Konjunktionen unterstützt, wie utinam, quum, ut, welche jedoch auch fehlen können: Caesar Labieno mandat, Remos reliquosque Belgas adeat, atque in officio contineat (Caes. b. G. 3, 11). — Das Englische erreicht bei groſser Armut an Flexionsformen ungemeine Bestimmtheit des Ausdrucks durch seine Hülfsverba: have, be, shall, should, will, would, can, could, may, might, do, ought, must, let, welche Tempus- und Modusbezeichnung vermitteln. Der Gebrauch der Konjunktivform wird hier von dem der Hülfsverba: may, might, should, would, so

überwogen, dafs (nach Schmitz: Engl. Gr. p. 210) die englischen Grammatiker bei jener eine Auslassung der Hülfsverben anzunehmen immer geneigt sind, z. B.: If he succeed and obtain his end, he will not be the happier for it = if he (should) succeed, and (should) obtain. —

Fühlbarer als bei dem Wechsel von Formwörtern und Wortformen ist Abweichung vom usus bei der Vertauschung von Wortformen mit anderen Wortformen, welche dasselbe Verhältnis oder dieselbe Beziehung ausdrücken sollen, da durch diese entweder die Übereinstimmung (Kongruenz) der Satzglieder verletzt erscheint, wie bei den Formen des Genus und Numerus, oder der Ausdruck der Abhängigkeit (Rektion), wie bei den Kasus- und Modusformen. —

Wir behandeln unter dem allgemeinen Titel einer Vertauschung von Wortformen mit Wortformen:

1. Die Enallage in Bezug auf das Genus.

Bei Phoebammon (man sehe oben die Citate p. 479 sq.) heifst diese Enallage: *Ἑτερογενές, μετάβασις εἰς γένος ἀπὸ γένους, ἧς ἡ ἀναφορὰ ἢ ἐπὶ τὸ συνώνυμόν ἐστιν, ἢ ἐπὶ τὸ νοούμενον.* Apollon. Dysc. (de constr. II, 31): *παραλλαγὴ γένους.* Der Anonymus des Eckstein erwähnt sie als: immutatio generis; — Lesbonax (*περὶ σχημ.* ed. Valcken. p. 166) nennt sie das *σχῆμα Εὐβοεικὸν, ὡς τὸ ἡδὺς παιδίον βαδίζων. Οὐδετέροις γὰρ ὀνόμασι συντάσσουσιν ἀρσενικὸν καὶ θηλυκὸν ἐπίθετον καὶ μετοχάς. ὡς καὶ Ὅμηρος,* (Od. 15, 125) *Δῶρόν τοι ἐγὼ τέκνον φίλε τοῦτο δίδωμι.* Denselben Vers citiert dann der Anonym. *περὶ βαρβ. καὶ σολ.* (l. c. p. 182) als Beispiel der *σολοικία περὶ γένη.* — Aufser den p. 479 citierten Stellen ist etwa noch zu bemerken: Gregor. Cor. de dial. (ed. Schaefer) p. 90 sq., wo indes ein terminus nicht gebraucht ist. —

Bei der Wahl der Genusbezeichnung in den indogermanischen Sprachen sind die natürlichen Geschlechtsunterschiede nicht überall entscheidend gewesen; diese geben vielmehr nur Anlafs und Anregung, den Wortbildern zu lebendiger Personifizierung eine nach Analogie jener Unterschiede vorgestellte Charakterisierung hinzuzufügen. Nicht alle Nomina ferner lehnten sich in ihrer Genusbezeichnung an die Vorstellung der natürlichen Geschlechter an, wie es bei den Semiten geschah, sondern es trat zum *γένος ἀρσενικόν* und *θηλυκόν* noch die dritte Genusbezeichnung des *οὐδέτερον,* wenn das Wortbild zu so bestimmter Charakterisierung nicht an-

regte. Wenn damit dieses dritte grammatische Geschlecht zunächst als rein negativer Art erschien, so gewann es doch eben an seiner Form, welche die Sprachkunst geschaffen, ebenfalls einen bestimmten Charakter, welcher sich wie ein drittes natürliches Geschlecht hinstellte. Grimm (Gr. III, p. 359) giebt als Charakter dieser Genusbezeichnungen an: „das Maskulinum scheint das frühere, gröſsere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das Femininum das spätere, weichere, stillere, das leidende, empfangende; das Neutrum das erzeugte, gewirkte, stoffartige, generelle, unentwickelte, kollektive." —

Vertauschung der Genera kann demnach entweder dadurch veranlaſst werden, daſs der Verstand das Anrecht des natürlichen Geschlechts gegen die Willkür der Phantasie geltend macht (constructio ad sensum), oder umgekehrt dadurch, daſs die Phantasie fortwirkt, indem sie die Grundbezeichnungen umbildet.

Ersterer Art ist z. B. „Wir wollen dieses Wundermädchen prüfen. Ist sie begeistert und von Gott gesandt, wird sie den König zu entdecken wissen." (Schiller, J. v. Orl.) (Viele Beispiele der Art bei Teipel: die nicht logische Seite der Dtsch. Spr. in Herrig's Archiv für n. Spr. Bd. 9, p. 302 sq.) In Bezug auf das Griechische vide Krüger, griech. Spr. § 58, 1 A. 1, 3, A. 1. — I. Bekker (Homerische Blätter p. 224) bemerkt: „Wo sich Homer, was ihm selten begegnet, in Figuren versteigt, pflegt er auf dem kürzesten Wege zu dem eigentlichen und natürlichen Ausweg zurückzukehren, ohne Scheu vor Unverträglichkeiten, die im Geschlecht der Wörter hervortreten können: *φίλε τέκνον, ἀλλοῖόν τινα φασι βίην Ἡρακλείην, τοιόνδε θάλος χορὸν εἰςοιχνεῦσαν, ἡ δὲ χολωσαμένη δῖον γένος, ἱερὸν μένος — αὐτὸς ἰών ν,* 21 oder *ἐκγελάσας σ,* 34; *πέλωρ αἴητον ἀνέστη χολεύων.*" — Nachdem Ilias 5, 140 gesagt ist: *τὰ δ' ἐρῆμα φοβεῖται* heiſst es sofort *αἱ μὲν τ' ἀγχιστῖναι — κέχυνται;* ähnlich ist Ilias 16, 353. — Für das Lateinische vide Schultz, lat. Spr. § 241, A. 3. — Bei Ovid (Met. 6, 89): Mortalia corpora quondam, nomina summorum sibi qui tribuere deorum; (Met. 14, 166) Postquam alta cremata est Ilion. — Auch im Französischen findet sich die Enallage des Genus: Riga était défendue par le vieux comte d'Alberg. (Voltaire.) Man sagt im Singular nach dem natürlichen Geschlecht: ma belle enfant. cf. Borel, gr. franç. § 31. —

Im Englischen sind child und auch boy Neutra: A simple child — What should it know of death? (Wordsworth), aber auch das natürliche Geschlecht wird nicht selten beachtet: We

shall behold our child once more; She is not dead! (Longfellow.) (cf. Mätzner, Engl. Gr. I, p. 249.) —

Dafs die Wortformen zuweilen ihre Analogie bei der Genusbezeichnung aufdrängten, zeigt z. B. der Übergang vieler Wörter vom Maskul. zum Fem., nachdem die ahd. Endung o zu mhd. e geworden. So wurde mhd. der slange zr nhd. die Schlange, der snecke zu die Schnecke u. s. w. (Grimm, Gr. III, p. 550); ferner die Änderung des Genus bei Fremdwörtern: der Dialekt (ἡ διάλεκτος), die Mythe (ὁ μῦθος) cet. Als Quintilian (IX, 2, 79) schrieb: schemata — ubi inutiles ac nefariae essent, hatte er offenbar sein römisches: figurae im Sinn. — Abhängigkeit von der Form beeinflufste wohl auch im Französischen Übergänge, wie von masc. cometes, ramus, pulvis cet. in la comète, la rame, la poudre cet. —

Dagegen wirkt die Phantasie, wenn z. B., um geheimnisvolles Walten statt des persönlichen Thuns zu malen, das Neutrum für das Masc. eintritt, wie bei Schiller (Taucher): „Da hebt sich's schwanenweifs, und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleifs," sowie für das Fem.: „da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick." — Goethe (Wahlverw.): „Eduard hob seine Arme empor: Du liebst mich! rief er aus: Ottilie, Du liebst mich! und sie hielten einander umfafst. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen." — Darum liegt in der Verwendung des Neutr. auch Herabsetzung der menschlichen Würde: das Mensch; Das will sich mausig machen!; ähnlich bei Cicero (ad Att. III, 15) in grofser Niedergeschlagenheit: Quid enim sum? Virg. (Aen. IV, 569): Varium et mutabile semper femina; Euripides (And. 168) *οὐ γάρ ἐσθ' Ἕκτωρ τάδε;* (l. c. 1077) *οὐδέν εἰμ'. ἀπωλόμην.* — Das Englische hat sich mit der Genusbezeichnung verständig eingerichtet; es unterscheidet nur die natürlichen Geschlechter und das Leblose (erkennbar nur an dem Gebrauch der Formen des Pron. pers. und poss. he, she, it; his, her, its), aber die Phantasie reagiert nicht selten, und das Inselvolk macht z. B. seine Schiffsnamen (ship, vessel, boat, cet. selbst man-of-war, merchant-man) weiblich. Bei James heifst es: Virtue is its own reward; and, like other hardworking people, she has but poor pay; Byron hat war als Masc.: „And War, which for a moment was no more, Did glut himself again" cet. und als Fem.: „But War had entered their dark caves, And stored along the vaulted graves Her sulphurous treasures." Im Französischen wird z. B. Rome zum Masculinum, wenn es die Römer bezeichnet: Tout Rome est consterné (Vertot). —

2. Die Enallage in Bezug auf den Numerus.

Phoebammon (l. c.) nennt: *Ἑτεράριθμον* die *μετάβασις εἰς ἀριθμὸν ἀπὸ ἀριθμοῦ πρὸς ὁμώνυμον, ἢ πρὸς σημαινόμενον ἀναγομένη, ὡς ἵνα εἴπω, τὰ παιδία παίζει καὶ πίπτουσιν.* (Über die Bedeutung des *ὁμώνυμον* cf. Schömann, Lehre von den Redet. p. 88 sq.) — Apollon Dysc. (de constr. III, 6); *ἀνθυπαλλαγὴ ἀριθμοῦ*. Pseudo-Rufinian (l. c.): Figura per numeros, ut si quis dicat: populus locuti sunt. Pseudo-Plut. (de vit. Hom. 56) sagt von Homer: *τοὺς ἀριθμοὺς ἐναλλάσσων, τὸν πληθυντικὸν ἀντὶ τοῦ ἑνικοῦ τίθησιν — ὡς ἐν τούτῳ, — εἰπὲ καὶ ἡμῖν, ἀντὶ τοῦ ἐμοί.* (cf. auch § 46, 47.) Bei Lesbonax (l. c. p. 167, 171) gehört hierher das *σχῆμα Ἀλκμανικόν,* welches eine scheinbare Enallage des Plural für den Singular durch die Wortstellung bewirkt, wie: *Πλάτων ἐπορεύθησαν καὶ Ἀριστοτέλης;* Ilias 20, 138: *εἰ δέ κ' Ἄρης ἄρχωσι μάχης ἢ Φοῖβος Ἀπόλλων.* (cf. Bernhardy, wissensch. Synt. d. gr. Spr. p. 421.) Eustathius (p. 606, 38 zu Ilias 5, 774) hat für dies *σχῆμα* auch den Namen *προεπίζευξις,* unter welchem es bei Phoebammon (l. c. p. 48) richtig als Unterabteilung zur *μετάθεσις* (Inversion der Wortstellung) behandelt wird; (cf. auch Herodian [l. c. p. 101], der mehrere Beispiele giebt). Ferner gehört hierher des Lesbonax: *σχῆμα Θηβαϊκόν* und *σχῆμα Πινδαρικόν.* Herodian (l. c. p. 100) definiert die letztere Benennung: *τὰ τοῖς πληθυντικοῖς ὀνόμασιν ἑνικὰ ῥήματα ἔχοντα ἐπιφοράν* wie bei Hesiod (Theog. 321): *τῆς δ' ἦν τρεῖς κεφαλαί.* (cf. Krüger, griech. Spr. II, § 63, 3, A. 4.)*) — Über Enallage von Dual und Plural vide Greg. Cor. de dial. p. 218 mit Schaefers Bemerkungen. —

In manchen Sprachstämmen, wie im Sanskrit, im Griechischen wurde aufser den Formen für Singular und Plural auch ein Dualis ausgebildet. „Ihm liegt klarere Anschauung zum Grunde als der unbestimmten Vielheit." „Er liebt, zu stärkerem Nachdruck und

---

*) Apoll. Dysc. (de constr. 3, 10): *Βοιώτιόν ἐστιν ἔθος, ὅμοιον τῷ παρὰ Πινδάρῳ „ἀχεῖται ὀμφαὶ μελέων σὺν αὐλοῖς."* — Er nennt den Gebrauch, zum Neutrum des Plural das Vb. im Sing. zu setzen (l. c.) *τὸ σχῆμα τὸ τοῦ οὐδετέρου.* Bei Aristonicus: „Ilias (XII) 159: *ἡ διπλῆ πρὸς τὴν συνήθειαν τοῦ ποιητοῦ, ὅτι καταλλήλως τῷ βέλεα πληθυντικῷ ῥέον ἐπενήνοχεν.*" Auch Apoll. D. (l. c.) sagt (vd. unten p. 502): *δῆλον ὅτι τὸ σπάρτα λέλυνται ἀναλογώτερον τοῦ δοῦρα σέσηπε.* Es wird also das der Logik Entsprechende zur Figur, wenn es von dem Gebrauch abweicht.

lebendiger Personifizierung, die breitesten Endungen.“ (Bopp, vgl. Gr. I, p. 411.) Eben wegen dieser bestimmten Abhängigkeit von der sinnlichen Erscheinung empfanden ihn andere Stämme des Indogermanischen als einen Luxus der Sprache, und er schwand durch immer häufigere Enallage mit dem allgemeineren Plural. Die got. Konjugatiou hat noch einzelne Dualformen, welche im Ahd. fehlen, wo sich nur noch eine Spur im Pronomen erhalten hat. „Das Lateinische hat nur bei duo und ambo einen zum Griechischen stimmenden Überrest des Duals bewahrt, der aber in den obliquen Kasus durch Plural-Endungen ersetzt wird.“ (Bopp l. c. p. 419.) Auch im Griechischen wechseln Dualformen leicht mit denen des Plural, das Subj. im Dual kann das Präd. im Plural haben; Ilias 5, 275: *τὼ δὲ τάχ' ἐγγύθεν ἦλθον, ἐλαύνοντ' ὠκέας ἵππους* und auch wohl umgekehrt, man verbindet auch *δύο λόγων, δύο λόγοις,* bei Homer steht ebensowohl *δύω Αἴαντε* wie *δύ' Αἴαντες.* —

Es bleibt die Enallage von Singular und Plural, welche sich ähnlich sondert, wie die des Genus. Wenn die einzelnen Individuen, welche die kollektiven Nomina unter Einen Begriff fassen und mit der Singularform bezeichnen, als diese einzelnen vorgestellt werden und so die Pluralform erhalten, so entsteht eine grammatische Inkongruenz: constructio ad sensum. So Ilias II, 278: *ὣς φάσαν ἡ πληθύς;* Liv. XXIV, 3: Locros omnis multitudo abeunt; Luther (Josua 8, 33): Und das gantze Israel mit seinen Eltesten und Amptleuten und Richtern stunden zu beiden Seiten der Laden; J. J. Rousseau: un petit nombre s'échappèrent et se sauvèrent dans les marais. Cowper: Mankind are various, and the world is wide. Der usus zeigt auch Wechsel mit dem Singular nicht selten, so bei Thuk.: *στρατιὰ ἔτυχε παρελθοῦσα, πρὸς Βοιωτούς τι πράσσοντες;* Virg. Aen. II, 31: Pars stupet innuptae donum exitiale Minervae et molem mirantur equi; Luther (Luc. 23, 1): der ganze Haufe stund auf und führeten ihn vor Pilatum; Racine: Le peuple vole de toute part; ils la mènent au temple; Chatham: Can parliament be so dead to its dignity and duty, as to give their support to measures thus obtruded and forced upon them? u. d. m.

Es kann aber auch umgekehrt „die grammatische Mehrheit sich zur Einheit sammeln.“ (Grimm, Gr. IV, p. 196.) Singular an Stelle des Plural hebt das Wesentliche des Begriffs hervor dem Vielfachen der Erscheinung gegenüber. Die ältere deutsche Sprache hat nicht selten das Prädikat im Sing., wenn das Subj. im Plural

steht. Im Parz. 85, 5: dô reit zwên ritter. Nibel.: dô stoup ûz dëm hëlme die viwerrôte vanken. Luther (Makk. 1, 5, 12): Unser ist wenig, denn die Feinde haben viele umgebracht; (vide Grimm, l. c.; Schleicher, D. Spr. p. 304) so im Englischen (Shak.): there is few or none who know me. Es ist dies ähnlich dem *σχῆμα Πινδαρικόν* (vide oben und Krüger, gr. Spr. § 63, 4, A. 4) wie *ἔστι τούτω διττὼ τὼ βίω* (Plat.); — ähnlich auch (Viger. de idiot. V, 1, 17) der Wechsel bei Ter. Eun. II, 1: adeon' homines immutarier ex amore, ut non cognoscas eundem esse? Bei dem Plural eines Neutrums steht in der Regel der Singular des Verbum, obwohl, namentlich bei Homer, auch oft der Plur.; zuweilen neben dem Sing. wie Ilias 2, 135: *καὶ δὴ δοῦρα σέσηπε νεῶν καὶ σπάρτα λέλυνται.*

Die Vertauschung des Plural mit dem Singular kann indes auch infolge einer constructio ad sensum eintreten, wenn nämlich eine Pluralform, auf welche man sich bezieht, selbst nur durch eine Fiktion erzeugt wurde. Es setzen z. B. die Griechen *ἡμεῖς* statt *ἐγώ*, die Lateiner nos statt ego, die Deutschen wir statt ich cet. und zwar zunächst nicht sowohl in dem Streben, die durch den Plur. bezeichnete Person bedeutender erscheinen zu lassen, als den Hörer gewissermaſsen mit einzuschlieſsen, so daſs die einzelne Person als solche weniger hervortritt. Servius (zu Virg. Aen. II, 89): „Et nos." Pluralis numerus pro singulari ad evitandam jactantiam.

Später allerdings entwickelte sich hieraus ein pronomen reverentiae, pluralis majestatis. (cf. Grimm, Gr. IV, p. 298 sq.) Da tritt nun leicht ein Wechsel des Numerus ein: Hom. Ilias 13, 257: *Τό νυ (ἔγχος) γὰρ κατεάξαμεν, ὃ πρὶν ἔχεσκον;* Eur. Troad. 903 sq.: *ἔξεστιν οὖν πρὸς ταῦτ' ἀμείψασθαι λόγῳ, ὡς οὐ δικαίως, ἢν θάνω, θανούμεθα;* Cic. Fam. I, 2: Videbatur enim reconciliata nobis esse voluntas senatus, quod tum dicendo, tum singulis appellandis rogandisque perspexeram; Cic. Fam. 11, 29: a me, quum paulum otii nacti erimus, uberrimas litteras exspectato; Ter. Eun. IV, 3, 7: absente nobis. — Unsinnig bei uns mit Bezug auf die pluralische Anrede: „Der Herr Geheimerat sind nicht zu sprechen", dagegen in der englischen Umgangssprache wohl you was statt you were; Racine: songez bien dans quel rang vous êtes élevée. (Mätzner, fr. Gr. p. 405 sq.)

Zuweilen verwenden die Sprachen Singularia zur Bezeichnung von Kollektiven, also für Pluralia; namentlich stehen so Völkernamen: Schiller (Wallenst.): „Der Schwede sagt uns Hülfe zu?"

„Was geht der Schwed' mich an?“ Thuc.: *ὁ Χαλκιδεὺς ξύμφορος ἡμῖν ἀπαράσκευος ὤν;* Liv. IV, 37: tegi magis Romanus, quam pugnare, Volscus inferre signa; aber auch z. B. Lyc.: *Τρία ἐστὶν ἐξ ὧν ἡ πολιτεία ξυνέστηκεν, ὁ ἄρχων, ὁ δικαστής, ὁ ἰδιώτης* (Krüger, gr. Spr. § 44); Hor. (ep. 2, 31): trudit multa cane apros in plagas; (od. I, 7, 8): plurimus in Iunonis honorem aptum dicet equis Argos; ähnlich im Dtsch.: „der Feind rückt an“; und sonst: Learning is wealth to the poor, and an honour to the rich; le juste meurt tranquille.

Übrigens fällt bei einer Vergleichung unseres Gebrauchs des numerus mit dem im Griech. und Lat. auf, wie diese Sprachen die Bedeutungen vieler Wörter noch konkret faſsten und sie deshalb auch pluralisch nehmen konnten, während wir sie singularisch denken und eine konkrete Bezeichnung hinzufügen müssen, um sie als Pluralia hinzustellen. Plin. (ep. VI, 20) schreibt: multas formidines patimur, Cic. (Verr. 5, 9, 23): ceteris formidines similium incommodorum proponere; wir müssen ein Konkretes hinzufügen: Schreckbilder, während der Lateiner formido schon im Sing. als Schreckbild faſste: Priapus — formido maxima furum aviumque (Hor. Sat. I, 8, 2). Ardores (Sall. Iug. 18, 9) müssen wir mit „heiſse Zone“ übersetzen; mortes mit Todesarten; für effugia, odia (Aen. II, 96, 140) u. a. haben wir nur den Singular. Auch die Griechen brauchten z. B. *θάλπη* und *ψύχη* bei Xenophon, *τὰ ἐλέη, τὰ ἔχθη, τὰ κάλλη* (Plat. Krit. p. 115), in der epischen Sprache: *κλέα, μένεα* cet. Aristoteles (Rhet. 3, 6) sagt: *εἰς ὄγκον δὲ τῆς λέξεως συμβάλλεται — τὸ ἓν πολλὰ ποιεῖν, ὅπερ οἱ ποιηταὶ ποιοῦσιν· ἑνὸς ὄντος λιμένος, ὅμως λέγουσι λιμένας εἰς Ἀχαϊκούς· καὶ, Δέλτου μὲν αἵδε πολύθυροι διαπτυχαί.* (Eur. Iph. Taur. 727.) (Vide Lobeck, Rhem. p. 312; Reisig, lat. Spr. ed. Haase p. 130 sq.) — Übrigens findet sich auch im Frzsch. z. B. bei Lamartine: nos jeunesses, vos orgueils, leurs surprises cet.; — im Engl. lives, Kindnesses, fears, pardons cet.

3. Die Enallage in Bezug auf die Kasus.

Phoebammon (l. c.) nennt diese Figur *Ἑτερόπτωτον: μετάβασις εἰς πτῶσιν ἀπὸ πτώσεως, ἢ προτιθεμένης μὲν, ὀφειλούσης δὲ τῷ λόγῳ συνταχθῆναι, ἢ λέξεως μιᾶς θέσις πρὸς διαφόρους πτώσεις συντασσομένης, οἷον τόνδε τὸν ἐλλόγιμον γινώσκεις, οἷον ἐποίησε τόδε. ἢ θέλων εἰπεῖν ὁ δεῖνα υἱὸς μοῦ ἐστὶ, λέγω υἱὸς μοί ἐστιν, ἢ ὁ δεῖνα ἄρχει τῆς πόλεως, ἄρχει τῇ πόλει.* Pseudo-Plutarch bespricht diese *ἀλλοίωσις περὶ τὰς πτώσεις* l. c. § 48. — Ge-

wöhnlich nannte man die Enallage der Kasus: *ἀντίπτωσις;* so z. B. Schol. zu Od. III, 445; V, 477 und sonst; bei Anon. *π. σχημ.* (Sp. Vol. III, p. 173); Ps. Donat zu Ter. Eun. II, 2, 43; Eustathius (zu Ilias, vs. 197, p. 82, 28); Schol. zu Thuc. III, 4 (bei Schäfer zu Greg. Cor. p. 81); Servius (zu Virgil, Aen. I, 120); Acron (zu Hor. ep. 5, 59); Priscian (XVII, 21). — Schol. ad Aesch. Prom. 3: *ἀντιπτωτικόν.**)

Von den Figuren bei Lesbonax gehören hierher: das *σχῆμα Κολοφώνιον: ὡς καὶ Ὅμηρος* (Ilias 7, 383): *νηῒ παρὰ πρυμνῇ ἀντὶ τοῦ νηός.* (vid. über diesen Dat. bei Substant. Bernhardy, wiss. Synt. p. 88.) Es ist dies der namentlich im Englischen häufig gebrauchte Dat. mit to statt des Gen. mit of: he is a member of parliament, and a retainer to the court; he is a friend to wine; so lat. P. Scipio, qui tum Romanis imperator erat; frzsch. c'est une exception à la règle. (vid. Schmitz, engl. Gr. p. 313 sq.) — Das *σχῆμα Σικελικόν: γίνεται δὲ παραλαμβομένης δοτικῆς πτώσεως ἀντὶ γενικῆς, καὶ κατὰ παράλειψιν τῆς παρὰ προθέσεως. ὡς καὶ Ὅμηρος* (Ilias 15, 88): *Θέμιστι δε καλλιπαρῄῳ δέκτο δέπας· ἀντὶ τοῦ παρὰ τῆς Θήμιδος* cet. (Pseudo-Plut. l. c. nennt dies Dorismus.) (vide Bernhardy l. c. p. 87); das *σχῆμα Νησιωτικόν* Gen. statt *ἕνεκα* oder statt Dativ; *σχῆμα τῶν ἐπὶ τῆς Ἀσίας Ἑλλήνων,* Akk. statt Dativ; *σχῆμα Ἰωνικόν,* Akk. statt Gen. z. B. (Ilias 24, 58) *γυναῖκα τεθήσατο μαζόν.* Es ist das sogen. *σχῆμα καθ' ὅλον καὶ μέρος,* welches den epexegetisch gesetzten Teil in denselben Kasus mit dem Kasus des Ganzen bringt, wie Il. XI, 240; Virg. Aen. X, 698. (cf. Buttmann Gr. Gr. § 131, A. 10; § 132, A. 4; § 133, 5): *σχῆμα Ἀττικόν,* ist derselben Art. Od. 12, 73: *οἱ δὲ δύω σκόπελοι ὁ μὲν οὐρανὸν εὐρὺν ἱκάνει* statt *τῶν δύο σκοπέλων.* (Krüger, gr. Spr. II, § 47, 28, 2.) cf. Aristarch bei Aristonicus zu Il. III, 211 („*κατ' ἐναλλαγὴν πτώσεως*“), Apollon. Dysc. (de constr.) I, 10. Greg. Cor. de dial. p. 79 sq.; das *σχῆμα Δώριον,* Dat. statt Akk. mit *διά;* endlich noch das *Ἀττικόν* Gen. statt Dat.; das unklare „*Ἄλλο Ἀττικόν*“; *Ῥόδιον,* Gen.

---

*) L. Friedländer (Aristonici *π. σημ. Ιλ.* reliqu. emend. p. 18) bemerkt: „Aristarchus — nominum casus liberrime ab Homero permutatos esse censuit. Haec est figura procidentiae (Priscian, 1099), quae ab Aristonico vocatur *μετάληψις πτώσεως* *Α,* 262, *ἀλλαγὴ πτώσεως* *Ο* 451, plerumque *ἐναλλαγὴ πτώσεως,* (z. B. *P,* 2) ab Apollonio *παραλλαγη* (constr. 214, 9) vel *ἀνθυπαλλαγή* (213, 20), a recentioribus (V *Α* 546 Pal. *η,* 216, Q *κ* 150) *ἀντίπτωσις,* interdum *πτωτικὸν σχῆμα* (AD *Γ,* 16).“

statt Akk.; und das *Ἀσιανόν*, wenn durch Anakoluthie die grammatische Richtigkeit leidet, wie Ilias 2, 350: *Φημὶ γὰρ οὖν κατανεῦσαι ὑπερμενέα Κρονίωνα ἀστράπτων ἐπὶ δεξιᾷ* statt *ἀστράπτοντα.* (cf. Krüger l. c. II, § 45, A. 2.) Apoll. Dysc. (de constr. 3, 7): *τὸ Ἀττικὸν σχῆμα* Nominat. statt Vokat. wie Il. III, 277: *ἠέλιος θ' ὃς παντ' ἐφορᾷς.* (cf. ib. III, 9, de adv. 616.) — Die römischen Grammatiker haben die Antiptosis als „Soloecismus per inmutationem casuum". Donat. (III, 2, 3), Diomedes (p. 449) geben als Beispiel: urbem quam statuo vestra est. (Virg. A. 1, 573.)

Schon Sanctius (IV, 12) verwarf die Figur der Antiptosis: nihil enim imperitius, quam docere, quemvis casum pro alio poni posse, doch hielt sie Ursinus (p. 501) aufrecht. (vide Ruddimann inst. Gr. Lat. ed. Stallb. II, p. 384.) Hermann (zum Viger, p. 890) sagt: notionum confusio saepe viris doctis ita fraudem fecit, ut ad antiptosin confugerent, qua figura nihil fingi potest ineptius. Freilich mufs die Sache nicht inepte aufgefafst werden.

Man kann den Ausdruck, dafs ein Kasus für den anderen stehe, in dreifachem Sinne nehmen, in dem eines Übergangs, eines Wechsels, einer Vertauschung.

Die Geschichte der Sprachen zeigt, dafs im Laufe der Zeit vielfach die Funktionen eines oder mehrerer Kasus von einem anderen übernommen wurden, dafs also die Zahl der lautlich verschiedenen Kasusformen abnahm, ja, dafs diese endlich, wie z. B. im Neu-Französischen für Substantiv und Adjektiv völlig verschwinden konnten. So ist (Schleicher, Komp. der vergl. Gr. p. 516) z. B. im Griechischen der Ablativ im Genetiv aufgegangen; der Instrumentalis ist in der ältesten Sprache bereits im Verschwinden begriffen; Dativ und Lokativ fällt zusammen. Auch im Deutschen ersetzt der Genetiv den Ablativ, der Lokativ meist den Dativ; der Instrumentalis weicht im Ahd. dem Dativ. (Schleicher, Dtsch. Spr. p. 62.) Man hat nun wohl die Vorstellung von „Grundkasus und Nebenkasus" (Becker, Organism § 78). Becker bestimmt als Grundkasus den Akkus. Gen. Dat. und den Faktitivus, der sich freilich als besonderer Kasus nur etwa in der finnischen und in der Zigeunersprache findet, als Nebenkasus den Abl. Instrum. Lokat., welche letztere mit Recht im Genetivus untergingen (§ 77); Steinthal (Typen d. Sprachb. p. 301) ist der Ansicht, „dafs ein Lokativ und Sociativ und Illativ und Prosekutiv u. s. w. keine wahren Kasus sind", dafs vielmehr „vier die Normalzahl für die wahren Kasus ist": Nom. Akk. Gen. Dat. — Aber es scheint, als liefsen sich auch die Beziehungsgebiete dieser bevorzugten Kasus,

nachdem ihre ursprünglich lokalen Beziehungen zu sehr allgemeinen sich entwickelt haben, nicht so abgrenzen, daſs dadurch der usus bestimmt würde. Becker also weiſs, daſs nicht bloſs die Nebenkasus mit ihrem Grundkasus wechseln, sondern auch die unter sich verwandten Grundkasus. Er behandelt diese (§ 79) als Wechselkasus, wie z. B. Akk. und Gen. — In der That zeigt sich schon an der Thatsache, daſs im Romanischen die Flexion der Lateiner unterging, daſs Nominativ und Akkusativ dort die Nominalformen bestimmten, wie die Kasus, wenn Kenntnis der Schriftsprache sie nicht hält, ineinander flieſsen (vid. Diez, Gr. d. rom. Spr. T. II, p. 5 sq.). Im Neu-Griechischen ist der Dativ bis auf wenige Reste verschwunden und wird durch den Akk. ersetzt: *ἔδωσα τὸ βιβλίον τὸν πατέρα σου,* oder den Gen. *μοῦ τὸ εἶπε,* oder durch *εἰς* mit Akk.

So wechselt denn auch im usus häufig ein Kasus mit dem andern, um die nötige Beziehung zu geben, ohne daſs der Sinn des Satzes sich ändert. Wenn Grimm (Gr. IV, p. 681) sagt: „geh deinen Weg sei merkbar verschieden von geh deines Wegs! jenes sage: verfolge deinen Weg, bleibe ihm treu, dieses bloſs: mache dich auf, geh fort!“ so ist ja richtig, daſs Unterschied des Akk. und Gen. in vielen Fällen fühlbar bleibt; man ersetze aber das Vb. „gehen“ mit einem solchen, welches an sich schon mehr ein Verfolgen des Weges malt, so wird z. B. zwischen: er zieht seiner Straſse, er zieht seine Straſse, der Unterschied sich verlieren, und man kann jedenfalls auch mit Akk. sagen: er geht den Weg zur Stadt, um zu bezeichnen, daſs er sich aufmacht und fortgeht. Die Sprache hat eben keine Verpflichtung, ihrer Technik treu zu bleiben, und der usus gerät ins Schwanken, wenn er den Sinn der von ihm verwandten Beziehungsmittel nicht mehr fühlt. Die Volkssprache zeigt dies natürlich am stärksten: „me streift der Schweiſs am Ärmel ab“. (Hebel, Allem. Ged.) „He is zwar ehn förnehm Herr, aver doch man'*n* dummen Keerl.“ (Grimm, Märchen Bd. II, p. 458.) He trusted God, nor feard to die; May it be thus with you and J. (Campbell). How now, father abbot, I hear it of thee, Thou keepest a far better house than me. (King John and the abb. of. C.)

Es zeigt sich an diesen Beispielen der Vertauschung des casus rectus mit dem obliquus, daſs selbst der Gegensatz zwischen Selbständigkeit und Abhängigkeit in der lebendigen Sprache nicht festgehalten wird. Von Fehlern ist auch hier nicht zu reden; der usus

entscheidet schliefslich, wie die von der Technik gebotenen Mittel auch anderweitig zu verwenden sind. Im Französischen sind jetzt die obliquen Formen des Altfrzsch. Pron. pers. zu Nominativen geworden; eine Beziehung, welche der partitive Genetiv überall ausdrückt, hörte allmählich auf als solche empfunden zu werden, bis endlich solcher Genetiv im Frzsch. vollständig zum Nominativ und nach der Grammatik dekliniert wird. In Sprachen, welche diesen Weg nicht völlig durchführen, kann man ein Beschreiten desselben als Enallage fassen: Xen. (An. VII, 4, 5): *ἀφιεὶς δὲ τῶν αἰχμαλώτων ὁ Σεύϑης* cet.; Hor. (od. 3, 13, 13): Fies tu quoque nobilium fontium; Vofs (Ilias 7, 279): „Nun nicht mehr, ihr Kinder, des feindlichen Kampfs und Gefechtes". — Wie sehr es willkürlich sein kann, ob man, ohne Schädigung des Sinnes, Beziehung annehmen will oder nicht, zeigt z. B. der Wechsel: „es war niemand zu Hause aufser ich und meine Frau", und: es war niemand z. H. aufser mir und meiner Frau; wie die Beziehungen selbst verschieden angesehen werden können, zeigt z. B. unser „weh mir!" verglichen mit dem mittelhochdtsch. „weh mich!" (Nibel. 2073; 2090); — *εἰμὶ τὸ γένος Ἀσσύριος* (Xen. Cyr. 4, 6), *γένει προσήκων βασιλεῖ* (Xen. An. 1, 6), *γένους μὲν ἥκεις ὧδε τοῖσδε* (Eur. Herakl. 213) deutsch immer: an Geschlecht. (Buttmann, Gr. p. 396.)

Über den vom usus zugelassenen Wechsel in der Verwendung der Kasus geben die Grammatiken Auskunft. Man sagt also z. B. „Was braucht's des Edelmann's?" „Braucht euer Ansehn doch, bedeutet ihn!" (Schiller, Tell, Wallenst.); quam proxime potest hostium castris castra communit (Caes. b. c. 1, 72), alter propior hostes collocatus erat. (Caes. b. g. 8, 9), omnes quam proxime alter ab altero debent habitare. (Colum. 1, 6); *Ἡ ῥητορική ἐστιν ἀντίστροφος τῇ διαλεκτικῇ.* (Arist.), *Μουσική ἐστιν ἀντίστροφος τῆς γυμναστικῆς* (Plat.); J'ai acheté de lui cette maison, je lui ai acheté un volume qu'il m'a fait payer cher (Acad.); I will bestow some precepts of this virgin Worthy the note (Shak. All's Well 3, 5), Flow'rs worthy of Paradise (Milt. P. L. 4, 241). Will man den Vokativ als Kasus ansehen, obwohl er genauer nur als das Nomen in Form der Interjektion, also als ohne eigentliche Kasusendung, zu betrachten ist (Schleicher, Komp. p. 591), so ist zu bemerken, dafs für ihn sehr oft die Nominativform eintritt. So z. B. Audi tu, populus Romanus (Liv. 1, 24); Projice tela manu, sanguis meus! (Virg. Aen. VI, 836); *ὦ φίλτατ' Αἴας* (Soph. Aj. 977).

Bei solchem Wechsel der Kasus ist es schwer zu sagen, in welchem Falle eine Figur zu statuieren sei; denn die jetzigen Kasus haben die Funktionen früherer mit übernommenen und ihre eigenen ursprünglichen allmählich so erweitert, daſs ein Urteil über den Sinn, in welchem man sich für den einen oder den anderen entschied, mit Sicherheit nicht zu geben ist. Das seltenere Vorkommen wird im allgemeinen als Zeichen für den mehr individuellen Charakter der Beziehungsweise gelten müssen. So etwa würde Antiptosis sein der Akk. bei Klopstock: „Lindre, Herr, des Todes Pein, und laſs mich den Stärksten sein“; der Dativ bei Schiller: „Mir kommt ein eigen Grauen an bei diesem Segen!“ bei Goethe: „Sie lehrte ihm kleine Lieder“; der Akk. bei Rückert: „O weh der feigen Ritter, die vor dem Brautritt graut“; ferner Virgil (Aen. X, 361): haeret pede pes; Ovid. (Trist. V, 36) victor lenis in hoste fuit; Horaz (Od. 3, 30, 12) regnavit populorum; Nominativ statt Dativ bei Virgil (Ecl. III, 101): idem amor exitium pecori pecorisque magistro; Hom. (Od. 18, 88) *τῷ δ' ἔτι μᾶλλον ὑπὸ τρόμος ἔλλαβε γυῖα;* (Od. 15, 245) *ὃν περὶ κῆρι φίλει Ζεὺς παντοίην φιλότητα;* (Od. 11, 485) *κρατέεις νεκύεσσιν;* (Thuc. 2, 62) *οὐδ' εἰκὸς χαλεπῶς φέρειν αὐτῶν (ἐστερημένων) μᾶλλον.*

Es bleibt noch die Vertauschung der Kasus zu besprechen, welche die Fälle begreift, in denen die Grammatik zweifellos einen anderen Kasus fordert, als den gesetzten, so daſs nachgewiesen werden kann, wie dem Wesen des Kasus an sich fremde Umstände die Antiptosis herbeiführten. — Sagt man z. B. (Schötensack, Gr. der neuhochd. Spr. p. 593): „Ein Mann, der seine Schuldigkeit gethan hat, dessen Herz kann ruhig sein“, statt: das Herz des Mannes, so nennt man diese Vertauschung eine Anakoluthie; heiſst es (Tac. Germ. 17): nudae brachia ac lacertos statt des Ablativs, so erkläre ich dies durch die Benennung Akkus. Graecus für einen Hellenismus; liest man (Cic. fam. VIII, 10): Nosti Marcellum, quam tardus sit, statt des Nominativs, so gebe ich als Grund für die Vertauschung Attraktion an; Fälle, wie (Od. 9, 257): *ἡμῖν δ' αὖτε κατεκλάσθη φίλον ἦτορ δεισάντων φθόγγον* erklärt man etwa (Grüter, Über die Synesis p. 5) durch eine „Synesis im Kasus“ wegen des häufigen Gebrauchs des possessiven Dativs bei Pronominibus statt des Genetivs.

Die Benennung Antiptosis für diese Fälle bezeichnet nur das Faktum der Formen-Vertauschung, zu welcher die Technik gegriffen hat; durch die anderen termini soll zugleich das Ergebnis der Reflexion und Forschung über den Grund oder Ursprung dieser

Vertauschung angegeben werden. Hierbei ist zu bedenken, daſs bildliche und allgemeine Bezeichnungen, wie Anakoluth, Attraktion, Synesis, da ihr Begriff nicht allein auf Vertauschung der Kasus Bezug hat, den technischen Vorgang nicht bestimmt ausdrücken, und daſs ferner die Reflexion solche Fälle verschieden rubrizieren kann, wie denn z. B. eine Attraktion, etwa (Ter. Hec. IV, 1, 60): Vereor Pamphilum, ne orata nostra nequeat diutius celare; statt: ne Pamphilus nequeat, unzweifelhaft auch Anakoluthie ist. — Buttmann (gr. Gr. § 151) nennt dieselben Konstruktionen wie *οἶδα γῆν, ὁπόση ἐστί* (für *οἶδα, ὁπόση ἐστὶ γῆ*) Attraktion, Krüger (gr. Spr. § 61, 6): Prolepsis, Anticipation. Man müſste nun, um vollständig zu sein, etwa so sagen: die Figur zeigt sich an der Vertauschung der Kasus, und so ist sie Antiptosis, sie stört damit die Satzkonstruktion beider zusammengehörigen Sätze und ist deshalb Anakoluth; man begreift, wie der Akk. an Stelle des Nom. treten muſste, wenn man jenen als durch Attraktion zu einem Vb. trans. geführt erkennt, man versteht die Veranlassung zur Anwendung der Figur, wenn man sie Prolepsis nennt, und verweist vielleicht auf ihre Quelle, wenn man sie als Hellenismus bezeichnet. Gesenius (Lehrgeb. p. 854) nennt solche Konstruktion z. B. 1. Mos. 1, 4: וַיַּרְא אֶת־הָאוֹר כִּי טוֹב (er sah das Licht, daſs es gut war): Antiphonesis (?) — Wenn bei: cui nomen superiori (Tac. Ann. 1, 31) der Dativ statt des, grammatischer Einsicht näher liegenden, Nom. oder Gen. technisch bezeichnet werden soll, so sagt etwa Zumpt (lat. Gr. § 421): er sei „von dem Dativ der Person angezogen“, Putsche (gr. lat. Gr. § 228): es sei Attraktion, ebenso Madvig (lat. Spr. § 246); Schultz (lat. Spr. § 268): er sei „auf mihi bezogen“, Gossrau (lat. Spr. § 284): er stehe als Apposition zu mihi.

Man thäte gut, das Verfahren der Technik einfach nach seiner Form zu bezeichnen, wozu der Name Antiptosis ausreicht; diesem Verfahren in Bezug auf seine Motive nachzuforschen, ist ein anderes, und man wird dann jeden Fall besonders zu betrachten und dabei die Gesichtspunkte bestimmt auseinander zu halten haben, aus denen man betrachtet. Übrigens sind auch Fälle, wie sie namentlich im Hebräischen gewöhnlich sind, daſs Nomina verbalia statt des Gen. den Kasus ihrer Verba zu sich nehmen (cf. Gesenius, Lehrgeb. p. 688), z. B. Plaut. Asin. V, 2, 70: Quid tibi huc receptio ad te est meum virum, wo Akk. statt Gen., wohl leicht erklärbar, aber unter Reflexionsrubriken noch nicht gebracht. (vide Schultz, l. Spr. § 243, A. 3.)

Interessant ist zu bemerken, wie, nachdem der alte Ablativ der Griechen in ihrem Genetiv zu Grunde gegangen, später dann die Römer dies als Hellenismus in ihre Sprache übertrugen: Hor. od. 2, 2, 5: notus in fratres animi paterni; Virg. Ecl. 2, 20: quam dives pecoris nivei, quam lactis abundans; Ov. Met. 12, 512: nudus arboris Othrys; Hor. od. 2, 9, 17: desine mollium querelarum; id. od. 3, 17, 16: cum famulis operum solutis; integer vitae u. d. m.

4. Die Enallage in Bezug auf die Gradus der Komparation.

Durch die Formen der Komparation wird keine Steigerung in dem Begriff des Adjektivs ausgedrückt, sondern nur das Resultat (*συγκρίνειν-συγκριτικόν*) einer Vergleichung zwischen zweien (Komparativ) oder mehreren Gegenständen (Superlativ) in Bezug auf den Grad, in welchem wir ihnen diesen Begriff zusprechen. Donatus (lib. II, 3, 2) sagt: Comparatio nominum proprie in comparativo et superlativo gradu est constituta. Nam positivus perfectus et absolutus est. Saepe autem comparativus gradus praeponitur superlativo, ut stultior stultissimo et major maximo. Saepe idem minus a positivo significat, quamvis recipiat comparationem, ut: Mare Ponticum dulcius quam cetera. (Sall.) Saepe idem pro positivo positus minus significat et nulli comparatur, ut: Iam senior, sed cruda deo viridisque senectus. (Virg. Aen. VI. 304.) — Die Enallage in den Formen der Komparation wird z. B. besprochen von dem Anonymus bei Valcken. (Amm. p. 182) als *Σολοικία περὶ τὰ Εἴδη. ὡς εἴτις ἁπλοῦν ἀντὶ συγκριτικοῦ τάξειεν, οἷον, δῖα θεάων. ἀντὶ τοῦ διοτάτη.* (Ilias 5, 381) oder Komp. und Superl. statt des Positivs, wozu als Beispiele stehen: *γυναικῶν θηλυτεράων* statt *θηλειῶν* (Od. 11, 386); *δικαιότατος Κενταύρων* statt *δίκαιος* (Ilias 11, 832). Das letzte Beispiel giebt auch Ps.-Plutarch (vit. Hom. § 53), außerdem (Ilias 1, 32): *σαώτερος ὥς νέηαι.* Besprochen wird diese Enallage auch von Aristarch bei Aristonic. z. B. zu Il. IV, 324 (*τὸ νεώτεροι — τίθεται καὶ συγκριτικῶς καὶ ἀπολελυμένως*) ebenso zu Il. IV, 139 (*τὸ ἀκρότατον οὐχ ὑπερθετικόν ἐστιν, ἀλλ' ἀντὶ τοῦ ἀκρὸν τὸν χρῶτα.*), bei Eustathius (p. 424, 33); Gregor. Cor. (de dial. p. 110 sq.). Etymol. M. (p. 622, 18); die römischen Grammatiker haben sie als soloecismus per comparationem (Donat. III, 2, 3) oder per gradus (Diomed. p. 450) und geben als Beispiel: respondit Juno Saturnia sancta Dearum (Enn.) und: is quaestus est multo uberrimus (statt uberior) (Ter. Eun. II, 2, 22).

Es kann entweder Vertauschung stattfinden zwischen den Formen für die Vergleichung mit der beziehungslosen Form (*ὄνομα ἀπολελυμένον*), oder jener unter sich.

Der Positiv steht natürlich für Komp. und Sup. nur dadurch, daſs, im Widerspruch mit seiner Form, seine Beziehung, durch welche eben die Enallage hervorgebracht wird, anderweitig ausgedrückt wird, wogegen beim umgekehrten Fall sich Komp. und Sup. absolut gesetzt finden. Durch beides wird der Eigenschaftsbegriff intensiver hingestellt; im ersten Falle wird die Phantasie durch das Bedürfnis einer Veränderung der Form genötigt, diese Positivform emphatisch zu fassen, im letzteren muſs sie durch eine von der Form angedeutete Ergänzung sich diese rechtfertigen.

Im Hebräischen steht überhaupt die Form des Positivs auch für Komp. und Sup. Die Beziehung, welche der Komp. vertritt, wird durch die Partikel מִן = prae ausgedrückt, z. B. Richt. 14, 18: מַה־מָּתוֹק מִדְּבַשׁ וּמֶה עַז מֵאֲרִי was ist süſs vor dem Honig, stark vor dem Löwen? die des Superl. durch den Artikel (wie im Französischen) oder einen folgenden Genetiv, z. B. 2. Chron. 21, 17: der Kleine seiner Söhne: קְטֹן בָּנָיו.

Gerade so nun z. B. Schiller: „Schön vor allen Jünglingen war er", statt: der schönste unter allen; wenn es bei Liv. III, 40 heiſst: C. Claudii oratio fuit precibus quam jurgio similis, so zeigt quam die Art der Beziehung; durch Hinzufügung eines Genetivs wird Hom. Od. 14, 361: *ὦ δειλὲ ξείνων* der Positiv zu einer Gradusform, wie Eustath. 1763, 41 sagt: *ὑπερθετικῶς συντέτακται, ἁπλοῦν μὲν ὄν, ληφθὲν δὲ ἀντὶ ὑπερθετικοῦ, ἢ ἀλλ' ἀντὶ τοῦ συγκριτικοῦ. φησὶ γάρ· ἄ δειλὲ ξείνων, ἀντὶ τοῦ δειλαιότερε ἢ δειλαιότατε.* (vide Krüger, gr. Spr. II, § 47, 28, A. 7); bei Taylor: Poverty is desirable before torments. Auch für den Komparativ, welcher mit Auslassung des Verglichenen die Bedeutung von zu sehr erhält, wie bei Nep. T. I: Themistocles liberius vivebat, kann ein Positiv stehen: Longum est enumerare proelia (Nep. Hann. 5); Nil mortalibus arduum est (Hor. od. 1, 3, 37); ebenso im Griech. für Komparat. wie (Her. 1, 116): *ἐδόκεε ἡ ἀπόκρισις ἐλευθερωτέρη εἶναι,* ein Positiv, wie bei Xenoph.: *τὸ ὕδωρ ψυχρὸν ὥστε λούσασθαί ἐστιν.* (Krüger, l. c. § 49, 1.)

Komparative und Superlative können Bedeutung eines Positivs allmählich annehmen. Im Französischen z. B. sind die Kompar. antérieur, postérieur cet. zu Positiven geworden: cet auteur est postérieur *à* tel autre (nicht: que); so im Dtsch. intim, extrem, höchst, öfter u. a. m., im Lat. summus, primus cet. — Aber auch

sonst können Komp. und Sup. uns wie Positiva erscheinen und so von neuem Steigerung erfahren. Goethe (Faust, T. 2. kl. Walp. N.): Wir reichen nicht hinauf zu ihren Tagen, die letztesten hat Herkules erschlagen; Shakesp. how much more elder art thou than thy looks; this was the most unkindest cut of all. (v. Dalen, engl. Gr. p. 255); Hom. (Ilias 2, 220): *ἔχθιστος δ' Ἀχιλῆι μάλιστ' ἦν;* auch *ἐσχατώτατος;* bei Sext. Emp. (adv. Math. IX): *ἐλαχιστότατος,* Seneca (ep. 81): pessimissimus, und mit Umschreibung: Cic. (ad Att. XII, 28): maxime liberalissima, Liv. (XLI, 23): maxime gravissimus cet.

Der Sup. oder Komp. steht, genau genommen, auch dann für den Positiv, wenn der Eigenschaftsbegriff durch irgend welche Beziehung nicht geändert wird, wie wenn Goethe (Faust, T. 2) sagt: Und sollt' ich nicht, sehnsüchtigster Gewalt, ins Leben ziehen die einzigste Gestalt? Durchgrüble nicht das einzigste Geschick! Novalis (H. v. Ofterd. I, 24): die totesten Steine; Kleist (Penthesilea): Reicht mir der Spieſse treffendsten, o reicht der Schwerter wetterflammendstes mir her! — So im Griech. *αὐτότατος* (Arist. Plut. 83); auch *αὐτότερος αὐτῶν* (Greg. Cor. de dial. p. 363 Anm.); auch im Lat. findet sich z. B. invictissimus (Cic. somn. Sc. 1), ipsissimus (Plaut. Trin. IV, 2, 146) und im Komp. Themistocli optatius videbatur oblivisci posse potius, quod meminisse nollet, quam — meminisse. (Cic. or. II, 74.)

Komp. und Sup. können aber auch geradezu für die absolute Form gebraucht werden. Klopstock war sehr für Verwendung des Komp. Goethe in den späteren Schriften für den Sup., was Heine (Briefe an Varnhagen p. 217) „eine Schreibgrimasse“ nennt. In der That ist z. B. bei Kl.: „ihm horcht entzückt die feinere Schäferin“ recht unangenehm.*) Ähnlicher Gebrauch im Griech. (Od. 7, 159): *Ἀλκίνο', οὐ μέν τοι τόδε κάλλιον οὐδὲ ἔοικεν;* (wenn hier Ameis sagt: „*κάλλιον* steht nicht für den Positiv“, so will er, daſs man den Komp. durch Ellipse erkläre, wie Od. 3, 69 und sonst (cf. Krüger, gr. Spr. II, § 49, 6), aber diese Erklärung, daſs der Komp. Beziehung fordere, beseitigt das Faktum nicht, daſs sie hier eben fehlt). Im Lat. Quint. (IX, 3, 19): „utimur vulgo et comparativis pro absolutis, ut cum se quis infirmiorem

*) Klopstock wurde wohl von dem Gebrauch des Komparativs bei den Alten geleitet, wie bei Homer z. B. *θηλύτεραι θεαί, γυναῖκες* (Il. 8, 520; Od. 8, 324); ähnlich so in „Unsere Sprache“: Skuldas mächtigerer Stab; sanfteres Getön u. d. m. Auch bei Schiller (Spazierg.): Ein fremder Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur.

esse dicat. duo inter se comparativa committimus: si te, Catilina, comprehendi, si interfici jussero, credo erit verendum mihi, ne non potius hoc omnes boni serius a me, quam quisquam crudelius factum esse dicat. (Cic. in Cat. 1, 2, 5.) (Cic. sen. 16): senectus est natura loquacior; stark bei Plaut. (Capt. III, 5): nec quisquam est mihi nunc, aeque melius cui velim.

Die Form des Superl. tritt in mancher Sprache leicht ein für die des Komp. So (Gellert): Der Affe wirft es weg, und Ihr, Ihr sperrt es (das Geld) ein, wer mag von Euch der Klügste sein? Od. 11, 483: *σεῖο δ', Ἀχιλλεῦ, οὔ τις ἀνὴρ προπάροιθε μακάρτατος*, wo Bekker aus Konjektur *μακάρτερος* schreibt, Ameis aber die Enallage wegerklärt; bei Thackeray: Her mother seemed the youngest of the two; (Hudibras 1, 1, 845) 'tis not hard t'imagine whether o'th'two is worst. (Fiedler u. Sachs, engl. Gr. II, p. 250.) Im Lat. ist dies selten, etwa: Liv. 1, 3: Proca Numitorem atque Amulium procreat. Numitori, qui stirpis maximus erat, regnum legat.

5. Enallage in Bezug auf die Bezeichnung der Person.

Phoebammon (l. c.) erwähnt das *Ἑτεροπρόσωπον* und die *Ἀποστροφή*; ebenso der Pseudo-Plut. (§ 57) die *κατὰ πρόσωπα μεταβολή* und als eine Unterart derselben die *ἀποστροφή*. Der Begriff der grammatischen Person ist nicht festgehalten, am ersten gehören die Beisp. des Anonym. hierher: *οὐκ ἂν γνοίης* statt *οὐκ ἄν τις γνοίη; πάντες ὅσοι θεοί εἰσ' ἐν Ὀλύμπῳ, σοί τ' ἐπιπείθονται, καὶ δεδμήμεσθα ἕκαστος* cet. — Die Apostrophe ist rhetorische Figur. — Quintilian (IX, 3, 21) citiert u. a. Virg. (Georg. 3, 298): neve tibi ad solem vergant vineta cadentem; (Ge. 3, 435): nec mihi tum mollis sub divo carpere somnos libeat — wo mihi und tibi allgemeine Bedeutung haben; ferner: dicit Servius, negat Tullius, wenn die Redenden von sich selbst sprechen (bei der Antimeria erwähnt).*)

---

*) Friedländer (Aristonic. p. 16) führt die von den Aristarcheern aufgestellten Arten der Apostrophe an: 1. von der Erzählung über jemand zu dessen Anrede (z. B. Il. XVI, 691): *ἐκ τοῦ περί τινος λόγου εἰς τὸν πρὸς αὐτόν*. 2. Von den Worten des Erzählers über jemand zu dessen Worten (z. B. Il. XVI, 200), so dafs etwa *τάδε λέγων* zu ergänzen: *ἀπὸ τοῦ διηγηματικοῦ πρὸς τὸ μιμητικόν*. 3. Übergang von der zweiten zur dritten Person (z. B. Il. XVII, 248). 4. Übergang von der dritten zur ersten Person (z. B. Il. V, 875). — (Man sehe auch Schol. zur Il. IV, 127.)

Ps. Jul. Rufinian (l. c.) citiert Virg. Aen. IX, 525: Vos, o Calliope, precor cet. Pers. Sat. 1, 60: vos, o patricius sanguis, quos vivere fas est. Donatus (III, 2, 3) hat als soloecismus „per personas": Danai, qui parent Atridis, quam primum arma sumite, wo paretis stehen sollte. — Es gehört hierher auch die „τῶν προσώπων ἀντιμετάθεσις" bei Longinus de subl. sect. XXVI.

Vertauschung der Personen in der Rede ist von starker Wirkung, so daſs leicht Übergang ins Rhetorische anzunehmen ist, namentlich bei der Apostrophe, welche die zweite Person statt der dritten setzt, wie z. B. Virgil (Aen. II, 55), (wo Servius sie u. a. anmerkt): si mens non laeva fuisset, Impulerat ferro Argolicas foedare latebras, Trojaque nunc staret, Priamique arx alta maneres. Bei den römischen Dichtern wurde dies Manier. Propert. (IV, 11, 36) hat: tollet nulla dies hanc tibi, Roma, notam. Issent Phlegraeo melius tibi funera campo, wo das zweite tibi auf Pompejus geht. Grimm (über den Personenwechsel in der Rede p. 15) nennt es einen Miſsbrauch, wenn z. B. „Lucan den Namen Rom fast nicht aussprechen kann, ohne sie zu duzen und anzureden, wie: ultimus esse dies potuit tibi, Roma, malorum (6, 309) so 7, 29; 1, 85; 1, 205 u. a. m.

Die neueren Sprachen haben an ihrem unbestimmten Pronomen on (homo), one (unus), man (im Got. als Pronomen noch nicht im Gebrauch), welches aliquis, τίς nicht ersetzen, einen Ausdruck gegen die Alten gewonnen, der zuweilen eigentümlich wirkt, wie bei Goethe (Faust, T. 2): Faust „Mit jedem Tage will ich Nachricht haben, Wie sich verlängt der unternommene Graben." Meph. (halb laut): „Man spricht, wie man mir Nachricht gab, Von keinem Graben, doch vom — Grab."

Nicht selten findet sich „man" für das bestimmte Pronomen, z. B. für die erste Person; bei Immermann: „Man ist immer nur einer, und sie sind viele"; bei Goethe für die zweite Pers.: „Nun das geht so übel nicht! man brauchte nur zu wollen, aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzen"; so: on n'est point des esclaves, man (d. h. ich, wir) ist kein Sklav' —; umgekehrt kann die bestimmte Pers. statt der unbestimmten stehen: la vue du sang vous est épargnée = der Anblick d. Bl. ist Einem erspart. — Das unbestimmte Pronomen gilt bei Vorschriften, Lehren u. d. als das farblosere für würdiger. In den alten Kochbüchern hieſs es: „Nimm einen Stockfisch" cet., in den neueren steht: Man nehme einen Stockfisch cet.

Unter den neueren Völkern haben namentlich die Deutschen in ihren Anreden viel Wechsel zu verwenden. Saec. 9 tritt Ihr an die Stelle von Du, Saec. 17 findet sich Er und (sing.) Sie, gegen Ende Saec. 18 wird die Höflichkeit der Anrede bis zum pluralen Sie gesteigert, „bare Versündigung wider Sinn und Geschmack“ (Grimm, Gr. IV. p. 309), aber, wie Lichtenberg (Vorschlag zu einem Orbis pictus) bemerkt, „unterscheiden wir durch diese Mannigfaltigkeit der Zeichen und Begriffe in Verhältnissen zwischen Menschen gegen Menschen sehr viel feiner, als andere Völker.“ Bei F. v. Schlegel (Lucinde) heiſst es: „Aber bilden Sie sich nur nicht ein, mein Herr, daſs Du so unmenschlich liebenswürdig bist.“

Auch im Englischen finden Wechsel statt zwischen you und thou, wie Sheridan (Riv. III, 3): Why, thou unblushing rebel — didn't you tell this gentleman to his face that you loved another better? Bei Shakesp. (J. Caes. 1, 3): if thou be'st not immortal, look about you. — Im Französischen erscheint der Wechsel in der Anrede zwischen vous und dem vertraulichen tu nicht eben ungewöhnlich. —

Stellen bei den Alten, wie Virg. Aen. 1, 140: Vestras, Eure, domos; Od. 12, 81: ὑμεῖς-φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ; sind nicht derselben Art; sie nehmen nur Bezug auf eine Mehrheit mit Nennuug eines einzelnen aus derselben. Eigentümlich ist im Griechischen die zweite Person des Imper. bei πᾶς, wie Ar. The. 372: ἄκουε πᾶς. (Krüger, gr. Spr. II, § 54, 4, 1.) Im Deutschen wird auch wohl die erste Person Plur. zur Anrede benutzt. Seume (Leben p. 63): „Wo haben wir unsere Präparation?“ fragte mich einmal der Rektor; hier, antwortete ich und zeigte auf die Stirne. „Wir sind etwas keck; wir werden ja sehen.“ So einmal zu einem Schüler: „wir sind ein Esel.“ Bei Lessing (Em. Gal.): „Was haben wir Neues, Marinelli?“ —

Auch die bestimmten Personen können unter sich vertauscht werden: „Was du nicht weiſst, macht dir nicht heiſs.“ oder: „was ich nicht weiſs, macht mir nicht heiſs.“ Ter. (Phorm. 1, 2, 1): Geta: si quis me quaeret rufus — Davus: praesto est (= sum); Plaut. (Mil. IV, 2, 21): homo quidem est, qui scit, quod quaeris (= ego sum, qui scio); für die zweite Person steht die dritte z. B. bei Schiller (Wall.), wo Wallenstein zu Max sagt: „ich mag's und will's nicht glauben, daſs mich der Max verlassen kann.“ Der Fälle, wo der Name statt der ersten Person gebraucht wird, haben wir schon oben (Antimeria) gedacht. Grimm (Personenw. p. 5) erinnert, daſs Kinder anfangs in der dritten

Person von sich sprechen, so dafs diese Redeweise „das Unschuldige, Unbeholfene, Schutzbedürftige, Unterworfene“ ausdrücke. Derart ist Shakesp. (Lear III, 4): Tom's acold; (l. c. 1, 1): what shall Cordelia speak. — Aber der Name erinnert auch mit Kraft an den Charakter der Person. Im Nibelungenliede (1213) sagt Hagen in Bezug auf den Schatz: in wil behalten Hagne, daz sol man Kriemhilte sagen; bei Lessing (Nath. 2, 330) sagt Saladin: Will Saladin als Saladin nicht sterben? So mufst er auch als Saladin nicht leben; Ilias 2, 259: *μηκέτ' ἔπειτ' Ὀδυσῆι κάρη ὤμοισιν ἐπείη.* —

Sehr lebendig ist der im Griechischen leichte Übergang von der dritten zur zweiten Person: Ilias 23, 855: *ἀνώγει τοξεύειν. ὃς μέν κε βάλῃ τρήρωνα πέλειαν, πάντας ἀειράμενος πελέκεας οἶκονδε φερέσθω;* Ilias 4, 303: *τοὺς γὰρ ἀνώγει σφοὺς ἵππους ἐχέμεν — μηδέ τις ἱπποσύνῃ — πεποιθώς — μεμάτω — μάχεσθαι.* So im Hildebrandsliede: hër frâgên gistuont, huuer sîn fater wârî fireô in folche, „ëddo huelîhhes cnuosles du sîs. cet. Bei Schiller (W. Tell) geht Tell, der bis dahin in der ersten Person von sich gesprochen, mit schöner Wirkung wie aus der Ferne, von seinen Kindern her, in die dritte über: „Sonst, wenn der Vater auszog, liebe Kinder, da war ein Freuen, wenn er wiederkam“ — cet. (Über den starken Wechsel in der Person bei den Hebräern cf. Gesenius, Lehrgeb. § 196, 5 und § 217, 3.)

Zu erwähnen wäre noch der Gebrauch des Reflexivums für die bestimmten Personen. Im Simplicissimus (VI, 19) heifst es: weil wir sich still halten mufsten; am Rhein wird gesagt: mer bedanke sich = wir bedanken uns; (vid. Schömann, Redet. bei den Alten p. 109); ferner der Gebrauch unpersönlicher Rede statt der persönlichen: bei Schiller (Wall.): „Mufst es so rasch gehorcht sein?“ wie auch die bestimmte Person für das unpersönliche Verbum eintritt: „Es regnete der Regen alle Tage“ (Chamisso); „der Himmel donnert;“ *Ζεὺς ὕει* u. d. m.

6. Enallage in den Tempusformen.

Phoebammon (l. c.): *Ἑτερόχρονον μετάβασις ἀπὸ χρονικοῦ ῥήματος εἰς χρόνον ἄλλον.* Ps. Plut. (§ 54) erwähnt die *ἐξαλλαγὴ τῶν χρόνων, ὅταν ὁ ἐνεστὼς ἀντὶ τοῦ μέλλοντος τεθῇ* z. B. *τὴν δ' ἐγὼ οὐ λύσω, πρίν μιν καὶ γῆρας ἔπεισιν* statt: *ἐπελεύσεται,* ebenso Praes. für Praet. z. B. *ἔνθ' ἤτοι πλυνοὶ ἦσαν ἐπηετανοὶ, πολὺ δ' ὕδωρ καλὸν ὑπεκπροῤῥέει* statt *ἔῤῥεε,* ferner Fut. zu Praes. z. B. *οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ' ἀνιόντος,* und Fut. für Praet.: *„δείδω μὴ δὴ πάντα θεὰ νημερτέα εἴπῃ — ἀντὶ τοῦ εἶπε.“*

Schol. Il. II, 286: *ἐναλλαγὴ τοῦ χρόνου.* — Bei Donat. (III, 2, 3): Soloecismus per tempora, sicut (Virg. Aen. III, 3) ceciditque superbum Ilium, et omnis humo fumat Neptunia Troia. (pro fumavit). Diomedes (p. 449): temporum immutatio, ut est (Virg. Aen. XI, 112): nec veni, nisi fata locum sedemque dedissent, cum debuerit dicere nec venissem: tempus praeteritum perfectum posuit pro praeterito plusquamperfecto. item (Virg. Aen. X, 164): quae manus interea Tuscis comitetur ab oris Aenean armetque rates pro comitata sit et armaverit. —

Die Tempora der Vergangenheit und Zukunft hängen in ihrer Bedeutung ab von ihrer Beziehung auf ein Präsens. Es erscheint aber dieses entweder als Bezeichnung eines unmittelbar durch die Wirklichkeit gegebenen Zeitpunktes, den wir zu fixieren meinen, obwohl er uns entflieht, oder es entsteht durch Abgrenzung gegen ein Vorher und Nachher in jedem beliebigen Zeitraum. Die Präsensformen für sich sind ursprünglich in Bezug auf Zeitbestimmung indifferent, denn die Flexion des Präsens bezeichnet formell kein Verhältnis der Zeit, sondern nur das der Personen (vide Bopp, vergl. Gr. II, p. 369*); und sie sind darum ebensowohl geeignet, Begriffsentfaltungen darzustellen, welche überhaupt unabhängig von Zeitbestimmungen zu fassen sind, z. B.: divitiarum et formae gloria fluxa atque fragilis est (Sall.), wie auch Vorgänge der Vergangenheit und Zukunft, wenn ein Interesse vorhanden ist, diese der Vorstellung nahe zu rücken und mit dem Scheine eines unmittelbar berührenden Lebens zu täuschen. Diesem Scheine nämlich ist die Verwendung von Formen des Prät. oder Fut. entgegen. So erzählt Sall. (Jug. 53): pro metu repente gaudium exortum; milites laeti alius alium appellant, acta edocent atque audiunt, und läſst Catilina (Cat. 58) sagen: si vincimus, omnia nobis tuta erunt — und fortfahren: sin metu cesserimus, eadem illa advorsa fient. — Das Präsens der Grammatik scheint als solches in einem bestimmten Gegensatz zu Prät. und Fut. zu stehen, und so kann man die Fälle, in welchen seine Formen auch für die Darstellung der Vergangenheit oder Zukunft eintreten, als Enallage temporis bezeichnen. So Schiller: „Der König sank vom Pferde und verhauchte sein Leben — bald entdeckte sein ledig fliehendes Roſs der schwedischen Reiterei ihres Königs Fall, und wütend dringt sie herbei; — um

*) Im Gotischen vertrat das Präsens noch das Futurum, z. B. Marc. 11, 2: *εὑρήσετε πῶλον δεδεμένον* = bigitats fulan gabundanana' und auch das Fut. exact. wie Joh. 14, 29: *ἵνα, ὅταν γένηται, πιστεύσητε* = ei, bithê vaírthái, galáubjáith.

seinen Leichnam entbrennt ein mörderisches Gefecht u. s. w.“ Campe: „Als er (der Mops) endlich der Gefahr, da zu ersaufen, ledig war, so stellt er sich recht mitten auf die Gasse und fängt euch da ein Schelten an, daſs man sein eigen Wort nicht hören kann.“ — Xenophon beginnt die Anabasis: *Δαρείου καὶ Παρυσάτιδος παῖδες γίγνονται δύο.* Od. VII, 201: *αἰεὶ γὰρ τὸ πάρος γε θεοὶ φαίνονται ἐναργεῖς ἡμῖν.* Ter. (Andr. 1, 1, 121): denique ita tum discedo ab illo cet. Cic. (Att. II, 5): Cupio et jam pridem cupio Alexandriam venire. Ségur: La honte réveilla le courage; les peuples bretons . . ne purent souffrir d'être humiliés; ils se lèvent, s'arment et se révoltent tous à la fois. Dickens (Pickw.): I never see such a fellow. Präsens für Futurum bei Schiller: „Das Schloſs ersteigen wir in dieser Nacht;“ ebenso: „Nimmer lausch' ich deiner Waffen Schalle, müſsig liegt dein Eisen in der Halle, Priams groſser Heldenstamm verdirbt.“ Aeschyl.: *μικρὰ εἰπὼν ἤδη καταβαίνω.* Racine: Dès que je le pourrai, je reviens sur vos traces. Longfellow: As soon as I see the earliest gray of morning glimmer in the east, I will go over to the priest. —

Zuweilen findet sich umgekehrt eine Form der Vergangenheit oder der Zukunft, wo die des Präsens erwartet werden muſs. Jene steigert, diese schwächt die Bestimmtheit des Sinnes, denn Vergangenes ist nicht ungeschehen zu machen, die Zukunft aber ist ungewis. So bei Schiller: „Wenn sie deine Schönheit erblickt, dann hat die Stunde der Vernichtung ihr geschlagen;“ „Du solltest dich tausend Meilen von dannen wünschen, — denn du hast nunmehr dein Leben verloren.“ (Der gehörnte Siegfried bei Simrock, Dtsch. Volksb. Bd. III, p. 382); bei Schiller: „Ein guter Mann wird stets das Beſs're wählen;“ so sagt man — modales Präsens — „er wird nicht zu Hause sein.“ Bei Virgil (Aen. VI, 78): Bacchatur vates, magnum si pectore possit excussisse deum; Ter. (Phorm. V, 3, 18): Cognatam comperi esse nobis. Demipho: quid? deliras. Chremes: Sic erit; Plato (Theaet. p. 154): *νῦν δὲ ἅτε ἰδιῶται πρῶτον βουλησόμεθα θεάσασθαι αὐτὰ πρὸς αὑτά;* Hom. (Il. I, 37): *κλῦθί μευ, ἀργυρότοξ', ὃς Χρύσην ἀμφιβέβηκας;* Lesage: Vous saurez que je suis fils unique d'un riche bourgeois; W. Scott: Ye'll no be o' this country, friend? —

Von weiteren Zeitverschiebungen, welche sich in Vertauschung der Tempusformen darstellen, erwähnen wir noch einige Fälle. Im Deutschen steht Perfekt meist für die schleppende Umschreibung

des Fut. exactum, wie bei Schiller: „Nicht eher denk' ich dieses Blatt zu brauchen, bis eine That gethan ist, die unwidersprechlich den Hochverrat beweist.“ Der Volksmund erzählt zuweilen im Futurum: „Und so kommt er, und wird mir eine Ohrfeige geben; da habe ich ihn aber nicht schlecht“ — Fritz Reuter (Läusch. und Rim.) erzählt: „Na, hier war nun denn nicht der Ort, gehörig Bildung ihm zu lernen, ich werde ihn noch mal scharf ansehn und fang dann an herauszugehn und werde mich sogleich entfernen“ u. s. f. — Auch im Lat. tritt Perf. zuweilen mit Nachdruck für Fut. exact. ein: Cic. (Famil. 12, 6): Brutus Mutinae vix jam sustinebat qui si conservatus erit, vicimus; selbst für das einfache Futur. Liv. (XXI, 44): Si hoc bene fixum omnibus destinatumque in animo est, vicistis; auch wohl Fut. II. für Fut. I.: Cic. (Att. II, 24): Respiraro, si te videro. Wenn es richtig ist, was G. Curtius wahrscheinlich gemacht hat, daſs im älteren Latein sich Aoristformen erhalten haben, wie tago, tagit (tango), pagunt (pango) u. a. m., so ist dann dieses Tempus durch Enallage allmählich der Sprache verloren gegangen. —

Im Griechischen vertreten Aoristformen auch das Präsens, wie in den Homerischen Gleichnissen z. B. (Ilias 4, 275): *ὡς δ' ὅτ' ἀπὸ σκοπιῆς εἶδεν νέφος αἰπόλος ἀνὴρ ῥίγησέν τε ἰδὼν, ὑπό τε σπέος ἤλασε μῆλα* cet.; auch eine Zukunft: (Plato) *Ἱπποκράτης ἐπιθυμεῖν δοκεῖ ἐλλόγιμος γενέσθαι, τοῦτο δὲ οἴεται οἱ μάλιστα γενέσθαι, εἴ σοι συγγένοιτο.* (Krüger, gr. Spr. § 53, 5, 9); das Imperfectum kann sich dem Standpunkt der Erzählung anbequemen, indem es Bestehendes bezeichnet, wie Xenoph. (Anab. 1, 4, 9; wozu cf. Krüger): *Ὁ Χάλος ποταμὸς ἦν πλήρης ἰχθύων μεγάλων καὶ πρᾳέων, οὓς οἱ Σύροι θεοὺς ἐνόμιζον καὶ ἀδικεῖν οὐκ εἴων.* (Man sehe auch bei Krüger [l. c. § 53, 10] den Abschnitt: „Synonymer Gebrauch“ der Tempora.) Im Französischen und Englischen steht nicht selten Perf. statt Fut. exactum: (Wailly): Attendez, j'ai fini dans le moment; (Shakesp. Cymb. 4, 1): When I have slain thee with my proper hand I'll follow those that even now fled hence. (Mätzner, frz. Gr. p. 360; engl. Gr. II, 1 p. 74.) Imperf. für Plusq. steht z. B. (Ségur): Darius, qui peu de jours auparavant couvrait la terre de ses armées, arriva seul . . à Soque. (l. c. p. 368.)

7. Enallage der Modalformen und der Modalformen mit Formen der Tempora.

Phoebammon (l. c.) hat: *Ἑτεροσχημάτιστον δέ ἐστιν ἐναλλαγὴ ῥήματος εἰς μετοχὴν, ἢ καθ' ἑαυτὸ ἢ μετὰ συνδέσμου, ἢ καὶ ῥήματος ἀπὸ ἐγκλίσεως εἰς ἔγκλισιν, ὡς ἵνα ἀντὶ τοῦ εἰπεῖν, ἐπειδὴ*

ἔτρεχεν ὅδε, τόδε ἐγένετο, εἴπω, τρέχοντος ὅδε τόδε ἐγένετο. Pseudo-Plutarch (l. c.) erwähnt § 58 ebenfalls die Vertauschung des Vb. fin. mit dem Part. *καὶ μετοχαῖς δὲ χρῆται ἀντὶ ῥημάτων, ὡς ἐν τῷ „Ἥτ' ἐνὶ κήπῳ καρπῷ βριθομένη“ ἀντὶ τοῦ βρίθεται* cet. und hat weiter § 53: *Ἐν δὲ τοῖς ῥήμασι γίνεται ἐξαλλαγὴ τῶν μὲν ἐγκλίσεων, ὡς ὅταν τὸ ἀπαρέμφατον ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ παραληφθῇ, οἷον „Θαρσῶν νῦν, Διόμηδες, ἐπὶ Τρώεσσι μάχεσθαι,“ ἀντὶ τοῦ μάχου. Ἢ τὸ ὁριστικὸν ἀντὶ τοῦ εὐκτικοῦ, οἷον „Πληθὺν δ' οὐκ ἂν ἐγὼ μυθήσομαι, οὐδ' ὀνομήνω“ ἀντὶ τοῦ μυθησαίμην καὶ ὀνομήναιμι. Καὶ ἐκ τοῦ ἐναντίου, εὐκτικὸν ἀντὶ ὁριστικοῦ „Καὶ δύ κεν ἔνθ' ἀπίλοιτο Ἄρης“ ἀντὶ τοῦ ἀπώλετο.* — Die Verwendung des Infinitivs für den Imperativ ist bei Lesbonax (l. c.) bezeichnet als *σχῆμα Ἰωνικὸν δὲ καὶ Δώριον ὁμοῦ εἰλημμένον ἀπὸ τῶν κατὰ Σικελίαν Δωριέων.* Als Beispiele werden citiert Ilias 2, 10; 4, 66; 2, 75. — Bei ihm gehören noch hierher: *Σχῆμα Κορίνθιον: „ὁριστικοῖς χρῶνται ἀνθ' ὑποτακτικῶν,“* wie (Ilias I, 363): *ἵνα εἴδομεν ἄμφω* (vide auch Etymol. M. p. 301, v. 30) und *Σχῆμα Ἰβύκειον,* dem Korinth. entgegengesetzt, Konj. für Ind. z. B. Ilias 5, 6: *λαμπρὸν παμφαίνησι,* (man schreibt aber jetzt Konj. *παμφαίνῃσι*). (Vide auch Herodian *περὶ σχημ.* Rhet. Gr. ed. Sp. III, p. 101.) — Bei Greg. Cor. (de dial. p. 58) findet sich als ein *„Ἀττικόν“* bemerkt der Gebrauch des Optativs statt des Indikativs, wozu cf. Schäfer, A. 94. —

Donatus (lib. III, 2, 3) nennt: soloecismus „per modos verborum“ wie „Itis, paratis arma quam primum, viri“ statt ite, parate. —

Diomedes (p. 450) hat als Beispiel Virg. Aen. X, 267: at Rutulo regi ducibusque ea mira videri Ausoniis statt videbantur: „infinitum modum posuit pro pronuntiativo.“ —

Die Sprachen haben die Formen der Modalität nicht mit solcher Bestimmtheit ausgebildet und verwandt, daſs sie in das logische Schema zu bringen wären, wonach die Kategorie der Wirklichkeit sich darstelle im Indikativ, die der Möglichkeit im Konjunktiv (und zwar objektiv aufgefaſst: im Subjunktiv und Konditionalis, subjektiv: im Potentialis und Optativ), die der Notwendigkeit im Imperativ, wie Heyse (Sprachwissensch. p. 429) es aufstellt. Die Darstellung eines Erkannten, unabhängig für sich, erfolgt im Indikativ, d. h. in derjenigen Form, welche „aus Tempusstamm und Personalendung besteht, ohne weiteres Moduselement;“ die Darstellung eines Gewollten, unabhängig für sich, erfolgt im Imperativ, d. h. in einer Form, welche sich durch eine abweichende Personalendung charakterisiert,“ aber ebensowenig ein Modus-

element bietet; erst, wenn die Darstellung auch Beziehungen des Erkannten zu einem anderen Erkennen oder Wollen andeuten will, wählt sie dazu die Modusbezeichnungen des Konjunktiv und Optativ. (cf. Schleicher, Komp. p. 661, 706.) — Diese Formen des Konj. und Opt. sind in den verschiedenen Sprachen sehr ungleich entwickelt, am vollständigsten im Griechischen. Im Sanskrit findet sich der Optativ nur im Imperf. und Aorist, der Konjunktiv als erste Person des Imperativs; im Lateinischen hat sich Optat. und Konj. zu Einem Modus verschmolzen: im Letto-Slavischen fehlt der Konj., ebenso im Deutschen, wo der Optativ für ihn eintritt. Im Hebräischen fehlen diese Modus überhaupt, und das Bedürfnis, verhältnismäfsig gering bei der parataktischen Darstellungsweise dieser Sprache, wird meist durch eigentümliche Verwendung der Form des Futurum gedeckt; für das Imperf. und Plusqpf. Konj. gebraucht man gewöhnlich die Form des Praeteritum. (vide Gesenius, Lehrgeb. p. 793 sq.)

In der That sind Temporalformen auch geeignet, modale Verhältnisse auszudrücken. „Das wird etwas zu bedeuten haben“ ist modal; „Wenn die Feinde uns bemerkten, so waren wir verloren“ ist modal; und so mag wohl die Sprache überhaupt die Modusformen von Anfang an im Gebrauch nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit von den festeren Tempusformen unterschieden haben. Hieraus würde sich erklären, warum Konj. und Opt. nur zum Teil zur Entwickelung gelangten. — Lobeck (Phryn. p. 716) sagt: neque, si subjunctivi indicativis intermixti sunt, id expavescendum est, wie: Arist. Rhet. ad Alex. 36, 14. *ταῦτα πάλιν — συνθήσομεν καὶ τάξομεν καὶ διέλθωμεν* (p. 721); auch stehen statt der Optative Fut. Ind. wie Dion. Hal. Antt. VI, 61, 1179: *πάντων ἂν εἴητε ἀφρονέστατοι, εἰ ὑμᾶς παραδώσετε* (statt *παραδώσαιτε*), und Lob. bemerkt (p. 756): quum perspicuum sit, constetque inter omnes, aoristos et futura persaepe a librariis confusa esse, concedendum est cuilibet uni, ut de singulis locis in quibus vel futurum aoristo vel aoristus futuro praestare videatur, tantum suspicetur, quantum velit; in universos autem nihil quisquam gravius statuat, neque interdicat nobis, quominus scriptores ipsos credamus nonnunquam haec tempora confudisse, quum aut alterius vim in alterius forma includerent, aut vicinarum notionum appulsu in alienum tramitem ducerentur. Quarum vis a nobis omnibus sentitur. Nam (ut in nervorum cantu saepe chorda consonat non tacta) et invocatae adsunt et incogitantes nos persequuntur, et licet ipsae non appareant, tamen orationi nostrae auram quandam coloris sui afflant.

— Tobler („Übergang zwischen Tempus und Modus“ in der Zeitschrift für Völkerpsych. und Sprachw. von Lazarus und Steinthal, Bd. II, p. 34) sagt: „Im ganzen wird man mit der Ansicht der Wahrheit ziemlich nahe kommen, daſs keines von beiden, weder Tempus noch Modus, ursprünglich fertig für sich ausgebildet war, ehe noch vom andern eine Spur keimte, sondern daſs entweder in einer dem Hebräischen ähnlichen Weise beide ineinander lagen und sich allmählich durch besondere Merkmale von einander lösten, oder daſs zwar eines von beiden vorherrschte, aber schon sehr früh auch zu Zwecken des andern syntaktisch verwandt, wohl gar formell umgebildet wurde. Wir sind über diesen Urzustand ohne direkte Zeugnisse; aber soweit wir in der historischen Zeit zurückgehen können, finden wir beides nebeneinander, teils temporale Verwendung ursprünglicher Modi, teils umgekehrt temporale Bezeichnung modaler Verhältnisse; beides hat sich auch in die neueren Sprachen hinein fortgesetzt, halb als Erbschaft, halb als eigene Zuthat.“ Becker (Organism. p. 196 sq.) sagt: „Betrachtet man die phonetische Gestalt der Modusformen, so sieht man leicht, daſs diese nicht eigentlich ursprünglich unterschiedene Flexionsformen, sondern wie es mehr oder weniger bestimmt in allen Sprachen, am bestimmtesten aber in der griechischen hervortritt, nur Abänderungen der Zeitformen sind. Daher verflachen sich auch Modusformen leicht wieder, und fallen dann wieder, wie in der deutschen und noch mehr in der englischen Sprache, mit den Zeitformen zusammen. Es gehört ferner hierher, daſs auch in dem Gebrauch der Hülfsverben, die sonst die Besonderheiten der Beziehungsverhältnisse genauer bezeichnen, der Modus des Prädikats von den Zeitverhältnissen oft nicht unterschieden wird; so wird das Futur im Altdeutschen durch sollen, im Englischen durch shall und will, und im Französishhen durch avoir bezeichnet. Es ist endlich etwas sehr Auffallendes, daſs zwei an sich bestimmt unterschiedene Modusverhältnisse, nämlich die Möglichkeit und die Notwendigkeit des Prädikats, in der Sprache so oft durch dieselben Formen ausgedrückt werden; diese Erscheinung findet ihre Erklärung zunächst darin, daſs die Möglichkeit und Notwendigkeit des Prädikats, insofern beide Modusverhältnisse unter das Zeitverhältnis der Zukunft gestellt sind, als identische Verhältnisse aufgefaſst werden.“ —

Als weitere Belege einer so durch die Geschichte der Sprachen sich hinziehenden Enallage der Modus- und Tempusformen ist z. B. anzuführen, daſs das lat. Fut. aus ursprünglichem Sanskrit-Optativ erwuchs (Heyse, Sprachw. p. 465); daſs der griechische Konj. sich

nach Form und Bedeutung der Gegenwart anschliefst, der Opt., wie auch seine Endungen andeuten, der Vergangenheit (Curtius, die Bildung der temp. und modi p. 224, 249). Aus der Grammatik ist bekannt, dafs z. B. im Griechischen Konj. (auch Opt.) mit dem Futurum bei Angabe des Zweckes und der Absicht wechselt; dafs bei Homer auch ein selbständiger Konjunktiv öfter die Bedeutung des Futur hat, wie: *οὔ πω τοίους ἴδον ἄνερας οὐδὲ ἴδωμαι* (Ilias I, 262), (wo La Roche citiert: *B* 488, *ζ* 126, *δ* 240, *λ* 328, *μ* 383, *ν* 215 cet.); dafs in allen Sprachen namentlich der Konditionalis vielfach durch das Praeteritum ausgedrückt wird: es war deine Schuldigkeit; *εἰκὸς ἦν;* id consilium sequi debebas; si je pouvais, je le ferais bien u. d. m. Goethe (H. und Dor.): „Lange lachte mir schon mein Haus im modischen Kleidchen, Lange glänzten durchaus mit grofsen Scheiben die Fenstern, Aber wer thut dem Kaufmann es nach?“ Schiller (J. v. O.): „Wenn dieser starke Arm euch nicht hineingeführt, Ihr sahet nie den Rauch von einem fränkischen Kamine steigen;“ Ilias (II, 155: *ἔνθα κεν Ἀργείοισιν ὑπέρμορα νόστος ἐτύχθη, εἰ μὴ Ἀθηναίην Ἥρη πρὸς μῦθον ἔειπεν;* Cic. (Fam. XII, 10): Plaeclare viceramus, nisi — Lepidus recepisset Antonium; Voltaire: Si j'avais dit un mot, on vous donnait la mort. —

Im Französischen steht nach den Verben des Wollens que mit dem Konj. wie nach vouloir, commander, permettre cet.; nach den in der Bedeutung verwandten Verben des Beschliefsens, wie arrêter, résoudre, décréter cet. aber que mit dem Fut. oder Impf. Fut. (Cond. prés.); andere, wie ordonner, exiger erlauben beide Konstruktionen. (Vide Ploetz, Synt. und Formenl. der neufrz. Spr. p. 190 sq.) —

Was die Vertauschung der Modusformen untereinander betrifft, so findet namentlich der Imperativ vielfache Vertretung. Im Deutschen steht imperativisch der Konjunktiv, z. B. (Schiller): „Trete Sie näher, mein Kind;“ der Indikativ (Schiller): „Hanna, du bleibst;“ das Futurum (Schiller): „Du wirst den Apfel schiefsen von dem Kopf des Knaben;“ der Infinitiv (Vofs): „Drum nicht zanken, Mann!“ *) das Participium Präteriti (Schiller): „Nicht lange gefeiert, frisch! — Den Kalk, den Mörtel

---

*) Im Italienischen wird regelmäfsig der Singular des Imperativs mit der Negation durch den Infinitiv ausgedrückt: Maria, non avere paura (Wiggers, It. Gramm. p. 369.) — Bei Aristonic. (*περ. σημ. Ἰλ.*) zu Il. III, 458) *ἔκδοτε, καὶ τιμὴν ἀποτινέμεν* sagt Aristarch: *ἡ διπλῆ περιεστιγμένη, ὅτι Ζηνόδοτος ἀποτίνετο. — ἠγνόησεν ὅτι συνήθως τῷ ἀπαρεμφάτῳ ἀντὶ τοῦ προστακτικοῦ χρῆται.*

zugefahren!" — Im Griechischen Konj. z. B. Eurip. (Med. 1246): *ἄγ', ὦ τάλαινα χεὶρ ἐμή, λαβὲ ξίφος, λάβ', ἕρπε πρὸς βαλβῖδα λυπηρὰν βίου, καὶ μὴ κακισθῇς μηδ' ἀναμνησθῇς τέκνων.* — Optativ: *Λέγοις ἂν ὡς τάχιστα καὶ τάχ' εἴσομαι* (Aesch.) Futurum (fragend) (Soph. Oed. Col. 901): *οὔκουν τις ὡς τάχιστα προσπόλων μολὼν πρὸς τούσδε βωμοὺς, πάντ' ἀναγκάσει λεὼν — σπεύδειν ἀπὸ ῥυτῆρος — ἴθ' ὡς ἄνωγα σὺν τάχει;* (auch ohne Frage) *Λέγ' εἴ τι βούλει, χειρὶ δ' οὐ ψαύσεις ποτέ* (Eurip. Med. 1320); Infinitiv: *βάσκ' ἴθι οὖλε ὄνειρε θοὰς ἐπὶ νῆας Ἀχαιων. ἐλθὼν ἐς κλισίην Ἀγαμέμνονος Ἀτρείδαο πάντα μάλ' ἀτρεκέως ἀγορευέμεν, ὡς ἐπιτέλλω.* (Ilias 2, 10). Im Lat. Konjunktiv: Ego sum publicus nuntius populi Romani, verbisque meis fides sit (Liv. 1, 32); auch Futurum: Tu hoc silebis (Cic. Att. II, 18). Auch im Franz. steht der Indik. imperativisch: vous permettez que cet.; auch das Futur: tu m'y mèneras, die dritte Person des Prés. subj. dient überhaupt als Impérat.: qu'il aille! —

Es steht dagegen der Imperativ in Konditional und Konzessivsätzen auch für den Konjunktiv, indem er ein noch Bedingtes als schon direkt vom Willen ergriffen darstellt. So bei Lessing: „Mancher neuere Künstler würde sagen: Sei so ungestaltet wie möglich, ich will dich doch malen;" Plato (conv. 201): *οὕτως ἐχέτω, ὡς σὺ λέγεις;* (Theaet. 154): *σμικρὸν λαβὲ παράδειγμα καὶ πάντα εἴσει, ἃ βούλομαι;* Cicero (Caecil. 15): Esto: ipse nihil est, nihil potest; at venit paratus cum subscriptoribus; Dumas: Avoue-le et je te pardonne tout; so auch im Engl.: Show the world a cheerful face, and the world will smile at you. —

In den neueren Sprachen zeigt sich starke Abnahme des Gebrauchs der Modusformen. Die beiden Konjunktive oder Optative im Deutschen, der des Präsens und des Perfekts, werden schon seit frühester Zeit vermischt, und ihr temporaler Unterschied ist geschwunden. Schleicher (Dtsch. Spr. p. 284) bemerkt, daſs man den Optativen des Perf. gern aus dem Wege gehe, in ihrer Bildung unsicher sei. Er sagt: „Quäle man sich nicht mit Herstellung einer Uniform für alle Verba, sondern wähle jeder die Form, die ihm mundrecht ist. Die Zeit wird wohl in nicht allzugroſser Ferne auch diese Formen durch die leidige Umschreibung entbehrlich machen." Im Französischen wird „das Gebiet des Konjunktivs in neuerer Zeit immer mehr beschränkt" (Mätzner, frz. Gr. p. 385); was das Englische betrifft, führt Schmitz (engl. Gr. p. 205) an, daſs in Amerika nur noch der Indikativ gebraucht, der Konjunktiv dort, wo die British Grammars ihn fordern oder zulassen, nicht

mehr verwandt wird. Aber auch die britischen Grammatiker schliefsen sich dem schon an. „D'Orsey bemerkt über den Gebrauch des Konj. Praes. überhaupt: It is seldom used in conversation except by pedants, and not very often in writing, except in law and poetry.“ — Wie will man nun solches Schwinden passender bezeichnen, als durch eine Enallage der Technik? —

Wenn der Infinitiv und das Participium zweckmäfsig als Nominalformen des Verbum bezeichnet werden, so ist doch ihre verbale Kraft wirksam, wie sie denn die Kasus ihrer Verba erfordern: scribere historiam; imperans honesta; *τὸ ἐπιστολὴν γράφειν, τοῦ ἐπιστολὴν γράφειν;* im Mhd. auch, wenn der Inf. als Substantiv stand: Nibel. 729, 4: dâ wart vil michel grüezen die lieben geste getân. (Grimm, Gr. IV, p. 716.) So verwenden denn die Sprachen den Infinitiv auch als Verb. fin. (sogen. Inf. historicus) malerisch: Nondum fuga certa, nondum victoria erat; tegi magis Romanus, quam pugnare; Volscus inferre signa, urgere aciem, plus caedis hostium videre, quam fugae. (Liv. IV, 37); ähnlich im Französischen mit de: La voix perçante . . . Des limiers acharnés redoublait la vitesse. Et les bons limiers de courir, Et le pauvre cerf de frémir (Viennet). George Sand (Franc. le Champi): Et le champi d'accourir et de se jeter à deux genoux devant son lit, et de pleurer de peine et de joie. Auch an Infinitive des Ausrufs erinnert man sich, wo die Thätigkeit des Verb in Verwunderung gleichsam zum Stehen kommt: Mene incepto desistere victam? (Virg. Aen. 1, 37); *ἐμὲ παθεῖν τάδε, φεῦ, ἐμὲ κατὰ γᾶν οἰκεῖν.* (Aesch. Eum. 801); Moi, vous abandonner. (Andrieux); What! and not warn him! — So auch zuweilen das Participium: What! not one left! not to leave me one! Hier, wie etwa im Deutschen: „Ich Dich kränken!“ „Verraten und verkauft!“ wird allerdings leicht Ellipse angenommen werden. —

8. Enallage der Genera des Verbi.

Der Pseudo-Plutarch (l. c. § 55) bemerkt: *Καὶ διαθέσεις δὲ ἐναλλάσσονται παρ' αὐτῷ* (Hom.) *πολλάκις· καὶ τίθεται ἀντὶ ἐνεργητικῶν παθητικὰ ἢ μέσα, οἷον, Ἕλκετο δ' ἐκ κολεοῖο μέγα ξίφος, ἀντὶ τοῦ εἷλκε. Καὶ τοὐναντίον τό ἐνεργητικὸν ἀντὶ τοῦ παθητικοῦ, Δωρήσω τρίποδα χρυσούατον, ἀντὶ τοῦ δωρήσομαι.* Man sehe auch Greg. Cor. (l. c. p. 171) und den Grammaticus Meermannianus p. 644, 647. — Bei Donat. (l. c.) ist als soloecismus per significationem bezeichnet: spoliantur eos et corpora nuda relinquunt (Ennius?) statt spoliant, was Pompejus (Comment. p. 435)

als soloec. per genera verborum aufführt. Diomedes (l. c.) nennt es soloec. per qualitates verborum, wenn z. B. Virg. Georg. II, 425: hoc pinguem et placidam paci nutritor olivam statt nutrito sich findet.

Das Verbum zeigt die Form des Aktivs, wenn sein Subjekt als thätig erscheint, die des Mediums, wenn seine Thätigkeit sich aufserdem auf das Subjekt zurückrichtet. Die als Personalendungen angeschmolzenen Pronominalwurzeln geben nämlich, Einmal (als Nominativ) an das Ende des Verbalstammes gesetzt, die Form des Aktivum: vagha-ti, vehit; Zweimal an den Auslaut gesetzt (wobei dann das erste Pronomen Objektskasus, das zweite Nominativ), die des Medium: vagha-ta-ti, vehitur. (vide Schleicher, Komp. p. 660.)

Soll das Subjekt nur in dem Verhältnis erscheinen, dafs es die Thätigkeit an sich erfährt, so wird dies durch die Form des Passivs ausgedrückt, welche von rhetorischer Bedeutsamkeit ist. (cf. Becker, Organism. p. 598.) Da nun die Medialform nach Einer Seite auch diese Bedeutung des Passivs an sich bezeichnet, so wurde dieses vielfach von jener vertreten, und, während die Formen des Aktivum und des Medium sich vollständig entwickelten, behauptete sich das Passivum z. B. im Griechischen mit eigenen Formen nur für Aorist und Futurum. Aus *φέρομαι* für *φερο-μα-μι* = ich trage mich, *φέρεται* für *φερε-τα-τι* = er trägt sich erhielt man erst später die passive Bedeutung: er wird getragen, wie etwa bei uns: „Es wird sich finden", die Bedeutung vertritt der passiven Form: „Es wird gefunden werden." — Das Slavische hat überhaupt keine Passivform, sondern braucht statt ihrer das Reflexivum ssa = sich, also datissä sich geben, statt gegeben werden (Becker, Organ. p. 88). Auch im Lateinischen ist die Form des Passivs ursprüngliche Reflexivform, d. h. es ist das Reflexivum sva, sĕ der Aktivform hinzugefügt: legor = lego se, legeris = legis-is cet.; — und an diese Reflexivform hat sich die Bedeutung des Passivum gebunden. In den Formen des sogen. Deponens liegt also ursprünglich reflexive Bedeutung vor, die vielfach z. B. in hortor, sequor jetzt abgeschwächt, im usus namentlich bei den Participien auch Schwanken zeigt, wie z. B. adeptus, emensus sowohl Akt. als Pass. ausdrückt. — Im Deutschen vertritt das Aktiv mit dem Pron. reflex. die Formen des Medium; das Pron. reflex. bildet dann mit dem Verbum eine Einheit, ist tonlos und kann gegen ein anderes Objekt nicht in Gegensatz treten.

Die Technik, durch welche im Laufe der Zeit die Genera Verbi herausgearbeitet wurden, zeigt, wie man sieht, beständige Übergänge, Vermischungen, Vertauschungen, wie sie z. B. Bopp (Vergl. Gr. II, p. 254) im Sanskrit in Bezug auf Aktiv (Parasmâipadam = Fremd-Form) und Medium (Atmanê-padam = Selbst-Form) bemerkt. Er sagt: „Im allgemeinen verfügt die Sprache in ihrem erhaltenen Zustande ziemlich willkürlich über beide Formen; die wenigsten Verba haben beide bewahrt, und wo es der Fall ist, tritt selten die primitive Bestimmung beider deutlich hervor. Von den verwandten Sprachen haben nur das Send, Griechische und Gotische diese uralte Reflexiv-Form bewahrt.“

Der usus der Sprache zeigt auch anderweitig häufige Vertauschungen der Formen. Im Deutschen werden z. B. Formen des Medium und des Aktiv nebeneinander gebraucht: Du irrst, du irrst dich; er flüchtet, er flüchtet sich u. a. m., ebenso des Med. und Pass.: „Und Pforten bauen sich aus grünen Zweigen, und um die Säule windet sich der Kranz“ (Schiller). „Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an“ (Sch.). Aktiv geht in Passiv über: schwindelnde Höhe, fahrende Habe, sitzende Lebensweise; frischmelkende Kuh (cf. Schötensack, nhd. Gr. p. 283 sq.). Varnhagen sagt z. B.: eine vorhabende Reise; Lessing: Das ist mir nicht wissend; W. v. Humboldt: die unter Händen habende Rezension (vide Teipel, die nicht logische Seite d. Spr. in Herrigs Archiv T. IX, p. 309); ähnlich beim Infinitiv z. B. Wasser, gut zu trinken (cf. Grimm, Gr. IV, p. 57 sq.) und Bopp (vergl. Gr. III, p. 307 sq.), wo dem dtsch. er ist zu strafen, puniendus est, das engl. he is to be punished gegenübergestellt, andererseits an das frzsch. erinnert wird: cette pomme est bonne à manger; je lui ai vu couper les jambes u. a. m. „Man hörte von den Bauern den kleinen Töffel sehr bedauern“ (Lichtwer). So schon im Gotischen.

Im Griechischen zeigen Formen, wie *ἥλωκα, ἑάλωκα, ἥλων, ἑάλων* eine an aktiver Form haftende passive Bedeutung; intransitive Activa, wie *φεύγειν, ἀποθνήσκειν, τελευτᾶν* u. a. haben Sinn und Konstruktion von Passivis: *αὐτοί γε ἀπέθνησκον ὑπὸ ἱππέων* (Xen. Cyr. 7, 1, 48). — Medium zeigt sich bei Homer neben dem später ausschliefslich angewandten Aktiv, z. B. Ilias I, 56: *κήδετο γὰρ Δαναῶν, ὅτι ῥα θνήσκοντας ὁρᾶτο;* so *ἰδόμην* neben *εἶδον; ἀκούετο λαὸς ἀΰτῆς* (Ilias 4, 331); und ebenso steht Akt. für Med. z. B. bei *μεταπέμπειν,* zu dessen Med. andererseits noch Reflexiv-

pronomen gefügt wird (Lycurg, 42): αὐτῷ μεταπέμψασθαι; die Futurform des Med. hat nicht selten passive Bedeutung, wie (Thuc. 6, 64): ὑπὸ τῶν ἱππέων οὐ βλάψονται (obwohl Isocr. 1, 25: βλαβήσομαι); auch bestehen, ohne daſs die Bedeutungen sich unterscheiden, mediale und passive Futurformen nebeneinander, wie πείσομαι und πεισθήσομαι u. a. m. — Im Lateinischen haben die sogenannten Neutropassiva (Priscian, VIII, 3) wie vapulo ab aliquo passiven Sinn, die Semideponentia (Prisc. VIII, 11) wie gaudeo, zeigen passive Formen, obwohl alt: gavisi, bei aktiver Bedeutung; nebeneinander bestehen z. B. juratus, der geschworen hat und (Cic. Off. III, 29) quod juratum est; reverti, reversus sum; odi, osus sum u. a. m. — Wie in der (oben bei Diom. angeführten) Form, nutritor statt nutrito, ist die Medialform auch z. B. bewahrt Virg. Aen. XI, 660: pictis bellantur Amazones armis; als Aktiv und Deponens sind überhaupt viele Verba gebräuchlich, wie adulor (Cic. Tusc. 2, 10), conflictor, ludificor, vehor u. a. m., während andere, wie aspernor, medicor, dominor zuweilen in passiver Bedeutung vorkommen. Das Französische hat die lat. Dep. überhaupt in aktive Form gebracht: consoler, imiter, suivre, naître, mourir cet. — Für den reflexiven Sinn wird Passivform verwandt, wie delector, fallor, commoveor, aber auch die Aktivform, wie verto, muto, flecto u. a. Virg. (Ge. I, 163) hat solventia plaustra, (Ecl. I, 29): tondenti barba und (Aen. X, 362) saxa rotantia; so (l. c. 240): ne castris jungant in medialer Bedeutung. Auch im Französischen spielen aktive und mediale Formen ineinander, wie mourir, se mourir, rire, se rire u. a.; auch fehlt zuweilen das Reflexiv, wie in: notre canon a fait taire celui des ennemis (Acad.); häufig wird Passiv durch Medium vertreten, wie un cri s'entend; le spectacle se donnait en l'honneur des dieux. (M. de Staël) (vide Mätzner, fr. Gr. p. 195). Im Englischen werden besonders die Umschreibungen mit dem Particip auf ing so verwendet, daſs Übergang ins Passiv gefühlt wird: While any favourite air is singing (Sheridan); Dinner was preparing. Viele Verba bedienen sich der aktiven, wie der reflexiven Form, z. B. to assemble, to address, to behave; Übergang des intrans. Aktivs in die reflexive Form durch Hinzufügung eines persönlichen Pron. namentlich im Imperativ, wie: Fare thee well, and think of death (Hughes); Go flee thee away into the land of Judah (Bible) (vide Mätzner, engl. Gr. T. I, p. 313). Ähnlich im älteren Deutsch, z. B. Von libe scheide er sich enzit (Konr. v. Würzb.); Ich säumte mich lang (H. Sachs). (cf. Schötensack, D. Gr. p. 237.)

Im Neger-Englisch giebt es (Fiedler u. Sachs, wissensch. Gr. d. engl. Spr. II, p. 6) gar kein Passiv, da man entweder das Activ setzt oder umschreibt.*)

9. Enallage in der Satzkonstruktion.

Der im Lautbild der Wurzel angedeutete Seelenmoment zeigt sich, nach einer bestimmten Richtung entfaltet, als Satz. Und wie die Bewegung der Seele zu anderen Bildern fortgeht, reihen sich die Sätze aneinander; aber auch dies, daſs eine einheitliche Kraft diese Bilder erzeugt, sie also nicht einzeln für sich stehen, sondern auseinander hervorwachsen, findet seinen Ausdruck, und Bindewörter deuten, wo es nötig erscheint, diesen Zusammenhang an. So entsteht die *λέξις εἰρομένη,* welche Aristoteles (Rhet. III, 9) *ἡ ἀρχαία* nennt: *ταύτῃ γὰρ πρότερον μὲν ἅπαντες, νῦν δὲ οὐ πολλοὶ χρῶνται.* Dadurch kommen denn die einzelnen Satzbilder allmählich als bloſse Teile gröſserer Bilderreihen zum Bewuſstsein und drängen sich so wieder in Einen Begriff, in Eine Anschauung zusammen, die nun für die Seele Ausgangs- oder Beziehungspunkt einer neuen, weiteren Entfaltung werden kann. Solcher Satzbegriff giebt dann den Ausdruck seiner Geschlossenheit, das Verbum finitum, auf und stellt sich als ein durch ein Nomen mit Participium, Adjektiv, Apposition gebildetes attributives Satzverhältnis dar, ein Glied eines neuen, somit erweiterten Satzes, wie es zuweilen auch durch ein zusammengesetztes Wort bezeichnet wird. Ein solches Gebilde, durch Kongruenz im Genus, Numerus, Kasus seine Begriffseinheit darlegend, tritt ebenso zu einem Subjekte eines Satzes, wie zu dessen Objekt. — Weder aber die Beiordnung von Sätzen zu einander noch deren Einordnung ineinander entspricht der Forderung, daſs die angedeuteten Bilder in die richtige Beleuchtung treten je nach dem Grade ihrer Bedeutung, je nach der Art ihrer Beziehung aufeinander, so daſs das Gesamtbild durch das Beiwerk in seiner Wirkung nicht gestört, sondern vielmehr

*) Wie bei den Verbalformen Aktiv und Passiv ineinander übergehen: *καλῶς ἀκούειν,* bene audire = gelobt werden; *κακῶς ἀκούειν,* male audire = getadelt werden; „wie ein Gespenst sehen“, „blaſs sehen“, so bietet auch sonst die Sprache Fälle, wo Akt. und Pass. in derselben Anschauung aufgehen: ein blinder Schuſs, blinder Lärm, blinde Klippen; aliquis latet error (Virg. Aen. 2, 48) = Täuschung; caeca vada; *τὰ τυφλὰ τοῦ σώματος* = die Rückseite (Xen. Cyr. 3, 3, 45); eine traurige Gegend; ein froher Anblick; sourd = ungünstig für Akustik; deaf = gedämpft im Ton; regard das Blicken und der Anblick; spoil das Rauben und das Geraubte u. d. m.

gehoben werde. Erreicht wird dies dadurch, daſs die erweiternden Bestimmungen sich wieder auflösen zu Sätzen, d. h. von dem verbalen Leben wieder durchströmt, bestimmt und doch flüssig gemacht werden, und daſs sie dann durch Fügewörter, Relativa und relativische Konjunktionen, als untergeordnete Sätze dem Hauptsatze sich einfügen. Die Konstruktion der Periode [λέξις κατεστραμμένη ἡ ἐν περιόδοις (Arist. l. c.)] ist das gröſste Kunstwerk der Sprachtechnik. — (cf. Demetrius de eloc. in Rhet. Gr. Sp. III, p. 262 sq.; Aquila Romanus, 18, in Rhet. Lat. m. Halm p. 27 sq.; Quint. IX, 4, 124, der IX, 4, 22 die Hauptglieder der Periode κῶλα = membra und die Nebenbestimmungen κόμματα = incisa anführt. Er bezieht sich bei seiner Ausführung auf Cicero de or. c. 43 sq. und or. c. 41 sq.*)

Mit dem Angegebenen ist indessen die Fülle der möglichen Satzkonstruktionen nicht erschöpft. Es lassen sowohl diejenigen koordinierten Sätze, welche gleiche Satzglieder bieten, eine Zusammenziehung zu, als auch gelingt es der Technik, im Satzgefüge durch Anwendung der Nominalformen des Verbum, des Infinitivs und des Participium, die untergeordneten Nebensatz-Bilder wieder zu verdichten; ein Vorteil für Gedrängtheit und Abrundung des Ausdrucks, in dessen Ausbeutung das Deutsche nicht bloſs dem Griechischen und Lateinischen, sondern auch dem Englischen und Französischen nachsteht.

So bietet sich der Sprache auch in Bezug auf Wechsel und Vertauschung der Satzbildungen eine unabsehbare Menge von Mitteln, denselben Inhalt in mannigfaltigster Färbung des Sinnes unter verschiedenen Formen erscheinen zu lassen. Namentlich ist es der Reichtum der Sprache in dieser Beziehung, welcher den Menschen die Wiederholungen desselben beschränkten Inhalts immer wieder neu erscheinen läſst und es bewirkt, daſs ihnen die Enge der Sphäre, in welcher sich ihre Vorstellungen bewegen, nicht leicht zum Bewuſstsein kommt.

Die Angemessenheit parataktischen oder syntaktischen (hypotaktischen) Satzbaues, einer oratio fluens oder coagmentata, ist im

---

*) Die Konstruktion des Satzgefüges wurde von den Alten nach dem rhythmischen Gefühl beurteilt; κῶλα und κόμματα sind nicht geschieden, wie Nebensätze und attributive Satzverhältnisse. Für unsere Beurteilung ist da Unbestimmtheit und Verwirrung. Man vergleiche etwa auſser den angef. Stellen: Longin. τεχν. ῥητ. in Rhet. Gr. Sp. Vol. I, p. 309; Aristides τεχν. ῥητ. l. c. Vol. II, p. 507; Alexander περὶ σχημ. l. c. Vol. III, p. 27; Demetrius περὶ ἑρμην. l. c. Vol. III, p. 259; Cornificius, rhet. IV, 19.

einzelnen nicht zu beurteilen, sondern ergiebt sich aus dem allgemeinen Charakter der Darstellung und aus dem Zusammenhang der Sätze; aber der Begriff der Enallage findet seine Anwendung, sobald die Konstruktion des einzelnen Satzes für sich in Betracht kommt. Wenn (Od. II, 312 sq.) Telemach sagt: *ἦ οὐχ ἅλις, ὡς τὸ πάροιθεν ἐκείρετε πολλὰ καὶ ἐσθλὰ κτήματ' ἐμά, μνηστῆρες, ἐγὼ δ' ἔτι νήπιος ἦα;* so steht der letzte Satz in kindlicher und Homerischer Sprechweise parataktisch, während ihn die Logik unterordnen würde; ebenso tritt mit der Verwendung des beiordnenden et (statt quum) Vertauschung der Konstruktion ein, wenn es bei Sallust (Jug. 97, 4) heifst: Igitur simul consul ex multis de hostium adventu cognovit et ipsi hostes aderant; wie ähnlich bei Molière (bourgeois gent.): Je voudrais qu'il m'eût coûté deux doigts de la main et être né comte ou marquis. Im Lat. kann auch das Relativ parataktische Verbindung bewirken, wie wenn Horat. (ep. I, 2, 62) sagt: animum rege, qui nisi paret, imperat; wenn dagegen Goethe, wie nicht selten (cf. Becker, d. dtsch. Stil p. 317), schreibt: „Man konnte in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird;“ so stellt er als Nebensatz hin, was koordiniert erwartet wird. Bei Tacitus (Ann. II, 9): Erat is in exercitu, cognomento Flavius, insignis fide, et amisso per vulnus oculo paucis ante annis duce Tiberio; erscheint die Gedrängtheit gesucht; Perioden endlich, wie etwa bei Livius (I, 16, 2): Romana pubes, sedato tandem pavore, postquam ex tam turbido die serena et tranquilla lux rediit, ubi vacuam sedem regiam vidit, etsi satis credebat patribus, qui proximi steterant, sublimem raptum procella; tamen, velut orbitatis metu icta, moestum aliquamdiu silentium obtinuit; bieten keine Enallage, sondern einen in der Anlage verfehlten Satzbau.

10. *Σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον; Ἓν διὰ δυοῖν;* Hypallage; Prolepsis; Attraktion; Anakoluth.

Von den unter den Begriff der Enallage fallenden mancherlei Unregelmäfsigkeiten in der Satzkonstruktion und in der Form der Satzglieder, welche die Grammatiker unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte gestellt haben, führen wir an:

a) Das *σχῆμα πρὸς τὸ σημαινόμενον.*

Als „Konstrukt. nach d. Sinne“ bezeichnet Apoll. Dysc. (de constr. I, 13), wenn (wie Il. 20, 166: *ἀγρόμενοι πᾶς δῆμος*) bei den

„ἀθροιστικὰ ὀνόματα“ „ἑνικῶς μὲν λέγεται, πληθυντικῶς δὲ νοεῖται“. Die Form ordnet sich dann der Bedeutung unter: *πρὸς τὸ ὑπακουόμενον τὸ σχῆμα ὑπήκουσεν*. (Auch für Genus: (ib. III, 4). — Al. Buttmann führt im Anhang VII seiner Übersetz. der Syntax des Apoll. Dyscol. überzeugend aus, dafs der ganze über die *ἀλλοιότητες* („variatio structurae“) handelnde Abschnitt — also auch über die Konstruktion nach d. Sinne — in Apollon. jetzigem Text ausgefallen ist und sich bei Priscian (de constr. lib. XVII, § 155—172) im wesentlichen übersetzt findet. — In den Scholien zur Ilias (z. B. zu VII, 238) bezeichnet Aristarch die Genusänderung als *πρὸς τὸ σημαινόμενον*, ebenso die im Numerus (z. B. Il. XI, 124); oder auch als *πρὸς τὸ νοητόν* im Genus z. B. zu Il. XVI, 280, im Numerus Il. II, 278. — Priscian (de constr. XVII, 156) giebt zu Virg. Aen. I, 212 die Bezeichnung „ad sensum“; Servius (z. B. zu Aen. V, 122: Centauro magna) begnügt sich: „sciendum, genera plerumque confundi“.

Erwähnt wird diese Konstruktion auch bei Gregor. Cor. p. 90 sq. als Enallage im Genus, wozu er Hom. Od. 12, 74 (mit Unrecht) citiert und Thuc. II, 47 (*ἡ νόσος — λεγόμενον*), *„οὐ πρὸς τὴν φωνὴν ἀποειδόντες, ἀλλὰ πρὸς τὸ σημαινόμενον“*; ebenso Schol. zu der Stelle des Thucyd.

Man hatte eine Zeitlang den Terminus Synthesis für diese Konstruktion, der indes unpassend gefunden wurde (cf. Sanctius, Minerva 1, 4) und nach Vossius Vorgang (de arte gramm. lib. VII, 3) durch *σύνεσις* ersetzt wurde; jetzt meist: constructio ad sensum.

Die „Konstruktion nach dem Sinne“ kann eintreten, wenn in einem Worte eines Satzes sich grammatische Form und Bedeutung nicht vollständig decken, wie wenn z. B. das Wort „Volk“ als Singular nicht auch die Vielheit der Individuen bezeichnet, welche es doch meint, das Neutrum „Weib“ nicht auch das natürliche Geschlecht; richtet sich dann die Formierung eines auf solches Wort bezogenen Ausdrucks nach dessen Bedeutung statt nach der Form, so entsteht Enallage im Numerus, Genus, Kasus, wie wir in den betreffenden Abschnitten schon erwähnt haben.

Beispiele in Bezug auf das Genus: Goethe (Zueignung): „Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an; ich konnte mich in ihrem Blicke lesen, was ich verfehlt und was ich recht gethan;“ — Ilias 5, 382: *τέτλαθι τέκνον ἐμὸν καὶ ἀνάσχεο κηδομένη περ;* Ter. (Eun. IV, 3, 3): Quin etiam insuper scelus, postquam ludificatu'st vir-

ginem —; Voltaire: Riga était défendue par le vieux comte d'Alberg; Defoe: I saw abundance of parrots, and fain I would have caught one, if possible, to have kept it to be tame, and taught it to speak to me. I did, after some pains-taking, catch a young parrot, for I knocked it down with a stick, and having recovered it, I brought it home; but it was some years before I could make him speak: however, at last I taught him to call me by my name very familiarly. — In Bezug auf den Numerus: Schiller: „Ein streitendes Gestaltenheer, die seinen Sinn in Sklavenbanden hielten"; Thuc. (3, 109): *Δημοσθένης μετὰ τῶν ξυστρατηγῶν Ἀκαρνάνων σπένδονται Μαντινεῦσιν;* (hier giebt die Verbindung mit *μετά* dem Subj. den Sinn einer Mehrheit); Ilias (13, 257): *τό νυ* (*ἔγχος*) *γὰρ κατεάξαμεν, ὃ πρὶν ἔχεσκον ἀσπίδα Δηιφόβοιο βαλών;* (Eustath. erkennt hier die *σύνεσις* nicht); Sall. (Cat. 56, 5): Interea servitia repudiabat, cujus initio ad eum magnae copiae concurrebant; Chamfort: On a répété que, si Molière donnait ses ouvrages de nos jours, la plupart ne réussiraient pas; Fielding (T. Jon. 5, 1): The world have paid too great a compliment to critics; im Genus und Numerus zugleich, z. B. Liv. 26, 35: Haec ingens turba circumfusi fremebant.

Auch in Bezug auf andere Konstruktionen ist Rücksicht auf den Sinn bisweilen merkbar. Das possessive Pronomen kann z. B. durch den Gen. der Person bestimmt werden, auf welchen es geht, so daſs von Synesis im Kasus gesprochen werden kann (wie von Ursinus p. 562; vide Ruddimann, inst. Gr. Lat. II, p. 388, wo diese Art der Synesis als „implicita" von der „explicita" unterschieden wird); Cic. Fam. VI, 16: Contentus ero nostra ipsorum amicitia; Cic. Phil. 2, 43: tuum, hominis simplicis, pectus vidimus. (vide Schultz, lat. Gr. § 272, A. 3.) Es ist so auch constr. ad synesin, wenn nach der Art, wie man bei dem Gerundium konstruierte: repudiandum est artes (Varr. L. L. IX, 64) die Grammatiker des Mittelalters auch billigten: legitur Virgilium. (vide Schömann, Redet. p. 58.)

Am stärksten wird die Unregelmäſsigkeit, wenn das Wort, auf welches sich die Beziehung richtet, grammatisch gar nicht vorhanden ist, wie in der angeführten Synesis im Kasus. Derart ist auch z. B. Schiller (Tell): „Der Enkel Rudolfs, meines Herrn und Kaisers, als Mörder flüchtig hier an meiner Schwelle, des armen Mannes, flehend und verzweifelnd." Ilias (3, 180): *Δαὴρ αὖτ' ἐμὸς ἔσκε κυνώπιδος,* weil *ἐμός* den Sinn von *ἐμοῦ* vertritt;

ähnlich bezieht man wohl im Franz. ein Partic. passé zu Anfang des Satzes auf ein pers. Pron., welches aus einem possess. Pron. entnommen wird: Voltaire: Obéi dans sa vie, à sa mort adoré, son palais fut un temple. — Kühner noch ist z. B. Herder: „Er ging voran die Dornenpfade, die noch dem Sterbenden sein Haupt im Kranze schmückten.“ Plato (Apol. p. 29): Ἀθηναῖος ὤν, πόλεως τῆς μεγίστης καὶ εὐδοκιμωτάτης; Cic. (Fam. 14, 5): de hereditate Preciana — valde enim illum amavi — (Viele Beisp. bei F. Grüter, die Synesis, zwei Progr. Abh. Münster, 1855 und 1867).

b) Ἓν διὰ δυοῖν. (Hendiadys.)

Der terminus ἓν διὰ δυοῖν findet sich bei Servius zu Virgil z. B. (Ge. II, 192): pateris libamus et auro; zu Aen. 1, 61: „molemque et montes insuper altos, id est: molem montium. Et est figura Endiadys, ut una res in duas dividatur“. Porphyrion zu Hor. od. II, 15, 18: „oppida publico sumptu jubentes et deorum templa novo decorare saxo“. hoc est opera templorum in oppidis publico sumptu jubentes aedificari. est ergo hic schema, quod ἓν διὰ δυοῖν dicimus, unum in duobus, quia unum in duo sensus divisit, oppida enim et deorum templa pro eo, quod est „oppidorum templa“. Donatus (zu Ter. Andr. 1, 4) stellte auch eine Figur auf: δύο δι' ἑνός: „nec satis digna, cui committas primo partu mulierem“ — „duas res dicit; nec parientem, nec primo partu“. — Derart wäre z. B. auch bei Schiller (W. Tell): „Daſs meines nächsten Schusses erstes Ziel dein Herz sein sollte“, denn da der nächste Schuſs nur Ein Ziel haben kann, so ist zu denken: mein erster Schuſs, { also / und } mein nächstes Ziel d. h. Schiller hat subordiniert statt zu koordinieren.

Das ἓν διὰ δυοῖν bezeichnet die parataktische Darstellung von Satzgliedern statt der syntaktischen, indem entweder Nomina nebeneinander treten, statt ihre Beziehung auszudrücken, wie etwa: „mit Leidenschaft und Liebe“ statt: „mit der Leidenschaft der Liebe“, oder: „mit leidenschaftlicher Liebe“; oder Verba, wie etwa: „Sei so freundlich und erwarte mich“ statt: „Sei so freundlich, mich zu erwarten.“

So bei Chamisso (Bd. 5, p. 37): „Ich wollte die Minute, die mir vergönnt ist, benutzen und Dir noch heute schreiben; Goethe (Bd. 26, p. 204 gr. A.): „Die Heiterkeit, sich in der Natur, ihren Lokalitäten und Einzelheiten überall zu ergehen“ —;

Claudius: „ich habe auch einmal mit dieser neuen Art und Kunst einen Versuch gemacht“; Gen. 1, 14: לְאֹתוֹת וּלְמוֹעֲדִים (in signa et tempora i. e. signa temporum) (vid. Gesen. lex. man. hebr. sub voc. ו; Lehrgeb. p. 854); Aeschylus (Eum. 238): *αἷμα καὶ σταλαγμός* statt *αἵματος σταλαγμός;* Cic. (Tusc. 3, 16): tarda illa quidem medicina, sed tamen magna, quam adfert longinquitas et dies; Lamartine (Narm. 1, 1): un temple rempli de voix et de prières; Shakesp. (Caes. II, 2): warnings and portents and evils imminent; (l. c. IV, 1): one that feeds on objects, arts and imitations; auch (l. c. I, 3) sagt Cassius den Begriff: Duldung unseres Jochs: koord. Our yoke and sufferance show us womanish. (Vid. Teipel, *ἓν διὰ δυοῖν* im Archiv für neuere Spr. Bd. X, p. 70 sq.)

c) Hypallage.

Die Bezeichnung *ὑπαλλαγή* findet sich bei den Alten in verschiedenem Sinne. Quintilian (VIII, 6, 23) führt an, daſs man statt *μετωνυμία* „quae est nominis pro nomine positio“, auch *ὑπαλλαγή* sage, wie Cicero (or. 27) angebe; ebenso bei Dion. Hal. de comp. vb. ed. Sch. p. 20, 22. — Die Unsicherheit im Gebrauch des terminus deutet Quintilian (IX, 3, 92) an: er könne im Sinne von *ἀλλοίωσις* stehen. So heiſst es denn auch im Carmen de fig. vel schemat. (Rhet. Lat. min. ed. Halm p. 70): „*Ἀλλοίωσις* aut *Ὑπαλλαγή*“: Fit mutatio multimodis. „Bello Africa flagrat.“ Afros cum dicas bellare, et tempora quando. Et casus numerosque figurando variamus. Der term. ist also im Sinne von „Enallage“ gebraucht, wie ihn Apollon. (de constr. III, 7) anwendet: *κλυτὸς Ἱπποδάμεια ἐν ὑπαλλαγῇ γένους* —; und man sieht aus dem Beispiel, wie Hypall. auch für Meton. stehen konnte, denn Africa für Afri ist nicht bloſs Enall. num., sondern in der That Metonymie.

Ganz verschieden hiervon ist der term. *ὑπαλλαγή* auch zur Bezeichnung einer tadelnden Zurückweisung gebraucht worden, bei welcher der passende Ausdruck statt eines anderen gesetzt wurde, der hätte entschuldigen können, wie z. B. *οὐκ ἔστι τοῦτο φιλία, ἀλλ᾽ ἔρως.* Er steht dann für *ἐπιτίμησις.* So bei Alexander (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 40), Zonaeus (l. c. p. 170), Anonym. (*περὶ σχημ.* l. c. p. 187).

Die Bedeutung, in welcher *ὑπαλλαγή* von den Neueren meist gebraucht wird, findet sich bei Servius zum Virgil. Es heiſst dort zu Georg. I, 59: „Eliadum palmas (mittit) Epiros equarum“: hypallage est, nam hoc dicit: Epiros creat equas optimas, quae

apud Elidam palmas merentur in Jovis Olympici curuli certamine; ebenso zu Aen. 2, 387 und Aen. 6, 268: „ibant obscuri sola sub nocte per umbras“, pro: obscura nocte soli.*)

Es treten hiernach bei der Hypallage solche Satzteile grammatisch in Beziehung, welche nach dem Sinne zu anderen gehören; namentlich also stellen sich Adjectiva zu anderen Substantiven, wie: ein gutes Glas Wein, statt: ein Glas guten Weines; auch kann infolge einer geänderten Beziehung Antimeria eintreten, wie bei A. W. Schlegel (Arion): „Er hält im Triumph der Leier Zier“ statt: die zierende Leier; oder Antiptosis, wie bei Goethe (Herm. u. Dor.): „sie rührte ihm leise die Schulter“, statt: ihn an der Schulter. — Bernhardy (Wissensch. Synt. der gr. Spr. p. 475) rechnet zur „sogenannten Hypallage“ auch „die Wechselgestalt, welche ein tempus finitum mit dem Particip in eine Umkehrung bringt, *ἄρχεται ῥέων* und *ἀρξάμενος ῥέει, χαίρουσιν ὀνομάζοντες* und *ὀνομάζουσι χαίροντες*“. Lobeck (Phryn. p. 55) nennt dies *μεθυπαλλαγή,* wie Schol. Soph. Aj. 292, und sagt: „plerumque nihil interest *ἄγοντες ἥκομεν* an *ἥκοντες ἄγομεν, πολιορκοῦντες προσεκάθηντο* Paus. 1 p. 30 an *ἐπολιόρκουν προσκαθεζόμενοι*“ cet. Gregor. Cor. (de dial. p. 87 und p. 147) nennt für dergleichen Fälle keinen terminus, aber Herodian (*περὶ σχημ.* in Rhet. Gr. Sp. III, p. 102) nennt dies: *ἐξ ἀντιστρόφου,* und Phoebammon (l. c. p. 50) hat für: *ἠχῶν ἔπεσα* statt *πεσὼν ἤχησα* den terminus *ἀντιστροφή.*

Der Anlafs zum Eintreten einer Hypallage wird im allgemeinen darin zu suchen sein, dafs Worte in eine ungewöhnliche Beziehung gebracht, notwendig die Aufmerksamkeit auf den Begriff lenken, welchen sie dem Satzbilde hinzufügen; man kann sie nicht wohl übersehen. Es scheint, als denke man bei Vertauschung der Wörter, zu denen das Adjektiv tritt, beide als Einen Begriff darstellend z. B. bei Schiller (Künstler): Der Begierde blinde Fessel: Begierdenfessel (ib.): der Tierheit dumpfe Schranke: die Tierheitsschranke, und hebt nun das Bestimmungswort hervor, weil dieses der aktive Teil ist. — Im Deutschen hört man sehr gewöhnlich:

---

*) Servius notiert die Figur sehr häufig. Seine Erklärung derselben ist indes unbrauchbar (Aen. I, 9): Volvere casus; id est casibus volvi. Et est figura Hypallage, quae fit, quotiescunque per contrarium verba intelliguntur. Sic alibi (III, 61): Dare classibus austros: quum ventis naves demus, non navibus ventos. Item (IV, 22): Animumque labantem impulit, hoc est, impellendo fecit labantem. (labant. ist proleptisch.) Porphyrion zu Hor. od. 1, 2, 48: ocior aura tollat. Pro „ocius tollat“; *σχῆμα ὑπαλλαγή.* Ebenso Acron zu Hor. od. I, 27, 3; od. II, 14, 27.

eine heifse Tasse Thee; ein altes Fafs Wein; ein frisches Glas Wasser; Fritz Reuter (Olle Kamellen): „un Du, min Sähn, — wardst woll en ungeheuren Puckel vull Släg kriegen." So stellt sich auch wohl die Apposition an Stelle des Hauptworts: Der Satan von einem Weibe! statt: das satanische Weib; Lessing (M. v. B. I, 1): Schurke von einem Wirt. Schill. (Kab. I, 7): Lafs doch sehen, ob mich ein Starrkopf von Sohn meistert! Goethe (Götz, 3): Meine Hunde von Reitern. Ähnlich: Un grand coquin de coureur (Jouy); quel diable de métier fais-tu là? (Dumas) (Mätzner, fr. Gr. p. 542), Mol. (l'Avare III, 5): Quelle diantre de cérémonie est-ce là. — G. Sand (Cons. III, p. 114): Consuelo! oui, c'était son diable de nom. id. (la pet. Fad. p. 124): elle faisait reluire ses coquins d'yeux noirs; womit im Griech. zu vergleichen: *ὑὸς χρῆμα μέγιστον ἀνεφάνη ἡμῖν* (Hdt. 1, 36), ein ungeheures Stück von einem Schweine; und die bekannten Umschreibungen, wie: *τέθνηκε θεῖον Ἰοκάστης κάρα* (Soph. Oed. tyr. 1235); *κτητοὶ δὲ τρίποδές τε καὶ ἵππων ξανθὰ κάρηνα* (Ilias, 9, 407). Sime (Lessing, Vol. II, p. 323) übersetzt Lessings Ausdruck „Professorengans": „the impertinent goose of a professor" und man könnte so auch deutsch sagen. — Thackeray (Van. fair): the way we have treated that angel of a girl. — Die lateinischen Komiker drücken so den „Schuft von einem Kerl" aus durch flagitium hominis; scelus viri cet. vid. F. Schultz, lat. Sprachl. § 272, A. 7. — Schiller (Ibyk.): „der Lieder süfsen Mund"; Goethe (Faust): „Und der Gewänder flatternde Bänder decken die Länder" statt: die von Bändern flatternden Gewänder decken —; (id. Herm. u. Dor.): „sie freute sich des Kornes, das mit goldener Kraft sich im ganzen Felde bewegte"; Schiller (Kass.): „der Saiten goldnes Spiel". — So Eurip. (Electra, in.): *ὦ γῆς παλαιὸν Ἄργος;* Soph. (Oed. Col. 297): *πατρῷον ἄστυ γῆς* für *πατρῴας γῆς ἄστυ;* Soph. (Antig. 793): *νεῖκος ἀνδρῶν ξύναιμον;* (Oed. tyr. 1400): *τοὐμὸν αἷμα πατρός.* Hermann (ad Viger. p. 889) sagt: poetae Graeci, maximeque tragici, satis habentes, si notiones omnes, quibus opus est, afferantur, saepe nihil curant, utrum sic jungantur, ut par est, an prorsus confundantur ac permutentur. Ita non videtur corrigendum hoc Euripidis in Herc. fur. 398: *χρυσέων πετάλων ἄπο μηλοφόρον χερὶ καρπὸν ἀμέρξων,* quod, si recte loqui voluisset, dici debebat *χρύσεον πετάλων ἀπὸ μηλοφόρων καρπόν.* Alia vide apud Lobeckium ad Soph. Ai. 7. — (cf. Bernhardy W. Synt. d. gr. Spr. p. 427.) Im Latein. z. B. Ovid (Met. 2, 274): in opacae viscera matris; ebenso

(l. c. VIII, 676): de purpureis collectae vitibus uvae; Virg. (Aen. III, 61): dare classibus austros; Liv. (1, 1): ad majora rerum initia; Quint. (IV, 5, 6): tenuis illa et scrupulose in partis secta divisionis diligentia; Hor. (od. 1, 37, 7): regina dementes ruinas Capitolio parabat; sehr stark z. B. Prop. (1, 16, 42); osculaque impressis nixa dedi gradibus; und bei dems. (V, 8, 24): armillatos colla Molossa canes — Littré (Dict. sub voce Hypall.) führt an: Enfoncer son chapeau dans sa tête, pour enfoncer sa tête dans son chapeau; Dict. de l'acad. fr.: Il n'avait point de souliers dans ses pieds, au lieu de dire, Il n'avait point les pieds dans ses souliers; man sagt auch: portrait frais de peinture; G. Sand. (Cons.): quatre mortelles heures d'attente. — Shakesp. (K. John IV, 2): this from rumour's tongue I idly heard. id. (Ant. and Cleop. III, 6): we perceiv'd, how we in negligent danger. id. (All's well. II, 3): yourself, whose aged honour cites a virtuous youth. — (Haml. I, 5): The whole ear of Denmark is — rankly abused. (Henr. VI. P. II, V, 1): To wring the widow from her custom'd right (statt her cust. right from the widow). (Caes. 1, 2): His coward lips did from their colour fly; Milton (Parad. l. V, 282): skirted his loins and thigs with downy gold (statt golden downs). — Man kann hierher ziehen auch die im Lat. häufige sogen. comparatio compendiaria, sofern bei ihr die Beziehung des Komparativs statt auf das Verglichene auf ein Bestimmungswort desselben geht, wie Hor. (od. III, 1, 42): quodsi dolentem nec Phrygius lapis nec purpurarum sidere clarior delenit usus (statt clariorum); (id. od. III, 6, 46): Aetas parentum pejor avis; (od. II, 14, 28): tinget pavimentum superbo (mero) pontificum potiore coenis; wo eine Ellipse anzunehmen (potiore, quam esse solet in pontificum coenis) nichts hindert. Ähnlich läſst bei Vergleichungen Shakesp. das Wort, auf welches die Vergleichung geht, aus, und bezieht sich auf eine Bestimmung desselben (Haml. III, 4): An eye like Mars, a station like the herald Mercury, (Winter's Tale II, 1): He makes a July's day short as December.

d) Prolepsis.

Von den neueren Grammatikern wird es Prolepsis genannt, wenn einem Worte eine Eigenschaft beigelegt wird, welche erst infolge der im Verbum bezeichneten Thätigkeit ihm zufällt; das Prädikat giebt in attributiver Beziehung, wie wenn es heiſst (Schill. Hero u. Le.): „Ihnen schloſs auf ewig Hekate den stummen Mund“, was ein folgender Satz als Wirkung auszu-

sprechen hätte. Es wird also bei Anwendung der Prolepsis der Sinn des ganzen Satzes und seiner Teile schon im Lichte der Aussage erblickt und so dargestellt. Die ungewöhnliche Beziehung macht diese Figur der Hypallage verwandt. —

Bei den Alten findet sich der terminus nicht gerade in dieser Bedeutung. Abgesehen von seiner Verwendung in der stoischen Logik (*Ἔστι δ' ἡ πρόληψις ἔννοια φυσικὴ τῶν καθόλου.* Diogen. L. VII, 54) und bei den Epikureern (Diog. L. X, 33) hat man zu unterscheiden:

1. eine *πρόληψις,* durch welche die Vorwegnahme und Abwehr der Einwürfe eines Gegners bezeichnet wurde. So bei Quint. IV, 1, 49, der sie IX, 2, 16 mit praesumtio übersetzt; bei Cic. de or. 204 heifst sie praemunitio; Anaximenes *τεχν. ῥητ.* c. 18 (Rhet. gr. Sp. Vol. I, p. 204) nennt sie *προκατάληψις,* ebenso Alexander (*περὶ σχημ.* Rhet. gr. Sp. III, p. 16), Phoebammon (l. c. p. 51) u. a.; bei Rut. Lup. und im Carmen de fig. heifst sie *πρόληψις,* anticipatio. (Rhet. lat. m. ed. Halm p. 14, 68.)

2. *πρόληψις* durch Einführung eines Ausdrucks, welcher vorwegnimmt, was sachlich späterer Zeit angehört, also Anachronismus. So Diomedes (art. gr. p. 438): et aliter de prolepsi disputatur, cum id quod posterius accidit ante tempus ascribitur, ut „Laviniaque venit litora“ (Virg. Aen. 1, 2) „Lavinium enim nondum erat, cum ad Italiam venit Aeneas.“ cf. Gellius, N. A. X, 16; Pseudo-Asconius ad Cicer. II. Verr. 45, 117; Servius (Aen. VI, 359) nennt die Erwähnung von Velia, eine historische Prolepsis, Anticipatio; vid. auch id. Aen. VI, 901, VIII, 136 und sonst ebenso bei Pompejus (comment. art. Don. p. 454 sq.): prolempsis i. e. praeoccupatio rei futurae.

3. *πρόληψις* im grammatischen Sinne, wenn durch einen Ausdruck im allgemeinen vorher bezeichnet wird, was nachher im einzelnen folgt. So Jul. Rufinian (Rhet. Lat. ed. Halm p. 48): *πρόληψις* est *σχῆμα λέξεως,* id est figura elocutionis, cum ante numerus redditur verbis, quam res personaeve definiantur. z. B. Virg. Aen. 12, 161: Interea reges, ingenti mole Latinus — bigis it Turnus — tum pater Aeneas — cet.; ebenso Donatus (art. gr. III, 5, 2); Diomedes (l. c.); Beda (de schem. bei Halm p. 608) hat: prol. = praesumptio oder praeoccupatio: „quando ea, quae sequi debent, anteponuntur, ut in psalmis (Ps. 87, 1): Fundamenta ejus in montibus sanctis; diligit dominus portas Sion. Anteposuit ejus“ cet. —

Eustathius (p. 947, 56) nennt dies προεπίζευξις, und Ἀλκμανικὸν σχῆμα (p. 606, 35) (Vide oben p. 500); ebenso Phoebammon (l. c. p. 48); Anon. (περὶ σχημ. Sp. III, p. 154). — Ähnlich ist die Anticipation bei Beda, wie z. B. bei Schiller (Ring d. Polykr.): „Bedenk, auf ungetreuen Wellen — Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen — Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück.“ —

Der von den neueren Grammatikern mit der πρόληψις verbundene Sinn zeigt sich z. B. bei Goethe (H. u. Dor.): Wahrlich dem ist kein Herz im ehernen Busen, der jetzo Nicht die Not der Menschen, der umgetrieb'nen, empfindet; Klopst. (Dem Erlöser): „daſs mein geweihter Arm vom Altar Gottes Flammen nehme“; (id. die tote Klarissa): „daſs du dann auf diese Kränze Mitgeweinte Thränen zur ernsten Feier Schwesterlich weinest“; Schiller (Künstler): Was hier das trunkne Aug' entzückt; (Spazierg.): Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust; (Wall. Tod): Und ist kein Mark in dieser hohlen Kunst. Goethe (Br. v. Kor.): Der alten Götter bunt Gewimmel hat sogleich das stille Haus geleert. Soph. (Ant. 881); τὸν δ' ἐμὸν πότμον ἀδάκρυτον οὐδεὶς φίλων στενάζει; id. (Aj. 70): ἐγὼ γὰρ ὀμμάτων ἀποστρόφους αὐγὰς ἀπείρξω; Eur. (Alc. 385): σκοτεινὸν ὄμμα μου βαρύνεται, Virg. (Aen. X, 103): premit placida aequora pontus; id. (Aen. I, 60): Incute vim ventis submersasque obrue puppis; Hor. (od. II, 11): Non semper imbres nubibus hispidos manant in agros; Ov. (Met. VI, 248): laniataque pectora plangens. Hor. (od. III, 16, 19): late conspicuum tollere verticem. Propert. (I, 3, 36): clausis expulit e foribus. Racine (Iph. II, 1): ce destructeur fatal des tristes Lesbiens; Shakesp. (Caes. IV, 3): What villain touch'd his body, that did stab, and not for justice?; id. (V, 4) Bru. O, yet hold up your heads! Cato: What bastard doth not?; id. (K. John IV, 2): Slaves, that take their humours for a warrant To break within the bloody house of life. id. (K. H. IV. P. II, I, 1): So looks the strond, where on the imperious flood Hath left a witness'd usurpation. —

e. Attraktion.

Die regelmäſsige Satzkonstruktion wird zuweilen dadurch gestört, daſs einzelne Satzglieder in eine engere Verbindung gebracht werden, als die ist, welche ihnen durch die Konstruktion des Ganzen zu teil wird. Zur Erklärung und Bezeichnung solcher ungewöhn-

lichen Beziehungen hat man das Bild von der Attraktion in Anwendung gebracht. Nach Sanctius' Vorgange (Min. IV, 12), der in Bezug auf Ausdrücke, wie περὶ λόγων ὧν ἔλεξα, bemerkt: „Graeci non raro e duobus casibus, si se mutuo respiciant, alterum tantum regunt, alterum illi adjungunt, ita ut alter ab altero trahatur", führte die Grammatik: „Nouvelle méthode pour apprendre facilement et en peu de temps la langue latine et la langue grecque" (Vf. Messieurs de Port Royal, bes. Cl. Lancelot) den Namen Attraktion ein (ed. V, a. 1656 p. 604): Hellénisme par l'Attraction, und unterschied im Griechischen (cp. 1.) vier Arten der Attraktion. Später haben namentlich Buttmann (gr. Gr.), G. Hermann (zum Viger), Bernhardy (wissensch. Synt. d. griech. Spr.), R. Kühner (gr. Gr.) und viele andere diese Erscheinung behandelt, spezieller: J. Grimm, über einige Fälle der Attraktion (Abh. d. Ak. 1858), G. T. A. Krüger: Untersuchungen aus dem Gebiet der lat. Sprachlehre, Heft III, a. 1827, Schmidt, von den Haupterscheinungen der grammatischen Attraktion, ihrem Zweck und ihrer Bedeutung. a. 1858; Teipel, über eine Art der Attraktion des Relativs im Französischen cet. im Archiv für neuere Spr. von Herrig, Bd. II, p. 344 sq. V, 2, 330; Steinthal, Assimilation und Attraktion, psychologisch beleuchtet (Zeitschr. für Völkerpsychol. u. Sprachw. Bd. I, p. 93 sq.); R. Förster, quaestiones de attractione enuntiationum relativarum. a. 1868. — K. W. Krüger, gr. Spr. § 51, 10, indem er besonders die infolge der vorgestellten Anziehung eintretende Formenveränderung bezeichnen will, erklärt den Namen Attraktion für „falsch und unpassend" und will dafür „Assimilation" gesetzt haben, — wogegen sich Förster (l. c. p. 27) erklärt. —

Die Analogie der Assimilation in der Lautlehre mit der Attraktion in der Satzlehre ist klar. Grimm (im Eing. der citierten Abh.) geht von ihr aus: „in beiden Fällen ist Grund der Einwirkung, daſs gröſsere Harmonie der Aussprache, festere Fuge des Satzes entspringe." Es wirken dort einzelne Laute und hier Worte nicht nur vor- sondern auch zurückgreifend, wie denn z. B. im Gebiet der Assimilation alle Umlaute und Brechungen Rückgriffe sind, und in Bezug auf den Satzbau zwar die Attraktionen des Relativs in den Kasus des Demonstrativs, des Prädikats in den des Subjekts vorläufig sind, Einwirkungen des relativen Satzes aber in den vorausgehenden des Subjekts als rückgreifige erscheinen. Über das Vorkommen der Attraktion sagt Grimm (p. 3): „Attraktion, Bächen, ja Wassertropfen ähnlich, die wo sie sich nähern inein-

ander rinnen, gewährt die ungehemmte Rede der Griechen am meisten, wenigere schon die lateinische, beide jedoch werden sie vorzüglich im Element der Volkssprache, manche fast nur bei Komikern aufzuweisen haben, von Cicero darf man eben keine Beispiele dafür verlangen. Deutsche Zunge, der von jeher, so weit ihre geschriebenen Denkmäler reichen, Zwang angethan wurde, sei es durch Steifheit der Übersetzungen, sei es durch Verwahrlosung oder beschränkte Regel der Grammatiker, kann oft nur Spuren dessen, was dennoch nicht ganz in ihr unterging, zeigen. Gottsched und Adelung würden sich davor gekreuzigt haben, sie und alle übrigen Sprachlehrer wissen gar nichts davon.“ In neuerer Zeit hat nun Förster (in der cit. Abh.) den Versuch gemacht, eine Geschichte der Attraktion in ihrer Entwickelung zu geben, wozu cf. die Beurteilung seiner Schrift von Holzmann in der Zeitschr. für Völkerpsych. u. Spr. von Lazarus und Steinthal, Bd. 7, Hft. 1, p. 88—105. —

Man übersieht die hierher gehörigen Fälle gut, wenn man diejenigen, welche im Umkreise desselben Satzes eintreten, von denen trennt, welche eine Verschränkung zweier verschiedenen Sätze bewirken; beide Arten zeigen sich durch Umgestaltung von Beziehungsformen als Abweichung von der grammatisch-logischen Regel. Attraktion wird von uns bemerkt, wenn unser: „dies hielten sie für guten Ruf“ lat. heifst: eam bonam famam putabant (Sall. Cat. 7), so (Nep. Them. II, 7): illorum urbem ut propugnaculum oppositum esse barbaris; (Ov. Met. XV, 529): unumque erat omnia vulnus; (Hor. Sat. II, 6, 20): Matutine pater, seu Jane libentius audis; (Sall. Cat. 55): Est in carcere locus, quod Tullianum appellatur; (Sall. Jug. 5): Scipio, cui postea Africano cognomen ex virtute fuit; (Virg. Aen. VIII, 465): Aeneas se matutinus agebat (Attr. d. Adv.). Zwei Sätze können z. B. dadurch enger zusammengefügt werden, dafs das Relativpronomen sich im Kasus seinem Beziehungsworte assimiliert: (Hor. Sat. 1, 6, 15) notante judice, quo nosti, populo; (Ter. Heaut. 1, 1, 35): hac quidem causa, qua dixi tibi; oder umgekehrt dadurch, dafs das Substantiv sich nach dem Relativ richtet (nach Buttmann zu Soph. Phil. 716: attractio inversa genannt) wie (Virg. Aen. I, 573): urbem, quam statuo, vestra est; (Plaut. Curc. 3, 49): istum, quem quaeris, ego sum. Es kann auch ein Nomen aus dem Nebensatz in den Hauptsatz attrahiert werden, z. B. (Ter. Heaut. 1, 1, 32): Istuc fac me ut sciam; (Coel. ap. Cic. fam. VIII, 10): Nosti Marcellum, quam tardus et parum efficax sit; (Caes. b. G. I, 39): Rem fru-

mentariam, ut satis commode supportari posset, timere se dicebant; oder aus dem Haupts. in den Nebens. (Ter. Andr. prol. 3): populo ut placerent quas fecisset fabulas. Zum Infinitiv wird ein Attribut attrahiert z. B. (Cic. Att. 1, 17): in re publica mihi negligenti esse non licuit; (Ov. Met. XI, 219): Jovis esse nepoti contigit haud uni; bei dem Acc. c. Inf.: (Cic. Cat. M. 1) Suspicor, te eisdem rebus, quibus me ipsum commoveri; (Virg. Aen. II, 377): Sensit medios delapsus in hostes; (Hor. od. III, 17, 73): Uxor invicti Jovis esse nescis. — Auch Sätze, wie (Cic. de off. 1, 13): Quum enim Hannibalis permissu exisset de castris, rediit paulo post, quod se oblitum nescio quid diceret — lassen die Vertauschung des Modus auf das Bild einer Attraktion zurückführen.

Im Griechischen z. B. (Thuc. 7, 3): τὴν πλείστην τῆς στρατιᾶς παρέταξε; (Her. IV, 108): Βουδῖνοι δὲ, ἔθνος ἐὸν μέγα καὶ πολλὸν, γλαυκόν τε πᾶν ἰσχυρῶς ἐστὶ καὶ πυῤῥόν; (Her. 2, 15): τὸ πάλαι αἱ Θῆβαι Αἴγυπτος ἐκαλέετο; (Theocr. 17, 66): ὄλβιε κοῦρε γένοιο; ferner (Xen. An. I, 8, 21): Κῦρος ᾔδει αὐτὸν (βασιλέα), ὅτι μέσον ἔχοι τοῦ Περσικοῦ στρατεύματος; (Xen. Mem. II, 6, 34): ἐμοὶ ἐγγίγνεται εὔνοια πρὸς οὓς ἂν ὑπολάβω εὐνοϊκῶς ἔχειν πρὸς ἐμέ; (Arist. Vesp. 467): τῶν νόμων ἡμᾶς ἀπείργεις ὧν ἔθηκεν ἡ πόλις; (Xen. Cyr. 3, 1, 33): χρήματα σὺν τοῖς θησαυροῖς, οἷς ὁ πατὴρ κατέλιπεν, ἐστὶ τάλαντα τρισχίλια; (Plat. Apol. p. 21): ἦλθον ἐπί τινα τῶν δοκούντων σοφῶν εἶναι; (Arist. Eth. III, 5, 3): ἐφ' ἡμῖν ἔσται τὸ ἐπιεικέσι καὶ φαύλοις εἶναι; (Arist. Pac. 603): εἰ βούλεσθ' ἀκοῦσαι τήνδ', ὅπως ἀπώλετο, ξυνίετε; (Her. 2, 106): τὰς δὲ στήλας, τὰς ἵστα Σέσωστρις, αἱ μὲν πλεῦνες οὐκέτι φαίνονται περιεῦσαι.

Im Deutschen z. B. (Goethe): doch alles dieses bleiben leere Worte; (Nibel. 1677, 1): nu sît willekommen swem iuch gerne siht (al. l. swer); (Nib. 1331, 4) si gedâhte ouch maneger leide, der ir dâ heime geschach; (Kleist, Käth. I, 2): Du sollst sogleich vor jene Schranken treten und Rede stehen auf was man fragen wird; „Worauf glaubst du, daſs ich warte?"; (Herder): Wen von uns am ersten Gott hinwegnimmt, steht dem anderen bei; (bei Fischart): Den liebsten Bulen, den ich han, der ligt beim Wirt im Keller; (Goethe): Nur allzu hoch stand jene, heimlich mir, durch wundersam Geschick, verbundne Frau, um welche noch dein Hof in Trauer wandelt und meiner Brust geheime Schmerzen teilt.

Im Französischen z. B. (Boufflers): Ne demandez-vous pas qui des deux au bonheur Mène plus sûrement, de l'esprit ou du

coeur?; (Comines): Et toute sa garde qui estoient trois cents chevaux; (Chénier): Est-ce à moi de mourir? Tranquille je m'endors Et tranquille je veille; (Molière): je suis prêt à soutenir cette vérité contre qui que se soit; (Code Napoléon): Le procès-verbal sera signé par le demandeur, à moins qu'il ne sache ou ne puisse signer; auquel cas il en sera fait mention; (Molière): c'est à sa table, à qui l'on rend visite; (Marmontel): La lettre que j'ai présumé que vous recevriez; (Boileau): Plus d'une Pénélope honora son pays; (der Singular scheint in der Attraktion des Verb. durch un begründet. Mätzner, frz. Gr. p. 405).

Im Englischen z. B. (Sherid.): Lead me which way you please; (Milton P. L. 1, 34): He it was, whose guile . . deceiv'd The mother of mankind, what time his pride Had cast him out from Heav'n; (Mätzner, engl. Gr. 2, 2, p. 531); Him we serve's away (= he whom we serve is away); Is it me you mean?: She was accompanied by a venerable looking man, whom I presumed to be her father. [cf. Schmitz, engl. Gr. p. 279, 288; der auch die bekannte Auslassung des Relativs auf Attraktion zurückführt. (p. 277 sq.)]

f) Anakoluth.

Anakoluthie ist Inkonsequenz, vermöge welcher die Konstruktion eines Satzes in anderer Art fortgesetzt wird, als sie angefangen wurde. *Ἀκολουθία*, die richtige Folge und Anordnung der Wörter im Satzbau, wird von den Alten dem Hyperbaton entgegengestellt; so bei Longin (de subl. sect. XXII), Dionys. Hal. (de adm. vi Demosth. p. 168); *ἀκόλουθος, ἀνακόλουθος* bei Apoll. Dysc. ist etwa mit „gleichmäfsig, ungleichmäfsig" zu übersetzen. So wird z. B. de constr. I, 18, besprochen, dafs *ὦ* (des Vokativ) mit dem Artikel weder nach Form noch nach Bedeutung zusammenstimme. Tryphon meine: *μὴ δεῖν τὰ ἄρθρα ἐν ἀκολουθίᾳ εἶναι καθότι καὶ ἄλλα πολλὰ ἀνακόλουθα κατὰ πτώσεις καὶ τὰ συνόντα γένη κ. τ. λ.* dann (I, 19) von demselben *ὦ: διὰ τῆς πάμπαν ἀνακολουθίας τὸ ἀκοινώνητον τῶν ἄρθρων.* (Bei Bekker: *ἀκολουθίας* offenbar unrichtig statt *ἀνακολ.*) — Der Anakol. Il. II, 353 wird in den Scholien bei Aristonicus bezeichnet: *ὅτι ἀκαταλλήλως εἴρηται.* Der terminus der *ἀνακολουθία* findet sich bei Servius z. B. zu Virg. Aen. 2, 331: Millia quot magnis umquam venere Mycenis, wo er sagt: subaudi tot, et est anakoluthon, nam dixit quot, quum non praemiserit tot; ebenso zu Aen. 3, 541: sed tamen idem olim curru succedere sueti, wozu er bemerkt: sed

tamen, anakoluthon; nam quamquam non praemisit. Porphyrion zu Hor. od. IV, 14, 20: „indomitas prope qualis undas exercet Auster Pleiadum choro scindente nubes inpiger hostium vexare turmas,“ mirum aliquod sequitur *ἀνακόλουθον;* cum enim praedixisset „qualis“, non intulit, quod erat consequens „talis“, sed „inpiger“. — Was die *ἀκολουθία* fordere, war nicht klar bestimmt, und so ist von den Alten mancherlei beachtet und besonders benannt worden, wobei für uns nichts zu beachten ist. Eustathius führt z. B. „*κατὰ τοὺς παλαιούς*“ als *σχῆμα λόγου* auf die *μετάκλισις* oder *κλίσις* oder *μετάληψις,* wenn die Kasus im Fortgang des Satzes wechseln: *ὅταν ἡ προτεθεῖσα πτῶσις οὐ φυλάξῃ τὴν ἑαυτῆς ἀκολουθίαν, ἀλλ' εἰς ἑτέραν πτῶσιν μετακλιθείη ἢ μεταληφθείη,* wie *μῆνιν ἄειδε οὐλομένην, ἣ μυρία ἔθηκεν ἄλγεα.* (vide Eustath. 15, 29 und 103, 28.) Mit mehr Grund wird die *διπλόη συντάξεως* aufgeführt, welche sich findet, wenn zwei verschiedene Konstruktionsweisen in Beziehung zu demselben Worte stehen. cf. Lobeckii de acyrologia et de diploe dissertationes. Acad. Alb. Regim. 1864. — Derart ist z. B. Ilias, 1, 133: *ἐθέλεις ὄφρ' αὐτὸς ἔχῃς γέρας, αὐτὰρ ἔμ' αὔτως ἧσθαι δευόμενον;* andere Beispiele (wie z. B. *P,* 504; *β,* 374; *α,* 278; *Ω,* 91; *X,* 236) giebt I. Bekker, hom. Bl. p. 272. — Eustathius (p. 409, 46) führt Soph. Aj. 983 an; *ὦ δυσθέατον ὄμμα καὶ τόλμης πικρᾶς* und sagt: *διὸ καὶ Σοφοκλῆς ἐν στίχῳ ἑνὶ οὐκ ὤκνησε διπλόην θέσθαι συντάξεως, εἰπών, ὦ δυσθέατον κ. τ. λ. ἔχων γὰρ φάναι, ὦ δυσθέατον ὄμμα καὶ τόλμη πικρὰ ὅμως ἐξήλλαξε τὴν φράσιν, διὰ τὸ καὶ οὕτω καὶ οὕτω δύνασθαι λέγεσθαι* cet. So Nep. Dat. 3, 1: hominem maximi corporis, terribilique facie; Cic. off. 1, 28, 6: adhibenda est reverentia adversus homines et optimi cujusque et reliquorum.

Die Konstruktion des zusammengesetzten Satzes ist Ausdruck eines besonnenen Denkens, welches mit schon entwickelten Vorstellungen, ihm einfach gewordenen, operiert und sie vom Begriff des Ganzen aus überschaut und ordnet. Es kann nun solche Struktur dadurch gestört werden, dafs die Übersicht über das Ganze fehlt, sei es aus Unfähigkeit zu so besonnenem Denken, wenn die Seele dem zu starken Andrang verschiedener und doch verwandter Vorstellungen nicht gewachsen ist, sei es aus Lässigkeit, welche um die Form des sprachlichen Ausdrucks sich unbekümmert zeigt, sofern nur der Inhalt genügend angegeben ist. Da also aus mangelnder Durchführung der Satzkonstruktion auf eine Schwäche des Redenden in der Sprachtechnik, oder auf Überfülle und Heftigkeit zuströmender Vorstellungen, oder auf Abwesen-

heit jeder Spannung geschlossen werden kann, so lassen sich solche Anakoluthieen, die im lebendigen Verkehr gar häufig vorkommen, und der Rede zweifelsohne eine gewisse Färbung geben, auch mit Bewufstsein zur Charakterisierung verwenden. Bei Aeschylus, Choeph. 744, malt so der Dichter vortrefflich die Sprachweise der Amme:

> *Τὰ μὲν γὰρ ἄλλα τλημόνως ἤντλουν κακά·*
> *Φίλον δ' Ὀρέστην τῆς ἐμῆς ψυχῆς τριβήν,*
> *Ὃν ἐξέθρεψα μητρόθεν δεδεγμένη —*
> *Καὶ νυκτιπλάγκτων ὀρθίων κελευσμάτων* cet.

Droysen übersetzt die Stelle:

> All andres Leid trug ich geduldig bis ans End;
> Dafs aber mein Orestes, meiner Seelen Lust,
> Den aus der Mutter Schofs ich nahm und auferzog
> Mit aller Unruh nächtens, wenn das Kindchen schrie,
> Und all den vielen Plagen, die ich vergebens nun
> Ertrug, — denn solch ein unverständig Kindchen mufs
> Wie's liebe Vieh man ziehn, nicht wahr? mit klugem Sinn;
> Da kann es denn nicht sprechen, solch ein Wickelkind,
> Ob's Hunger, ob es Durst hat, ob sich nafs gemacht,
> Der kleine Magen macht was je nach seiner Not;
> Das mufs voraus man merken, und, glaub' mir, man irrt
> Sich auch, und wäscht dem Kinde dann die Windeln rein,
> Versieht zugleich der Wäscherin und Amme Dienst;
> Und ich versah die beiderlei Geschäfte selbst,
> Und hatt' Oresten seinem Vater aufzuziehn; —
> Nun mufs ich Arme hören, dafs er gestorben ist,
> Mufs nun zum Herrn gehn — cet.

So in feiner Zeichnung bei Goethe (Herm. u. Dor. Terps.) die Mutter:

> Montag morgens — ich weifs es genau; denn tages vorher war
> Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
> Zwanzig Jahre sind's nun; es war ein Sonntag wie heute,
> Heifs und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.
> Alle Leute waren, spazierend in festlichen Kleidern,
> Auf den Dörfern verteilt und in den Schenken und Mühlen.
> Und am Ende der Stadt begann das Feuer. —

Hermogenes (*περὶ ἰδ.* Rhet. Gr. ed. Sp. Vol. II, p. 379 sq.) bemerkt, dafs der *λόγος ἀληθής*, um die Naturwahrheit starker Erregungen darzustellen, auch eine Verletzung der *ἀκολουθία* nicht

scheuen dürfe, und in der That ist ja u. a. auch die rhetorische Aposiopesis grammatisch ein Anakoluth. Auch die Sorglosigkeit um den Satzbau kann durch den Anakol. zu bestimmter Wirkung sich aussprechen. So zeichnet der Satzbau bei Plato (Apol. p. 19) die erhabene Unbekümmertheit des Sokrates, mit der er vor seinen Richtern redet „*διὰ τῶν αὐτῶν λόγων — δἰ ὧνπερ εἴωθα λέγειν καὶ ἐν ἀγορᾷ ἐπὶ τῶν τραπεζῶν* (p. 17)“ in der Anakoluthie: *τούτων γὰρ ἕκαστος* (Gorgias, Prodikus, Hippias) *ὦ ἄνδρες, οἷός τ' ἐστὶν ἰὼν εἰς ἑκάστην τῶν πόλεων τοὺς νέους, οἷς ἔξεστι τῶν ἑαυτῶν πολιτῶν προῖκα ξυνεῖναι ᾧ ἂν βούλωνται, τούτους πείθουσι τὰς ἐκείνων ξυνουσίας ἀπολιπόντας σφίσι ξυνεῖναι χρήματα διδόντας καὶ χάριν προςειδέναι.* So trägt der Anakoluth bei Horaz, Sat. I, 7, 10—18, die geringe Sorgfalt zur Schau, mit welcher diese Satire, nichts weiter als ein lustiger Schwank, an den Mann gebracht wird. —

Unbeabsichtigte Anakoluthe, wenn z. B. der Nachsatz fehlt, wie Liv. II, 12; Cic. or. II, 23 (*ἀνανταπόδοτα* vid. oben p. 467), sind zu übergehen, wie es für die Wortbildung ohne Belang ist, wenn sich jemand in einem Worte verspricht, aber es kann eine Satzfügung, wenn sie streng durchgeführt wird, den Ausdruck weitschweifig, unbeholfen, matt zu machen drohen, und dann bricht der kühn Redende ab und sucht durch Übergang zu anderer Struktur sich zu helfen. Da berühren sich denn Attraktion und Anakoluthie, wenn z. B. der Nachsatz seine Konstruktion durch einen vorangehenden Zwischensatz bestimmen läſst, wie Cic. de rep. 1, 37: Si, ut Graeci dicunt, omnes aut Graios esse aut barbaros, vereor, ne Romulus barbarorum rex fuerit; Herod. 1, 65: *Οἱ μὲν δή τινες πρὸς τούτοισι λέγουσι καὶ φράσαι αὐτῷ* (Lykurg) *τὴν Πυθίην τὸν νῦν κατεστεῶτα κόσμον Σπαρτιήτῃσιν, ὡς δ' αὐτοὶ Λακεδαιμόνιοι λέγουσι, Λυκοῦργον ἐπιτροπεύσαντα Λεωβώτεω, ἀδελφιδέου μὲν ἑωϋτοῦ, βασιλεύοντος δὲ Σπαρτιητέων, ἐκ Κρήτης ἀγαγέσθαι ταῦτα;* Tieck: Scheusal, das ich nicht anschaun, viel weniger mit ihm etwas verhandeln mag; Shakesp. (John 4, 2): to seek the grave of Arthur, whom they say is kill'd to night. — Auch sonst wirkt Wechsel der Konstruktion z. B. aus der indirekten Rede in die Rede belebend, z. B. bei Goethe (Götz): Da warf ich den Räten das Papier wieder dar, und sagt': ich wüſst nicht darnach zu handeln, ich weiſs nicht, was mir begegnen mag, das steht nicht im Zettel, ich muſs die Augen selbst aufthun; bei Wolfr. v. Eschenbach (Parzival 438): Der helt si vrâgen began umbe ir site und' umb' ir pflëge, daz ir sô vërre

35*

von dëm wëge sitzt in dirre wilde?; Xen. (Cyrop. I, 4 ext.): *ἐνταῦθα δὴ τὸν Κῦρον γελάσαι — καὶ εἰπεῖν αὐτῷ ἀπίοντα θαῤῥεῖν, ὅτι παρέσται αὐτοῖς ὀλίγου χρόνου· ὥστε ὁρᾶν σοι ἐξέσται κἂν βούλῃ ἀσκαρδαμυκτεί.* —

Ein Begriff drängt sich zuweilen vor, ohne dafs ihn die Konstruktion in dieser Form angemessen zu verwenden weifs. So (Luther): Ein Herr, der zu Lügen Lust hat, des Diener sind alle gottlos; Rückert (Weish. d. Br.): „Die Menschen, die das Licht nicht sehn in meinem Herzen, Der Ernst im Angesicht war Störung ihren Scherzen." Plat. (de leg. III, p. 668): *ἀποβλέψας γὰρ πρὸς τοῦτον τὸν στόλον, οὗ πέρι διαλεγόμεθα, ἔδοξέ μοι πάγκαλος εἶναι;* Ter. (Hec. III, 1, 6): Nam nos omnes, quibus est alicunde aliquis objectus labos, omne, quod est interea tempus, priusquam id rescitum est, lucro est. (Donat. schol. nennt dies *σύλληψις*); (V. Hugo): Elle, me la rends-tu? Goethe befreite sich auch sonst leicht aus schleppender Konstruktion, wie z. B. (W. Meist. Lehrj.): „ich habe gefunden, sagte Serlo, dafs, so leicht man der Menschen Imagination in Bewegung setzen kann, so gerne sie sich Märchen erzählen lassen, eben so selten ist eine Art von produktiver Einbildungskraft bei ihnen zu finden." Shakesp. (Merch. of Ven. IV, 1): thy currish spirit Govern'd a wolf, who, hang'd for human slaughter, Even from the gallows did his fell sool fleet. And whilst thou lay'st in thy unhallow'd dam, Infus'd itself in thee. —

Zuweilen bezeichnet der Redende, dafs er zu einem unterbrochenen Anfange zurückkehrt. So Cic. (ad Fam. 1, 9): Scripsi etiam — nam me jam ab orationibus dijungo fere referoque ad mansuetiores Musas, quae me maxime jam a prima adolescentia delectarunt, — scripsi igitur Aristotelico more tres libros de oratore. —

III. Enallage in der Wortstellung.

Quintilian (IX, 3, 2) teilt die schemata lexeos in zwei Arten; die eine betrifft die „loquendi ratio", welche vorzugsweise der Grammatik angehört, die andere „maxime conlocatione exquisitum" sei mehr rhetorischer Art. Dafs die Lehre von der Wortstellung überall und namentlich im Lateinischen das Gebiet der Rhetorik berührt, ist richtig, aber richtig ist auch, was Hermogenes (*περὶ μεθ. δειν.* Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 438) sagt: *τὸ ὑπερβατὸν οὐ μόνον ἐστὶ καλὸν σχῆμα, ἀλλὰ καὶ ἀναγκαῖον — γίνεσται σαφηνείας ὄργανον τὸ ὑπερβατόν.* Bei der Konstruktion der Sätze

in den verschiedenen Sprachen findet sich diese *σαφήνεια*, die Klarheit und Bestimmtheit des Sinnes, teils durch die deutliche Ausprägung der Flexionen gesichert, an welchen die Beziehung und die Zugehörigkeit der Satzelemente erkannt wird, teils dadurch, dafs man den Worten eine bestimmte und feste Stellung giebt. Daher gestattet grofser Reichtum an grammatischen Formen grofse Freiheit der Wortstellung, wie sie besonders dem Sanskrit eigen ist; Armut zwingt zur Fixierung der Wortstellung, welche also im Chinesischen, dem die Flexionen überhaupt fehlen, allein das Verständnis ermöglicht. Die Geschichte des sanskritischen Sprachstamms zeigt allmähliches Schwinden der grammatischen Formen, woraus sich erklärt, dafs im Verhältnis zum Griechischen und Lateinischen die neueren Sprachen in ihrer Wortstellung gebunden erscheinen. Das Neuhochdeutsche, welches sich mehr Freiheit bewahrt hat, als Englisch und Französisch, weil ihm noch verhältnismäfsig viele Wortformen zu Gebote stehen, zeigt sich doch gegen Altdeutsch, ja noch im Vergleich zum Mittelhochdeutschen vielfach beschränkt; das Englische hat von der Freiheit des Angelsächsischen einige Fähigkeit zu kühnerer Wortstellung gerettet; das Französische, jetzt zu fast vollständiger Stätigkeit in der Stellung der Satzelemente gelangt, war ebenfalls in früheren Perioden in geringerem Mafse gebunden.

Die Wortstellung flexionsreicher Sprachen ist allerdings nicht etwa eine willkürliche. Zur Deutlichkeit der Rede gehört, dafs innerhalb des Satzbaus die Beziehungen sich ungezwungen darbieten, nicht erst aufzusuchen sind; die Darstellung der Vorstellungsreihen mufs das zusammen Angeschaute auch in naher Verbindung halten, entsprechenden Bildern entsprechende Stellung geben, gegensätzliche entgegen setzen, das nacheinander Erfafste seiner Folge gemäfs ordnen, so dafs also wenigstens die negative Regel überall zur Geltung kommt, dafs aus der Wortstellung für die Übersichtlichkeit des Zusammenhangs der Satzelemente ein Hindernis nicht entstehen darf. Anaximenes (*τέχνη ῥητ.* 25. Rhet. Gr. Sp. Vol. I, p. 211) giebt so die Vorschrift: *σκόπει δὲ καὶ τὴν σύνθεσιν τῶν ὀνομάτων, ὅπως μήτε συγκεχυμένη μήθ᾽ ὑπερβατὴ ἔσται· τὰ γὰρ οὕτω λεγόμενα δύσγνωστα συμβαίνει.* Aber andererseits bietet die Freiheit der Stellung immer noch sehr reiche Mittel, die musikalische Seite der Sprache in Wohlklang und Rhythmus hervortreten zu lassen, und sie bietet auch die Mittel, jene rhetorischen Wirkungen leicht zu erreichen, durch welche die Darstellung des Inhalts nach individuellem Bedürfnis modifiziert wird.

Während daher im Griechischen und Lateinischen das Rhetorische der Wortstellung dem usus, also der Grammatik der Sprache selbst angehört, treten in den neueren Sprachen Abweichungen von der regelmäſsigen Wortfolge auffallender hervor und werden sogleich als beabsichtigt d. h. als rhetorisch empfunden; der Rhythmus des Satzes aber, welcher sich bei den alten Sprachen auf den kunstvoll verteilten Gliedern des Lautkörpers wiegt und die Periode auch zu einem musikalischen Ganzen abrundet, ordnet sich bei den neueren der Betonung unter, und man gewinnt so an begrifflicher Bedeutsamkeit und Schärfe, was man an sinnlicher Schönheit aufgeben muſs. Es ist ebenso in der gebundenen Rede bei den Alten der numerus, welcher den Lautkörper gliedert, bei den Neueren der Reim, welcher der betonten, d. h. der bedeutsamen Silbe nachgeht.

Was die hierher gehörige Terminologie betrifft, so nennt Apoll. Dysc. (de constr. II, 14) das Hyperbaton eine Umstellung: *τὸ „καὶ μ' ἐφίλησεν“ οὐ συμπλέκεται κατὰ τὸ ἀντωνυμικον, κατὰ δὲ τὸ ῥῆμα, καὶ ἔστι τὰ τοῦ λόγου ἐν ὑπερβατῷ*, so daſs es im Gegensatz zu denken ist zu *τὸ ἑξῆς* (die logische Wortfolge) (ib. I, 39). Dem Quintilian ist eine um der Eurhythmie willen erfolgende Versetzung der Wörter („verborum concinna transgressio“) hyperbaton (IX, 3, 91); über ihren Wert sagt er (VIII, 6, 62): fit frequentissime aspera et dura et dissoluta et hians oratio, si ad necessitatem ordinis sui verba redigantur, et, ut quodque oritur, ita proximis, etiamsi vinciri non potest, alligetur. differenda igitur quaedam et praesumenda, atque ut in structuris lapidum inpolitorum, loco quo convenit quodque ponendum. non enim recidere ea nec polire possumus, quo coagmentata se magis jungant, sed utendum iis, qualia sunt, eligendaeque sedes. Betrifft die Versetzung nur zwei Wörter, so heiſst sie anastrophe, z. B. mecum, quibus de rebus (l. c. 65). Als Beispiel des Hyperbaton führt er an: animadverti, judices, omnem accusatoris orationem in duas divisam esse partis (Cic. p. Cluent. 1), denn „in duas partis divisam esse“ wäre richtig, „sed durum et incomptum“. Er fügt hinzu: poetae quidem etiam verborum divisione faciunt transgressionem: hyperboreo septem subjecta trioni (Virg. Georg. 3, 381), was wir Tmesis genannt haben (vide oben p. 425 sq.); — sofern nun in diesem Fall für das Verständnis zweierlei zusammenzufassen sei, könne man das Hyperb. einen tropus nennen, doch wäre nach vieler Ansicht es doch eher eine Wortfigur (vid. IX, 1, 3). Nach I, 5, 40 könnten Hyperbaton und Anastrophe auch vielleicht zum

Soloecismus zu nehmen sein. — Die „verborum concinna transgressio“ empfiehlt schon Cicero (de or. III, 54); Cornificius (rhet. ad Her. IV, 32) sagt: transgressio est, quae verborum perturbat ordinem perversione aut trajectione cet. — Über die Stellung des Hyperbaton zum Begriff der Enallage bei dem Ps. Plutarch (de vit. et poes. Hom.) und bei Phoebammon vide oben p. 480: Phoeb. rechnet zum Hyperb. auch die oben (p. 539 sq.) erwähnte *πρόληψις αἰτίας* und die *προεπίζευξις*, welche das zu mehreren Gegenständen gehörige Prädikat nach dem ersten im Plural hat (Schema Alcmanicum), cf. Eustath. p. 606, 40; p. 1667, 34. — (Vide oben p. 540.) Hermogenes (*περὶ ἰδ.* Sp. Vol. II, p. 337) unterscheidet bei dem *ὑπερβατόν*, ob es *κατὰ παρένθεσιν* eintrete oder *καθ' ὑπέρθεσιν*, im ersteren Falle mache es den Vortrag periodisch und zu ausführlich, im zweiten bewirke es Schönheit; ebenso Anon. *περὶ σχημ.* (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 136); Alexander (*περὶ σχημ.* Sp. Vol. III, p. 38 sq.) nennt zum Hyperb. und zur Anastrophe noch die *παρεμβολή*, eine Parenthesis, welche ohne Schaden für den Sinn auch wegbleiben kann (so auch Ps. Plut. l. c. II, 31), wie z. B. (Hdt. 1, 6): *Κροῖσος ἦν Λυδὸς μὲν τὸ γένος, παῖς δὲ Ἀλυάττεω, τύραννος δὲ ἐθνέων τῶν ἐντὸς Ἅλυος ποταμοῦ — ὃς ῥέων ἀπὸ μεσημβρίης μεταξὺ Σύρων καὶ Καππαδοκῶν καὶ πρὸς Βορέην ἄνεμον εἰς τὸν Εὔξεινον ἐξίησι πόντον — οὗτος οὖν Κροῖσος* cet. Herodian (*περὶ σχημ.* Sp. Vol. III, p. 95) bringt die Parenthesis als *σχῆμα διὰ μέσου* (wie Ilias 4, 286); Tiberius (*περὶ σχημ.* Sp. Vol. III, p. 74) teilt das Hyperbaton ein in Parenthesis und Anastrophe [bei Plin. ep. 8, 7, 2 sind Parenthesen überhaupt als Hyperbaton bezeichnet]; Gregor. Cor. (*περὶ τρόπ.* Sp. Vol. III, p. 218) unterscheidet ein Hyperbaton *ἐν λέξει, ἐν λόγῳ*, auch *ἐν ταῖς συλλαβαῖς*, cf. auch Zonaeus, Anon. *περὶ σχημ.*, Tryphon, Kokondrios, Georg. Choerob. im Vol. III bei Speng. p. 170. 188, 197, 238, 248; Longin de subl. sect. XXII; Dion. Hal. jud. Thuc. 31; Eustath. der (p. 29) *δύο εἴδη τοῦ ὑπερβατοῦ* unterscheidet: *ἐννοίας διακοπή* und *διακοπὴ λέξεως* (Tmesis), vide auch p. 231, 10; p. 1001, 24 und p. 773, 31, wo es *τῶν στοιχείων μετάθεσις* ist, Versetzung der Laute; Greg. Cor. (de dial. p. 449 ed. Sch.), der ebenso die Tmesis als Hyperbat. bezeichnet; und Apollon. Al. de constr. ed. B. p. 308, 311. — Donatus (ars gr. III, 6) führt das Hyperbaton unter den Tropen auf als „transcensio quaedam verborum ordinem turbans“ und nennt als Arten: *ὑστερολογία, ἀναστροφή, παρένθεσις, τμῆσις, σύγχυσις;* Charisius (inst. gr. IV, 4) nennt die

Tmesis: *διακοπή*, die Parenthesis: *διάλυσις* und läſst unter den Arten die Hysterologia aus; Diomedes (p. 456 P); Servius (Aen. VII, 346): figura perturbata: *ὑπερβατόν*, namque talis est ordo cet. (cf. Aen. IX, 31. XII, 161.), Isidorus (origg. I, 36, 16), Beda (rhet. Lat. ed. Halm p. 614) stimmen mit Donat überein. Im Carmen de fig. ist *ὑπερβ.* mit transcensus übersetzt (Rhet. L. H. p. 69).

1. Das Hyperbaton.

Wir verstehen unter Hyperbaton die Abweichung von der gewöhnlichen Wortstellung im Satz. Um ein Beispiel zu geben von der oben erwähnten ungemein freien sanskritischen Satzgliederung führen wir aus Meyers Übersetzung der Sakuntala an (p. 6): „Wagenlenker! von dieser Gazelle sind wir doch weit mit fortgerissen worden. Sie dagegen — auch jetzt noch — anmutvoll den Hals umwendend, den Blick wiederholt auf den Wagen werfend, Der stets ihr folgt: Den Rückteil, weil sie den Pfeilschuſs fürchtet, Beinahe ganz in den Vorderteil des Leibes einziehend: Mit halbverzehrtem Grase, das dem Vor Mattheit geöffneten Munde entfällt, Den Weg bestreuend: Noch immer, o sieh, im flüchtigen Sprung, Mehr in der Luft als auf der Erde, So eilt sie dahin!“ — Meyer citiert (Einl. p. XI) aus Rückert folgende Beschreibung solchen Satzbaus: „Der Sanskritdichter liebt, den Faden des Gedankens über sich selbst zu einem Knaul aufzuwickeln, in dessen Mitte nun der Anfang verborgen ist, sodann diesen Knaul vor unsern Augen gemach in Worten abzuwickeln und von uns zu fordern, dem abrollenden Faden mit Aufmerksamkeit zu folgen, bis am Ende der Anfang zum Vorschein kommt. Oder mit anderen Worten: er faſst den ganzen Gedanken eines Gedichtes in einem einzigen, vielverzweigten Satz zusammen, der, wie ein Baum oder wie ein Epigramm, in eine Spitze aufsteigt. Die ganze dichtverwobene Laubmasse einer solchen indischen Vegetation nach unserer Art in einzelne Ränkchen und Blüten aufzulösen, zerstört den eigentlichen Zauber jener Poesie.“

Inversion der Wortstellung tritt teils aus Rücksicht auf den Lautkörper des Satzes ein, um den Wohlklang und rhythmischen Fluſs der Rede zu fördern, teils, um die Bedeutung eines Satzteils auch durch die Stellung vor den übrigen hervortreten zu lassen. Was jenes phonetische, in den alten Sprachen besonders gepflegte Hyperbaton betrifft, so kommt hier das oben (p. 385 bis 396) im allgemeinen Angegebene über Vermeidung von Miſsklängen,

Härte, Hiatus, Monotonie des Rhythmus cet. in Betracht, dem wir hier die Bemerkung hinzufügen, daſs die Wortstellung des Satzes nicht den Rhythmus der ungebundenen Rede mit dem der gebundenen vermischen darf, daſs also metrische Reihen nicht in die sogen. prosaische Rede gehören. [vid. Quintil. IX, 4, 72: versum in oratione fieri multo foedissimum est totum, sed etiam in parte deforme — (l. c. 74) ut T. Livius hexametri exordio coepit: Facturusne operae pretium sim cet.] Der Wechsel in den Stellungen der Wörter, wie ihn das Auseinanderrücken gleichartiger Satzglieder, das Nebeneinandertreten solcher, die nach Laut oder Sinn verwandt oder entgegengesetzt sind, hervorbringt, giebt der griech. und lat. Rede groſsen Reiz. Überall sieht man, wie Rücksicht auf Rhythmus und Wohlklang bestimmt: Plat. (Legg. 642): *φοβουμένων τὸν Περσικὸν Ἀθηναίων στόλον;* Cic. (N. D. 2, 2): quis enim Hippocentaurum fuisse aut Chimaeram putat; Plat. (Prot. 327): *οἴει ἄν τι, ἔφη, μᾶλλον, ὦ Σώκρατες, τῶν ἀγαθῶν αὐλητῶν ἀγαθοὺς αὐλητὰς τοὺς υἱεῖς γίγνεσθαι ἢ τῶν φαύλων;* Plat. (Soph. 251): *ἄλλο ἄλλῳ μηδὲν μηδενί;* Cic. (Lael. 1): ut tum ad senem senex de senectute, sic in hoc libro ad amicum amicissimus de amicitia scripsi; Cic. (off. 1, 7): Homines hominum causa generati sunt, ut ipsi inter se aliis alii prodesse possint. (vide oben p. 393 sq. über „*τὰ ἴσα σχήματα*" des Hermog.) Über engere und weitere Satzgebilde erstreckt sich vielfach eine architektonische Anordnung einzelner Satzglieder oder, in Perioden, auch ganzer Sätze. Man bemerkt, daſs entweder dieselben grammatischen Formen im Anfange mehrerer aufeinander folgender Sätze oder Satzglieder wiederkehren, wodurch dann auch das Folgende zu gleichartiger Stellung kommt, was man Parallelismus, auch Konzinnität d. h. ebenmäſsige Gliederung in der Stellung (Cic. or. 44; 60) nennen könnte, oder daſs die entsprechenden Glieder in umgekehrter Ordnung sich zusammenstellen, was (nach der Form des griech. *X*) gewöhnlich Chiasmus (lat. decussatio, nach Form der röm. X) genannt wird.

Für die Stellung der ersteren Art ist neuerdings vielfach nach Vorgang von Nägelsbach, Lat. Stilistik (§ 168, 3) der terminus: Anaphora gebraucht worden. Da indessen die rhetorische Figur dieses Namens eine Wiederholung desselben Wortes zu Anfang bezeichnet, welche doch nicht allein die Stellung angeht, so dürfte es besser sein, den terminus hier zu vermeiden. Fälle, wie Cic. Cat. 1, 9: tu ut unquam te corrigas? tu ut ullam fugam meditere? tu ut ullum exsilium cogites? bieten in rhetorischer Beziehung

Anaphora, in Bezug auf die Satzgliederung, welche mit dem Rhetorischen nichts zu thun hat, Konzinnität. Als Beispiel für diese: Caes. (b. G. 2, 27): ausos esse transire latissimum flumen, ascendere altissimas ripas, subire iniquissimum locum. — Käme es aber auf Einführung eines bestimmteren terminus an, so ist auch dieser in dem *ἰσόκωλον* der Alten schon vorhanden. Da wir diese Figur noch bei den rhetor. Figg. besprechen, führen wir hier nur an den Anon. (*περὶ σχημ.* bei Speng. Vol. III, p. 155): *Ἰσόκωλόν ἐστι φράσις δύο ἢ καὶ πλειόνων κώλων ἀπηκριβωμένων ἀλλήλοις πρὸς ἀντιστρόφον ἐμφέρειαν, οἷον* (Ilias 7, 93): *αἴδεσθεν μὲν ἀνήνασθαι δεῖσαν δ' ὑποδέχθαι. καὶ ἄλλως* (Od. 15, 74): *χρὴ ξεῖνον παρεόντα φιλεῖν, ἐθέλοντα δὲ πέμπειν.* Quintilian (IX, 3, 80), der das *ἰσόκωλον* als „membris aequalibus" definiert, giebt als Beisp. (Cic. p. Caec. 1): si, quantum in agro locisque desertis audacia potest, tantum in foro atque judiciis impudentia valeret. Cornificius, bei dem *ἰσόκωλον* „Compar" heifst (IV, 20) hat u. a. das Beisp. Alii fortuna facilitatem dedit, huic industria virtutem comparavit. Im Carm. de figg. vs. 82 heifst das Isok. Parimembre. (Weiteres unten im T. II.)

Der Name Chiasmus für Stellungen, wie Caes. (b. G. 6, 16): pro vita hominis nisi hominis vita reddatur, oder Cic. (Tusc. 3, 31): quamdiu vixit, vixit in luctu, erscheint passend, aber die Alten hätten wohl die Bezeichnung *προϋπάντησις* (*προαπάντησις, προσυναπάντησις*) für die von uns gemeinte Stellung gebraucht. Im Carmen de fig. (rhet. Lat. min. H. p. 69) heifst es: *Προϋπάντησις.* Fit praeoccursio, si reddas priu' posteriori. Ut: „Pluvias cernas nolle istos ac cupere illos: Artrantes cupiunt imbrem noluntque viantes." So Zonaeus (Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 170): *προαπάντησις γίνεται, ὅταν δύο τινὰ θέντες πρὸς τὸ δεύτερον ἀπαντήσωμεν πρότερον, οἷον καλὸν παιδεία καὶ πλοῦτος, ἐφ' ὅσον ὁ μὲν τὸ σῶμα κοσμεῖ, ἡ δὲ τὴν ψυχὴν καλλύνει.* (Ebenso Anon. *περὶ σχημ.* l. c. p. 187.) Alexander (l. c. p. 40) nennt die Figur *προσυναπάντησις* und citiert z. B. Ilias 4, 450: *ἔνθ' ἅμα οἰμωγή τε καὶ εὐχωλὴ πέλεν ἀνδρῶν ὀλλύντων τε καὶ ὀλλυμένων,* wo *ὀλλύντων* auf *εὐχωλή, ὀλλυμένων* auf *οἰμωγή* geht.

Χιασμός wird von Hermogenes (*περὶ εὑρέσ.* bei Speng. Vol. II, p. 243) genannt, wenn bei vier Satzgliedern das vierte dem ersten entspricht, das dritte dem zweiten; er stellt dieser *περίοδος χιαζομένη* die *ἀναστρεφομένη* gegenüber, bei der das dritte dem ersten, das zweite dem vierten Gliede entspricht. (cf. die Komment. des Max. Planudes (Rhet. Gr. ed. Walz Vol. V, p. 245 sq.)

und Anon. schol. (l. c. Vol. VII, P. II, p. 815.) *Χιασμὸς τὸ σχῆμα* bemerkt Schol. zu Aristid. Panath. 188, 8. (cf. auch Schol. 117, 19.) — Vide auch Ernesti lex. techn. gr. s. v. *χιάζεσθαι.* — Beispiele für chiastische Wortstellung: Plat. (Legg. 882) *καὶ πρὸς ἄνδρας γυναιξὶ καὶ ἀνδράσι πρὸς γυναῖκας;* Id. (de rep. 494): *πᾶν μὲν ἔργον, πᾶν δ' ἔπος λέγοντάς τε καὶ πράττοντας;* Hom. (Od. 8, 63): *τὸν πέρι Μοῦσ' ἐφίλησε, δίδου δ' ἀγαθόν τε κακόν τε· ὀφθαλμῶν μὲν ἄμερσε, δίδου δ' ἡδεῖαν ἀοιδήν;* Cic. (Fin. 3, 3): ratio nostra consentit, pugnat oratio; Id. (N. D. 2, 50): Cornibus tauri, apri dentibus, morsu leones se tutantur. Im Dtsch. ist z. B. Parallelism. der Stellung bei Goethe (Tasso): Antonio geht frei umher und spricht Mit seinem Fürsten; Tasso bleibt dagegen Verbannt in seinem Zimmer und allein; Chiasm. bei Schiller: Du beugtest Dich; drum hat er dich erhoben; und: Ihn mufst' ich ehren, darum liebt' ich ihn; Racine: Je l'évite partout, partout il me poursuit; Delille: Pour elle il s'embellit, et s'embellit par elle (cf. Mätzner, frz. Gr. p. 632); Il s'est plaint de tout le monde, et personne ne s'est loué de lui. — D'Héroine d'un grand parti elle en devint l'avanturière. — Qu'elle s'est servie de Dieu et du peuple, et qu'elle n'a servi ni le peuple ni Dieu. u. a. m. bei Géruzez. (Études littéraires cet. Archiv für neuere Spr. LIII. Bd. Hft. 2. Jahrg. 74.) Byron: To rave with Dennis, and with Ralph to rhyme; Scott: Hearts firm as steel, as marble hard (cf. Mätzner, engl. Gr. II, 2, p. 564).

In den alten Sprachen zeigt sich der Parallelismus, Chiasmus und die aus beiden gemischte Satzgliederung von entscheidender Wichtigkeit für die lautliche Seite der Rede, so dafs namentlich für das Lateinische diese Figuren „als die den Organismus der Periode und des Satzes beherrschenden Mächte“ gelten können (vide Nägelsbach, lat. Stil. § 166); der deutschen Sprache würde „eine nach lateinischer Weise bis ins innerste gegliederte Prosa ihre Innigkeit, ihre Seele rauben“. Freilich warnt auch Cicero (or. 62) vor der in quadrum numerumque redacta oratio: detrahit praeterea actionis dolorem, aufert humanum sensum actoris, tollit funditus veritatem et fidem.

Inversion der gewöhnlichen Wortstellung blofs aus Gründen des Wohlklangs und Rhythmus fällt in den neueren Sprachen überwiegend der gebundenen Rede zu, wie wenn z. B. im Dtsch. einander beigeordnete Worte getrennt werden, wie (Schill.): Streng herrscht und blind der eiserne Befehl; (Goethe): Seine Wort' und Werke merkt' ich und den Brauch; oder wenn der Gen.

sich von seinem Subst. trennt; (Goethe): Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst auf einmal unter; oder ihm vorangeht (Bürger): Des Landes Heerstrom wuchs und schwoll; oder wenn Attribute nachgestellt werden (Goethe): Vereint er sich Dämonen, gottgesandten; auch das Possessiv (Uhland): Roland gedacht' im Herzen sein, Was ist das für ein Schrecken! oder wenn eine gebräuchliche Inversion unterlassen wird, wie (Schill.): Nach dem heil'gen Grab sie wallen Auf der Brust das Kreuz; (Goethe): In seinen Armen das Kind war tot; oder Vorrücken des Pronomen stattfindet (Goethe): So üb' ich, weil er's verdient, an Tasso die Geduld; oder des Relativsatzes (Goethe): Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los; u. d. m.

Das rhetorische Hyperbaton sucht in den alten Sprachen im allgemeinen zur Hervorhebung des bedeutsamen Begriffs die erste Stelle im Satze oder die letzte; die erste Stelle ergreift besonders gern der vordringende Affekt, die letzte wählt eher zu mehr bleibender Wirkung die Reflexion. So Aristoph. (Ran. 1454): *τὴν πόλιν νῦν μοι φράσον πρῶτον, τίσι χρῆται· πότερα τοῖς χρηστοῖς;* Plat. (Gorg. 474): *τά γε κατὰ τοὺς νόμους καὶ τὰ ἐπιτηδεύματα οὐ δήπου ἐκτὸς τούτων ἐστὶ, τὰ καλά;* Cic. (Mil. 4): Silent leges inter arma; id. (off. 3, 11): Est hominum naturae, quam sequi debemus, maxime inimica crudelitas. Auch im Deutschen können Satzglieder durch diese Stellungen hervorgehoben werden, z. B. Schiller: Abtreiben wollen wir verhaſsten Zwang; die alten Rechte, wie wir sie ererbt von unsern Vätern, wollen wir bewahren; (im Nebensatz stellt sich das hervorzuhebende Subj. nach; (Schiller): Sollen wir erleiden, was uns in seiner Macht kein Kaiser durfte bieten?) Freiligrath: Dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe; aber es zeigt sich, wie schon bemerkt, jede von der gewöhnlichen abweichende Stellung auffallend genug, um zu rhetorischer Wirkung kommen zu können. So z. B. wiegt ein nachgesetztes Attribut schwerer, (Schiller): Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehn, den allvermögenden, in seinem Lager; Hêliand (5): That wolda thô wîsarô filo liudô barnô lobôn, lêra kristes, hêlag word godas, endi mid irô handon skriban berehtlîko an buck, hwô sia skoldin is gibodskip frummian, firihô barn. Ebenso der vorgesetzte Genetiv (Sch.): Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel gröſstes aber ist die Schuld; auch die an das Verbum gezogene Präposition (Fichte): Legt ab jene Verachtung für gründliches Denken; u. d. m.

Im Französischen sind Inversionen in Fragesätzen, nach aussi, peut-être cet. im usus; für Berücksichtigung der Euphonie bleibt etwa in der Stellung des Vokativs und adverbialer Bestimmungen einige Freiheit; zur Erreichung rhetorischer Wirkung findet sich indes besonders in der gebundenen Rede auch das Hyperbaton. Paul Ackermann hebt in seiner Schrift: „Du principe de la Poésie et de l'éducation du poète“ p. 75 bis p. 107 die für die frz. Sprache möglichen Mittel zur Inversion hervor; sie eigneten besonders zwar der „langue poétique“, aber, wie er (p. 76) sagt: N'oublions pas — que la prose diffère moins de la poésie par la nature des moyens d'effet que par leur nombre. Er beklagt, dafs das moderne Frzsch. „une langue oratoire et didactique“, ja „géométrique“ geworden und in Pedanterie verfallen sei, will auf die „spontanéité pure“ und „vie presque toute instinctive de notre vieille langue“ zurück und stellt als Vorbilder la Fontaine und Béranger hin. (Man vergleiche Mätzner, frz. Gr. p. 614—652.) — Wir geben einige Beisp. des rhet. Hyperb. (Surville): Hors de son nid ne sort même l'hironde; (Béranger): Au toit du pauvre il répand l'allégresse, A l'opulence il sauve des ennuis; (Corneille): Et des mêmes présents qu'il verse dans mes mains, J'achète contre lui les esprits des Romains; (Delavigne): Non, non, de mes amis aucun n'eût fait cela; (Le Bas): Viennent ensuite les députés de la Grèce; (Regnard): Ah! Ah! nouvelle est la maxime; (Molière): A recevoir le monde on vous voit toujours prête; (Chateaubriand): Père de la puissance, le désir ou l'espérance est un véritable génie; (Acad.): Somme toute, c'est un pauvre homme. —

Im Englischen ist nur in der gebundenen Rede das Euphonische mitbedingend für die Stellung; für das rhet. Hyperb. sind einige Beispiele: (Shakesp.): High sparks of honour in thee have I seen; (Byron): Time presses, floats my bark; (Shakesp.): For die you shall; (Milton): Thou My being gav'st me; (Shakesp.): adversity's sweet milk, philosophy; (Milton): Of all thy sons The weal or woe. — (cf. Mätzner, engl. Gr. II, 2, p. 539 sq.) —

2. Anastrophe.

Die Inversion, welche nur zwei Wörter betrifft, hat man Anastrophe genannt, und man bezeichnet mit diesem Ausdruck auch zuweilen die Tmesis oder Diakope. (vide oben p. 551 sq.) Diomedes (Art. Gr. p. 456), der Anastrophe als „inversio dictio-

num contra rectum ordinem orationis“ definiert, unterscheidet sie von der Tmesis (diacope) so, dafs sie sei: duorum verborum ordo praeposterus nullo interposito extrinsecus verbo, ut (Virg. Aen. V, 663): transtra per et remos oder (Virg. Aen. II, 355): lupi ceu, während bei der Tmesis ein fremdes Wort dazwischentrete, wie (Virg. G. III, 381): septem subjecta trioni. Ebenso Charisius (IV, 4). Carmen de figg. (Rhet. Lat. ed. Halm p. 69) sagt von der Anast.: „Esse reversio et in prosa solet, ut fit in istis: Pauxillam ob culpam,“ — „male quod vult“ — „praecipiti in re,“ — „Trojanos facit ire ut divus Homerus aves ut.“ (Ilias 3, 2: *ἴσαν, ὄρνιθες ὥς*). Gewöhnlich bezeichnet Anastrophe die Nachstellung der Präposition, mit welcher Zurückziehung des Accents (Apoll. Dysc. de constr. 4, 1; 4, 2) (auch *ἀναβίβασις, ὑπερβιβασμός* [Schol. Thuc.*)] genannt) verbunden ist. Eustath., der zu *B*. 52, 4 es so nimmt, versteht auch darunter Umsetzungen, wie *θυμοδακής* statt *δακέθυμος*. (p. 1590, 43.) Umstellung der Präpos. findet sich auch im Lat. wie Virg. (Aen. 1, 13): Italiam contra; (1, 32): maria omnia circum; Hor. (Sat. I, 3, 53): acres inter; im usus ist sie in Fällen, wie multis de causis, magna ex parte, summa cum cura cet., wo der Adjektivbegriff den Nachdruck hat. — Im Dtsch. gehört dahin wohl, wenn man verbindet: demnach, dagegen, kopfüber, bergauf cet.

3. Synchysis.

Wird durch Inversionen die Deutlichkeit des Sinnes und die Harmonie des Ausdrucks beeinträchtigt, so nennt man dies Synchysis. Hermogenes (*περὶ ἰδ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. II, p. 286) stellt sie der Klarheit gegenüber: *ἐναντίον δὲ εὐκρινείας σύγχυσις, ἣ δὴ γίνεται, ὅταν χωρὶς τῶν ποιούντων εὐκρίνειαν περιβάλλῃ τις καὶ μεστὸν ποιῇ τὸν λόγον, ἥπερ καὶ κακία ἐστὶ λόγου.* — Servius (Aen. II, 348): obscuritatem fecit hoc loco et Synchysis (statt Synchesis, Sinthesis) i. e. hyperbati longa confusio. — Donatus (ars gr. III, 6) definiert: *Σύγχυσις* est hyperbaton ex omni parte confusum, ut: Tris Notus abreptas in saxa latentia torquet. — Saxa vocant Itali, mediis quae in fluctibus, aras (Virg. Aen. I, 108). Diomedes (p. 456) nennt die Synch. ein „hyperbaton obscurum“, ebenso Charisius; Beda wie Donat. (vid. Cit. oben p. 551 sq.) Man nennt auch Verletzung des Metrums: *σύγ-*

---

*) Bei Ap. Dysc. (de constr. 4, 3) ist *ὑπερβιβ.* Nachstellung der Präposition und auch anderer Wörter.

χυσις μέτρου (Walz, rhett. III, p. 209); Unklarheit der Beziehung, wie, wenn gesagt wird: *δεινόν ἐστι τοῦτον τύπτειν τοῦτον* nennt Anaximenes (rhet. c. 25) ebenfalls „*συγκεχυμένον.*"*) Weiteres bei Eustath. p. 1354, 29. — Beispiele sind etwa: Plat. (legg. 855): *θανατὸν δὲ ἢ δεσμοὺς ἢ πληγὰς ἤ τινας ἀμόρφους ἕδρας ἢ στάσεις ἢ παραστάσεις εἰς ἱερὰ ἐπὶ τὰ τῆς χώρας ἔσχατα — γίγνεσθαι δεῖ* (nämlich: *ἢ στάσεις εἰς ἱερὰ ἢ παραστάσεις ἐπὶ τὰ τῆς χ. ἐ*). (Vide Braun, de Hyperbato Platonico p. 5); Hor. (sat. I, 5, 72): ubi sedulus hospes Paene macros arsit, dum turdos versat in igni (nämlich: hospes paene arsit, dum versat t.); Klopstock (Wingolf): Kömmst Du von den unsterblichen sieben Hügeln, Wo Scipionen, Flaccus und Tullius, Urenkel denkend, tönender sprach und sang; Ders. (Zürchers.): Hallers Doris, die sang, selber des Liedes wert, Hirzels Daphne, den Kleist innig wie Gleimen liebt. —

4. Hysteron-Proteron. (Hysteroiogia.)

Gregor. Cor. (*περὶ τρόπ.* Rhetor. Gr. Sp. Vol. III, p. 225) sagt: *ὑστερολογία ἐστὶ μέρος λόγου, ὅταν ὃ δεῖ πρῶτον λέγειν ὕστερόν τις ἐπιφέρῃ, οἷον* (Od. 10, 417): *ἅμα τράφεν ἠδ' ἐγένοντο, ἀντὶ τοῦ ὁμοῦ ἐγένοντο καὶ ἐτράφησαν* cet. (Greg. rechnet auch hierher z. B. *δούπησε δὲ πεσών*). Georg. Choerob. (l. c. p. 255) nennt die Hysterol. *λόγος „πρωθύστερος;* Donatus (l. c.) hat: hysterologia vel *ὕστερον πρότερον;* er definiert: est sententiae cum verbis ordo mutatus, ut (Aen. I, 179): torrere parant flammis et frangere saxo. Acron zu Hor. ep. I, 1, 48: *ὕστερον πρότερον;* ebenso bei Diomedes und Beda (l. c.); bei Eustath. (p. 80 p. 97 u. s.); auch *πρωθύστερον.* **)

Das Hyst. Prot. giebt in dem Vorangestellten den eigentlichen Inhalt der Aussage und läfst dann, wie zur Erklärung, das zeitlich Frühere, aus welchem jenes hervorging, nachfolgen. Bei Homer

---

*) Apollon. Dysc. (de constr. I, 5) nennt es *σύγχυσιν* — Verdunkelung — *τοῦ γένους,* dafs z. B. *τῶν* die Geschlechtsunterschiede nicht zeigt; in Bezug auf den Numerus z. B. Ariston. Il. VIII, 73, 74: *σύγχυσις τοῦ δυικοῦ σχήματος.*

**) Servius (zu Virg.) nennt meist Hysterologie, was sonst Anastrophe heifst. Aen. II, 162: hysterologia unius sermonis est, ut (V, 663): Transtra per et remos. (ib. I, 307, 388; II, 731; VI, 171) doch hat es ihm auch nicht selten die Bedeutung von seinem „Hysteron Proteron in sensu" (I, 78. 264; III, 300, 589 u. sonst) z. B. II, 10; IV, 14, 33; XI, 191; Ecl. VI, 42; Ge. I, 267. — Prothysteron hat er Aen. IX, 565. —

ist die Fig. häufig, z. B. (Od. 4, 723): *ὅσσαι μοι ὁμοῦ τράφεν ἠδ' ἐγένοντο* (vide Ameis zu d. St.); Od. 4, 476: *ἱκέσθαι οἶκον εὐκτίμενον καὶ σὴν ἐς πατρίδα γαῖαν;* Od. 5, 229: *αὐτίχ' ὁ μὲν χλαῖνάν τε χιτῶνά τε ἕννυτ' Ὀδυσσεύς;* (cf. Classen, Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch p. 200). Auch sonst z. B. Soph. Oed. tyr. 820; Eur. Suppl. 918; Xen. Mem. 3, 5, 10. — Bei Virgil (Aen. II, 353): Moriamur et in media arma ruamus; Ter. (Heaut. III, 1, 21): valet atque vivit; Hor. (Sat. II, 3, 294): mater delira necabit — febrimque reducet. Von den Neueren: Nibel. 2033 sq.: Dô sprach zuo dem künege der starke Gêrnôt: sláhet uns éllènden, und lât uns zuo z'iu gân hin nider an die wîte. Wolfram (Parz. 119, 3): die hiez sie vaste gâhen vogele würgen unde vâhen. Goethe (H. u. Dor. Polyh.): Da versetzte der Vater und that bedeutend den Mund auf.

5. Parenthesis.

Quint. (IX, 3, 23): „quod interpositionem vel interclusionem dicimus, Graeci *παρένθεσιν, παρέμπτωσιν* vocant, dum continuationi sermonis medius aliqui sensus intervenit.“ Rut. Lup. (Rhet. Lat. H. p. 10): „aliquid interponitur, quod neque ejus sit sententiae neque omnino alienum ab ea sententia“; Jul. Rufinian. (l. c. p. 51) übersetzt parenth. mit interruptio oder interjectio, wie Carm. de figg. (l. c. p. 68); Charisius, Diomedes (welche für Parenth. auch *διάλυσις* setzen), Donatus, Beda vide oben p. 551 sq. Serv. (Aen. I, 65): parenthesis est, quotiens remota de medio sententia integer sermo perdurat. — Der terminus *παρέμπτωσις* findet sich bei Dionys. Hal. (ep. ad Amm. II, p. 133 ed. Sylb.): *ἐνθυμημάτων τε καὶ νοημάτων αἱ μεταξὺ παρεμπτώσεις πολλαὶ πινόμεναι διὰ μακροῦ τὴν ἀκολουθίαν κομίζονται;* auch bedeutet *παρεμβολή* dieselbe Sache, wie Ps. Plut. (de vit. Hom. II, 31) definiert, ferner Alexander (*περὶ σχημ.* Rhet. Gr. Sp. Vol. III, p. 39) und Tiberius (l. c. p. 81). (vid. oben p. 551.) Den Begriff der Parenthesis bezeichnen auch *ἐπεμβολή* (Hermogenes *π. ἰδ.* Sp. II, p. 328), *μεταξυλογία* (Theon prog. Sp. II, p. 82), *διὰ μέσον* (Porphyr. zu Hor. od. III, 5, 6).

Der Zwischensatz hängt syntaktisch mit dem Hauptsatz zusammen, die Parenthesis ist ein an sich selbständiger Satz, welcher in einen anderen eingeschaltet wird, weil sein Inhalt zwar wichtig genug scheint, um die Konstruktion zu durchbrechen, aber

nicht der Darstellung selbst angehört, sondern ein Subjektives — Erläuterung, Urteil, Ausdruck des Affekts — herzubringt. Zuweilen, z. B. wenn die Parenth. erläutert, könnte sie auch wohl dem grammatischen Bau eingefügt werden, aber an Gewicht würde sie dadurch verlieren; man vergleiche z. B. Ilias (I, 5): *αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν — Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή —, ἐξ οὗ* — cet. mit Od. (8, 82): *τότε γὰρ ῥα κυλίνδετο πήματος ἀρχὴ Τρωσί τε καὶ Δαναοῖσι Διὸς μεγάλου διὰ βουλάς.* (Ilias I, 5 wird übrigens von mehreren Gelehrten nicht als Parenthes. gefaſst; vide Ameis im Anh. zu d. St.) — Wir führen noch einige Beispiele an. Schiller: Aber mit zärtlichem Liebesblick — Er verheiſst ihm sein nahes Glück — Empfängt ihn Fräulein Kunigunde; Ders.: Er hört — schon kann er nicht mehr sehn — die nahen Stimmen furchtbar krähn. — Virg. (Ecl. IX, 23): Tityre, dum redeo — brevis est vita — pasce capellas, Et potum pastas age, Tityre, et inter agendum Occursare capro — cornu ferit ille — caveto; Ders. (Aen. I, 65): Aeole — namque tibi divom pater atque hominum rex Et mulcere dedit fluctus et tollere vento — Gens inimica mihi cet. Hom. (Ilias 7, 390): *κτήματα μὲν ὅσ' Ἀλέξανδρος κοίλῃς ἐνὶ νηυσίν ἠγάγετο Τροίηνδ' — ὡς πρὶν ὤφελλ' ἀπολέσθαι — πάντ' ἐθέλει δόμεναι;* Soph. (Philoct. 847): *ἀνὴρ δ' ἀνόμματος, οὐδ' ἔχων ἀρωγὰν, ἐκτέταται νύχιος — ἀλεὴς δ' ὕπνος ἐσθλὸς — οὐ χερὸς, οὐ ποδὸς, οὔ τινος ἄρχων;* Lamartine: Un soir, t'en souvient-il? — nous voguions en silence; V. Hugo: Parce que chaque matin — voyez-vous — la force me manque (Mätzn. frz. Gr. p. 566); Shakesp. (Haml. III, 4): You are the queen, your husband's brother's wife; And — 'would it were not so! — you are my mother! — Ders. (Haml. II, 2): When I had seen this hot love on the wing — As I perceiv'd it, I must tell you that, Before my daughter told me, what might you — think, cet.

Druck von Leonhard Simion, Berlin SW.













